Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

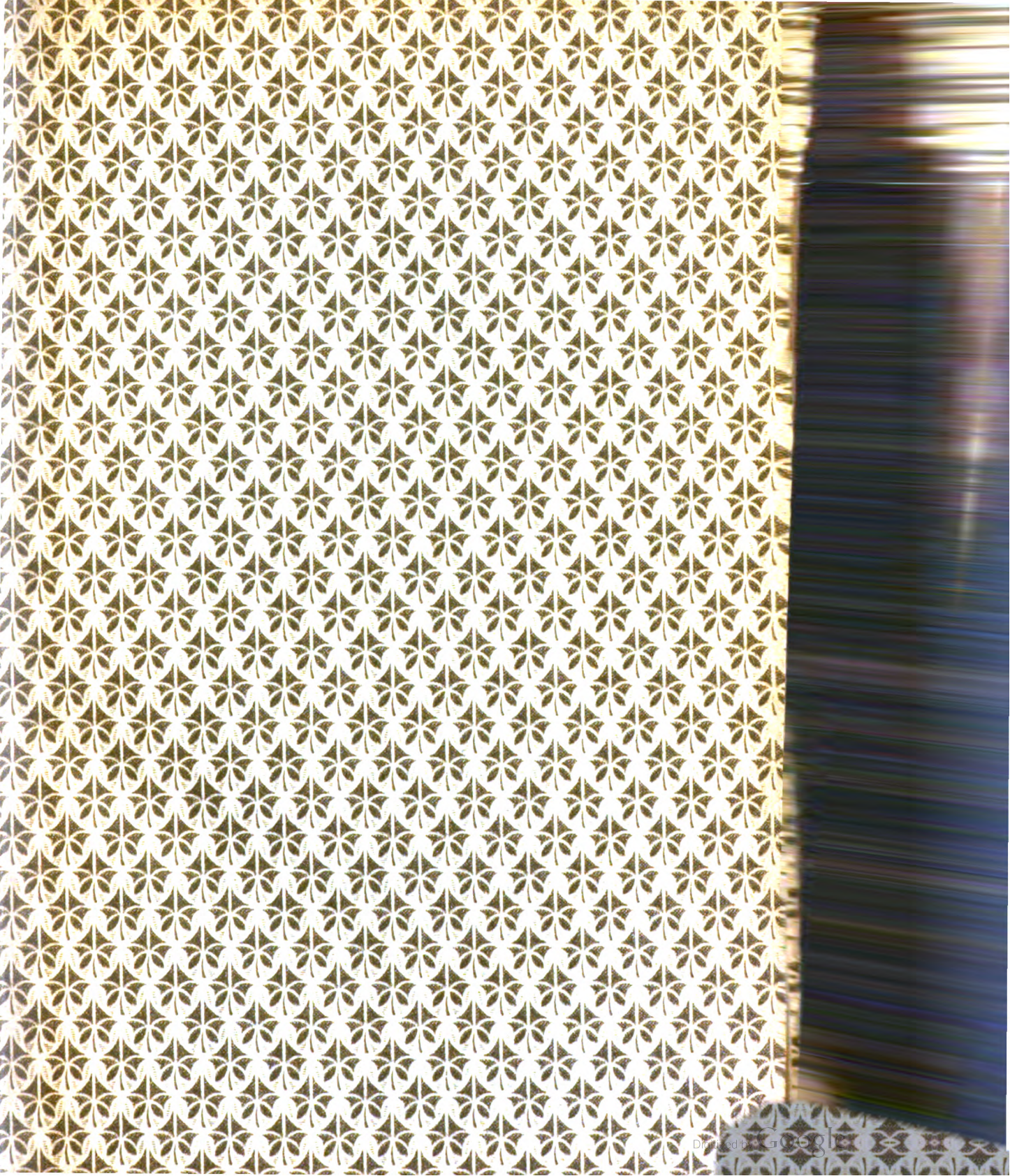
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Digitized by Google

THE
UNIVERSITY
OF CHICAGO
LIBRARY

Digitized by Google


Digitized by Google

Digitized by Google

Der Gral

Literarische Monatsschrift

Geleitet von

Franz Eichert
Wien, XVIII., Klostergasse 11

Dr. Johannes Eckardt
München, Schellingstraße 41

13. Jahrg. Heft 1/2 Okt.-Nov. 1918/19

Inhalt:

Woge zum Strand. Von Richard Knies 3
Der Spielmann Gottes. Von Anna Freiin von Krane . . 4
November. Von Heinrich Lersch 11
Ulrich von Lichtenstein. Von Richard Kralik 12
Bist heut in Nacht gegangen. Von Ferd. Mayer 20
Die zwei Wege. Von Peter Dörfler 21
Des Himmels Wild. Von Francis Thompson 36
Augustinus. Von Max Fischer 41
Kirchgang. Von Leo Sternberg 41
Hau- und Bausteine 42
Anmerkungen und Mitteilungen 54
Randzeichnungen zur Literaturgeschichte. Von Friedrich Muckermann 61
Von neuen Büchern 65

Der Gral kann bei jeder Buchhandlung, bei der Post oder unmittelbar beim Verlag bestellt werden.

Bezugspreise:

Für Oesterreich-Ungarn:		Für Deutschland, die Schweiz u. das übrige Ausland:	
Ganzjährig	K 12.—	Ganzjährig	Mk. 10.—
Halbjährig	K 6.—	Halbjährig	Mk. 5.—
Vierteljährig	K 3.20	Vierteljährig	Mk. 2.50
Einzelnummer	K 1.20	Einzelnummer	Mk. 1.—
Auslieferungsadresse:		Auslieferungsadresse:	
Innsbruck, Andr. Hoferstr. 4		München, Schellingstraße 41	

Verlagsanstalt Tyrolia.

Für alle Bestellungen, Zahlungen und sonstige geschäftliche Mitteilungen sind obige Verlagsadressen zuständig.

Digitized by Google

AP30
.G65
v.13

DIRS

Digitized by Google

Woge zum Strand.

Von Richard Knies.

Eine Woge, die im Meer jäh
aufbäumte und geheimnisvoll,
geheimnisstark aus der Tiefe in die Breite schwoll
und mit unverebbender Kraft,
vom Sturmatem aufgeborstener Sehnsucht
prall wie ein Segel gestrafft,
uferwärts fegt,
sucht meine Seele, hinbewegt
über die Wasser der Zeit,
am Ufer der Ewigkeit
Dich, Gott.
Du selbst aber bist
der harrende Jenseitsstrand,
das urewige Rückkehrland,
das nach meiner Seele durstig ist.
Von Dir gezogen, rollt die Woge und wirft sich,
fühlt sie, daß sie am Ufer sei,
aufsteigend in hoher Sänle,
mit einem ungeheueren Jubelschrei
über den Strand
ans Land,
und Du, Gott, trinkst, saugst
mich bis zum letzten Tropfen klein
ein in Dich,
o, in Dich ein.

Digitized by Google

Der Spielmann Gottes.

Von Anna Freiin von Krane.

Vor Zeiten lebte zu Assisi im Lande Umbrien ein junger Edelmann, namens Messer Orlando aus dem Hause der Scifi. Dieser war anmutig von Gestalt, höflich von Sitten und wohlgeübt in allen ritterlichen Künsten. Gar manches Mädchen blickte ihm sehnsüchtig nach, wenn er auf seinem schneeweißen Rosse daherkam, das prächtig mit purpurfarbigen Gurten aufgeschirrt war. Mancher Turnierdank aus schönen Händen wurde auch von einem vielverheißenden Lächeln begleitet, wenn er sich den Kampfpreis von der Festkönigin holte. Lauter Beifall pflegte die Lieder und Gesänge zu lohnen, die er selbst ersann und von seinen Musikern bei Gelagen vortragen ließ. Doch gab der Jüngling nichts auf all diese Auszeichnungen; sein Blick wurde um kein Fünkchen wärmer beim Anschauen der schönsten Mädchen, denn sein Herz war schwer vor Sehnsucht nach der Liebe einer einzigen Jungfrau.

Diese gefiel ihm über die Maßen, so daß er Tag und Nacht an sie dachte. Aber — Messer Orlando liebte wohl Monna Isotta, allein Monna Isotta liebte Messer Orlando nicht! Wenigstens hatte es den Anschein. Sie gab ihm nicht das leiseste Zeichen der Ermunterung, wenn er an den Fenstern ihres väterlichen Hauses vorbeiritt, kaum daß sie mit unmerklichem Neigen seinen tiefen Gruß erwiderte. Er wußte nicht, ob ihr die Blumen gefielen, die er ihr bei Gelegenheit sandte, weil sie ihm nie einen Dank sagen ließ. Und wenn sie zur Messe ging und Orlando stand am Weihwasserbecken, ihr das geweihte Naß anzubieten, da nahm sie es so gleichgültig, als ob der erste Beste es ihr geboten hätte.

Dieser Zustand betrübte Orlando tief. Er sann darüber nach und zergrübelte sich schier, wie er es anfangen müsse, um Isottas Herz zu gewinnen; es wollte ihm aber nichts einfallen, als die Dinge, die er bereits vergeblich angewandt hatte. Seitens ihrer Eltern lag ihm bei Isotta nichts im Wege, im Gegenteil, sie hätten es gern gesehen, wenn ihre Tochter und Orlando ein Paar geworden wären. Aber erstlich wollten Vater und Mutter das Mädchen zu keiner Ehe zwingen und zweitens war Orlando viel zu stolz, als daß er eine Braut anders denn mit ihrem freiesten Willen in sein Haus geführt hätte.

So standen die Sachen Monate lang, bis der junge Mann zu dem Entschlusse kam, sein Heil in einer offenen Aussprache zu suchen. Der unerträglichen Ungewißheit mußte ein Ende gemacht werden. Er nahm sich vor, so dringlich zu reden und so

Digitized by Google

liebentflammt zu bitten, daß Isotta seinem Werben nachgeben müsse. Wenn sie aber trotzdem auf ihrem Widerstand beharrte, dann wollte er das Kreuz nehmen und ins gelobte Land fahren, wo jene kämpften, die das Grab des Heilandes vor den Ungläubigen zu retten trachteten. Je eher ihm alsdann dort ein Türkensäbel den Garaus machte, desto besser!

Mit diesem Entschlusse wartete er Isottas Geburtstag ab, zog sein bestes Gewand an, nahm einige Musiker und Sänger mit und ging nach dem Haus, wo seine Schöne wohnte. Dort angekommen, pochte er fein sittig an der großen, eisenbeschlagenen Pforte und fragte, ob es genehm sei, daß er dem Geburtstagskinde ein Ständchen bringe. Diese Bitte wurde ihm gern gewährt. Ja, Donna Philomena, die Mutter der Jungfrau, führte ihn selber in den Garten, wo ihre Tochter sich aufhielt.

Dort stellte Orlando erst seine Musiker unter einer hohen Zypresse auf und gab ihnen seine Weisungen, alsdann folgte er klopfenden Herzens der edlen Frau nach dem Platze, wo ein lichtes Gewand unter blühenden Bäumen schimmerte.

Isotta war dem Tag zu Ehren sehr schön angetan mit einem meerfarbenen Uebergewande auf zartrosigem Unterkleide. Der Anzug war nach oben ein wenig offen, so daß man den Aufstieg ihres schlanken Halses sehen konnte. Ihr ährenblondes Haar ging über das seidene Gewand herab, wie lauter feine Goldfäden. Es wurde von einem Veilchenkranze bekrönt und ihre Augen waren unter diesem violenblauen Schatten so dunkel und weich wie düfteschwere Frühlingsnächte. Die Jungfrau aber ruhte in träumerischem Sinnen auf dem weichen Grase unter den blühenden Mandelbäumen, die ihren weißrosigen Schnee in tausend hinflatternden Blättchen über sie ergossen gleich einer Huldigung des Lenzes. Und sie hatte der Herannahenden nicht acht.

Es dünkte Orlando, als habe er nie ein lieblicheres Bild gesehen; er wagte den Zauber des Anblickes nicht zu stören, blieb stehen und winkte Donna Philomena zu, das gleiche zu tun. Während seine Augen die Schönheit der Geliebten eintranken, gab er seinen Musikern ein leises Zeichen und sie begannen mit einem Male das Getön ihrer Lauten und Violen erschallen zu lassen, daß es war, als musizierten alle Lerchen und Nachtigallen des umbrischen Landes zusammen. Süß und schmelzend, bittend und flehend, mit leisem Weinen der Sehnsucht warben die Töne um Erhörung und als die Instrumente auf einen Augenblick nachließen, wie überwältigt von der Inbrunst, die in ihnen lebte, da erhoben die Sänger ihre Stimmen und gaben mit Worten kund, was die Saiten nur angedeutet hatten. Bis

Digitized by Google

sich endlich Gesang und Begleitung zu einem Liebeswerben vereinigten, dem kaum ein fühlendes Herz widerstehen konnte.

Monna Isotta war zuerst ein wenig erschrocken, als die Musik so unerwartet begann, auch stieg ein leises Rot in ihre Wangen, da sie aufblickend Orlando gewahrte, der neben ihrer Mutter im Schatten der Bäume stand. Dann aber senkte sie die Augenlider, schaute nicht mehr auf und saß unbeweglich, solange die Musik andauerte. Nur ihre rechte Hand spielte mit den Halmen des Grases, auf dem sie ruhte, und das Rot ihrer Wangen erhöhte sich.

Die beiden Lauscher aber sahen sich in lächelndem Einvernehmen an und traten ganz freudig vor, als die Musiker geendet hatten. Donna Philomena sagte darauf zu ihrer Tochter:

„Mein Kind, hier ist der edle Messer Orlando, der dir zum Fest deiner Geburt diese artige Ueberraschung bereitet hat. Er will dir jetzt Glück wünschen und ich bitte dich, nimm ihn gütig an und höre, was er dir zu sagen hat. Dein Vater und deine Mutter halten ihn für einen sehr wohlanständigen, wackern jungen Mann, dem sie mit Freuden den Namen eines Sohnes beilegen möchten."

Isotta erwiderte gar nichts auf die Rede ihrer Mutter, sondern blieb mit niedergeschlagenen Augen sitzen. Orlando sah aber, als er nun zutrat und sich tief verneigte, daß ihr Gewand über dem Herzen sich stürmisch hob und senkte, als ginge ihr Atem sehr schnell.

„Wohledle Jungfrau," begann er, „laßt mich diesen Tag begrüßen. Schöner und lieblicher strahlte nie die Sonne, als heute vor achtzehn Jahren, da Monna Isotta unsere Erde mit ihrer Gegenwart beglückte. Wenn meine Gebete den höchsten Segen des Himmels herabflehen könnten, so sollen sie es heute vermögen, kraft meiner großen Liebe, um alles Glück auf Euer Haupt herniederzuwünschen!"

So sprach der Liebende, ganz langsam, schier zögernd durch das Uebermaß seiner Gefühle bedrückt, und Isotta erwiderte mit leiser Stimme, es war nur so gehaucht: „Ich danke Euch, Messer Orlando, Ihr seid sehr gütig."

Aber sie hob die Augen nicht auf, den Freier anzusehen. Nur ihre Hand zerrte und pflückte heftiger an den Grashalmen herum, was Orlando für ein günstiges Zeichen nahm. Darum fragte er: „Erlaubt mir, Madonna, daß ich mich zu Euch setze?"

Isotta nickte; da ließ er sich ihr gegenüber ins weiche Gras herabgleiten und Donna Philomena ging sachte hinweg. Sie hielt es für besser, die beiden jetzt allein zu lassen, um sich aussprechen zu können. Das befangene Wesen ihrer Tochter nahm sie für jungfräuliche Schüchternheit, die sich bald unter dem

Digitized by Google

Rosen des Bräutigams verlieren würde und so setzte sie sich frohgemut und hoffnungsvoll in angemessener Entfernung auf eine Bank und wartete geduldig auf den Ausgang des Gespräches.

Orlando und Isotta saßen mittlerweile wie zwei schöne Steinbilder einander gegenüber. Der junge Mann, der sonst so sicher war, wußte im Augenblick nicht, was er anfangen sollte, da Isotta ihm gar keinerlei Ermutigung gab. Er saß und schaute sie an, die ihm rätselhaft wurde, denn ihr Schweigen war keine Blödigkeit, sondern es glich dem sinnenden Abwägen eines Menschen, der vor einer schweren Aufgabe steht und noch nicht weiß, wie er sie lösen soll.

Darum blieben die zwei eine gute Weile stumm und unbeweglich. Ein Vöglein aber oben im Baume zwitscherte, daß es klang wie feines Gelächter und ein Windhauch kam daher, spielte mit des Mädchens blondem Haar und des Jünglings braunen Locken und warf einen Schauer silberweißer Blütenblättchen von den Zweigen auf sie herab.

Endlich gewann Orlando die Stimme wieder und er sagte, um die Stille zu brechen — kaum wußte er selber, was er sagte: „Ihr seid gänzlich ohne Schmuck und Geschmeide, Monna Isotta. Mögt Ihr den Zierat nicht, den andere Mädchen so lieben?“

„O doch,“ meinte sie und redete diesmal mit lauterer Stimme. „Ich mag wohl Geschmeide, aber es darf nicht so hart und bunt sein, wie es meistens ist.“

„Also müßte es fein und leicht sein und zart an Farbe?“ fragte er und lächelte so gewinnend dabei, daß sie Mut faßte und ihre dunkeln Augen zu ihm aufschlug.

„Ihr sagt es, Messer Orlando.“

„Nun, dann bin ich der Glücklichste der Sterblichen, Madonna, denn ich kann Euch derartiges bieten!“ Mit diesen Worten reichte er ihr ein geöffnetes Kästchen hin, das er bisher in der Hand gehalten hatte. Auf seine bittende Gebärde griff sie hinein und holte eine lange Perlenschnur hervor. Die war zart und fein und von keuschem Mondscheinflimmer. Isotta stieß einen leisen Ausruf der Bewunderung aus.

„Gefällt Euch dies? Wollt Ihr mir die Freude machen, diese Kette mir zuliebe anzulegen?“ fragte der Liebende ganz atemlos.

Da ließ Isotta die Perlen, die sie spielend durch die Finger hatte gleiten lassen, hastig ins Kästchen wieder zurückfallen. Und schüttelte mit dem Kopf dazu. „Wer Ketten anlegt, der hat einen Herrn!“ sagte sie kurz.

Digitized by Google

„Und darf ich nicht Euer Herr sein, nach dem Sprachgebrauch der Welt — Euer Diener und Ritter aber in Wirklichkeit durch meine Liebe?“ flehte er, hingerissen von seinem starken Gefühl. „Darf ich, o Vielgeliebte? Wollet mir doch endlich vertrauen! Seht Ihr denn nicht meine Sehnsucht, mein Schmachten nach Euerm Besitz? Spricht Euer Herz denn gar nicht für mich? Liebt Ihr mich denn gar nicht, mich, der ich freudig stürbe, wenn Ihr mir nur einen gütigen Blick dafür schenken wolltet?“

Da ging ein Beben durch ihre Glieder, sie schaute ihn wie hilfeflehend an und sprach mit einem plötzlichen Aufschluchzen: „Ihr fragt, ob ich Euch liebe? Ach, Messer Orlando, zürnt mir nicht, wenn ich Euch antworte, daß ich das selber nicht weiß!“

„Wie, Madonna, Ihr wißt es nicht?“

„Nein.“

„So haßt Ihr mich?“

„O nein, o nein!“

„So bin ich Euch gleichgültig?“

„Auch nicht .... auch nicht .... o nein ....“

„Nun, dann liebt Ihr mich doch!“

„Ich weiß es nicht! Bei Gott, ich weiß es nicht!“

Nun sprang Orlando jählings auf die Füße. „Isotta, das ist ein unwürdiges Spiel Euerer Laune! Ein jedes Mädchen weiß, wie es einem Bewerber gesinnt ist und Ihr solltet eine Ausnahme darin machen? Das könnt Ihr einem andern aufbinden, aber mir nicht! Wirklich ziemt es sich nicht auf meine ehrliche, treue Werbung mit solchem Schimpf und Scherz zu antworten. Besinnt Euch eines besseren! Ich habe das Recht, klar und deutlich zu hören, ob Ihr mich liebt oder nicht.“

Isotta bebte noch mehr bei dieser Anrede und preßte beide Hände zusammen, während ihr die Tränen über die Wangen liefen. „O, Messer Orlando, seid nicht so aufgebracht,“ schluchzte sie. „Geruht mich anzuhören, wenn ich mich auch ungeschickt ausdrücke. Schimpf und Spott treibe ich wahrlich nicht mit Euch! Mir ist schwer genug ums Herz.“

Ihre Demut besänftigte den Zürnenden. Er ließ sich wieder neben dem wunderlichen Mädchen ins Gras nieder und sagte, so sanft als er nur konnte: „Nun, so kündet mir Euere Meinung, ich lausche.“

Sie aber redete wie jemand, der sich mit Gewalt die Worte herauspressen muß und ihre Augen schauten an ihm vorüber ins Weite. „Es steht also um mich, daß ich von zwiespältigem Gefühlen hin- und hergezerrt werde, bis ich oft vermeine, daran zu sterben. Wenn ich Euch anschaue und Euere Stimme vernehme, so meine ich, daß ich Euch lieben könnte, wie man einen

Digitized by Google

Bräutigam liebt und daß ich Euch gern in Euer Haus folgen möchte, ach nur zu gern! Aber dann .... dann ...." sie stockte und brach ab.

Er aber drang in sie: „Aber?! Was redet Ihr von aber, Geliebte meines Herzens? Sagt mir, welche Bewandtnis es damit hat. Mißfällt Euch etwas an mir?"

„Ja!" antwortete sie ganz kurz und schroff.

Orlando aber war starr, denn das war ihm noch nie vorgekommen, daß ein Weib etwas an ihm auszusetzen gefunden hatte. Doch er bezwang sich oder vielmehr die innige Liebe bezwang ihn, so daß er nur wehmütig fragte: „Und was mißfällt Euch denn an mir, Madonna? Sagt es, und ich will trachten, es zu bessern."

„Wenn ich es nur selber wüßte!" klagte sie und hob die gefalteten Hände beschwörend auf. „Bei Gott! Wenn ich es klar erkennen könnte, ich sagte es! Aber es ist nur ein Fühlen und Empfinden, das sich jedesmal, wenn ich Euch geneigt sein möchte, dem entgegensetzt. Es ist mir dann, als fehle Euch etwas, das dringend nötig für Euch wie für mich ist, ohne das wir beide unglücklich würden, wenn wir zusammen lebten, aber was es ist, weiß ich nicht! Und warum ich so empfinde, auch nicht! Ich kann's nicht besser ausdrücken, nehmt vorlieb mit meiner ungeschickten Redeweise. Es steht nun so um mich, wie ich es sagte."

Isotta schwieg und Orlando strich sich über die Stirn, wußte nicht, was von der Angelegenheit zu halten und dachte, ein sonderbarer Traum äffe ihn. In seiner Ratlosigkeit schwieg er und sie weinte nur still in sich hinein, während das Vöglein auf dem Baume oben ganz mitleidig zwitscherte. Dem Jüngling aber schoß plötzlich ein Gedanke durch den Kopf. War das schöne Mädchen gar verrückt und unklaren Verstandes, hatte er es mit einer Wahnsinnigen zu tun? Denn so wie sie sprach, konnte doch kein vernünftiges Wesen reden. Als er aber ihre Augen ansah und das Licht des Verstandes darin erblickte, verwarf er den Einfall, ermannte sich und sagte ruhig und freundlich, doch ein wenig, wie man zu einem Kinde spricht:

„Monna Isotta, auf diese Weise kommen wir zu keinem Ziel. Ein längeres Reden darüber würde uns auch nicht weiter bringen. Darum schlage ich Euch vor, laßt die Zweifel fahren und versucht es mit mir, da Ihr mir ja doch nicht abgeneigt seid. In der Ehe habt Ihr Zeit und Gelegenheit, mich genauer zu besehen, dann werdet Ihr auch finden, was Euch an mir abstößt. Und ich gelobe Euch mit meinem heiligsten Wort, daß ich nach Kräften trachten werde, es abzulegen."

Digitized by Google

Orlando hielt inne und sah sein schönes, wunderliches Gegenüber fragend an. Da er aber keine Antwort erhielt, fügte er hinzu: „Seid Ihr mit meinem Vorschlag einverstanden?“

„Nein,“ antwortete sie.

Der Jüngling wurde blaß. „Also wollt Ihr mich nicht zum Bräutigam haben?“ fragte er mit bebenden Lippen.

Und wie ward ihm, als sie schluchzend hervorstieß: „Ich weiß es ja nicht! Ich weiß es ja nicht!“

Da war's mit seiner Geduld am Ende. Er sprang auf seine Füße, machte eine spöttische Verbeugung und sagte: „Es scheint, daß Ihr mich zum Narren haben wollt. Doch dafür bin ich zu gut! Sucht Euch einen andern Einfaltspinsel, um Euere Launen an ihm auszulassen, ich gebe mich nicht dazu her!“

Damit stürmte er fort, ohne nur einmal nach rückwärts zu schauen, obwohl ihm ein Schrei nachhallte: „Orlando, Orlando, so bleibt doch!“ Das war aber in den Wind gerufen, denn er war schneller samt seinem Gefolge aus dem Garten verschwunden, als Donna Philomena von ihrer Bank herbeieilen konnte, um zu erfragen, was vorgefallen sei.

Sie fand ihre Tochter in Tränen aufgelöst und das Kästchen mit den Perlen am Boden liegend, von einem Fußtritt des abgewiesenen Freiers getroffen, daß es auseinander gesprungen war und der kostbare Inhalt unter den Grashalmen hervorschimmerte.

Doch auch die zärtliche Mutter brachte nichts anderes aus ihrer Tochter heraus, als was Isotta bereits gesagt hatte, nämlich, daß sie jedesmal, wenn ihre Neigung zu Orlando hinstrebte, eine unwiderstehliche Hemmung empfand, die sie von ihm zurückhielt. Isotta klagte, daß sie selber am schwersten unter diesem unglückseligen Gefühlszwiespalt litte, daß sie schon zu Gott gefleht hätte, sie davon zu befreien, doch ohne Erhörung zu finden und daß sie nun keinen andern Rat wüßte, als sich in das schwere Schicksal zu fügen und den Gedanken an eine Verbindung mit Orlando fahren zu lassen. Es sei wohl nicht Gottes Wille!

Den Eltern blieb daraufhin nichts anderes übrig, als Orlando dies trübselige Endergebnis so glimpflich wie möglich beizubringen, er aber kam ihnen auf halbem Weg entgegen. Um keinen Preis wollte er eingestehen, wie die Abweisung ihn schmerzte, sondern er meinte leichthin, es sei gewiß besser, die ganze Angelegenheit ruhen zu lassen, da er auch zu der Ueberzeugung gekommen sei, er und Isotta paßten nicht zu einem Ehepaar. Als die alten Leute ihm die Perlenschnur zurückgeben wollten, bat er sie in ziemlich hochfahrenden Ton, doch wegen der Kleinigkeit kein Aufhebens zu machen, er sei nicht

Digitized by Google

gewohnt, Geschenke zurückzunehmen. Monna Isotta möge mit den Perlen nur machen, was ihr gefiele, sie ins Feuer werfen — ganz nach Laune, es sei ihm einerlei. Weil nun die Alten es nicht mit ihm verderben wollten und weil es ihnen auch wirklich sehr leid um ihn tat, sagten sie Ja und Amen zu seinen Worten, nahmen die Perlenschnur wieder mit und gingen nach Hause, tiefbetrübt, ihren Lieblingswunsch vereitelt zu sehen. Und doch konnten sie ihrer Tochter nicht zürnen, denn sie sahen, wie Isotta unter dem Geschehenen litt.

Sie wurde bleich und ihre Augen behielten den traurigen Ausdruck bei, den sie an jenem Geburtstag erhalten hatten. Wenn sie auch um der Eltern willen bei Tage sich mühte, heiter zu scheinen, so weinte sie dennoch in der Nacht desto mehr und benetzte oft die Perlen, die sie heimlich in ihrer Truhe hielt, mit bittern Zähren.

Perlen bedeuten Tränen, dies Sprichwort hatte sich an ihr bewährt.

(Fortsetzung folgt.)

o o o

November.

Von Heinrich Lersch.

Es weint ein seltsam Lied sich durch den Wald,
Ist's Vogel- oder Menschenton?
Ist es der Wind, der Aeste geigt?
Der Nordwind hat sich aufgemacht,
Er fegte erst die Felder kahl,
Dann ging er durch den Sommerwald
Und trank der Blätter grünes Blut
Und nahm die bunten Stimmen mit.

Nun deckt ein Schleier, grau und dicht,
Das welke Antlitz der Natur,
Daß niemand ihren Kummer sieht,
Es weint sich durch den Wald
Ein seltsam Lied.

Digitized by Google

Ulrich von Lichtenstein.

Von Richard Kralik.

Aller unser Wissen über den Minnesang wird ergänzt durch die Memoiren, die einer der besten und interessantesten Sänger über sein eigenes Künstler- und Minneleben hinterlassen hat. Ulrich von Lichtenstein gibt allerdings in diesen Denkwürdigkeiten nur einen Teil seiner Biographie. Er übergeht die wichtige Arbeit, die er als Staatsmann, als Politiker, als Krieger, als Diplomat geleistet hat. Diesen anderen Teil seines Lebens müssen wir aus Urkunden und Chroniken erschließen. Er war 1241 Truchseß, später auch Marschall der Steiermark, seines Heimatlandes. Im Jahre 1255 verfaßte er seine Biographie unter dem Titel „Frauendienst" in äußerst wohllautenden achtzeiligen Strophen, die wohl auch gesungen wurden. Nach einem Preis der Frauenwürde beginnt er also:

Nach diesem Lob so heb ich an
Ein Märe, wie ich bestens kann.
In Gottes Namen ich es hebe
Und wünsche wohl, daß er auch gebe
Den mir so zuchterreichen Mut,
Daß es euch alle dünke gut;
So wird mein Arbeit nicht verlorn.
Ich hab das Lügen dran verschworn.

Er erzählt nun, wie er schon als Knappe fünf Jahre lang (1211—1215) einer hohen Frau diente. Er läßt darüber „Herz" und „Leib" ein Zwiegespräch führen. Die Dame muß von höchstem Stand gewesen sein, vielleicht die Gemahlin oder Verwandte des Herzogs Heinrich von Mödling. Der Markgraf Heinrich von Österreich, in dessen Dienst Ulrich dann kommt, lehrt den Jüngling „süße Tugend, reiten, mit den Frauen ziemlich sprechen, süße Worte tichten." Drei Jahre lang fährt er dann turnieren in Knechtes Weise, zu lernen nach Knechtes Preise, bis er 1222 zu Wien bei der Hochzeit der Tochter des Herzogs Leopold des Glorreichen mit vielen anderen Knappen Ritter wird. Durch seine Niftel schickt er der Dame sein erstes Lied, eine Tanzweise, die er offenbar von einem andern aufschreiben und notieren ließ:

Weibes Güte niemand mag
Volloben an ein Ende gar.
Mein Herze blüht nun manchen Tag:
Sie machet mich gar Sorgen bar,
Wenn ich sie seh gekleidet stehn
Und also schöne vor mir gehn
Gleich einem Engel wohlgetan.

Nachdem er sich eine ihn offenbar entstellende Hasenscharte zu Graz operieren ließ, dichtet er in der Wiedergenesung eine zweite Tanzweise:

Digitized by Google

Nicht ist was ich singe
Von der Nacht; die gibt mir Freude nicht.
Mein Hochgedinge
Liegt an dem Tag, denn der ist licht.
Auch ist sein Schein
Der Frauen mein
Viel gleich; des muß er selig sein.

Es kommt nun die „Aventür, wie der Ulrich mit seiner Frauen ward erst redehaft". Darauf dichtet er „eine lange Weise":

Fraue, liebe Fraue mein,
An deinem Dienst ich nicht verzage.
Wie du willst, so will ich sein;
Dabei so merke, was ich sage:
Frau, ich weiß wohl, ob mir deinen Freundesgruß
Nicht verdienen meine jungen Tage,
Daß ich in Sorgen altern muß.

Darauf bekommt er aber von seiner Dame eine stolze Zurückweisung:

Wer mutet, was er doch nicht soll,
Der hat sich selbst versaget wohl.

Dennoch tut er seiner Frau zu Ehre auf dem Turnier zu Friesach (1224) das beste, zudem gelingt ihm die Tanzweise, die wir heute für eins der schönsten Lieder der ganzen Weltliteratur schätzen müssen:

In dem Walde süße Töne
Singen kleine Vögelein.
An der Heide Blumen schöne
Blühen gen des Maien Schein.
Also blüht mein hoher Mut
Mit Gedanken gen ihr Güte,
Die mir reich macht mein Gemüte,
Wie der Traum den Armen tut.

Ulrich setzt hinzu: „Das Lied zu Friesach ist fürkommen, es hat manch Ritter da vernommen, der davon sprach, es wäre gut. Die Weise ist neu und hochgemut, die Worte sind süße und dazu wahr." Dann kommt die „Aventür, wie Ulrich seinen Finger im Turnier verlor." Indessen dichtet er immer fort. Die siebente Singweise (nicht Tanzweise) klingt so:

Weh, warume solln wir sorgen?
Freud ist gut.
Von den Weiben soll man borgen
Hohen Mut.
Wohl ihm, der ihn kann gewinnen!
Der ist wohl ein selig Mann.
Freude soll man durch sie minnen,
Denn da liegt viel Ehren dran.

Es folgt die „Aventüre, wie der Ulrich seinen (wunden) Finger abschlug und sandt ihn seiner Frauen", und weiters die berühmte „Aventüre, wie der Ulrich in Königinnenweise fuhr

Digitized by Google

durch die Lande mit Ritterschaft". Er läßt im März 1227 einen Brief ergehen, der also lautet: „Die werte Königinne Venus, Göttinne über die Minne, entbietet all den Rittern, die zu Langparten und zu Friaul und zu Kärnten und zu Steier und zu Oesterreich bis hin zu Böheim gesessen sind, ihre Hulde und ihren Gruß, und tut ihnen kund, daß sie durch ihre Liebe zu ihnen fahren will und will sie lehren, mit wie getanen Dingen sie werter Frauen Minne verdienen oder erwerben sollen ... Welch Ritter gegen ihr kommt und ein Speer wider sie entzwei stöcht, dem gibt sie zu Lohn ein golden Ringelein, das soll er senden dem Weibe, die ihm die liebest ist. Das Ringelein hat die Kraft, welcher Frauen man es sendet, die muß immer desto schöner sein und muß ihn ohne falsch minnen, den der ihrs hat gesandt" — usw. Lichtenstein selber war als Venus gekleidet und ritt so immerfort zu Ehren seiner Dame turnierend, von Mestre bei Venedig über Wien bis an die böhmische Grenze. Bei Traiskirchen, südlich von Wien, kommt ihm sein Knappe entgegen „und sang ein Lied so an der Stund; damit so tät er mir das kund, daß er mir brächt die Botschaft, die mir gäb hohes Mutes Kraft. Das Lied mir in das Herze klang, das da der höfische Kluge sang, es tät mir innigliche wohl, weil ich da ward von Freuden voll. Es deucht mich süß, es deucht mich gut: von ihm ward ich viel hochgemut. Mein Mut stund auf Gelingen hoch. Nu hört das Lied, das sprach also: Ihr sollt sprechen willekommen!" usw. Der Bote sang die erste Strophe des berühmten Liedes Walthers von der Vogelweide, der damals noch lebte. Er brachte ihm Botschaft von der Dame, die mit seinem Ehrendienst wohl zufrieden war. Ulrich dichtet zum Abschluß der außerordentlichen Ritterfahrt die elfte Singweise:

Viel selig Minne, hab ich nu getan
Den Dienst, den deine Gewalt mir gebot,
Des soll deine Hilfe genießen mich lan*)
Hilf, wenn du kannst für die sehnende Not,
Daß die viel Süße noch tröste meinen Mut,
Die mich trauern tut.
Erfreut mich an beide: ihr seid doch gut!

Die Dame ladet ihn nun ein zu kommen. Er muß, um die Frist einzuhalten, an einem Tag 36 Meilen von seiner Burg Liechtenstein reiten, am folgenden Tag noch zwei Meilen zu Roß und zwei zu Fuß als Bettler verkleidet. Vor der wonniglichen Burg mischte er sich unter die Aussätzigen, wurde heimlich hinaufgezogen, hatte aber wenig Erfolg. Verzweifelt verließ er die Stätte. Er beruhigte sich aber bald wieder, dichtete das 27. Lied, eine Tanzweise, und schickte es der Dame zu.

*) lassen.

Digitized by Google

Wohl mir der Sinne,
Die mir je rieten die Lehre,
Daß ich sie minne
Von Herzen je länger je mehre,
Daß ich ihre Ehre
Recht als ein Wunder
So sunder
So sehre
Minne und meine,
Sie reine,
Sie selige Hehre!

Und der Mai 1228 schenkte ihm folgende neue Tanzweise:

Wie ist des Maien Hochgezeit,
Reich an Freuden, reich an aller Seligkeit,
Die den Freudelosen leiht
Trost für Trauern, Trost und Rat für sehnend Leid.
Herzenliebe Fraue, sprich!
Du alleine bist mein Maie, sag, wie willst du trösten mich?

Dem folgte „eine lange Weise" und dann „eine Ausreise". Die ging also daktylisch:

Will jemand nach Ehren die Zeit wohl vertreiben,
Zu Sälde sich kehren, bei Freuden verbleiben,
Der diene zu Fleiße mit Treuen viel schone
Nach der Minne Lohne!
Der ist süße, reine,
Viel gut und alleine
Den Guten gemeine.

„Mit dieser Ausreise hochgemut fuhr diesen Sommer manch Ritter gut," berichtet der Dichter. Und er fährt nach manchen anderen Gesängen mit dieser frohen Tanzweise fort:

Bei so großem Ungelingen,
Da die Welt ist so unfroh,
Will ich lachen unde singen,
Mein Gemüte steht also:
Was sie heißen klagende Not,
Sollt ich damit immer ringen,
So wär ich noch sanfter tot!

Da er aber im Jahr 1231 erfuhr, daß seine Dame eine „Untat" gegen ihn begangen habe — wahrscheinlich hatte sie sein gespottet —, schied er aus ihrem Dienst und dichtete im Zorn ein Absagelied in Form einer Tanzweise und dann noch eine Reihe von andern Liedern, von denen er rühmt, daß man sie viel nachsang. Alle diese Lieder beziehen sich auf seine Stimmung nach dem Bruche. „Nach diesen Liedern sang ich do einen Leich mit Noten hoh und auch mit schnellen Noten gar; ihr sollet glauben mir fürwahr, daß ich des Leiches Töne sang gar neu; Manch Fiedeler mir Dank sagt, daß ich die Noten so hoh macht, nu hört, der Leich sprach so:

Gott füge mirs zu gute,
Ich bin noch in dem Mute,

Digitized by Google

Daß ich will guten Weiben
Mit Dienste ohne falschen Mut
Immer bei verbleiben" usw.

Die Stelle ist musikalisch sehr wichtig; wahrscheinlich waren um diese Zeit (1231—1232) die figurierten Melodien und die hohen, die über die Oktave d—d hinausgingen, noch neu und eine Seltenheit, die Mode wurde. Nach Mitteilung des langen Leichs fährt Ulrich fort: „Der Leich viel gut zu singen war. Manch schöne Frau ihn gerne las, denn er sprach von der Würdigkeit, die Gott hat viel an sie bereit." Darnach bittet ihn ein tugendreiches Weib, daß er durch alle guten Weibe sein Zürnen ließe sein. Er folgte ihr, indem er die Dame nicht mehr schalt, aber er diente ihr nicht mehr. „Sie hätt an mir also getan, daß ich ein frauenfreier Mann war gar in dem Herzen mein. Daran so wollt ich stäte sein. Von Weibes Lob ich doch nicht schied, in W a h n w e i ß e n sang ich ihnen Lied."

In dem lufteſüßen Maien,
So der Wald gekleidet staht,
So sieht man sich schöne zweien
Alles, das da Liebes hat,
Und ist miteinander froh.
Das ist recht: die Zeit will so.

Er sagt über seinen damaligen Gemütszustand: „Mein Leib der war gar Sehnens frei, so war mir frei Gemüte bei. Nach wertem Weibe sehnender Mut, der tut viel weh und ist doch gut. Welch Herze hohes Sehnen hat, das schamt sich aller Missetat; darum so soll ein Ritter wähnen, sein Herz auf hohe Minne sehnen. Wie wenig mich die Minne zwang, zu Dienste ich den Frauen sang einen R e i h e n minniglich, mit süßen Worten tönereich; den sang ich gen der Sommerzeit" (1232). Der Reihen ist für die künstlerische Mode der Zeit bezeichnend:

Sonnenklar
Ist nu gar
Heide, Feld,
Anger, Wald,
Hie und da,
Weiß, rot, bla,
Gelb, braun, grün,
Wohlgestalt.
Wonnegleich,
Freudenreich
Ist gar was die Erde beut.
Selig Mann,
Wer so kann
Dienen, daß sein Arebeit
Ihm Lieb verleiht!

Dann sang er noch diese Tanzweise:

Fraue schöne, Fraue reine,
Fraue selig, Fraue gut,

Digitized by Google

Ich wähn, euch die Minne kleine
Müht; so seid ihr hochgemut.
Wird euch Minnezwingen Kund,
Euer klein vielroter Mund
Lernet seufzen an der Stund.

Im Jahr 1233 bietet Ulrich seinen Dienst einer anderen hohen Frau, der tugendreichsten, die er weit und breit finden kann und sie nimmt ihn gnädig auf. Darauf singt er die Tanzweise, deren jede Strophe mit „Hoher Mut" beginnt:

Hoher Mut, nu sei empfangen
Mir im Herzen tausendstund*)
Laß dich bei mir nicht belangen!
Du bist mir ein hoher Fund.
All mein Freude war zergangen:
Die hätt Trauern mir benommen,
Ist mit dir mir wieder kommen.

Die Frau lächelt darüber und sagt: „Das Lied ist minniglich, getichtet wahrlich meisterlich, es ist fürwahr zu tanzen gut, es gibt dem Herzen hohen Mut."

Je mehr ich mich in das große Minne-Epos Ulrichs versenke, umso klarer wird es mir, daß er die sonst gewiß sehr realen Erlebnisse zu großartiger Symbolik verarbeitet hat. Aus der typischen Behandlung und schonungslosen Schilderung der früheren Minnetorheiten ergibt sich seine moralisierende Tendenz. Er sieht ebenso wie Neidhart in seiner ersten Fraue die Welt, die Weltlust, mit ihrer Torheit und Vergänglichkeit, während er sich nun in einer zweiten symbolischen Minne der Tugend, der Besonnenheit, dem hohen Mut und der hohen geistigen Minne zuwendet. Ulrich sagt von einer neuen Tanzweise sehr bezeichnend: „Das Lied viel mancher nicht verstund, wie noch die Dummen ofte tun(t). Wer aber war so rechte weis', der sie verstund, der gab ihm Preis. Es war gedichtet wunderlich, die Reime gesetzet meisterlich, die Weise konnt nicht besser sein: ich sprach drin mit der Frauen mein."

Nach einer großen Lücke in der einzigen uns erhaltenen Handschrift — wir verdanken sie dem letzten Ritter Maximilian I. — kommen wir zur Erzählung der zweiten großen Ritterfahrt, die Ulrich im Jahre 1240 als König Artus, als Erneuerer der Tafelrunde unternahm. Es ist bezeichnend für den Wandel der Zeiten, daß die erste Fahrt als Venus ganz unter antiken Einflüssen stand, die zweite unter romantischen. Während der Turnierfahrt begann er „zuhand dies ritterliche Lied zu tichten", ein „Ausreise":

Ehrengehrende Ritter, laßt euch schauen
Unter Helme dienen werten Frauen!
Wollt ihr die Zeit vertreiben

*) tausendmal.

Digitized by Google

Rittergleich,
Ehrenreich
Werdet ihr von guten Weiben.

Er berichtet davon: „Dies Lied gesungen wurde viel: Fürwahr ich euch das sagen will, bei dem Liede ward geritten manig Tjost nach Rittersitten. Das Lied man viel gerne sang, da Feur aus Tjost von Helme sprang. Es deuchte manchen Ritter gut, es riet gar ritterlichen Mut."

Ein Ritter bringt eine schöne Magd daher, die als Botin der Frau Ehre alle zu einem Turnier nach Krumau ladet; aber Herzog Friedrich der Streitbare mahnt die Fahrt wegen der politischen Unruhen zu lassen.

Ulrich singt darauf ein Tagelied, darin er gegen die Gewohnheit „seiner Meister" den Wächter passender durch eine Maid ersetzt. „Dies Taglied mancher gerne sang; zu maßen kurz, zu maßen lang, war die Weise, das ist also, zu rechte nieder unde hoh." Im nächsten Sommer singt er das Lied:

Gut Weib meiner Freuden Lehre,
Tugendreiche Fraue mein,
Wisse, daß mich jammert sehre
In das reine Herze dein
Du sollst mich behausen drin:
In dem süßen Paradies ich gerne bin.

Und noch das andere:

Fraue mein, Gott geb dir guten Morgen,
Guten Tag, viel freudereiche Nacht!
Gott behüte dich vor all den Sorgen
Davon dein Leib werd in Trauer bracht.
Bist du froh, so bin ich hohes Mutes
Mir ist zu hohem Mute nicht so Gutes,
So daß du seist herzenliche froh.
Gut Weib, ich will dienen ritterliche
Dir auf den viel herzelieben Wahn,
Daß ich komm noch in das Himmelreiche,
Da nie Mannes Leib wird eingelan*
Das ist dein Herz, da deine Tugend, Fraue,
Wachset inne aus der Güte Taue.

Hochgemut singt er ferner:

Ich bin hohes Mutes:
Hoher Mut mir sanfte tut.
Nie nicht ward so gutes,
Als mit Züchten hohe Mut.
Hochgebornes schönes Weib
Mag sich wohlerwerben hochgemutes Ritters Leib.

Nur kurz erwähnt Ulrich den Tod seines Herzogs in der Schlacht 1246, davon er in einem verloren gegangenen Gedicht erzählt hat. Der Trauer über die Unruhen des Zwischenreichs arbeitet Ulrich durch frohe Lieder entgegen:

*) eingelassen.

Digitized by Google

Dies Lied es heißet Frauentanz.
Das soll niemand singen, er sei froh,
Wer mit Züchten trägt der Freuden Kranz
Und dem sein Mut steht von Weiben hoh,
Dem erlaub ich es zu singen wohl.
Freudigliche man es tanzen soll.

Im Jahre 1248 gerät Ulrich in Gefangenschaft seiner Feinde. Aber in enge Bande geschmiedet, sind er noch das Lied:

Nu hilf, Weibes Gütel
Mir ist Not der Hilfe dein.
Mir will Hochgemüte
Sterben in dem Herzen mein.
Weibes Güte, du bist gut;
Hilf, daß nicht verderbe jämmerlich mein hoher Mutl

Im nächsten Jahre wird er durch des Kaisers Hilfe befreit. Und wieder setzt er sein Dichteramt fort, durch hohe Lieder die Verzweiflung der Zeit zu heilen. Eines darunter beginnt:

Ich will durch die Fraue mein
Guten Weiben raten einen Rat,
Daß sie froh mit Züchten sein:
Zucht bei Freuden Frauen schöne staht.
Welch Weib ist mit Zuchten hochgemut,
Die hat Ehren viel, und sie ist gut.

Ulrich sagt von diesen Liedern: „Die Lieder waren meisterlich und ihr Reim gar sinnereich; darum sie mancher gerne sang. Die Weise war fürwahr nicht lang; zu Tanzen waren sie viel gut. Der Ton die Leut macht hochgemut.“ Um das Jahr 1252 entstand das Lied:

Wisset alle, daß ich kann
Guten Weiben in die Herzen sehen . . .
Mir sind all ihre Tugenden gar
Und ihr Güte volliglich bekannt.
Darum hab ich dreißig Jahr
In ihrem Dienste ritterlich verwandt.

Und das andere:

Wohl mir, wohl mir, wohl mir, des, daß ich gefunden
Auf der Erd' ein Himmelreich . . . .
Meiner Frauen Tugendweiches Herz ich meine

Und noch dies:

Weicht hinweg, und laßt der Guten
Neigen mich, die Tugend hat.
Der viel reiniglich Gemuten
Leib beging nie Missetat.
Sie ist ein Weib gar wandelsfrei:

Um 1255 schließt Ulrich seine Konfessionen mit dem Bekenntnis, daß er mit Gottes Huld auch weltliche Ehre erstrebt habe: „Derselbe Wahn mich trüget noch und bin damit geäffet doch. Eins Tages will ich dienen ihm, der mir Seele, Leib und Sinn hat gegeben und was ich han; des andern will ich als ein

Digitized by Google

Mann erwerben Ehre, darnach Gut: so gar ungleich steht mein Mut. Des vierten will ich han Gemach." Aber er bittet alle Frauen: „Ich bitt euch durch die Würdigkeit, die Gott euch also viel verleiht, daß ihr Gott bittet um mich, daß er durch euch erbarme sich über mich, als ich lebe meine Zeit, daß er mir gebe rechtes Ende und solchen Sinn, daß mein Seel fahr mit Freuden hin. Ihr sollt glauben mir fürwahr, ich war dreimal dreißig Jahr Ritter ritterlich gewesen, da man dies Buch hört neu lesen, also daß ichs volltichtet gar. Sechzig minder zwei Töne ich han gesungen; die stehn hier an. Mein Heil sei vor des Höchsten Hand zu einer Wahrheit des mein Pfand, daß ich dies Buch getichtet han, weil es mein Fraue wollte han. Die reine Süße gebot es mir: hiemit hab ich gedienet ihr. Ich weiß wohl, daß es misse staht, daß mein Mund von mir selber hat getichtet ritterliche Tat... Dies Buch soll guter Weibe sein. Ihnen hat da die Zunge mein gesprochen manches süße Wort. Es soll recht sein ihr Lobeshort. Frauendienst ist es genannt: dabei so soll es sein bekannt."

Die ferneren Schicksale Ulrichs, sein wirkungsvolles Eingreifen in die ottokarischen Händel des österreichischen Interregnums gehören der Geschichte an, nicht der Minnekunst.

o o o

Bist heut in Nacht gegangen . .

Bist heut in Nacht gegangen,
So lang den ganzen Tag,
Bliebst nur in Angst gefangen,
In Kümmernis und Klag.
Nichts hing am Himmel droben,
Was dir das Dunkel nahm,
Nichts hat dein Herz erhoben,
Was auch des Weges kam.

Doch nun die Strahlen scheiden
Und dir Mariens Stern
Erblüht in blauen Weiten,
Nun ist ein Glanz von fern
Auf deinen Pfad gebreitet
Und strahlt dir tief ins Herz
Und all dein Leben gleitet
Ganz leise ruhewärts.

Ferd. Mayer.

o o o

Digitized by Google

Die zwei Wege.

Von Peter Dörfler.

An der Seite des Nil, welche die Aegypter die rechte Seite der Welt heißen, luſtwandelte in der erſten Morgenfrühe Iſis, die Allmutter. Da die Sonne noch nicht aufgegangen war, blitzten die Sterne auf ihrem bunten Gewand in blauem Schimmer und der von Schlangen umwundene Halbmond auf ihrer Stirn warf einen ſilbernen Strahl auf den ſchmalen Pfad, der vor ihr lag, während der ſchwarze Mantel, der von ihrer Schulter floß, nach der fliehenden Nacht zurückzuſtreben ſchien. Die Palmen warfen der Göttin ſüße Datteln zu und Weizenähren zur Rechten und Linken verdrängten ſich ſehnſüchtig in die ſpielenden Franſen des Gewandes. Die Göttin ſegnete das reiche Stromland und ſegnete alles, was in der Welt aus Knoſpen an das Licht drängte.

Auf einmal vernahm ſie aus einer Gruppe uralter Palmen her das Weinen eines Kindes und gleich darauf zwei ſtreitende Stimmen. Raſcher vorwärts eilend ſah ſie ein neugeborenes Knäblein nackt auf einer Schilfſchütte liegen. Ein Schutzgeiſt deckte es mit lichten Flügeln und wehrte ſich zugleich gegen einen Engel Typhons, der ſeine rote Hand nach dem mit unregierten Aermchen um ſich taſtenden Knäblein ausſtreckte. Bei dem Anblick der Göttin erhoben ſich beide Geiſter und riefen zugleich: „Das Kind iſt mein!“ Der Dämon fügte hinzu: „Ich habe es zuerſt entdeckt!“, der Schutzgeiſt: „Er lügt, ich war zuerſt bei ihm!“ Und ſie ſtritten heftig gegeneinander, indem ein jeder behauptete, er dürfe das Kind auf den Schickſalsweg ſeiner Wahl ſtellen.

Die Göttin umfaßte einige Augenblicke lang mit prüfenden Augen das Knäblein, las dann in den Zeichen der Sterne, lächelte und beugte ſich zu dem Kinde nieder. Sie hob die Hand, ſtrich ihm über den Leib von dem Scheitel bis zu den Sohlen — und die Gliedchen löſten ſich in zwei Hälften. Aber ſofort wuchs zu jedem Teil die losgelöſte Hälfte hinzu und zwei Kinder, völlig gleich, lagen auf der betauten Erde. Die Allmutter hatte das Knäblein gedoppelt. „Und nun nehmet,“ ſprach ſie, die Augen ſchauend in die Ferne gerichtet, „jeder ein Kind. Kein Unterſchied trennt die beiden. Leget ſie auf die vorbedachten Schickſalswege. Haben ſie ihren Lauf vollendet, ſo bringt ſie vor mein Gericht!“

Darauf ſchritt ſie durch die Fluren weiter, bis ſie nach Aufgang der Sonne im hellen Lichte verſchwand.

Digitized by Google

Der rote Dämon griff zu, nahm das auf seiner Seite liegende Knäblein und brachte es in das Haus eines Garkochs, der eine übelberüchtigte Schenke führte. Auch der Schutzgeist beeilte sich, das ihm zugefallene Kind so zu versorgen, daß es sich in seinem Sinn entwickeln könne. Und wie hätte er seine fromme Liebe zu Isis und seine Sorge um das Heil des Knaben besser bezeugen können, als daß er den Findling der Gemahlin eines Isispriesters im heiligen Land Aegypten unterschob.

Der Garkoch nannte den Knaben Hermophil und ließ ihn zunächst unter seinen Hühnern und Schweinchen aufwachsen. Eine alte Sklavin, namens Fotis, pflegte diese wie ihn und reichte ihm bisweilen in einer Anwandlung von mürrischem Mitleid leckere Bissen aus den Resten der Küche. Wenn sie übler Laune war, schlug sie ihn und entlud den von anderen entfachten Zorn an dem fröhlichen Knaben. Dieser nun seinerseits gab dann die Quälereien, die er erlitten hatte, zunächst an die Tiere weiter. Bald aber lernte er die erwachenden Fähigkeiten seines Verstandes dazu zu benützen, die Art und Unart seiner Hausbewohner so zu beobachten, daß er nie mehr das Opfer ihrer üblen Laune wurde, sondern immer ferne war, wenn sie zürnten, nahe aber, wenn der Frohsinn auf ihren Lippen saß. Er schloß sich an niemand herzlich an. Aber er zeigte sich dienstefrig, wenn es auffallen konnte, heiter und demütig gerade dann, wenn Sturm zwischen die Parteien des Hauses fuhr, und erfindungsreich in allerlei Späßen, wenn er die Familie bei guter Laune fand, Scherze willig und dankbar aufzunehmen. Er sah alle Tage trunkene Menschen und hörte von frühester Jugend an Reden, die mit Gift jeder Art gesättigt waren. Er spielte auch früh mit diesen Worten des Lasters, jedoch in aller Unschuld, da ihn niemand gelehrt hatte, rechts von links zu unterscheiden. Aus den Gesprächen der Sklavin hörte er von einer unbekannten Welt, aus der Götter und Dämonen zu den Menschen hinabstiegen. Furcht und Scheu, auch sogar fromme Ehrfurcht lehrten ihn die Tempel der Stadt und die erhabenen Götterbilder, die darin standen. Sehr bange machten ihn die Erzählungen von der Kraft des Zaubers und es war sein eifrigstes Streben, die Zeichen und Formeln gegen den bösen Blick und gegen die Dämonen genau zu kennen. Er ließ sich die Buchstaben des Alphabets zeigen und übte sich an jedem Scherben im Lesen. So hoffte er der Gewalt der heimlich feindseligen Mächte zu entrinnen. Fotis wurde ihm sehr bald zum Spiel und er ergötzte oder quälte sie seinerseits nach Laune. Am meisten verdroß er sie, weil er bei allen Dingen starrköpfig nach dem Grund fragte und vor seinem ewigen „Warum?“ verhielt sie sich oft wütend die Ohren.

Digitized by Google

Sobald er zu Kräften kam, wurde er als Laufbursche verwendet. Er zeigte sich bald mit allem Winkelwerk der Straßen und Menschen vertraut und besorgte heikle Aufträge mit einer Treue, die sich nie über einem Vertrauensbruch ertappen ließ, so oft er auch einen solchen beging. Er hatte als einzige Tugend gelernt, sich selbst zu dienen und übte sie mit großer Beharrlichkeit.

Aber der Herr starb, als Hermophil etwa zehn Jahre zählte. Der Knabe wurde auf den Markt gestellt und fand den Vorsteher einer im Lande umherziehenden Genossenschaft von Cybelepriestern als Käufer. Er mußte nun lernen Zimbeln und Krotalen zu schlagen und zu den religiösen Tänzen, welche diese syrischen Priester, eine Art Geißlerbrüderschaft, in den Städten und Märkten aufführten, Musik zu machen. Bei diesen blutigen Schaustellungen erschauderte der kleine Hermophil jedesmal bis in sein Innerstes. Schon die Vorbereitungen ließen Unheimliches ahnen. Die Hierophanten schmückten sich für die Tänze so aus, daß sie eher für Dämonen als für Menschen gelten konnten. Sie malten sich die Gesichter mit abschreckenden Farben an, bekleideten sich mit safrangelben und schwarzseidenen Gewändern, entblößten die Schultern und Arme, nahmen lange Schwerter und schwere Aexte zur Hand und begannen wild jauchzend umherzuspringen und von den schwermütigen Lauten der phrygischen Flöte und dem Gekreische der Zimbeln angereizt, mehr und mehr die Bewegungen und Grimassen des Wahnsinnes zu zeigen. Zuletzt bissen sie sich in die Muskeln, verwundeten sich mit den Schwertern, bekannten heulend ihre Sünden und zerpeitschten sich mit Geißeln, in deren Riemen sie Schafsknöchelchen geflochten hatten.

Wenn sie nun fertig waren, drängten sich die frommen erschütterten Zuschauer herbei und während die Priester sich aus dem blutigen Feld dampfend und schweißüberströmt zurückzogen, mußte Hermophil, der sich selber zerfleischt und zerschlagen vorkam, die reichlich fließenden Gaben einsammeln.

Aber das Schauspiel, das ihn darnach erwartete, war noch abstoßender als die schändlichen Verstümmelungen. Denn die Cybelediener gaben sich, sobald sie ihre Wunden im Bade gereinigt und ihre Kräfte durch Balsam und Essenzen erneuert hatten, einer Schwelgerei hin, welche noch widerlicher war, als das Schauspiel der blutigen Kasteiungen.

Als Hermophil zum ersten Male solch einen großen Geißelungstag miterlebt hatte, zog er sich in einem Winkel zurück und weinte sich in einsamer Stille aus. Er wußte nicht, warum ihn das Geschaute so traurig machte und konnte sich auch keine Rechenschaft darüber geben, wohin die große Sehnsucht, die

Digitized by Google

seine Gefühle in Wogen emporwühlte, strebte. Diese Empfindung einer unnennbaren Traurigkeit quälte ihn auch dann noch, als er sich allmählich an den Anblick der Geißelung gewöhnt und das Grauen vor den Zuckungen der zum Gelage Versammelten verloren hatte.

Die Göttin Cybele wurde von den Priestern in Gestalt eines hölzernen Bildwerkes herumgeführt. Sie erzählten von diesem Heiligtum, daß weissagende Kraft in ihm wohne und sie verkauften Orakelsprüche in Bergdörfern und einsamen Gehöften. Hermophil, der auch inmitten dieser unheimlichen Brüderschaft scharf beobachtete, erkannte bald, daß die angeblichen Orakelsprüche der Göttin zum Teil scherzweise, zum Teil im Zustand der Trunkenheit erfunden wurden. So verlor er bald jede Achtung vor dem feierlichen Bildnis, das den arglosen Landbewohnern solch eine heilige Scheu einflößte und zu dem er selbst anfangs mit Ehrfurcht und Liebe emporgeblickt hatte. Denn das Gesicht der Göttin hatte den Zug einer mütterlichen Königin. Güte und Hoheit schienen darin gepaart. Aber je mehr er die beiden Gesichter der Hierophanten kennen lernte: das öffentliche, voller Feierlichkeit und das heimliche verschmitzte, das Orakelsprüche dichtete, desto weniger glaubte er auch an die Würde des heiligen Antlitzes. Einiges Vergnügen gewährte ihm ein Buch, das ausführlich die Geschichte der Cybele und ihres Geliebten Attis erzählte und die Mysterien dieser Gottheiten beschrieb. Hermophil fand viel Widersprechendes in diesen Mythen, viel Dunkles, ja sogar völlig Unverständliches. Er fragte die Priester. Aber die einen waren völlig ungebildet und konnten die heiligen Texte nicht einmal lesen. Die anderen wußten sie zwar auswendig, aber sie hatten sich nie um den Sinn der Formeln gekümmert. Sie waren ganz erstaunt, als der Knabe zu fragen begann: „Warum fällen die Verehrer dieser Göttin alljährlich den Fichtenbaum und verbrennen ihn? Warum wird Attis vom Wahnsinn ergriffen? Und was bedeutet der Löwe der Cybele? Und warum wird das Bild der Göttin alljährlich im Flusse gewaschen?“ Sie lachten ihn zuerst aus, zuckten die Achseln und antworteten: „Sind wir denn Philosophen? Zerbrich du dir den Schädel über diesen Geschichten, uns aber laß in Ruh!“ Als er aber fortfuhr zu grübeln und zu fragen, wichen sie ihm aus, ja sie schlugen ihn und nahmen zuletzt das Buch aus seiner Hand. „Er wird mit dem vielen Grübeln schließlich wahnsinniger als Attis,“ sagten sie. „Wir brauchen einen Flötisten, aber keinen Weltweisen!“

Als Hermophil einst mit dem heimlich weggenommenen Buche in einer waldigen Schlucht hingestreckt lag, überfielen Räuber die vom Trunke betäubten Priester, überwältigten sie, töteten

Digitized by Google

die einen, nahmen andere gefangen, beraubten sie, schlugen das heilige Bild in Stücke, ergriffen auch den Knaben, der sich vergeblich zur Flucht wandte, führten ihn in ihre Höhle und verkauften ihn nach einiger Zeit auf einem italischen Sklavenmarkt. Hermophil ging zunächst durch die Hände vieler Händler und kam nach ein paar Jahren, als er schon in das Jünglingsalter getreten war, in das Haus eines römischen Ritters. Dieser besaß viele Landgüter und trieb blühende Geschäfte mit ägyptischem Weizen. Hermophil gewann sich durch Klugheit und beharrliche Ausnützung der Schwächen der ganzen Familie, vom letzten Sklaven bis zu der Herrin des Hauses die Gunst des Ritters in so hohem Maße, daß er sein beständiger Begleiter wurde. Der Ritter war ein frommer Mann. Aber er hatte sich von den altheimischen Göttern abgewandt und diente in tiefer Ehrfurcht dem ägyptischen Serapis und seiner Gemahlin Isis. Darum liebte er Aegypten und obwohl auch in Rom Isistempel standen, so reiste er doch gerne nach Alexandrien, um die Mysterien an ihrer Quelle zu feiern. Das einzige, was ihn von Hermophil, dem er sich in allem anvertraute, schied, war dessen entschiedener Unglaube. Alle Ueberredungskunst brachte ihn nicht dazu, das Innere eines Tempels zu betreten und nur mit Mühe verbarg er seinen Abscheu vor den Priestern. Jede Rede von Göttern und Mysterien vertrieb Heiterkeit und Ruhe von seinem Antlitz. Nur philosophische Gespräche und die moralischen Abhandlungen der Stoiker zogen ihn an und er liebte ernste Gespräche dieser Art.

Eines Tages kam der Ritter mit sehr nachdenklichem Gesicht aus einem Iseum, das zwischen Alexandrien und Canopus inmitten eines lieblichen Heines in großer Abgeschiedenheit stand und dessen Priester in dem Rufe der größten Strenge und des tiefsten Wissens standen. Er nahm Hermophil beiseite und fragte ihn, ob er einen Bruder besitze. Dieser schüttelte trübe seinen Kopf. Er wisse weder von Vater und Mutter noch Bruder und Schwester.

„In dem Tempel ist ein Oberpriester," fuhr der Ritter ihn anstarrend fort, „der dir so ähnlich ist, daß er nicht nur deine Gestalt und deinen Gang hat, sogar deine Art zu reden und den Kopf links zu neigen. Willst du ihn nicht ansehen? Du mußt ihn ansehen!"

Lange drängte der edle Römer seinen Sklaven, mit ihm in das Iseum zu kommen. Aber als Hermophil schließlich durch Tränen sein Entsetzen vor einem Gang zu den Priestern ausdrückte, stand er von ihm ab und beschloß, dem Geheimnis durch eigenes Nachforschen auf den Grund zu kommen. Nach einiger Zeit glaubte er gemäß seiner Geistesrichtung diese wun-

Digitized by Google

derſame Aehnlichkeit der beiden jungen Männer völlig erklärt zu haben. Er zog Hermophil in eine Laube des Gartens und ſprach nach einigen Anekdoten über ſeine jüngſten Erlebniſſe in Alexandria wie beiläufig: „Wegen des Iſispriеſters will ich dich kein zweites Mal quälen. Ich habe aus ſeinem eigenen Mund, daß er nie einen Bruder beſeſſen hat. Aber als ich dieſe Nacht nach Waſchungen und Gebet im Heiligtum des Tempels ſchlief, um eine Offenbarung zu erlangen, wurde mir im Traume bedeutet, daß jener Prieſter dein Schutzgeiſt ſei, der in irdiſcher Hülle die Dienſte übt, die du vernachläſſigſt!“

Hermophil wurde unruhig wie bei jeder freundlichen Bemühung ſeines Herrn, die er als Bekehrungsverſuch deutete. Aber der Ritter fuhr fort: „Dasſelbe Traumgeſicht befahl mir, ich möchte dich aus dem Sklavenſtand freigeben, da du zu einem beſſeren Los geboren ſeieſt. Dieſer Götterwink begegnet ſich mit den Wünſchen meines eigenen Herzens, das dir zugetan iſt. Ich habe dir ein reiches Vermögen beſtimmt. Du kannſt ohne Sorge deinen philoſophiſchen Neigungen leben, ob du nun als Freigelaſſener und geliebter Klient bei mir leben oder einen der großen Lehrer in Griechenland aufſuchen wirſt. Mögeſt du die Weisheit finden! Sie wird dich zu den Göttern führen.“

Hermophil war ganz ſtarr vor Freude. Er fiel ſeinem Wohltäter zu Füßen und es war ihm in ſeinem Glücksrauſch, als müßte er nicht nur ſeinem gütigen Herrn, ſondern auch den Göttern, die für den armen Sklaven eingetreten waren, aus der Fülle ſeines Herzens danken.

Sobald aber der Ritter nach Rom zurückgekehrt war, wurden ſeine Güter vom Kaiſer Tiberius eingezogen. Er ſelbſt verfiel dem Schwert. Hermophil kam mit dem ganzen Geſinde auf den Markt und wurde an eines der großen Badehäuſer in Bajä verkauft. Hier lebte er zunächſt in einer gewiſſen Betäubung dahin. Es war ihm, als ſei auch ſein Körper irgendwo hoch heruntergefallen; ſo ſehr zerſchlagen, ja aus aller Form gebracht, fühlte er ſein ganzes Weſen. Nur ganz allmählich erwachte er zu ſeiner neuen Umgebung. In Rom hatte er bei dem frommen Edlen ſtill wie in dem Park eines Landhauſes dahingelebt. Hier in Bajä fand er ſich im Brennpunkt einer ſchwelgeriſchen Stadt und ſah nichts als das heißeſte Bemühen um Genüſſe. Sein Dienſt zwang ihn Tag um Tag Zeuge von Feſtgelagen zu ſein. Die Sklaven hatten tagsüber Arbeit genug, um die Tafeln herzurichten, die Speiſen zu beſchaffen und die tauſend Anſprüche der verwöhnten Sommergäſte zu befriedigen. Aber wenn dann zu ſpäter Stunde die Gier der Geſellſchaft befriedigt war, wenn die Lampen Balſam brannten, die Brunnen Wohlgerüche in ſilbernen Strahlen verſprühten und

Digitized by Google

die Flötenbläser verzückte lydische Weisen bliesen, indes die Tänzerinnen ein sinnverwirrendes Gegaukel schöner und kunstreicher Linien und Formen in den säulengetragenen Saal dichteten, dann ergriff auch die Sklaven ein Festtaumel, sie genossen die Freuden ihrer Herren mit und wußten außerdem alle Listen und Tücken, die sie als Vertraute bei den Liebesspielen der vornehmen Welt erlauscht hatten, anzuwenden, um auch ihrerseits die Wonnen Bajäs zu genießen. Hermophil erlebte die erste Zeit in der Luxusstadt wie einen gespenstischen Traum. Dann erwachte er mehr und mehr, aber sein verbittertes Herz sah nicht das, was schön und lustvoll war, sondern das, was enttäuschend, töricht und peinigend von diesem Glanze abstach. Allmählich gewannen zwar die Heiterkeit Bajäs, das lebensselige Dahinschlendern, der Leichtsinn der Natur und Menschen auch über ihn eine gewisse Macht. Aber der Hang zum Nachdenken und zum Ueberdenken aller Geschehnisse hielt ihn von der hemmungslosen Hingabe an die Gelegenheit ab. Sobald irgendwo an der Tafel ein ernsteres philosophisches Gespräch in Gang kam, rückte er in die Nähe dieser Gäste und war glücklich, dann und wann einen schönen Ausspruch auffangen zu können.

Es geschah nun nach einiger Zeit, daß eine seltsame Gestalt einiges Aufsehen in der bunten Stadt machte. Ein Kynikerphilosoph predigte nämlich Tag für Tag an einer bestimmten Straßenecke. Er war ein ergrauender Mann mit struppigem Haar, langem, ungepflegten Bart und zerlumptem Mantel. Sein Gesicht hatte sich von dem beständigen Aufenthalt in freier Luft braun gefärbt. Die ungepflegte Gestalt und selbst die Stimme waren von ländlicher Derbheit. Er zog mit grobem Spott auf die Götterfabeln und die Torheiten der Menschen los und pries das Glück und den Frieden der Bedürfnislosigkeit. Die Herren der Lebewelt standen oft des Spasses halber bei ihm und lauschten mit scheinbarem Ernst auf die gewaltigen Reden gegen Luxus und Ueppigkeit. Auch Hermophil mischte sich gerne unter die Schar der Zuhörer und seine Neigung für die Lehren der Stoiker gewann neue Nahrung. Mit brennendem Schmerz gedachte er seines gemordeten Herrn und der versprochenen Freiheit, die ihm Muse gewährt hätte, endlich einmal mehr als verstreute Tropfen aus den Quellen der Weisheit zu schöpfen. Mitten unter dem Gejauchze trunkener Gäste, dem Gekreische toller Tänzerinnen sehnte er sich nach den Worten des Weisen und wiederholte seine Reden gegen die Epikuräer und Wollüstinge und den Satz, daß einzig die Vernunft des Menschen Königin sein dürfte. An einem Abend aber war unter anderen Philosophen, gemäß einer Wette, auch

Digitized by Google

jener Kyniker geladen. Er erschien wirklich, legte sich aber nicht zu den anderen auf die weichen Speisesophas, sondern setzte sich abseits auf einen einfachen Feldstuhl. Einer der anwesenden Vertreter der epikuräischen Philosophie forderte ihn, als man zu den Bechern gekommen war, zum Dispute auf und sie stritten bald heftig gegeneinander. Der eine mit feingeschliffenen, in attischem Salz gebeizten Witzen, der andere in derben Stichelreden. Unterdessen mußten die Aufwärter jegliche Kunst anwenden, dem Kyniker, der in der Heftigkeit des Streites achtlos Speise und Trank in sich hineinschlang, mit schwerem Wein zuzusetzen. Ob nun der Kyniker ganz ohne seinen Willen, oder doch als Opfer einer schlummernden Gier, seinen offen gepredigten Grundsätzen untreu wurde, war nicht zu entscheiden. Doch den Anwesenden genügte der Erfolg, daß er schließlich, übel betrunken, unter den Tisch fiel. Seine Derbheit wandelte sich in Unfläterei und er führte sich zum Triumphe des Epikuräers und zum Jubel der Tischgenossenschaft schlimmer und ausgelassener auf, als alle Lebemänner von Beruf. Hermophil gab ihm einen Fußtritt, wie einem verächtlichen Hund. Diese Verunglimpfung galt aber nicht nur der Person des Kynikers, sondern auch seiner Philosophie. Um sie — die geschändete Geliebte — zu verletzen, ergab er sich darnach eine Zeitlang den wildesten Ausschweifungen. Aber sobald sein Zorn ausgegährt hatte, wurde er ein stillerer Mann als je; zur Verachtung der Götter und der gedankenlos hinvegetierenden Menschen trat jetzt die Verachtung gegen sich selbst und seine Kunst im Beobachten lieferte einem schmerzlichen Skeptizismus ausgiebige Nahrung. Die Liebe zum Denken wurde noch leidenschaftlicher; aber sie wandte sich von den prahlerischen Grundsätzen der Stoiker ab und umwarb die Geheimnisse des Schicksals. Ueber die Anker, Fesseln und treibenden Gewalten des menschlichen Lebens nachdenkend, verfiel er in eine nur selten durch Frohsinnn unterbrochene Trauer. Das einzige, was ihm von den Reden des Kynikers noch unausweichlich nachklang, war dessen Gebet: „Führe mich Zeus und du, allmächtiges Schicksal!“ Dabei war ihm freilich der erste Teil der Bitte ein kaltes Wort und nur zuweilen regte es ihn zu der Frage an, ob denn auch ein sehender Zeus neben dem blinden Schicksal stehe.

Die Herren und Genießer von Bajä litten nur schöne und jugendliche Sklaven um sich. Sobald sich die makellose Blüte der Wohlgestalt verlor, wurden sie abgegeben.

Hermophils Antlitz begann durch Trauer und Denken hart zu werden. Die mangelnde Fröhlichkeit bedeutete für den Herrn so viel wie Stumpfheit des Geistes. Da im übrigen der Kör-

Digitized by Google

per seines Sklaven stark und wohlgebaut war, so hoffte er am meisten Gewinn von ihm zu ziehen, wenn er ihn als Ruderknecht verkaufte. So kam der Grübler auf ein Kauffahrteischiff, wo es nur für Arme und Schultern Arbeit gab. Hermophil empfand zunächst diese einförmige Tätigkeit als Erlösung. Er konnte die Eindrücke Bajäs sammeln und ordnen. Aber wenn ihn bisher der Uebermut umschäumt hatte, so geiferte hier ringsumher die Wut der Verzweiflung oder es gähnte die Stumpfheit seelenloser Tiere. Selbst die Götter schienen das auf Deck herrschende Schiffsvolk nur noch dann und wann zu berühren. Denn dieses schrie in Seenot zu den Dioskuren empor. Aber in dem untern Schiffraum, wo die Ruder knarrten und die Ruderer knirschten, wurde an keine himmlische Macht mehr geglaubt. Diese Menschen, die längst keinen Tod mehr fürchteten und keine Hoffnung hüteten, schüttelte nur noch das Grauen vor den Gespenstern. Gegen die Gespenster wappneten sie sich mit unnennbaren Worten und aus den Sprachen der Irrenhäuser zusammengefügten Formeln. An diese furchtbaren Schreckwesen glaubten sie nicht nur, sie sahen mit wachen Augen ihre gezackten Flügel wehen, wenn die Wogen vor dem Sturme flohen. Ihre schwarzen Drachenleiber tauchten ihnen aus den gewitterschwarzen Fluten entgegen. Ihre aufgesperrten Rachen sahen sie furchtbar gähnen, wenn das Schiff in der Nähe schäumender Klippen gegen die Elemente rang, sie spürten den todkalten Hauch und sahen die bösen Blicke lähmend auf sie herstarren. Hermophil hatte der Isis widerstanden und kaum nach Zeus umgeschaut; er hatte über alle Mysterien und Mythen kühl gelächelt. Aber in jenem trauervollen Schiffsraum gab es Stunden, wo er ebenso erschüttert Gespenster sah wie der wilde Numidier, wo sein Herz in stöhnender Angst vor ihren grauen Armen pochte und wo er zähneklappernd die Zauberworte murmelte und mitbrüllte, die von den verzerrten heulenden Lippen der vielen Ruderer hervorbrachen. Nach überstandener Betäubung freilich schämte er sich seiner Furcht und fühlte sich durch die furchtbare Ansteckung entehrt. Und er wappnete sich mit siebenfachem Trotz gegen das allmächtige Schicksal, gegen Zeus und die Gespenster.

Das Schiff zerschellte an der Küste von Joppe und Hermophil mußte wieder alle Qualen einer lebendigen Ware, die abgewogen, geprüft, beim Feilschen herabgesetzt und gepriesen und immerdar von Hand zu Hand verschachert wurde, erdulden.

Als er endlich den Spekulanten entrann und einem Herrn zufiel, der Dichter und Philosophen zu Gaste lud und allen

Digitized by Google

schönen Künsten hold war, begann er nochmals aus seinem Stumpfsinn zu erwachen. „Führe mich Zeus und du, allmächtiges Schicksal," flehte er aus sehnsüchtigem ermatteten Herzen; und obwohl er im Hause des Hochgebildeten fast an unterster Stufe stand und das Antlitz seines Herrn kaum an Festtagen aus der Ferne zu sehen bekam, so beschloß er doch noch einmal, all seine Kräfte einzusetzen, um seine Gunst zu erringen. Er wollte zufrieden sein, wenn er bei den Symposien nur dann und wann als Aufwärter einem Gespräch über Ewiges und Göttliches zuhören durfte, mochte dieses die Olympier preisen oder verwünschen. Ja, da er hörte, daß bei diesen Zusammenkünften religiöse Gesänge und Tänze geübt würden, schreckte ihn auch dieses nicht. Er wollte für jeden Tropfen Geist und Weisheit, den er in der Wüste seines Lebens fand, aus voller Seele danken.

II.

Während also Hermophil von den widrigen Gewalten des Schicksals hin- und hergeworfen wurde, wuchs sein zweites Ich im Hause des Isispriester bei Alexandria heran und ergraute im Dienst der Göttin, ohne den heiligen Bezirk jemals zu verlassen. Oft verglich er sich mit der stattlichen Platane, die am Opistodom des Tempels wuchs: „Wir sind nie verpflanzt worden, die Wurzeln des Samenkorns und die Wurzeln der männlichen Kraft nähren sich aus derselben Erde!" sprach er einmal zu dem in Morgenwind säuselnden Baum. Aber wenn der Sturm diese Platane erfaßte und ihre Zweige über die heilige Mauer zerrte und alles, was noch biegsam in ihr war, in Unruhe brachte, da kam es ihm vor, als kämpfe der Baum nicht gegen den Sturm, sondern mit ihm gegen die Fesseln des Bodens. Schlugen die Aeste der Krone nicht wie Fittiche eines gefesselten Adlers? Und glichen die bewegten Zweige nicht Armen, die sich einem Fernen, Winkenden entgegenstrecken? Er wußte aber nicht, daß er aus den Bewegungen des Baumes die Sehnsucht des eigenen Herzens deutete. Doch zunächst fand er für seinen Hunger nach Geschehen reiche Nahrung. Während er mit seinen Meistern immer die gleichen Pfade an den Mauern hin, immer unter denselben Baumgruppen lustwandelte, durchfurchte der Kiel seines Geistes die ungeheuren und gefährlichen Wogen des Wissens, erstieg sein Forschertrieb die Höhen des Erkennens bis in jene Regionen, wo nur noch Dämonen zu atmen vermögen. Ja, er übersprang sogar in waghalsiger Kühnheit den Gürtel, der Irdisches und Himmlisches trennt und gelangte in die paradiesischen Gärten des seherischen Schauens, des körperlosen Wandelns.

Digitized by Google

Seine Meister waren wahrhaft weise und wahrhaft gottesfürchtig. Nie trieben sie Handel mit dem Heiligen. Nie ließen sie sich durch die dunklen Triebe des Fanatismus zum Ueberschreiten dessen drängen, was sie das heilige Maß nannten. Nie auch mußten sie die Larve des Amtsgesichtes aufsetzen, um das eigene und echte zu verbergen, wenn sie vor dem Volk die Opfer darbrachten. Und sie hatten Freude an dem regen Geist ihres Schülers und legten ihm in seinen jungen Jahren kein Joch auf, sondern ließen ihn wie ein Füllen einherjagen. Jedes Buch öffneten sie ihm. Auf jede Frage gaben sie klare Antwort. Für Isis und Osiris aber hatten sie nicht nur Formeln und Opfer, sondern die Gefühle, welche die heiligsten sind: Die Gottheiten waren ihnen Vater und Mutter und Vaterland, sie waren ihnen Frühling und Blumengefild, Braut und Bräutigam. So lernte der junge Cleophon die Götter nicht nur glauben, sondern auch lieben. Einen Tag aber erlebte er, da er fühlte, daß die Gottheit für ihn unverlierbares Besitztum geworden war. Von da an sehnte er sich nicht mehr nach einem Hochzeitsfeste, denn er hatte mehr gefunden als ein solches bieten kann. Er war zu den Mysterien der Isis zugelassen worden. Im Adyton, jener Höhle, die selbst der Priesterssohn und gelehrte Schüler der Isis nie betreten durfte, erfuhr er das Geheimnis der Geheimnisse, ahnungsvoll sah er seinen Tod und sah das kommende Leben. Von diesem Tage an trug er in seinem Herzen eine Glückseligkeit, die am hellsten strahlte, wenn seine Seele irgendwie durch Leid verfinstert wurde. Er war so voll Danksagung, daß auch seine Träume zu Hymnen wurden.

Um diese Zeit trat ein Novize in das Heiligtum, der in seinem Antlitz die Spuren harten Suchens, aber kein Denkzeichen seligen Findens zeigte. Er war Philosoph gewesen, hatte sich von den Epikuräern zu den Stoikern gewendet, und war nun endlich, an jeder Philosophie verzweifelnd, bereit, den Weg des Betens, der Askese und der Mysterien zu gehen. Cleophon als der feurigste und innigste Priester ward ihm zum Führer gegeben. Der Philosoph war aller Dialektik so überdrüssig und so überzeugt, daß ihre Künste die Wahrheit nicht erobern könnten, daß er jeden Disput floh. Cleophon aber, im stolzen Bewußtsein seines Wahrheitsbesitzes, gab sich nicht damit zufrieden, daß jener sich von dem Irrtum des Vernunftstolzes abgewandt hatte, sondern suchte ihm den Wahnsinn seiner Wege in lauten Triumphen vorzubeweisen. Da er aber dabei aus den Dämmerungen mystischen Schauens in die Helle klar umgrenzter Gründe und Syllogismen vortreten mußte, so tummelte er sich, ehe er sich's versah, auf denselben Wegen, die er als Irrsale bekämpfte; dazu kam, daß der

Digitized by Google

Philosoph durch die dilletantische und naive Art, wie der Unkundige seine Sätze formte, gereizt wurde, ihm entgegenzutreten, ihm zu zeigen, daß die Vernunft nicht unbewaffnet, sondern ganz gepanzert und außerdem mit schweren und spitzen Waffen so bewehrt sei, daß sie den Gegenpart immer noch — auch wenn sie an sich selbst verzweifelte, tödlich treffen könne. So wurde aus dem Schaukampfspiel für Cleophon bald ein bitterer Streit; er sah sich verwundet, verstrickt, in hilfloser Verteidigung und oft genug völlig besiegt. Während er aber mit dem Philosophen kühl Rede und Gegenrede wechselte, um darnach in einer freundschaftlichen Plauderei zu enden, war in seinem Innern Aufruhr und Empörung und es geschah bisweilen, daß nach Glättung der dunklen Wogen Isis nicht mehr auf ihrem Throne saß; der Sturm der Gedanken, die Gewalt der Vernunftgründe hatte sie weggeschwemmt. Bald darnach freilich faßte ihn wieder das Heimweh nach seiner Göttin, die Glückseligkeit des mystischen Hochzeitstages ließ wieder ihre Sterne in die Nacht leuchten und in Reue und Zerknirschung öffnete er vor Tagesanbruch den Tempel, grüßte anbetend das feierlich milde Bild des Heiligtums und während er das Opfer der Früchte darbrachte und das heilige Wasser anbetete, kam aufs neue, ein goldener Phönix, der Glaube aus der Asche hervor. Lange Zeit währte dieses wechselvolle Niederbrennen und Wiedergebären seines Heiligtums. Aber eines Tages jagte er den Novizen, der den Sauerteig der Philosophie nicht auszuscheuern vermochte, aus dem heiligen Bezirk, reinigte sich mit heiligen Nilwasser und sein Innerstes mit monatelanger Geisteskonzentration nach der Regel der Meister und zeigte sich von da an als ein Hasser der Philosophie. Er warnte vor jeder Schule und Sekte und erklärte die Weltweisen als die Wegweiser zur Gottlosigkeit. Denn sie wagten mit den Mitteln des Verstandes und der Logik an die Geheimnisse der Welt und des Himmels zu rühren, die doch nur durch freiwillige Offenbarung der oberen Götter und durch die Kraft der Schauung in der Askese sich öffneten. Alles Vernünfteln liefere den Gaukeleien des trügerischen Typhon aus, Versenkung und Ahnung aber führten zu den tiefsten Quellen der Weisheit.

Als er diese Lehre einmal mit aller Kraft der Leidenschaft in einer Rede an die Eingeweihten vorgetragen hatte, trat ein römischer Ritter, der zu den Wohltätern des Iseums zählte, auf ihn zu, bat ihn um eine Zwiesprache und sagte dann in seltsamer Rührung: „Ich habe einen Sklaven — nein, einen Freund, der so sehr dein Ebenbild ist, daß ich ähnlichere Zwillingsbrüder nicht gesehen habe. Wüßte ich nicht aus deines Vaters Mund, daß du sein einziger Sohn bist, ich hätte ge-

Digitized by Google

schworen, zwei Brüder zusammenführen zu können. Heute aber, nach deiner Rede, kam es mir wie eine Erleuchtung: Du kannst mehr tun. Hier sind zwei Brüder des Geistes, die sich hart widersprechen, aber gleichwohl die gleichen Seelen haben. Du hast die Philosophie verloren, jener die Religion; du hassest die Weltweisen, jener die Götter. Aber ein Gesicht offenbarte mir, daß ihr einander lieben lehren könntet, was ihr offen hasset und heimlich liebt. Darf ich dir meinen Freund bringen? Willst du zu uns kommen? Die Götter lassen dir die Wahl, aber daß eines geschehe, ist ihr Wille." Cleophon wehrte heftig ab: „Weg, fort Versucher! Nie mehr will ich mit diesen Typhondienern zusammenkommen. Denn ihre Nähe schon macht unruhig!"

„Wärest du einig, du würdest nicht unruhig! Ein Weiser, der nur eines weiß, weiß nichts! Du schmähst gegen die Philosophen, schmähst gegen alles, was jenseits deines heiligen Bezirkes liegt. Hast du denn schon einmal die Fülle unserer Bildung kennen gelernt? Du kennst nur dieses Iseum! Hast du Olympia kennen gelernt und seinen Zeus, sahst du Athen, hast du einmal Rom betreten? Ich sage dir, Isis wirkt nicht nur in ihren heiligen Bezirken. Sie ist nicht so scheu wie ihre Priester! Sie durchwandert die ganze Welt und nimmt überall Großes und Gutes wahr. Ja, sie ist darum eine Göttin, weil sie sich beständig nährt von der Schönheit aller Fluren, von der Weisheit aller Weisen, von der Fülle aller Tempelherrlichkeit. Und wir Menschen werden um so göttlicher, je sehnsüchtiger auch wir schöpfen aus allen Reichtümern des weiten Erdkreises!"

Cleophon schrie den Ritter an: „Götter haben die Kraft, das Widersprechende zu einen, die Menschen werden von ihm zerrissen!"

Und er lief von dem Ritter weg.

Aber kaum hatte er sich im Schutze dunkler Zypressen niedergelassen, um sich zu sammeln, als er aufsprang, um dem Ritter nachzueilen und ihn anzuflehen: „Nimm mich mit zum Bruder, nach dem ich mich sehne, nimm mich mit in die Fülle der Welt, nach der ich mich immer gesehnt habe!"

Aber der Ritter hatte das Iseum verlassen. Vergeblich harrte Cleophon Jahre lang auf den frommen Mann: er kam nicht wieder.

Von jener Stunde an jedoch verstand Cleophon, daß die Platane im Sturm das Abbild seiner Seele war. Auch er war gefesselt und lüftete umsonst Flügel der Sehnsucht, auch seine Zweige gingen über die Mauer hinaus und verlangten nach Ländern und Meeren, nach Griechen und Barbaren, nach Tempeln und Marktplätzen.

Digitized by Google

Hatte er bisher nur Vollkommenheit und reiches Genügen in dem Innern des Iseums gesehen, so wurde jetzt sein Auge scharfsichtig. Ueberall trat ihm der Mangel entgegen. Oft zwar hatte er gehört, daß andere Isisbezirke Pflanzstätten der Ausschweifungen waren, aber jetzt beobachtete er immer deutlicher, daß auch in seinem Tempelbezirke keineswegs alles rein war, was sich mit heiligem Wasser wusch. Er sah Krämer und Heuchler, träge Drohnen und trügerische Oberpriester, die nur Gewandung und Handlung als Diener der Gottheit erkennen ließ. Er begann nun gegen diese Entweiher des Heiligtums mit Wort und schroffer Tat zu kämpfen. Aber zu seinem Staunen mußte er erkennen, daß die reine und geistige Auffassung trotz ihrer inneren Ueberlegenheit in dem täglichen Ablauf des Lebens keineswegs die niederen Gewalten mühelos auszurotten vermochte; kaum konnte sie bei Gleichgearteten Eroberungen machen. Bei den übrigen aber mußte sie sich begnügen, eine Scheinherrschaft auszuüben. Diese Erfahrung erbitterte ihn, ja es konnte geschehen, daß er selbst den Gottheiten ihre Gleichgültigkeit gegen die falschen Diener des Heiligtums und gegen ihre Feinde vorwarf.

Mit Schrecken bemerkte er, wie über diesem so nutzlosen Kampfe die Jahre hinflogen, ohne daß er zu einer inneren Ruhe gelangte. Immer war ihm wie einem Fieberkranken, der trinkt und trinkt und doch nicht gesättigt wird. Es lebten in ihm Sehnsüchte, die darüber klagten, daß sie nicht einmal ans Licht, geschweige zur Erfüllung gelangen konnten. Innerhalb des Bezirkes wurde er immer einsamer; junge Adepten hielten sich von dem Kühl-Leidenschaftlichen fern. Zwar galt er in der Stadt als ein Priesterkönig. Sie brachten ihm ihre Zweifel und Kümmernisse und er half ihnen und rang mit ihren Dämonen, bis er sie besiegt hatte. Aber diese Geschäftigkeit konnte ihn doch nicht beruhigen, solange eigene Kümmernisse und Zweifel und quälende Dämonen ihn belästigten.

Einmal nun, als er schon an der Schwelle des Greisenalters stand, traten seine zwei Versucher, der Philosoph und der fromme Ritter, wie lockende Engel vor seine müde Seele. Er stürzte die Wälle und Mauern, die er gegen alles, was von außen kam, errichtet hatte, um und beschloß, bis zu einem ragenden Monument zu gehen, von wo aus, wie er von Jugend an gehört hatte, sich eine weite Aussicht auf die Weltstadt Alexandria, auf den Nil und das Meer erschloß. Der Weg führte durch eine Reihe uralter Palmen; er schritt eiliger, als es sonst die Gewohnheit seines Alters war, denn ihm war, als hätte das Schicksal noch einen Tropfen in dem Füllhorn, das ihm bestimmt gewesen war, und diesen wenigstens durfte er nicht versäumen. — — —

Digitized by Google

Zu gleicher Zeit wanderte Hermophil, der damals das armselige Dasein eines Türhüters führte und eben in diesen Stunden wieder voll Sehnsucht an die verweigerte Gunst, der Weisheit dienen zu dürfen, dachte, den Weg nach der Spitze jenes in gewaltigen Terrassen aufgeschichteten Bauwerkes. Denn er hatte von einem Walker, der sich manche Mühe gab, ihn von seiner Gottlosigkeit zu heilen, viel über die Weisheit der Isispriester gehört. Da war die Erinnerung an seinen Wohltäter und die Reue über seinen Widerstand gegen den Freund wieder lebendig geworden. Warum war er ihm doch ausgewichen? Wo der Edle hinging, da war doch sicher Geist und Leben, war Weisheit und Nahrung für den Geist. O damals hatte er dieses Darben noch nicht gekannt, das froh ist um ein menschliches Wort, um das Aufflammen eines Funkens Geist. Und der Haß gegen die Geißler hatte alle seine Götter verbrannt. Wenn aber Wissen und Weisheit in jenem Tempel lebt und wenn dort jeder Bruder heißt, der suchend kommt, warum soll er den einzigen Weg zum kastalischen Quell, der einem Sklaven offen steht, nicht gehen! Er betete im Hinaufsteigen bebend, wie vor einem neuen Schicksalstor: „Führe mich Zeus und du allmächtiges Schicksal," und schaute der Sonne entgegen, die wie eine himmlische Macht aus Purpurgluten emporstieg.

So ganz in ihre Sehnsucht nach dem Höchsten verstrickt und von dem Verlangen nach der Fülle des Lebens erfüllt, stiegen Hermophil und Cleophon von entgegengesetzten Seiten die Stufen der gewaltig geschichteten Quader hinan, von Terrasse zu Terrasse und kamen sich nah und näher. Hermophil trank die Weite des Niltales mit seinem reichen Kanalgeäder, seinen wie ungeheure Früchtetrauben daran aufgereihten Häusern, Tempeln und Palästen, die Schönheit des wogenden Meeres und den fernen Lärm menschlichen Schaffens in sich hinein. Cleophon umfaßte mit seinen Blicken das Iseum und seinen heiligen Baumbezirk, hinter dessen Mauern er wie in einer bergenden Schale die Weisheit und den Frieden atmen sah. Sie schritten bald voran, bald blieben sie stehen, verschränkten die Arme, erhoben die Häupter und senkten sie. Endlich als sie ganz Seite an Seite standen, schlossen sie die Augen, verweilten eine kurze Zeit, drängten dann nochmal voran und — flossen mit einem Male wie zwei Schatten zusammen. — — —

Auf dem Richterstuhl saß die Allmutter Isis. Sie wog die Seelen des Hermophil und Cleophon, die auf der Terrassenhöhe ihr sterbliches Kleid abgelegt hatten. Begierig harrten Typhon und der Schutzgeist auf das Urteil.

Weil die Göttin lange säumte, das Los der einen Seele, die zwei Wege durch das Prüfungsland vollendet hatte, zu verkünden, glaubte Typhon endlich mahnen zu müssen.

Digitized by Google

Da richtete sich die Hohe auf, so daß all die Funken und Mondscheibchen an ihrem Gewande Strahlen ausprühten.

„Sieh dich um!“ deutete ihre weiße Rechte. Typhon sah sich um und erblickte hinter sich zwei Oelbäume. Sie schienen Schwestern aus der gleichen Wurzel zu sein. Nur war der eine saftvoll und stattlich, spärlich und verkrüppelt der andere.

„Du kannst edle Natur verkümmern und verkrüppeln,“ lächelte die gütige Allmutter, „aber was als Oelbaum geboren ist, verwandelt auch ein Typhon nicht in einen Dornenstrauch.“

Darnach lustwandelte sie voll mütterlicher Zärtlichkeit in den Fruchtgefilden des Niltals weiter, bis die Sterne erblaßten.

o o o

Des Himmels Wild.

Freie, genehmigte Uebersetzung nach Francis Thompson.

Uebertragen von J. J. Britschgi.

In des Morgenzaubers Sprühn, im Dämmerglühn floh ich Ihn,
Eherne Tore der Jahre durchschritt ich,
Irrwege führte mein Geist mich.
Mein Aug' umflort von Tränenglast,
Im klingenden Gelächter floh ich Ihn.
In der Beschauung ahnend das Glücksgestade,
Schlug blindlings in der Luft
Titan'sche Schatten ich, entstiegen ewiger Kluft,
Gejagt, gehetzt von dem beschwingten Fuß,
Der stets durchkreuzte meine Pfade.

Halliho, in wohlerwog'ner Hast,
Unbeirrt, sonder Rast,
Unentwegt, Tritt auf Tritt,
Verfolgt mich jener wissende Schritt;
Und wie ein Hornsignal schmetternd
Dringt in mein Innerstes wetternd
Des hohen Rufs warnender Gruß,
Dringlicher als der drängende Fuß:
„Jedes Wesen trügt dich, da du trügst Mich!“

Um der Geschöpfe Minne buhlend
Sah mich der junge Tag, der Nächte Flimmern,
Vor jene reichverzierten Fensterkreuze zieh'n,
Wo hinter schwülen Purpurhängen
Trugvoller Verheißung dunkle Rosen schimmern.

Digitized by Google

Ich floh vor starker Gottesliebe stetem Drängen;
Denn hingegeben Seiner hehren Minne Führung,
Abschwören müßt' ich jeder eitlen Berührung.
Da schon sich öffnet des kleinen Fensterflügels Zier,
Wirft Seine Ankunft ihn zu mit des Sturmvogels Gier —
Bebende Angst weiß nicht zu flieh'n, wie Lieb' es versteht zu folgen mir.

Durchs Weltgetriebe stürmend in banger Flucht,
An goldenen Pfeilern des Sternenheeres ich Rettung sucht',
Obdach erflehend an des Mondes blinkender Wehr.
Zur Dämmerung sprach ich „Eil'!"
Zum Frühlicht: „O, verweil'!
Vor dem gewaltigen Geliebten
Verbirg mich wohl mit deinen Himmelsblüten."

„In deinen wehenden Schleier birg mich ihm;
Denn Schlingen legt' ich Seinen Knechten,
Die unbeirrt vom Falschen, Schlechten
Unwandelbare Treu' in Wort und Tat gelobten ihm.
Denn Seine Diener wirkten gegen mich mit jeder Fiber
Für ihn, den allgewalt'gen Menschenfieber."

Die fluchtgewandten Wesen ahmt' ich nach in Leidenschaftlichkeit,
Hing an die fliegende Mähne mich der Sturmesrosse,
Ob sie nun glitten sanft und ohne Laut
Ueber der blauen Ebene Unermeßlichkeit,
Oder in des Himmels Kathedrale,
Umzuckt vom flammenden Blitzesstrahle,
Von der Geißel des Donners angetrieben,
Seinen Wagen ließen stieben:
Ich flog, gebückt auf des fliehenden Rades sprühende Spur —
Bebende Angst versteht nicht auszuweichen, wie Lieb' es versteht den Flüchtigen zu erreichen.

Denn immerfort in wohlerwogener Hast,
Unbeirrt, sonder Rast,
Verfolgt mich jener wissende Schritt,
Und einer ehernen Stimme Ruf
Hallt an mein lauschend Ohr:
„Niemand umschattet schützend dich,
Trittst du nicht frei hervor für mich!"

Nun sucht' ich nicht mehr das, wonach ich strebte,
In eines Mannes oder Weibes Wesen;

Digitized by Google

Denn in dem reinen Kinderauge webte
Des Weisen Antwort, die darin zu lesen.
Ich wende mich an sie in bebendem Verlangen:
Weh' mir, kaum daß ich leuchten sah in klaren Augensternen
Der dämmernden Gedankenfülle Götterstrahl —
So wandten ihre Engel sie von mir, dem Gottesfernen — —
— — — edesmal — — —

„Kommt denn ihr andern Kinder vom Stamme der Natur.
Laßt mich euch grüßen von Mund zu Mund —
Mit euch spielen und kosen in heimlicher Stund!
Uns ergötzen mit der Mutter güldenen Flechten,
Feste feiern in Windpalästen,
Aus Blütenkelchen nippen nach Elfenart,
In Azurzelten träumen von köstlicher Fahrt!"

In dem holden Zauberkreis ward ich der Eine,
Zog den Bolzen weg, den schweren, insgeheime,
Von des Weltalls wohlverschloss'ner Arbeitsstätte.
Gigantische Gewalten sah ich sich bekämpfen um die Wette,
Sah, wie Wolkentürme sich aus Nebelbergen woben,
Von schäumender Brandung jäh gehoben:
Was also ward geboren, starb, lag im Sarg,
Doch meinem Wissensdurste niemand es verbarg.
Hingerissen fühlt' ich mich wie neugeboren,
Begeistert bald und bald in tiefstes Weh verloren.
Traumbefangen, wenn auf müden Schwingen
Der Abend ließ die Himmelskerzen flimmern
Ob des lärmenden Tages toten Heiligtümern,
Erwacht' ich wieder kraftvoll mit des Frühling Schimmern.
Und also lauscht' ich ab dem Himmelsangesicht
Sehnsuchterfüllt sein ewig wechselnd Gleichgewicht.
Wohl haben seine Tränen meiner Schwachheit Kraft gespendet,
Mein Herz gestählt, zum Sonnenherz gewendet,
Doch nicht also ward meiner armen Menschheit Kampf gemildert.

Umsonst sind an des hehren Angesichtes fahlen Wangen
Meiner Tränen Ströme dahingegangen.
Denn ach! Des Himmels rätselvolle Sprache blieb mir unerschlossen:
Gewalt'ge Taten seine Laute sind, die Sprache: Schweigen.
Natur, die Arme, kann gewährend nimmer sich mir neigen,
Kann nicht den blauen Schleier fallen lassen,
Noch ihres Mutterbusens Zärtlichkeit ergießen
Ueber der dürstenden Lippen Purpurfliesen — — —

Digitized by Google

Näher und näher zieht die Jagd
In wohlerwog'ner Hast,
Unbeirrt, sonder Rast.

Und kaum daß verhallt jener wissende Schritt,
Einer Stimme Ruf tönt eindringlich mit:

„Nichts befriedigt dich, der nicht befriedigt Mich!"

Entblößt erwart' ich Deiner strengen Liebe fallende Streiche;
Denn meine hürne Rüstung hast von mir, Gewalt'ger, Du gerissen
Und wehrlos hingeworfen. Dir zu Füßen
Harr' ich Dein!

Ich schlief, mir deucht'; erwachend fand ich mich entblößt.
In heißer Vollkraft rasch pulsierender Adern
Stieß von mir weg ich weit der Stunden drückende Quadern.

Ach! Hinter eherner Zeiten Walle
Anklagend steh'n die schuldbefleckten Jugendjahre alle.
Die Tage mein im Rausch zerflogen sind,
Dahingetragen von dem flücht'gen Wind — —
Wohl mit der scheidenden Sonne Strahlen
Auf fliehenden Wellen dahingetragen.
Verschwunden, lichter Träumer, du kühner Träumer bist,
Mit dir verstummt die Laute, verstummt ihr Sänger ist!

Der blühende Reigen krauser Phantasien, zerstoben wie leerer Tand,
Worin die Erde, als gleißender Reif, mein Handgelenk umspannt:
Strahlend' Geschmeide, wohl zu feenhaft, zu zart
Für dieses Dasein, wo der Schmerz an jeder Schwelle harrt.
„Ist Deine Liebe denn, o Unerbittlicher,
Ein unausrottbar Rankenwerk, lianengleich?
Mußt Du, erhab'ner Schicksalsbildner, dem Menschen gleich
Das Werkzeug erst bereiten, das soll Dein Ebenbild gestalten?"

„Sieh, meines Geistes Frische ist in Staub zerronnen!
Mein Herz erschüttert ist, ein jäh versiegter Bronnen,
In dessen irrlichtfarb'nen Wasser die stille Träne spielt,
Die lautlos dem gedankenschweren Geist entquillt.

So grau der Tag, was wohl der Morgen bringen mag?
So herb das Mark, wie erst die Rinde munden mag?"
Traumhaft nur ahn' ich, was der Zeitenschoß verhüllt;
Denn immer wieder die Posaune schallt
Von den urewigen Zinnen der Unendlichkeit,

Digitized by Google

Wo Nebelwälle umgrenzen die Gestalt
Der unbezwung'nen Türme grauer Ewigkeit.
Dort hab' ich Ihn, der richtet, wohl erschaut, im flammenden Purpurgewand,
Eine Zypressenkron' das weihevolle Haupt umwand,
Seinen Namen kenn' ich und was die Posaune soll bekunden.
„Sei es des Menschen Herz, sei es sein Leben,
Das zur reifen Garbe Du gebunden,
Muß denn Dein Feld der Ernte
Gedüngt sein mit des fahlen Todes grausen Wunden?"

Müd gehetzt ist jetzt des Himmels Wild
Zum Engpaß seiner Fluchtbahn hingedrängt.
Wie des Ozeans tobende Brandung
Umtost mich nun des hohen Jägers Wandlung:

„Es fiel von dir, wohl Zoll um Zoll, der Erde Sein und Schein,
Alles Geschaffene dich fliehen soll, da du Mich fliehst, o Seele Mein."

„Eigenwilliges, unscheinbares Ding,
Wofür soll jemand Liebe dir wohl schenken,
Da Keiner ist, der aus dem Nichts, wie Ich,
Kann Großes zur Vollendung lenken!
Der Menschen Liebe zu gewinnen erfordert irdisches Verdienst."

„Was aber hast du, Aermster, je vollbracht?
Wie wenig wert der Lieb' du bist,
Hast jemals du es wohl bedacht?
Wen auf der ganzen Welt zu lieben wirst du finden,
Wenn es nicht Ich, dein Herr und Schöpfer, ist?"

„Was immer ich dir nahm,
Entzog ich nicht zu deinem Harm;
Doch wohl: daß du es suchest nur in Meinem Arm.
Alles, was du verloren gibst in unreifem Verstand,
Hab' Ich für dich in ew'ger Heimat aufgehoben.
Steh' auf! Erfasse Meine Hand,
Geh' hin und atme Himmelsodem."
Halt' ein! Dieser Fußfall mein
Ist der Seele Dämmerschein.
Schattenhaft fühl' ich Seine mächtige Hand
Zu der meinen hingewandt.
„O Schwächster, Blinder, Lieber,
Ich bin's, der Ruheloser Ziel!
Die Liebe weisest du von dir, wenn du fliehst von Mir."

o o o

Digitized by Google

Auguſtinus.

Wie ſuchte ich, daß ich die Wahrheit faſſe
Und drang in jedes Leid und jeden tiefen Grund,
Daß ich der Dinge Kern mir nicht entſchlüpfen laſſe,
Wie quälte ſich mein Geiſt die bangen Nächte wund.
O — eitel war der Menſchenkräfte Ringen,
Es trogen die Sophiſten wie Propheten —
Und immer qualvoll neue Rätſel dringen
Aus allen Weisheitslehren und Gebeten.
Da öffnet ſich der wahren Kirche Pforte,
Die frevlen Geiſt der Wißbegier bekehrt:
Ruhlar Drang ward jetzt durch klare Worte
Von der Gewißheit feſter Norm belehrt.
Kein Zweifel rüttelt mehr an meinem Weſen,
Das nun den Glauben ſich'ren Heiles fand,
Von jedem eitlen Menſchenſtolz geneſen,
Die Pfade geht zu Gott — dem Heimatsland.

Max Fiſcher.

o o o

Kirchgang.

Dichtgeſchloſſene Tannenwände
ragen in den blauen Himmel.
Aus dem grauen Gras der Heide
ſchwellen grünbemooſte Köpfe
und aus ſchwarzen taubenetzten
Blöcken wächſt der Heilandsdorn.
Bauern, die zur Kirche gehen,
überſtolpern ſchwarz die Heide,
ſehen nicht zum Himmel ragen
die geſchloſſenen Tannenwände,
nicht die grau bemooſten Köpfe,
ſchwellend aus dem Gras der Heide,
nicht den Heilandsdorn inmitten
wilder, lavaſchwarzer Blöcke.
Aber wenn ſie auf demſelben
Wege wieder heimwärts ſchreiten,
von dem weiten Horizonte
morgenblau umgeben, ziehen
ſie das Bild mit tiefem Atem
in das Herz, als wären ſie noch
in der Kirche . . . Gehn und ſchweigen.

Leo Sternberg.

Digitized by Google

Hau- und Bausteine.

Der russische Mensch.

Von Dr. J. L. Seifert.

Unter diesem Titel erschien kürzlich bei der Verlagsanstalt Tyrolia in Innsbruck-München-Wien ein Buch von Frau Dr. Maria Maresch (83 Seiten, 3 *K*), das zwar nicht zunächst der russischen Literatur gewidmet ist, sondern einen Beitrag zur Ideengeschichte und Psychologie des Ostens überhaupt darstellen will. Die Arbeit von Frau Dr. Maresch ermöglicht aber, die tiefsten Voraussetzungen der russischen Literatur zu erfassen; deshalb rechtfertigt sich wohl ein näheres kritisches Eingehen auf die erwähnten Darlegungen auch an dieser Stelle. Grabowski hat in seiner Schrift über die zukünftige Gestaltung Polens (1915) Rußland das Land der unbegrenzten Möglichkeiten genannt, das diesen Namen weit mehr als Amerika verdiene und Zdziechowski beobachtet in der Seele des Russen zwei einander völlig widersprechende Prinzipien. Einerseits übt er auf alle Völker durch seine Herzenseinfalt und Gefühlsechtheit eine große Anziehungskraft aus, anderseits stößt er wie kein anderer durch die unvermittelt hervortretende Roheit seiner Macht- und Habgier ab. Das gibt schon eine Andeutung der Rätsel, die uns Rußland stellt und von deren Lösung für ganz Europa, namentlich aber für die Mittelmächte, die Gestaltung der Zukunft abhängt.

Maria Maresch versucht in einigen knappen Skizzen dieses Problem zu erfassen und auch zu lösen. Es gelang ihr, eine treffende Charakterisierung der wichtigsten Kulturströmungen Rußlands zu geben und sie mit geschickt gewählten Zitaten russischer Autoren (namentlich Dostojewskij, Tolstoj und Gorkij) zu belegen. Richtig erkennt sie den Sinn der russischen Revolution in der Auflehnung gegen den Nationalismus und den Uebermenschen und betont das Ueberwiegen der ethischen Elemente in den sozialen Theorien des modernen Rußlands. Sie hofft, daß das religiöse Rußland durch seine Stellungnahme „für die Liebe gegen den Haß, für Christus gegen den Antichrist" neue Ideen auch in die Kultur Europas bringen werde. Hiebei läßt sich aber die Verfasserin zu einer bedeutenden Ueberschätzung des Einflusses Tolstojs in Rußland hinreißen. Das westliche Europa sah Tolstoj mit ganz anderen Augen, als der russische Bauer, dem wohl die sittliche Anarchie in Tolstojs Lehre, nicht aber die daraus folgenden Pflichten behagten und der in dumpfer Unbildung dahinlebend, weit eher einem Rasputin als Tolstoj folgte. Unter der Intelligenz hatte aber Tolstoj

Digitized by Google

nicht nur unter den Machthabern erbitterte Gegner. Ich erinnere nur an Solowjew. Die Zuversicht der Verfasserin läßt sich übrigens dadurch erklären, daß bei Abschluß des Buches die bolschewikische Revolution noch nicht ausgebrochen war.

Die Ideen der Liebe, die uns Rußland gegeben hat, werden hoffentlich früher in Westeuropa zur Verwirklichung gelangen, als in Rußland selbst, das bis dahin noch einen weiten Weg der Entwicklung zu gehen hat.

Um das zu verstehen, bedürfen die Ausführungen der Verfasserin einiger Ergänzungen. Sie erkennt richtig, daß der russische B a u e r vollkommen apolitisch ist und nur durch die Not dazu gezwungen, eine Landverteilung anstrebt. Sie irrt aber, wenn sie der landläufigen Anschauung folgend, dem russischen Bauer wegen der Volksgemeinde Mir kommunistische Tendenzen zuschreibt. Masaryk hat bereits 1913 diesen Irrtum zurückgewiesen und die neuesten Ereignisse gaben ihm Recht. Der russische Bauer forderte den Boden als Privateigentum und kam sofort in Gegensatz zu den bolschewikischen Theorien des Gemeinbesitzes. Damit aber wird der Wiederrichtung des Klassenstaates der Weg geebnet und der angeblich den Russen eigentümliche Sozialismus vollständig in Frage gestellt. Selbst unter der Intelligenz und den Arbeitern blieb die Lehre Marxs nie unbestritten. Die religiösen Messianisten (Bulgakow) lehnten ihn ab, da er keine göttliche Autorität über den Menschen anerkenne und deshalb ein Diktator sei ohne Verständnis für die Nöte der Menschheit. Tolstoj ging ganz andere Wege und die Materialisten unter den russischen Revolutionären kamen bald bei viel weiteren Zielen an und streben der fesselosen Anarchie zu. An den Bauer, der die erdrückende Mehrheit der Bevölkerung bildet, gingen aber alle diese ideellen Strömungen vorüber, ohne in ihm mehr zu wecken, als den Haß gegen den Tschinownik (Beamten) und den Landhunger.

Trotzdem bauten alle Systeme ihre messianischen Hoffnungen auf dem Bauer auf. Die Slawophilen sahen in ihm, den Spuren Herders folgend, den Menschen der Zukunft, der noch durch kein Gift der Zivilisation erreicht wurde, die Panasiaten erwarteten von ihm die Verdrängung Englands aus Asien, die Westler erhofften von ihm eine gewaltige Aufnahmsfähigkeit für die Ideen des Westens und schufen die Richtung des Narodnitschestwo (Volkstum) und selbst die religiösen Messianisten, die das Martyrium der Intelligenz für das Volk verherrlichten, suchten die Kirche durch den Bauer zu erneuern.

Und alle diese einander so widersprechenden Bestrebungen beriefen sich auf ein und dasselbe Charakteristikum der russischen Seele, dem sie verschiedene Namen gaben, das aber nichts

Digitized by Google

anderes als eine primäre sittliche Anarchie ist. Das ist ein Grundzug des slawischen Wesens im allgemeinen und besteht aus dem widerspruchslosen Nebeneinander von Gut und Böse. Er hängt wohl zusammen mit der noch heute deutlichen Neigung der Slawen zum Pantheismus, der sich wieder auf einer mystischen Betrachtung der Scholle als „Mutter Erde" aufbaut.

Dieser Seelenzustand tritt am deutlichsten beim Russen zutage, weil er noch heute in einer Art zeitlosen Vegetierens lebt und sich infolgedessen über den kausalen Zusammenhang der Dinge in der Zeit keine Rechenschaft gibt. Er kennt keine Tradition. Der Bauer hat keine Vergangenheit, der intelligente Russe verachtet sie und der Staat, der jeden Fortschritt verbot und damit die Zukunft eliminierte, verzichtete dadurch auch auf die Tradition, wie sie im Westen als kulturschöpferisches Element wirkend lebt.

Die Tradition ist aber auch eine Schule des Willens und wo sie fehlt, gebricht es auch an den sittlichen Hemmungen, die eine Vorbedingung für ein gedeihliches soziales Zusammenleben sind. Genial hat das Tschechow in seiner Erzählung: „Der Leuchter" erfaßt. Eine Dame quält einen Kritiker mit der Lektüre ihres langweiligen Dramas. Da erschlägt er sie mit einem Leuchter.

Die Traditionslosigkeit hat der Russe mit dem Juden gemein und daraus erklärt sich die große Rolle, welche der Jude in der russischen Revolution spielt. Aber während der Jude einem kalten Intellektualismus huldigt, bleibt der Russe auch im Atheismus, wie Mereshkowski bemerkt, tief gläubig. Die Quelle seiner Erkenntnis ist ihm die Intuition. Darum die entschiedene Ablehnung des deutschen Rationalismus durch alle Russen, darum auch die Verurteilung des kategorischen Imperativs Kants und der verpflichtenden Ideen Proudhons und Marxs. Der Russe will seine Sittengesetze aus dem unmittelbaren Verkehr mit dem Absoluten, mit Gott, schöpfen. Daraus folgt einerseits seine Neigung zum Uebermenschentum, das er lange vor Nietzsche, schon auf Grund der egotheistischen Lehren Hegels verwirklichte und anderseits seine grenzenlose Aufopferungsfähigkeit für eine Idee, wie Tolstoj bewies. Eben weil Tolstoj so gut die sittliche Anarchie für seine Lehre verwendete, hat er unter den bewußten Russen von allen Philosophen den größten Anhang gewonnen. Aber weit mehr Proselyten als Tolstoj, der das Gute in der russischen Seele wecken wollte, gewann der Staat und seine offizielle Lehre, die das Böse im Russen zur Blüte brachte.

Der russische Staat darf nicht, wie es die Verfasserin tut, als geradlinige Fortsetzung der tatarischen Despotie aufgefaßt

Digitized by Google

werden. Vom Orient hat der Russe wohl die Auffassung des Menschen als einer Sache übernommen, aber wie die späte Einführung der Leibeigenschaft beweist, waren es abendländische Ideen, welche die Identifizierung des Herrschers mit dem Staate (l'etat c'est moi) in Rußland bewirkten. Die orientalische Despotie kennt auch keinen Gewissenszwang, im Gewande des Märchens konnten den Mächtigen die unangenehmsten Wahrheiten gesagt werden. Das wird in Rußland anders, als unter Nikolaus I. der deutsche Begriff vom Staate, wie ihn vor allem Fichte formulierte, zur Geltung kommt. Da in Rußland das Gegengewicht irgend einer Volksvertretung vollkommen fehlte, mußte die Vergötterung des Staates, der noch dazu durch den Zaren allein vertreten wurde, verhängnisvoll werden. Wie Tolstoj scharfsinnig einsah, war diese offizielle Lehre hervorragend geeignet, durch Zersplitterung der Verantwortlichkeit der sittlichen Anarchie des Russen entgegenzukommen und jeden Staatsbeamten zum Uebermenschen zu erziehen. Der deutsche Begriff der Pflicht war dem Russen immer fremd.

Dazu kam noch, daß auch die Kirche nur ein Werkzeug des Staates wurde, während sie im Westen ihren korrigierenden Einfluß auf den Staat geltend machen konnte. In Rußland wurde sie schließlich in den Dienst der geheimen Staatspolizei gestellt und übte so den ungeheuerlichsten Gewissenszwang aus. In der Formel Uwarows: Zar, Nationalität und Orthodoxie fand dieses System seinen entsprechenden Ausdruck und unter Alexander II. in Katkow und später in Pobjedonoszew verständnisvolle Vollender.

Erst aus dem Kampf mit diesen drei Prinzipien ist die russische Revolution richtig zu verstehen. Dem Zaren wurde schon von den Dekabristen die Forderung nach einer Republik entgegengestellt und Tschitscherin blieb mit seiner Idee einer konstitutionellen Monarchie vereinsamt. Der offizielle Nationalismus führte bei der russischen Intelligenz zu nationaler Gleichgültigkeit, was sowohl Masaryk als auch Idziechowski beklagen. Die Reaktion gegen die offizielle Kirche endlich rief einerseits den Nihilismus, anderseits die Bemühungen um ein Urchristentum hervor.

Auch die Slawophilen mit Chomjakow und den Brüdern Kirijewskis an der Spitze, treten in Gegensatz zur offiziellen Kirche, was die Verfasserin übersieht, und werden ebenso wie die Westler als staatsgefährlich verfolgt, wenn sie auch die Orthodoxie als Verwirklichung ihres Traumes vom Dritten Reiche ansehen. Sie haben aber die Kirche eben idealisiert, sahen nur den Widerspruch zwischen ihrer Lehre und der Wirklichkeit nicht ein. Erst 1880 trat Aksakow, der bis dahin Kat-

Digitized by Google

kow bekämpfte, in seine Reihen und verteidigte philosophisch dessen Verwandlung der slawophilen Lehre in den offiziellen Panrussismus. Das Werk Danilewskijs aber wurde erst nach dem Tode Aksakows als programmatische Schrift anerkannt, während es bei seinem Erscheinen um 1870 kaum Beachtung fand.

Auch Solowjews Bedeutung für Rußland ist von der Verfasserin zu einseitig erfaßt worden. Er fand in seinem Vaterlande mit seiner Idee einer Union mit Rom gar keinen Anklang und erwartete übrigens auch nur von einem demokratisierten Katholizismus den Anbruch des dritten Reiches. Sein Verdienst liegt in der Erkenntnis, wie schädlich die sittliche Anarchie auf das Gemeinwohl wirkt. Er bekämpfte die Slawophilen und die Orthodoxie, weil sie die persönliche Verantwortung aufheben und führte die Lehren Tolstojs ad absurdum, weil sie die höchste sittliche Autorität in die Brust des Individuums verlegen.

Seine Fortsetzer, Schüler hat er eigentlich keine gehabt, lehnten schon entschieden seinen Unionsgedanken ab und suchten die Verwirklichung der kirchlichen Einheit in der mystischen Vorstellung von der Kirche Christi, die alle christlichen Konfessionen umfaßt. Dieser Gedanke findet sich bereits bei dem polnischen Messianisten Towianski. Praktisch aber waren diese Anhänger Solowjews bestrebt, eine Erneuerung der orthodoxen Kirche durch Trennung vom Staate zu bewirken und traten dabei auch in Beziehung zu den katholischen Modernisten, die sich dadurch zu Hoffnungen auf eine bald zu erwartende Union mit Rußland verleiten ließen. Aber die Einberufung des Sobor, der allgemeinen Kirchenversammlung, blieb aus, und damit fielen auch alle daran geknüpften Hoffnungen.

Ueberall, auf politischem, religiösem und sozialem Gebiete tritt die oben charakterisierte Wesenheit des Russen zutage. Nirgends erfolgte eine solche Umwertung der Werte, wie in Rußland. Aus ein und derselben Wurzel entspringen die schärfsten Widersprüche und behaupten sich nebeneinander. Es ist also sehr voreilig, von Tolstojs Lehre auf einen beständigen Friedenswillen Rußlands zu schließen. Haben doch schon die Bolschewiki wenigstens theoretisch der ganzen Welt den Krieg gekündet, getreu den Lehren Herzens und Bakunins, die erst über das revolutionäre Chaos zur Erneuerung der Welt schreiten wollen.

Das revolutionäre Rußland ist wohl einig gegen den Staat und den „Uebermenschen" aufgetreten, aber dessen Ideen sind dem russischen Wesen zu adaequat, als daß die erlangte Macht, die immer korrumpierend wirkt, nicht auch die Revolutionäre

Digitized by Google

auf den Weg des „Uebermenschen“ getrieben hätte. So nur ist das merkwürdige Verhältnis des Russen zum Deutschen zu verstehen. Wie oben ausgeführt wurde, hat der deutsche Staatsbegriff das offizielle Rußland wesentlich beeinflußt. Es blieb deutschfreundlich, bis es stark genug war, die deutschen Lehren auch gegen die Deutschen anzuwenden. Wie das offizielle Rußland bis dahin deutschfreundliche Politik machte, so war das revolutionäre Rußland deutschfreundlich. Der deutsche Staatsbegriff, der in Rußland den Menschen zu einer Maschine erniedrigte, wurde schon von Herzen und ebenso von Tschitscherin als der größte Feind Rußlands erkannt. Beide fordern die Niederwerfung Preußens und seines „Militarismus“. Unter diesem Schlagwort ist eben nicht die Wehrmacht allein, sondern die Vergötterung des Staates als des Endzweckes der menschlichen Kultur gemeint. Nicht umsonst läßt Solowjew seinen Antichrist in Berlin zum Imperator der Welt krönen.

Was in Rußland nach Gestaltung ringt, ist eine neue Synthese des Gegensatzes zwischen Staat und Kirche einerseits und dem Individuum anderseits. Es ist das das alte Problem der slawischen Völker überhaupt und gewinnt dadurch für Oesterreich erhöhte Bedeutung.

Es wäre sehr wünschenswert, daß sich der Deutschösterreicher mit diesen Fragen befasse und in diesem Sinne wünsche ich dem Werkchen Maria Maresch', das viele Anregungen bietet, weiteste Verbreitung.

Das Tragische in der Beleuchtung zweier Welten.

Von Friedrich Muckermann.

Auf verschiedenen größeren deutschen Bühnen wurde Hanns Johst's „Der Einsame“, „Ein Menschenuntergang“ mit Erfolg gegeben. Wie ich in einer Besprechung dieses Stückes im Gral schon angedeutet habe*), handelt es sich in diesen dramatischen Bildern im wesentlichen um eine Schicksalstragödie. Das innerlich notwendig wirkende Genie wird zermalmt durch den in seiner Art ebenso notwendig sich auswirkenden Krankheitsprozeß. Wenn ich noch einmal darauf zurückkomme, geschieht es, um von diesem Beispiel aus auf eine übrigens schon bei Hebbel, auch zum Teil bei Lienhard und sonst vielfach auftretende Umbiegung der alten Lehre vom Tragischen hinzuweisen. Es soll hier nicht um Worte gerechtet werden. Nennen wir es ruhig tragisch, wenn ein hochbegabter Mann plötzlich zwischen die Pufferplatten zweier Schnellzüge gerät und zermalmt wird. Nennen wir es tragisch, wenn die irdischen Dinge

*) Vgl. Seite 67.

Digitized by Google

ihrer Wesensart nach so sind, daß sie sich im begrenzten Raume stoßen, daß Menschen, die das beste wollen, die größten Feinde werden und sich auf Tod und Leben bekämpfen können. Vielleicht hat Hebbel darin recht, daß jede starke Persönlichkeit schon in ihrem Dasein ein Stück Tragik enthält. Es ist aber ein gewaltiger Unterschied, ob diese Tragik im Zusammenhang mit der christlichen Weltordnung oder mit der monistischen Anschauungsweise sich auswirkt. Der Monismus schaltet das Sittliche aus. Er trägt den notwendigen Ursachenzusammenhang auch in das ganze Gebiet des geistigen Geschehens. Er kennt nicht jene mit dem freien Willen stehende und fallende innere sittliche Größe des Menschen. Infolgedessen kann er das Sittliche auch nicht beeinflussen, kann den Menschen nicht ästhetisch veredeln, indem er ihn zugleich sittlich hebt. Es muß also aus seinen tragischen Wirkungen alles das ausgeschaltet werden, was aus einer höheren sittlichen Welt kommend, einen Menschenuntergang erst menschenwürdig, gelegentlich zu einem inneren Sieg gestaltet. Ein zerbrochenes Menschenschicksal ist nach dem Monismus, was die Motive angeht, nicht verschieden von dem Schicksal des verendenden Pferdes in Schönaich Carolaths Kiesgrube. Dadurch werden die alten Wirkungen der Tragödie, Furcht und Mitleid, wesentlich geändert. Sie werden sozusagen ins Unerträgliche, ins Entsetzliche verlängert. Die Furcht wird zur Verzweiflung und das Mitleid zur Mitangst. Ein Grauen legt sich über die Seele, so furchtbar, so vernichtend, daß es den Menschen zerdrücken muß, wie eine über ihn zusammenstürzende Welt oder daß es ihn zu jenem Trotze aufpeitscht, der dem der alten Titanen gleicht, die den hoffnungslosen Kampf gegen den Olymp aufnahmen. Dabei geht diese tragische Wirkung noch weit über die Wirkung früherer Schicksalstragödien hinaus, indem die bei den Alten zwischen Mensch und Schicksal stehende mildere Götterwelt ausgefallen ist. Sie belastet daher derartig das Gemüt, daß sie ihm jede Hoffnung, jeden Strahl der Versöhnung raubt und letzlich jeden sittlichen Aufschwung zum öden oder starrköpfigen Fatalismus verurteilt. Nun kann und darf aber die Kunst niemals auf eine Negation des Sittlichen hinauslaufen, sonst ist sie eben im Bereich des Menschlichen widerspruchweckend und damit widernatürlich und unästhetisch. Ganz anders liegt die Sache innerhalb der christlichen Weltordnung. Auch sie weiß, daß es Menschenlos sein kann, an der Allgemeinheit, an den engen Schranken des Seins überhaupt zu zerschellen. Aber doch nur äußerlich zu zerschellen. Sie kennt eine Kraft im Menschen, den freien sittlichen Willen, der sich immer behaupten kann, der sich eben da in seiner ganzen

Digitized by Google

inneren Schönheit aufrichtet, wo eine feindliche Welt wider ihn anstürmt. Insofern ist das Horazische Impavidum ferient ruinae ein dem christlichen Idealismus durchaus verwandter Gedanke. Setze ich selbst den Fall, es handelt sich um den tragischen Untergang eines Kindes oder eines dem Irrsinn Verfallenen, wo also Wille und Streben ins Instinktleben zurückgesunken oder noch gar nicht daraus erwacht sind, so ist doch dieses Kind und dieser Kranke eingeordnet in eine höhere Welt. So ist doch die Vorsehung Gottes, die ganze Höhe und Tiefe der ewigen sittlichen Weltordnung noch da, die in einem solchen Fall das Erschütternde auf das für den Menschen erträgliche Maß herabmildert. Wohl bleiben Furcht und Mitleid, aber sie sind ohne den Stachel wahnsinniger Verzweiflung. Wohl mag sich zu Zeiten ein wahres Grauen in die Seele drängen, aber es trägt doch wieder im Innersten die Knospe der Hoffnung und Liebe. Dem Menschen werden keine Rätsel auferlegt, die er nicht lösen kann oder deren Lösung er nicht ruhig jenen höheren Mächten überlassen darf, an deren Dasein und Liebe er demütig glaubt. Das überwältigend Tragische wird nur in die Enge seines Daseins geführt, um hier die Ahnung einer umfassenderen, schöneren Welt zu wecken, in der die wildesten Dissonanzen doch letzlich in sanfte Harmonie verklingen. Das sind Gefühle, die veredeln, die Kultur schaffen. Der Pantragismus hingegen ist eben so furchtbar wie unfruchtbar. Er ersetzt die echte Tragik durch fantastisch vorgetäuschte tragische Gespenster. So spiegelt die moderne Kunst immerfort die Schwächen der modernen Weltanschauungen und schreit nicht selten in wehvollen Tönen das ins arme Menschenherz hinein, was in den Büchern der Gelehrten wie eine harmlose Gedankenirrung erscheint.

Wie kommen wir weiter?

Neben den „Sturm", „Die Aktion", „Das junge Deutschland" und die anderen Veröffentlichungen jener Kreise, die stürmisch und manchmal mit den tollsten Mitteln nach einer Fortentwicklung deutscher Kunst und Literatur streben, ist im Mai dieses Jahres eine neue Zeitschrift getreten. „1918" prangt in dicken, schwarzen Lettern auf dem Titelblatt. Der Untertitel lautet: „Neue Blätter für Kunst und Dichtung" (Verlag von Emil Richter, Dresden). Als Schriftleiter zeichnet Hugo Zehder. Die Jahreszahl will scheinbar ein Programm bedeuten. Der einleitende Aufsatz von Adolf Behne wendet sich zwar, ausgehend von Tolstois Wort „Die Kunst muß die Gewalt vernichten", gegen die Behauptung, der Krieg sei für die deutsche Kunst heilsam gewesen und

Digitized by Google

preist den Aestheten gegenüber dem Realisten, d. h. „dem Menschen, der in die Welt paßt". Man ist enttäuscht über den Widerspruch — und wundert sich, daß ein Blatt die Stirn besitzt, das Jahr 1918 als Titel zu wählen — und das Heil der künstlerischen Fortentwicklung in der Verteidigung des Grundsatzes der l'art pour l'art-Leute zu suchen. Denn darauf läuft die Arbeit, die sonst eine Reihe sehr feiner Bemerkungen enthält, letzten Endes hinaus...

Schönheit sei der Sinn der Welt. Sinn sei nicht Deutung, nicht Moral, nicht Geist, sondern Sinn, der nur mit den Sinnen erfaßt werde. Er offenbare sich als absolute Vollkommenheit, sei unendlich, sei ewig. Der Aesthet sei allein imstande, diesen Sinn und damit das Weltwesen wahrzunehmen. Der gesunde Menschenverstand könne das Wesentliche nie erfassen. Und da die Kunst, die in schönen Farben spielt und in graziösen Formen lebendig atmet, alles, stets die Wahrheit sei, könne sie nicht — in die eiserne Zeit einfach hineinkommandiert werden...

Das sind Behauptungen, die zu unbedingtem Widerspruch reizen. Gewiß ist die Welt, ist die Natur schön, an sich vollkommen. Aber — sie ist nicht die Vollkommenheit. Das Wahrnehmbare, das also, was ich nur durch die Sinne erfahre, ist dann noch lange nicht die Welt, ist nur ihr geringster Teil. Und gerade dieser ist nicht ewig, ist nicht unendlich. Die Welt bekommt nur durch Gott einen Sinn. Ohne ihn wird sie sinnlos. Und das Sinnlose ist, um mit Behne zu sprechen, häßlich.

Wer hat uns denn eindringlicher gesagt als dieser fürchterliche Krieg, daß die Welt sinnlos sein muß, wenn das Wahrnehmbare allein ihre volle Wirklichkeit ist? Und an dieser elementaren Wahrheit soll die Kunst vorübergehen, soll weiter machen in jener weltflüchtigen Art, die vor dem Kriege die Nation, das Volksganze der Kunst entfremdet hat? Recht hat natürlich Behne, wenn er sagt, es könne unmöglich Aufgabe der Kunst sein, den Krieg, d. h. seine Formen, seine Instrumente, sein Trommelfeuer usw. nachahmen zu wollen... Aber — der Lebensgehalt, der mit dem Kriegserleben die Seelen der Menschheit durchflutet — der ist es, an dem die Kunst, vor allem die Dichtung, nicht vorbei darf und soll. Der Krieg ist mehr Enthüller als Gestalter. Er hat unerbittlich die glänzenden Vorhänge gerissen von der Scheinwelt, die uns umgaukelte. Und mit Schaudern mußten wir sehen, wohin eine Weiterfahrt auf dem leuchtenden Friedenspfade uns führte. Der Krieg wird so zum Enthüller und, wenn auch nur mittelbar, zum Erzieher. Aber — eindringlicher als er kann niemand mahnen und Ziele setzen.

Digitized by Google

Es ist ein trauriges Zeichen, daß Stephan George aus seinem Aesthetizismus heraus für das Erleben der Gegenwart, die an der Schwelle eines neuen Menschheitsjahrtausends steht, keine kräftigere Sprache findet als in seiner sechsseitigen Dichtung „Der Krieg". Behnes Ansichten als Grundlage für die Fortentwicklung der deutschen Kunst können nicht besser als durch dieses Stück widerlegt werden. George, der in seinen Büchern, im „Siebenten Ring" und „Stern des Bundes" einen starken religiösen Ton angeschlagen und dem Suchenden — nicht dem Volksganzen — aus „Sehnsucht und Sendung heraus" — wirklich neue Ziele auf dem Wege aus dem Materialismus zu einem neuen Idealismus enthüllt hat, lehnt in dieser Kriegsdichtung das Christentum ab und verherrlicht das Heidentum ...

„.... der alte Gott der schlachten ist nicht mehr.
Erkrankte welten fiebern sich zu ende
In dem getob...."

„... Die jugend ruft die Götter auf.. Erstandne
Wie Ewige nach des Tages fülle ... Lenker
Im sturmgewölk gibt Dem des heitren himmels
Das Zepter und verschiebt den Längsten Winter ..."

Christus wirft „die Bläße blasser Seelen" ab. Apoll spricht geheim zu Baldur: „... Eine weile währt noch nacht."

Doch diesmal kommt von Osten nicht das Licht." — — — Das sind schließlich die letzten Folgerungen der Gegenwart gegenüber, wenn man sie nicht anders zu werten weiß als Behne mit seinen aus Pantheismus und Aesthetizismus gewobenen Ansichten. Das muß ein Spiel mit den Dingen geben, das nichts ist als eine Fortsetzung der — bankerott gegangenen Diesseitskultur. —

Behne sagt dann weiter: „Der Künstler soll ein Führer sein, soll eine bessere, tiefere Einsicht dem Massenansturm entgegenhalten." Das kann man nur unterschreiben, muß aber hinzufügen: Dem Künstler, wie Behne ihn sieht, ist das nicht möglich.

Er hat das Notwendigste — den Zusammenhang mit dem echten Volksgeiste verloren. Er verzichtet darauf, stofflich oder gedanklich zu wirken. Auswahl, Maß und Klang sind ihm alles. — — —

Nein — so kommen wir nicht weiter. So gehen wir zurück und setzen uns über die tiefaufreißenden Wahrheiten der Gegenwart hinweg — wie Kinder, die ihre Bälle lustig in das Frühlingslicht hineinwerfen, wenn auch eben die Nachricht vom Heldentode des Vaters gekommen ist.

Digitized by Google

Und wir wollen weiter. Alle. Die Seelen brennen nach „Entwicklung“. Aber — Kunst wurzelt auch inhaltlich in ihrer Zeit. Von Homer über Dante, Calderon, Cervantes, Wolfram von Eschenbach, Shakespeare zu Goethe und bis hin zu Tolstoi und Dostojewski ist das immer so gewesen und wird immer so bleiben. Große Kunst aber gipfelt immer im Uebersinnlichen, im Außerweltlichen, in Gott. Zwischen diesen beiden Polen bleibt unserem Entwicklungsstreben ein ungeheures Betätigungsfeld. Der katholische Kulturwille besonders, dessen Kraft und Bedeutung gerade der Krieg so gewaltig aufströmen läßt, wird bei Lösung der künstlerischen Gegenwartsaufgaben auf diesem Felde mitzuarbeiten haben, um seinerseits den tiefsten Gehalt in die Neuformung der Zukunft zu bringen.

Neuformung läßt sich nicht erzwingen. Sie wird, organisch wächst sie. Nie wird sie erreicht durch vollkommenen Bruch mit dem Alten, durch einfaches „Auf den Kopfstellen“ des bisher Dagewesenen — wie das so viele der Leute aus dem Kreise der eben genannten Blätter glauben, mögen sie ihr Gebahren auch noch so spitzfindig begründen, mag ihre Reklame (man vergleiche besonders die des Kurt Wolff'schen Verlages, Gral 1918, Heft 10, Seite 467) auch noch so marktschreierisch arbeiten. Die fortwährenden Neugründungen von Zeitschriften, die meist lediglich unseren Papiermangel vergrößern, tun's nicht. Wir haben genug altes, an das wir anknüpfen müssen — und können. Vollständig neu ist, soweit es nicht abnorm ist, überhaupt nichts; es verwendet stets irgendwelche Elemente des älteren, sagt Prof. Dyroff in seinem ausgezeichneten Aufsatz „Ueber Schiller und Romantik im Hinblick aufs Drama“ in der Zeitschrift des Eichendorff-Bundes. (Wächter, Heft 3, München, 1918.) Wichtig ist seine Feststellung:

„Mit der heutigen Gesamtlage der Dichtung, vor allem der dramatischen, ist in Deutschland im Grunde kein Mensch zufrieden. Die Firmen und ganz bestimmte geistespolitische Richtungen undeutscher Art haben dem Publikum ihren „Geschmack“, vielmehr ihre philosophischen und religiösen Tendenzen aufgezwungen. Die Blumen des deutschen Dichtergartens wachsen nicht mehr auf freier Aue; sie werden in Treibhäusern gezüchtet...“

Daraus folgert er, daß ein ruhiger Wirklichkeitssinn das Heil nur von einer Weiterführung jener Grundrichtungen erwarten könne, die sich in der deutschen Dichtung als fruchtbar und dauernd anregend erwiesen haben und das sei neben Goethe und Schiller nur die Romantik.

Digitized by Google

Die Romantik, die schon einmal die Nation während der Neuzeit aus dem Erdreiche des Alltages — Goethe nannte das nationalistische Getriebe seiner Kunstgenossen gegen Ende des 18. Jahrhunderts „die öde, gehaltlose, abhängige Pedanterie" — hinaus- und hinaufgeführt hat, wird uns auch diesmal weiter bringen. Sie umfaßt, wie Flaskamp so schön sagt, die ganze Erdwirklichkeit, Diesseits und Jenseits. Der romantische Künstler, der zwischen diesen Polen steht, der im Volkstum wurzelt, der religiös in des Wortes tiefster Bedeutung ist, der kann Führer sein — ganz anders als jener, von dem Behne spricht. Der romantische Künstler wird imstande sein, die Nation hinaufzuentwickeln aus dem Elend, das der Materialismus, das die reine Diesseitskultur und als ihre letzte Folgerung der Krieg gebracht haben. Was Novalis vor ungefähr 120 Jahren schrieb, gilt heute in verschärfterem Sinne: „Nur die Religion kann Europa wieder aufwecken und die Völker sichern und die Christenheit mit neuer Herrlichkeit sichtbar auf Erden in ihr altes, friedenstiftendes Amt installieren." (Europa, Insel-Bücherei Nr. 21, S. 58.)

Die Kunst aber, die sich jenseits dieser Wahrheit aufbauschen will, ist falsch. Sie ist ein Spiel, das mit wahrer Kunst nichts zu tun hat. Sie ist undeutsch und unvolkstümlich und bringt uns rückwärts statt vorwärts. Und wie wird es ihr gelingen, „die Gewalt zu vernichten", um mit Behnes Zitat zu schließen? Theodor Seidenfaden.

Junger und jüngster Tag.

Eine Besprechung des Romans „Der Anfang" von Hans Johst durch Harry Kahn in der „Frkft. Ztg." enthält folgende grundsätzliche Ausführungen:

„... Vieles, was heute den Zwanzigjährigen und denen, die es noch gerne sein möchten, durch ach so literarische Verleger und Dramaturgen vom Pult weggerissen wird, bevor noch die aus dem smarten Füllfederhaltér triefende Tinte trocken geworden ist, hat nicht mehr zu sagen (oder besser: zu schreien) als: ich bin jung, ich bin jung, ich bin jung! Manche dieser Jünglinge verkünden bombastisch: hier ist Rhodus, und ihr sollt mal sehen, was ich jetzt für Sätze machen werde! Aber sie springen nicht. Immer ist der Graben zu breit und das Wasser zu tief. Immer ist etwas zwischen ihnen und der Welt, die sie angeblich darstellend bezwingen und bezwingend darstellen wollen: der Vater oder das Philistertum oder überhaupt die allgemeine Gemeinheit der Welt. Gerade das, was den Begriff der Welt ausmacht, nehmen sie als Hindernis zu ihr und rennen sich bereits an der Hürde den Kopf ein. Kein Wunder, wenn sie aus-

Digitized by Google

gepumpt liegen bleiben, ohne überhaupt je ein Ziel erkannt zu haben."

„Wahrhaftig, (es) ... erweckt Mißtrauen, ob all dies armereckende, ellenbogenstoßende, Fußtritte austeilende Freiheitsgetue der neuen Jugend überhaupt echt und manchmal nichts anderes ist als sozialer Auftrieb. Aber wie dem auch sei, es wird erledigt von dem schneidenden Wort Nietzsches: „Frei wovon, was schiert das Zarathustra; aber hell soll auf deiner Stirn geschrieben stehen: frei wozu!"

„Eins aber ist gewiß: diese neue Jugend mittels hemmungsloser Superlative und heißhungriger Spekulation auf die modische Durchfallangst der „Gebildeten" zu veranlassen, sich für arriviert und jeden Kampf um die innere Erfüllung und Daseinsberechtigung für überflüssig zu halten, all das in Akte und Kapitel abgeteilte Gestammel junger und jüngster Nöte auf Büttenpapier zu drucken und in Zyklen zu tragieren — das heißt Raubbau treiben an der Entwickelung dieser unstreitigen Begabungen selbst und damit am Besitz unserer geistigen Zukunft."

Diese Warnung hat zweifelsohne ihre innere Berechtigung, aber es muß doch auch gesagt werden, daß dem wahren Talent als wesenhafte Eigenschaft ein gutes Maß Selbstzucht beigegeben ist oder wenigstens die Erkenntnis, daß nur Selbstkritik und die von ihr ausgehende Selbstzucht zur menschlichen und künstlerischen Selbstvollendung führen kann. Wer Liebe zur Wahrheit und Abscheu vorm Selbstbetrug hat, den wird auch der eifrigste Verleger nicht aus dem Gleichmaß des Verhältnisses von innerem seelischen Wachstum und künstlerischer Produktivität herausreißen und so die Reifung zu ausgeglichenem Menschen- und Künstlertum unterbinden können. Im übrigen haben jedenfalls die katholischen Dichter noch keinen Anlaß, sich über einen gefährlichen Ueberreifer der katholischen Verleger zu beklagen oder gar zu ängstigen.

Richard Kuies.

o o o

Anmerkungen und Mitteilungen.

Ueber den dramatischen Jugendstil

läßt sich Julius Bab in der Weltbühne" (Nr. 34) vernehmen:

„So heftig wie in dieser letzten Zeit, im dritten und vierten Kriegsjahr etwa, hat sich der Wille zum Drama in Deutschland seit langem nicht gebärdet. Ich meine nicht nur die merkwürdige, zur Zeit übermächtige und in ihren Wurzeln wohl beachtenswerte Mode, auf Grund deren Direktoren und Zeitungsschreiber und bis zu einem gewissen Grade sogar das lammsgeduldige Publikum alles in sich hineinfressen, was sich neues, deutsches Drama nennt. Es ist ganz gewiß auch eine Jugend da, eine richtige ‚Ge-

Digitized by Google

neration', die einen ausgesprochenen Willen zum Drama hat und laut und heftig um sich schreit. Einen so ausgeprägten Willen, gerade das neue Drama zu schaffen, hat es in Deutschland vielleicht nur noch in den Generationen vom Sturm und Drang und vom Naturalismus gegeben; nur scheint mir, daß in keinem früheren Falle das Geschlecht so ganz und gar mit dem reinem nackten Willen, mit dem abstrakten Tatendrang dastand, so außerordentlich arm an allem Weltbesitz, aus dem die Materie für das dramatische Götterbild zu gewinnen wäre. Gewiß wäre es nicht ganz gerecht, zu behaupten, daß die Bewegung eine rein aesthetische sei, daß der — stets im zwiefachen Sinne des Wortes — eitle Wille, ein Künstlerwerk zu schaffen, Anfang und Ende des ganzen Aufschwunges sei; im Gegenteil: ein allgemeinstes Drängen nach weltumwälzender Tat, eine dunkle empörerische Regung lebt zweifellos im jungen Geschlecht und sucht in der Taten abbildende Form der Poesie: im Drama sein Gleichnis. Nur scheint mir zwischen diesem allgemeinsten Grundgefühl und dem künstlerischen Schaffensakt ganz ungewöhnlich wenig an wirklichem Weltbesitz gelagert. Diese jungen Leute lieben inbrünstig, und wissen nicht wen, hassen, und wissen nicht was, schwärmen, und wissen nicht wovon und wofür."

Bab fährt dann fort, es ergreife einem beim Blick auf dieses jüngste dramatische Geschlecht eine Art horror vacui, ein Schwindel vor der Leere, vor diesem abstrakten Raum, worin nur die Gespenster pathetischer Ausrufungszeichen herumtanzen, wenn man der Masse konkretesten Besitzes an Menschen, Landschaften, Gedanken und Tendenzen gedenke, die z. B. im „Götz", in den „Räubern", in der „Judith" usw. zwischen die aktive Grundleidenschaft und die dramatische Form gelagert seien. Und wenn die allerneuesten Aesthetiker uns einreden wollen, diese Leere, dieses kaum lyrische, sondern mehr rhetorische Kreisen der Phatasie um die ekstatische Stimmung des vom Tatendrang geschwellten Ich sei eben das neue Kunstprinzip, so sei das natürlich Unsinn. Abgesehen davon, daß ein Drama unmöglich sei, worin die ganze Welt nur als Spiegelung der Seele des dramatischen Helden vorkommt, sei es gar nicht wahr, daß in diesen gespenstisch armseligen Stücken die „ganze Welt" Gleichnis der Dichter- oder Heldenseele geworden sei. Beim späten Strindberg sei dieses Innendrama freilich Wirklichkeit geworden, weil sein Ich die ganze Welt mit ihren Spannungen und Kämpfen in sich geschlungen habe: „Aber was besitzen diese blassen Knaben von diesem Weltall furchtbarer Erfahrungen, diesen mit letztem Ernst geführten Kämpfen um die Erkenntnis der Wahrheit, die Freiheit des Ichs, die Gerechtigkeit unter den Menschen und die Heiligkeit in Gott? Das Einzige, was sie mit einiger Zuverlässigkeit erlebt haben, sind die vagen Erschütterungen der Pubertät, und dazu kommt in letzter Zeit als schon viel weniger selbständiger Besitz ein panisches Erschrecken, ein richtungsloses Aufgewühltsein durch das Grauen des Weltkrieges. Sie haben keine Menschen gesehen und markieren deshalb bleiche Typen; sie haben kein gegenwärtiges Milieu durchlebt, kein geschichtliches durchforscht und dämmern deshalb in einer farb- und zeitlosen Allgemeinheit; sie haben keine geistigen Konflikte durchkämpft und springen deshalb nach Luft und Anlauf von jedem Kampfspiel ab in unbestimmt begeisterte lyrische Deklamationen. Dies scheinen mir die höchst negativen Wurzeln des neuen Jugendstils zu sein."

Ob Bab mit dieser Kritik dem „neuen Jugendstil" völlig gerecht geworden ist, möchten wir bezweifeln; immerhin hat er die Schwächen dieses Stils mit scharfen Augen erspäht und dadurch zur Klärung des Reklameweihrauchnebels, der die neuen Schöpfungen in den täuschenden Dunstkreis eines Heiligtums hält, wesentlich beigetragen. F. E.

Vom „Todschweigen" der „Unbequemen".

Friedrich Lienhard hat sich jüngst in einem „offenen Briefe" zu dem Vorschlage des dramaturgischen Schriftstellers Dr. Ernst Stahl ge-

Digitized by Google

äußert, durch einen „Wettkampf" zwischen Friedrich Lienhard, Eberhard, König und Paul Ernst einerseits und unseren „jüngsten" Dramatikern andererseits die Frage entscheiden zu lassen, welcher Teil der stärkere ist. Die Antwort Lienhards auf diesen Vorschlag verdient auch in katholischen Kreisen beachtet und gewürdigt zu werden.

Lienhard stellt zunächst fest, daß in der von Stahl gebrauchten Wendung ein solcher Wettkampf wäre sehr interessant, eine „Tragikomödie" steckt, denn: „. . . Es wäre sehr interessant, uns Fünfzigjährige mit den Fünfundzwanzigjährigen ‚in Wettkampf treten zu lassen' — das heißt: uns endlich das Wort zu gönnen, das man im Uebermaß den Jüngsten gestattet?! Es wäre sehr interessant, wenn die Bühne den Bann des Totschweigens von uns nähme, nachdem wir seit 25 Jahren in der Literatur stehen? Es wäre sehr interessant, wenn ich, der Elsässer, auf der benachbarten Mannheimer Bühne auch nur ein einziges Mal zu Worte gekommen wäre? Das wäre in der Tat sehr interessant. Aber es wäre eine verspätete Interessantheit. Und dann: was stellen Sie sich denn eigentlich unter ‚Wettkampf' vor? Wer soll denn da wohl Richter sein? Soll etwa die Kritik, je nach ihrer Parteirichtung, den ‚Stärkeren' feststellen? Da bin ich denn doch meinerseits zu stolz, mit Anfängern, die vom Modelärm auf einen Augenblick dem Publikum aufgedrängt werden, in Wettbewerb zu treten. Ein solches Schauspiel wäre mir nicht interessant, sondern unwürdig. Denn zwischen meiner Lebens- nebst Kunstanschauung und den Anschauungen jener Immer-Aufgeregten klafft ein Abgrund. Dort Lärm, Gruppen, Partei — hier ein Gralsucher, der seinen Weg für sich geht und die Seele des deutschen Volkes sucht, nicht aber sinnliche Aufpeitschungen . . . Interessant? Nein, es ist eine solche Totschweige-Taktik, daß man sich fast schämt, davon zu reden. Wir sind unbequem wegen unserer Weltanschauung, und wir sind unbequem, weil man sich von uns keine Kasse verspricht. Die Leute sollen das doch offen heraus sagen, wie sie es sich untereinander zuraunen! Wir stehen unter der Herrschaft eines Bühnengeistes, dem man mit den tollsten Fratzen kommen darf, nur nicht mit nationaler Würde. Sie selbst, Herr Doktor, liefern zu dieser Verwaschenheit einen Beitrag. Sie schreiben: ‚So haben wir jetzt im Ortsverein Heidelberg des Theaterkulturverbandes begonnen, eine Reihe von Weltanschauungsdramen nebeneinander zu stellen: ein aus zionistischem Geist geborenes Schauspiel begann, Arnold Zweigs Ritualmord in Ungarn, Szenen aus der Renaissance folgten' — und so weiter, und Sie schließen: ‚Nicht um Propaganda für den einen oder andern, sondern um Vermittlung eines Gesamtbildes handelt es sich auch für uns, aus dem jedem freistehe, sein Weltbild sich zu gestalten'. Dieser Standpunkt paßt vortrefflich nach Neutralien, nur nicht in das schwer auch um sein geistiges Edelgut kämpfende Deutschland. Sie wissen, ich bin aus Ihrem Theaterkulturverband wieder ausgetreten. Die Lebens- und Kunstanschauung des großen Teils unseres deutschen Volkes kommt auf der modernen Bühne nicht zu Wort. Vom Theaterkulturverband hoffte ich, er würde unsern nationalen und religiösen Anschauungen ernster und edler Art — neben dem vielen, was wir von Strindberg bis Wedekind vorgesetzt bekommen — zu Wort verhelfen. Diese Hoffnung habe ich aufgegeben. Ich hoffe auf ein neues Geschlecht, auf einen wieder erstarkten deutschen Idealismus und seine Beseelungskraft. Und ich grüße die einzelnen tapferen und treuen Gralsucher, die von gleicher Zuversicht durchglüht sind."

Genie und Geistesbildung.

In einer Betrachtung über das deutsche Lustspiel („Weltbühne" Nr. 7), die manche feine Beobachtung enthält, stellt Egon Friedell u. a. die Behauptung auf, daß der Naturalismus, der auf einer prinzipiellen Verkennung des Wesens der Kunst beruhe, doch im Lustspiel zur Geltung kommen müsse, insofern alle rein komischen Kunstgattungen einen naturalistischen

Digitized by Google

Grundzug an sich tragen, weil sie genötigt seien, ihr Material stets unmittelbar vom Leben zu beziehen. Wirklichen Humor habe nämlich immer nur das Leben selbst, und wer es am getreuesten abschreibe, werde die stärkste Komik hervorbringen. Darum seien die großen Humoristen immer zugleich starke Realisten gewesen. Die besten Humoresken seien die vom Leben geschaffenen, kaum mischt sich die Phantasie ein, höre ein Kunstwerk auf, komisch zu sein. Dies sei der Grund, warum der Komödiendichter sich stets in der Gegenwart bewegen müsse. Der poetische Wert der großen humoristischen Dichtungen sei vor allem darauf zurückzuführen, daß sie ein volles, starkes, treues Abbild ihres Zeitalters waren.

Friedell kommt dann auf die reife, freie und reiche Persönlichkeit zu sprechen, die diese Umrisse werde ausfüllen müssen, wenn das deutsche Lustspiel erstehen soll. Sie werde ein elementares Temperament, ein Genie der Synthese sein müssen. „Und da wüßte ich," fährt Friedell fort, „wenn ich auf die deutsche Vergangenheit zurückblicke, nur Einen zu nennen, der diesem Ideal nahe kam: Johann Nestroy, den die Wiener (wie sie das ja mit allen ihren großen Männern machen) immer nur für einen Kasperl gehalten haben; was für eine shakespearisch ringende Seele, was für ein kantisch analysierender Geist in diesem Kasperl verborgen war, haben sie nur geahnt. Aber Nestroys Genius sprach Dialekt (nicht bloß äußerlich), und daher ist in seinen Dichtungen bloß Wien, wie es ist, war und sein wird, nicht ganz Deutschland, nicht die ganze Welt. Und noch ein zweites fehlte ihm zum welthistorischen Lustspiel: eine universale, in sich ausgeglichene Bildung. Man ist geneigt, das Bildungsmoment beim Dichter zu unterschätzen, erstens aus Opposition gegen die Literaturprofessoren, und zweitens, weil es einem so selbstverständlich vorkommt, daß man es gar nicht beachtet. Es wird niemand einfallen, zu behaupten, Goethes, Schillers oder Balzacs Dichtungen seien „Früchte der Bildung"; aber andererseits: könnte man sich einen ungebildeten Goethe, Schiller oder Balzac auch nur vorstellen? Der große Wert, den ausgedehnte und gründliche Bildung für den Dichter hat, besteht ganz einfach darin, daß sie ihm eine Menge von Assoziationsmaterial zuführt. Hätte Schiller nicht so genaue Studien über den dreißigjährigen Krieg gemacht, so wäre ihm der ‚Wallenstein' mit allen seinen Details eben gar nicht eingefallen, und hätte Goethe niemals eine Universität besucht, so hätte das Faust-Problem überhaupt nicht in seinen Gesichtskreis kommen können."

Es ist in der Tat nicht wegzuleugnen, daß alle großen Dichter der Weltliteratur — man könnte außer Goethe und Schiller noch Dante, Cervantes, Shakespeare und viele adere nennen — eine gründliche, weltumfassende Bildung besaßen. Es ist hier nicht von einer schulmäßigen, auf Hochschulen erworbenen Bildung die Rede, sondern von einer durch eigenes gründliches Denken und Forschen mit ausdauerndem Fleiß erworbener Bildung, die jene Tiefe des Weltverständnisses vermittelt, wie sie z. B. aus Shakespeares Dramen hervorleuchtet. J. E.

Ueber Franz Werfels Lyrik

urteilt Wolfgang Schumann im „Deutschen Willen" (1. Märzheft 1918):

„Eine einzige Notwendigkeit, ein einziges Muß spricht aus diesen drei Bänden: der sich nie genug tuende Drang, das selige, in unzähligen Abwandlungen, froh und traurig, jauchzend und qualerfüllt, fragend, suchend, selbstsicher, weltumfassend, sicherfüllend und sich verzehrend erlebte Gefühl des Einsseins mit allem, des Mitleids, der Mitfreude, des Miterlebens alles Lebens und Seins, dies kosmische Gefühl den andern Menschen in allen Tonarten werbend vorzuführen. Außer diesem Drang und seiner Erlebnisquelle, die beide im Anfang stark, echt, überzeugend, später stets mehr überwuchert von allerlei Absichtlichkeit, das Wesen der Werfelschen Lyrik

Digitized by Google

bestimmen, wirkt beinahe alles an ihr zufällig, spielerisch, zerflossen, einmalig, wirkt kaum etwas notwendig, endgültig, dauerkräftig. Künstlerisch betrachtet, ist diese Lyrik arm, in der das Wort erst fraglos, dann manieriert bhandelt, der Rhythmus allzuoft zufällige Folge von Betont- und Unbetontheiten, das Bild meist simpel und zerfließend, das Gesicht, das nur selten erscheint, leicht verzerrt, der Klang banal oder gewaltsam ist. Als geistige Leistung ist sie dürftig, . . . auf weite Strecken hin bar jedes Gedankens, jeder Verknüpfung und Vertiefung. Gefühl allein beherrscht sie, quillt ihr aus allen Poren, . . . treibt Unsinn und Irrsinn und kost mit allem Ding der Welt. Gefühl will durch diese Lyrik Herzen erobern und mit Inbrunst festhalten . . ."

Aus diesem Werfel des ersten Buches, aus der Zeit des Quellens und der Hingabe sei dann der sozialphilosophische, pathetische, Bekenntnisse und Predigten mehr herausquälende als -singende „Expressionist" geworden . . . . „Naturentfremdet, kaffeehausgewohnt, großstadterfahren war der Dichter nur, tiefer zerspalten und zerrissen und dafür von literarischer Absichtlichkeit „zusammengekehrt" und — lehrhaft geworden." Endlich im dritten Bande ist er „zum Mystizismus und zur religiös-sozialistischen Prophetie gelangt." Die Wendung mache den Eindruck der Notwendigkeit, nicht aber der Ursprünglichkeit.

Schumann gelangt zum Schlusse: Nach seiner ganzen Art scheint mir Werfel nicht zu den starken Schöpfern zu gehören, die einer Zeit neue Lichter entzünden, eine Zukunft schauen oder gar herbeiführen; ich zweifle, ob auch nur eines seiner Gedichte in den Dauerbesitz des Volkes übergehen wird."

Die Wiedergabe dieses Urteils bedeutet selbstverständlich nicht vorbehaltlose Zustimmung, sondern die Brücke zu einer eigenen Würdigung vom Standpunkte der katholischen Weltanschauung.

Die neue Zeitung.

Sehr beherzigenswerte Gedanken über unser katholisches Zeitungswesen bringt Christoph Flaskamp in der Zeitschrift „Das heilige Feuer" (6. Heft 1918) wirksam zur Geltung. Er sieht einen, wenn nicht den Hauptgrund der geringen Verbreitung und des geringen Ansehens der katholischen Zeitungen in ihrer fast ausschließlichen Beschäftigung mit Politik, in dem Mangel einer planmäßigen Vermittlung des Einblicks in das gesamte Kulturleben der Gegenwart.

Flaskamp meint, der politische Hauptteil der größeren katholischen Zeitungen sei im allgemeinen nicht schlecht geleitet und bedient, oft besser, ruhiger, zielsicherer als in nichtkatholischen. Aber entsprechend dem Umfange dieses politischen Teils, der das ganze nationale Leben, das staatliche, gesellschaftliche und wirtschaftliche, zur Beratung stellt, seien es hauptsächlich Berufspolitiker, Soziologen und Nationalökonomen, die hier zum Wort kommen. Was die Folge habe, daß die idealen Werte des Religiösen, Wissenschaftlichen und Künstlerischen, um deren materielle Verwirklichung, Ordnung und Gliederung es sich auf diesem Gebiete handle, leicht zu kurz kämen. Flaskamp wünscht aus diesem Grunde, daß auch die Theologen, Kulturphilosophen, Gelehrten und Künstler sich zu den Fragen politischer Art häufiger äußern möchten, daß diese Aeußerungen von den Leitern der Zeitungen veranlaßt und vom Publikum nicht mehr als Grenz- und Kompetenzüberschreitungen empfunden würden. Gewiß ein sehr beachtenswerter Vorschlag. Welches Ansehen müßte es einer Zeitung verleihen, wenn die größten Geister der Nation in ihr die Fragen des nationalen Lebens erörtern!

Aber viel wichtiger als den rein politischen Teil der Zeitungen hält Flaskamp den „allgemeinen", der Behandlung aller kulturellen Lebensfragen geöffneten Teil. Der Güte und Reichhaltigkeit dieses allgemeinen Teils verdanken nach Flaskamps Ueberzeugung die ersten und größten, nicht-

Digitized by Google

katholischen Zeitungen ihre allgemeine Beliebtheit und Verbreitung, und zwar in nicht geringem Maße auch unter den deutschen Katholiken. Die letzteren halten nichtkatholische Zeitungen hauptsächlich deshalb, weil in ihnen das gesamte Kulturleben- und -streben der Zeit viel mehr zum Ausdruck kommt, als in den meisten katholischen Zeitungen, die mehr oder weniger ganz in der Politik aufgehen und kulturelle Fragen nicht in notwendigem Umfange oder nur im Nebenteil behandeln.

Flaskamp meint: „Wäre es möglich, eine katholische Zeitung zu schaffen, die im politischen und, wie soeben angedeutet, auch im allgemeinen Teil die Gediegenheit und Fülle einiger nichtkatholischen Zeitungen besäße, an Romanen, Novellen, Skizzen, Gedichten, Humor, Satire, an allgemein kulturellen Artikeln über Fragen der Religion, Erziehung, Lebenshaltung, der Geschichte, Wissenschaft, Literatur, Kunst womöglich noch Besseres böte und so einen währenden Einklang mit dem gesamten Kulturleben herstellte, die Folge würde überraschend sein. Eine solche Zeitung würde, obschon sie katholisch wäre und ihren katholischen Anschauungen nichts vergäbe, gelesen, gehalten, gekauft auf Bahnhöfen usw. und nicht nur von Katholiken, auch von Andersgläubigen, Heiden, Juden, Freunden und Feinden."

Flaskamp hält in solche Zeitung nicht für möglich, sondern geradezu für notwendig, denn das starke Band, das die Katholiken umschließe, seien die religiösen Grundwahrheiten und das religiöse Leben. Davon geht alles politische Leben aus und darauf geht es zurück, aber es unterscheidet sich doch vom religiösen durch ein größeres Maß von individueller Freiheit. Um in dieser Mannigfaltigkeit die für jede Gemeinschaft nötige Sammlung und Einheit herzustellen und zu wahren, brauchen wir eben eine solche umsichtig geleitete Zeitung. Im Politischen herrsche wohl eine solche Sammlung, im Kulturellen dagegen seien erst Ansätze zu einer wirklich organischen allseitigen Bindung vorhanden.

Es bedarf keines tieferen Nachdenkens, um zur Einsicht zu gelangen, daß die Schaffung einer solchen Zeitung von größter, einschneidenster Wichtigkeit für unser katholisches Literaturleben wäre. Die leider noch immer in den Massen des katholischen Volkes schlummernde Gleichgültigkeit gegenüber literarischen Lebensfragen kann nie und nimmer durch literarische Fachzeitschriften behoben werden, weil eben die Gleichgültigen solche Zeitschriften weder halten noch lesen. Da kann nur unsere Tagespresse Wandel schaffen. Wie wenig sie aber bisher dazu gewillt und fähig war, wie sehr die Erörterung literarischer Fragen durch „Wichtigeres", wie z. B. Gerichtsverhandlungen, Stadt- und Landtratsch, politische Bezirksbergerei usw. zurückgedrängt oder in eine unbeachtete Ecke verwiesen wurde, das ist wohl allen zur Genüge bekannt, die jemals versucht haben, durch unsere Presse die Katholiken zu literarischer Regsamkeit oder doch zum Verständnisse literarischer und künstlerischer Zeitnotwendigkeiten zu erziehen. Immer stößt man dabei mit dem Kopf an eine unsichtbare Mauer, „Raummangel" genannt, die von den Leitern der Blätter oft künstlich aufgebaut wird, weil sie meinen, zur Zeitung gehöre nichts anderes als erstens Politik, zweitens Politik und drittens Politik und weil sie ihren Mangel an Interesse für literarische Fragen sehr zum Nachteil der Verbreitung ihrer Blätter auch bei allen Lesern voraussetzen. Wäre einmal eine große Zeitung da, wie Flaskamp sie vorschlägt, so würde in die chinesische Mauer, mit der unsere katholischen Zeitungen sich zumeist gegen die Gleichstellung kultureller, besonders literarischer Fragen mit den politischen abschließen, bald eine tiefe Bresche gelegt werden.

Frank Wedekind und die „Weltliteratur".

Ich weiß wirklich nicht, worüber wir Deutsche uns mehr aufregen müssen: darüber, daß uns die Franzosen und Engländer Barbaren schelten, weil wir unter dem Zwange der Kriegsnotwendigkeit ihre Städte beschießen und dabei Kunstwerke oft nicht schonen können, oder darüber, daß ein deutscher

Digitized by Google

Verleger es während des Ringens um die deutsche Zukunft wagen darf, ein so empörendes Werk wie Wedekinds „Frühlingserwachen" in einer billigsten Ausgabe den Massen des deutschen Volksheeres und damit dem Volke überhaupt anzubieten, wie das in Nr. 21 der „Weltliteratur", die an der Front und in der Heimat weit verbreitet ist, geschieht. Was ist denn überhaupt Barbarismus?

Die Berliner Zensur hat eine Aufführung des Stückes, das geeignet ist, nicht nur in der deutschen Jugend, sondern auch in großen Kreisen von Erwachsenen, alles Scham- und Ehrgefühl, jedes Autoritätsbewußtsein zu zerreißen, eine sittliche und staatliche Anarchie heraufzuzüchten, verboten. Und nun kommt ein Münchener Verlag und wirft diese Scheußlichkeit wie eine Brandfackel in die breitesten Schichten — mit einer Reklame, als ob es sich um das Höchste handle, was die deutsche Kunst bisher gestaltet hat. Der Titel der Zeitschrift kündet in weithin leuchtenden Lettern, daß sie „die besten Romane und Novellen aller Zeiten und Völker biete." Die Vorrede, die von Wedekinds Werdegang berichtet, erstirbt in Lob. Wedekind, dem erst nach unendlichen Kämpfen seine dichterische Sendung klar geworden, sei zu früh für alle, die ihn gekannt und wohl auch für jene, die ihn noch nicht kennen gelernt hatten, gestorben. 1891 fand Wedekind, umweht und angeregt von der hellen freien Luft, die auch Gottfried Keller umspielte (G. Keller würde sich sehr bedanken, in einem Zuge mit einem Dekadenzapostel wie Wedekind, genannt zu werden), einen Weg aus der Enge ins Weitere mit der Szenenreihe von „Frühlings Erwachen". „Mit jenem niemals alternden Drama, das wir heute bringen, damit dieses ganz aus der Reinheit empfangene Werk für seinen Dichter zeuge und neue Freunde werbe." Sehen wir uns diese „Reinheit" näher an: Der erste Akt ist eine Aneinanderreihung lüsterner Gespräche über die ersten geschlechtlichen Regungen und die Fortpflanzung. Der zweite enthält die Vergewaltigung eines 14jährigen Mädchens durch einen Sekundaner und den Selbstmord eines anderen Sekundaners. Der dritte ist die Verhöhnung eines Lehrerkollegiums und die groteske Anerkennung der Berechtigung zur Unmoral. Durch das ganze schlingt sich der Haß gegen die Autorität, wie sie dem Jugendlichen in den Eltern und Lehrern gegenüber tritt. Und das nennt man „ein ganz aus der Reinheit empfangenes Werk." Seinem Dichter werden Worte gespendet wie: „Heil sei dem Kämpfer! Ihn krönt Unsterblichkeit, ihn preist der jugendflammende Mund .... Er wollte die Lebensfreude wieder erhöhen in ihrem sittlichen Adel und die Schönheit des menschlichen Körpers zu neuer Geltung bringen, der Jugend das Mysterium von Gott und Welt verkünden!" Unbefangene werden sicher darauf hineinfallen. Und die Kostprobe wird genügen, wieder einmal so und so viel Seelen für immer unempfänglich für das zu machen, was uns in christlich-nationalem Sinne als Kunst gilt, von anderem zu schweigen.

Es soll nicht abgeleugnet werden, daß die „Weltliteratur" auch schon Gutes geleistet hat. Nr. 22 z. B. mit den Alt-Münchener-Geschichten von Franz Trautmann war eine verdienstreiche Tat. Nr. 21 dagegen ist ein Erzeugnis des Schmutzes, zu der die Bücher-Angebote auf der letzten Seite, in denen ein Berliner Verlag seine „Sexualpsychologische Bibliothek", „Galante Memoirenwerke" usw. in gefährlichster Reklame anbietet, passen. Sie bedeutet einen Faustthieb in das Gesicht unserer kämpfenden, verwundeten und gefallenen Helden — eine Verhöhnung des deutschen Kunstgewissens, der deutschen Kunsterziehungsbestrebungen, gegen die von Rechtswegen der Staatsanwalt einschreiten müßte. Theodor Seidenfaden.

Digitized by Google

Randzeichnungen zur Literaturgeschichte.

Grundsätzliches zur „Aktion“.

Von Friedrich Muckermann.

Die „Aktion“ ist eine von Franz Pfemfert herausgegebene Zeitschrift und zugleich der Sammelpunkt einer Gruppe junger Dichter, die alle zur Fahne der neuen Kunst, des „Expressionismus“, schwören. Das laute Gebaren dieser Gruppe, die Kühnheit ihres auf alle Gebiete der Kultur sich erstreckenden Umsturzprogramms und die Anziehungskraft, die jene Vielen und Allzuvielen in die Bewegung hineinreißt, die hinter großen Worten auch große Taten suchen — das alles rechtfertigt wohl den Versuch, sich einmal vom katholischen Standpunkte mit der neuen „Richtung“ auseinanderzusetzen.

Ueber die „Aktion“ etwas Entscheidendes zu sagen, ist zur Zeit schwer, wenn nicht unmöglich. Das Kind ist noch beinahe Embryo. So viel sieht man allerdings, es steckt ein energischer Bursche darin, ein kleiner Trotzki. Er ballt beständig seine Kinderfaust und murmelt unverständliche Worte: Nieder mit dem Krieg! . . . Bruder Mensch! . . . Alles, was irgendwie Bajonette trägt oder mit Kanonen zu tun hat, darf nicht an seine Wiege treten, sonst schreit er und strampelt mit den Beinchen. Weg! Die deutschen Barbaren! Fremde Männer in sonderbaren Kostümen lächelt er dagegen freundlichst an, namentlich Russen und Tschechen. Tolstoi, Dostojewski werden förmlich geliebkost. Auch jüdische Klangformen scheinen ihm familiär vertraut. Was aus dem Kleinen wird? Vorläufig stammelt er Programme und seine Hände kritzeln etwas auf die Leinwand, das manchmal aussieht wie ein Bild. Darf man Programme ernst nehmen, wenn sie von Kindern kommen, wenn sie in allen Sätzen und Gebärden so humoristisch unreif sind?

Es geht mir nicht darum, irgend ein Werdendes zu belächeln. Ich will sogar versuchen, trotz allem und allem das Unreife ernst zu nehmen. Ich will in diesem Gewirr von unverständlichen Sätzen und Bildern auf Entdekkungsreisen gehen, zumal ich so von weitem feststelle, daß bis zu Heft 13-14, das mir eben vorliegt, ein gewisser Fortschritt vorhanden ist. Die letzten Nummern bringen doch den einen oder andern Artikel, dessen Deutsch teilweise verständlich ist. Da finde ich manchen interessanten Satz der Kritik über unser heutiges Kulturleben, über den entsetzlichen Materialismus, der schließlich den Weltkrieg heraufbeschworen:

Weh, der Mensch ist ein Rumpf geworden, ein gieriger gefräßiger Magen und Bauch.
Der Stern der Hand, die Säule des Armes und die Kugel des Hauptes fielen von seinen Schultern.
Denn auch das Haupt ist abgeschlagen: das seidene Haar trieft im Staub des Schlachtfelds.
Die kleinen Könige schmeißen nach ihm wie in der Jahrmarktsbude die Knaben nach gemalten Negerköpfen:
Mit glotzendem Aug' stürzte das wollende Haupt des Menschen in die Sägespäne.
Weh, nur der Rumpf blieb leben! Ihn verbrämte man mit der Schärpe des Sieges.
Kein Stöhnen hilft: die Mörser stöhnen besser.
Kein Schreien, die Kanonen brüllen lauter.
Der tote Rumpf muß leben in Ruhm und Sieg.
Der tote Rumpf darf nicht sterben.

Solche Strophen geben den durch alle Hefte hindurch herrschenden Grundton. Gelegentlich verbreitet sich der Ekel bis zur Verabscheuung der gesamten neuzeitlichen Bildung, folgerichtig auch der gesamten modernen Kunst. Man wird oft erinnert an die jungen Jenaer Romantiker, ihr kri-

Digitized by Google

tisches Gift und ihre tollen Fragmente. „. . . Die Gesellschaft ist geistig zusammengebrochen. Der Ritus der bestehenden Gesellschaft war die Kunstform. Dieser Ritus hat keinen Sinn mehr."

„Das neue Gebild der kleinen, doch zukünftigen Menschheit heißt: die Proklamation."

Also doch nur Proklamation statt Aktion. Am Ende enthält aber die Proklamation doch einige klare Linien und leitende Ideen. Am häufigsten wiederkehrende Wendungen sprechen von einem neuen Ich und von einer neuen Menschheit. Ich suche nach Stellen, die diesen Schlachtrufen einen volleren Ausdruck leihen. Da präludiert Heinrich Schäfer sein Ich:

„Tot werden? Ich? Tot! Ich! Oh, komm in meine Kehle, ehernes Lachen, und rausche deine Schwerter über sie! Ist nicht die Ordnung aller Dinge eine solche, daß dem Tode nahend jeder Mensch pergamentig vergilbt und brustpressend schwach verjappt? Und ich? Ich kolbengeschwollenes Riesenungeheuer? Meine Brust sind Felsen, die Zerbröckelung nicht wissen. Kaum neigt mein trotziges Haupt im schwarzrollenden Gewölk, mein stechendes Steingesicht, das allem spitz beißendem Gelichter zur Lockung steht . . ."

„Aber manchmal nach vielen Jahren hebt es sich in ihm und schaut hoch meinen hellen leeren Himmel. Reichtumhochgeschwollen ist die Erde. Mein Leib ist die Erde. Einsam über der Erde in die Höhe steht mein Haupt. Dann steigt aus der Röhre, die aus meinem Leibe durch mein Haupt steht, Brüllen! Ich brüllt! Ich brüllt! Erst mädchenhaft schrill, dann mit männerhaften Baß, dann tierisch und fremd und tierischer und fremder . . ."

Also zu lesen Aktion, Seite 70. Da will ich schon gar nicht mehr suchen, was man sich unter Menschheit vorstellen soll. Vor einigen Jahren hätte ich mich vielleicht noch gefreut über allerhand treffliche Ausführungen voll schönster Menschengüte und Verbrüderung. Aber inzwischen haben wir Braunstein und Bolschewiki erlebt. Daß wir mehr Liebe und Gerechtigkeit in der Welt brauchen, wissen wir ja nachgerade. Auf das Wie kommt es an, und eben da versagt die Aktion völlig. Das Unreife, was ich ihr vorwerfe, ist eben das, daß sie derartige Klagen für neu hält und daß sie es nach 4 Jahren grauenvollster Wirklichkeit noch fertig bringt, zu glauben, mit Proklamationen Taten der Liebe zu zeugen. Sie fühlt wohl, daß hier des Pudels Kern liegt ud sucht Ausflüchte: „. . . wir wollen zum Menschen. Und doch mit Verachtung aller realen Erfolge und Gewinne nur aufs innerliche Ziel gehen, auf die Vorbereitung zur befreienden geistigen Tat. Wir sind der Wirklichkeit so näher als die Realpolitiker und Nützlichkeitstheoretiker. Wie aber dies tun? Wo anfangen? Zunächst in uns. . . . In sich anfangen — im Hinblick auf die anderen — und ohne diesen Hinblick zu verlieren."

„Im tiefsten Innern frei werden. — Und so einen festen Halt gewinnen, von dem aus ein Vormarsch möglich ist. Abstraktestes tun mit konkretestem Willen. Es ist schwer. Aber der einzige Ausweg." Als käme man mit derartigen unklaren Unzulänglichkeiten jemals zu Taten.

Es hilft auch nicht, bei dem Mangel eines eigenen Programms auf bedeutendere Vorgänger zurückzugreifen, wie zum Beispiel auf Tolstoi. Frida Schak hat in der August-September-Nummer 1917 des von Ludwig Rubiner herausgegebenen Zeit-Echos zwei Stücke aus Tolstois Nachlaß veröffentlicht: „Der Fremde und der Bauer" und „Wie viel Land braucht der Mensch?" Die Uebersetzungen sind als Bändchen der Aktionsbücherei in der Sammlung „Der Rote Hahn" abgedruckt. (Das Heft ist erschienen im Aktionsverlag Berlin-Wilmersdorf und kostet 80 Pfennig.) Das erste Stück besteht aus einem Zwiegespräch zwischen einem verzweifelnden Bauern und einem Fremden, der in der einfachen Sprache des Volkes nach Sokratischer Methode den Unglücklichen zu überzeugen sucht, daß Militarismus und Polizei zu beseitigen seien. „Wem willst du mehr gehorchen, der Polizei oder Gott?" Diese Fragestellung spricht Bände. Als nun der Bauer folgerichtig

Digitized by Google

den Schluß zieht: „Du dann würde das Land uns gehören und wir hätten keine Steuern zu zahlen?“ wird ihm allerdings entgegnet: „Nein Bruder, das meine ich nicht. Ich meine nicht, daß nach Gottes Gesetz leben heiße, uns soll das Land gehören und wir brauchen keine Steuern zu zahlen; sondern ich meine, daß unser Leben nur deshalb so schlecht ist, weil wir selbst es schlecht führen.“ Es folgen dann noch mehr Sätze, die man ganz unterschreiben könnte, sofern man unter Christentum und Gesetz Gottes das objektiv wahre, nicht aber das spezifisch Tolstoische verstehen wollte. Das Gespräch endet mit einem Seufzer: „Du redest schön, Alter, sehr schön, wir hören nur zu wenig darauf.“ Es klingt eine herbe Selbstironie aus diesen letzten Zeilen des russischen Bauernpatriarchen. Ist auch die Einsicht vorhanden, daß uns mehr Christentum not tut, so fehlen doch zwei wichtige Ergänzungen. Einmal kann das Christentum nur reformieren, wenn man es nimmt, wie es Christus gebracht hat, ganz und nicht in liberaler Auswahl und zweitens, wenn es in der Organisation auftritt, die ihm Christus in seiner Kirche gegeben. Ideen brauchen Glieder und Hände, um Konkretes zu schaffen. Wer das eine will, muß auch das andere wollen, sonst gibts eben Tolstoische Utopien. Auf die zweite Geschichte braucht hier nicht näher eingegangen zu werden. Sie charakterisiert in anschaulichster Weise das Wort: Je mehr er hat, je mehr er will. Es wäre eine treffliche Satire auf die beabsichtigte Güterverteilung der russischen Anarchie. Praktisch greifbare Reformgedanken finden sich darin nicht.

Wie oben angedeutet, entspricht der revolutionären konfusen Wirklichkeit die Kunst der Aktion. Das Unterste wird zu oberst gekehrt. Hatte sich die Aesthetik endlich darauf besonnen, daß die Kunst nicht nur Ausdruck, sondern eben künstlerischer Ausdruck ist, nicht aber Plagiat der im Natürlichen doch immer überlegenen Natur, so erhebt sich hier wieder das reinste Bardengebrüll. Die Talente sollen nicht bestritten werden, aber ihre Wege sind schon längst und hundertmal als Irrwege erkannt. Genaueres darüber soll demnächst an einem besonders lehrreichen Fall gezeigt werdn. Hier noch einige Beispiele. Unter den neueren Aktionsbüchern befindet sich ein Roman von Franz Jung, „Der Sprung in die Welt.“ Ich lese und schreibe die Einführung nieder:

„Draußen rollt unabänderlich die verdammte Bahn. Verzweiflung schwillt. Die Verzweiflung. Unzweifelhaft die Flut. Die ungeheure Flut. Die Verzweiflung.. — Eine Spinne läuft die Kante runter. Merkwürdig schmale, entsetzliche Spinne, Lebewesen wie alle —, die Menschen, ein guter Mensch, eine liebe, gute Spinne. Das Hirn pfeift. Eingeklammert. Laßt uns beten, lacht eins. Lachen die Leute: Ruhe! Ihr lieben guten Leute — das Hirn pfeift. Ich liebe dich. Liebe. Die Bahn. Die Spinne. Kreist wieder das Blut — schwellend — Flut — weit hinausſehnend zu mir selbst, fern im Osten. Will fort, schrei doch jemand! —: ich halte es nicht mehr aus. Faß nicht mehr — aus!“ In der Tat, ich halte es auch nicht mehr aus! — Ein weiteres Buch enthält Verse oder besser versförmig gedruckte Zeilen des bildkräftigen, wildflammenden Karl Otten nebst Porträt. Es will nicht als Kunst genommen sein, sondern nur als Ausdruck. Der negative Pol der Ottenschen Gedankenwelt strahlt sich in Versen aus wie etwa:

Ich habe, Bruder, deinen Gruß gehört.
Grad gingen Eisenbahnzüge über mich fort,
Züge vollgepfropft mit neuen Brüdern.
Man wartete ihr neunzehntes Jahr ab, um sie nach dem Kodex zerhacken zu können.
Man lauert auf die Kinder, prüft ihre Gelenke, ihre Muskeln,
Und fragt sich, ob es bald soweit sei.
Die Mütter wagen nicht hinzusehen wie sie wachsen und aufbegehren.

. . . . . .

Digitized by Google

Die Maschine: wie wir dieses Vieh hassen, diese kalte Eisenmordschnauze.
Wir wollen nichts mehr wissen von euren verdammten höllischen Erfindungen,
Euren Strömen, Gasen, Säuren, Pulvern, Rädern und Batterien!
Fluch auf euch, ihr Erfinder, ihr eitlen, kindisch mordgierigen Konstrukteure!
Fluch dir, Zeitalter, glorreich lächerliches, der Maschine — alles Fabrik, alles Maschine .....
Maschine ist n i c h t! Technik ist n i c h t! Feind ist n i c h t! Haß ist n i c h t!
Er ist — ja — zu vernichten! zu vernichten! zu vernichten!
Gift, Gift! Lüge, Dreck! es gibt keinen Feind!
Nur Menschen!

Den Gegenpol haben wir in dem Aufschrei:

„Herr, laß mich laut und lauter rufen wie das Flammenlied der aufsteigenden Sonne: Brüder! Brüder sind wir! Brüder sind wir alle! Feinde aller Länder verbrüdert euch! Erwacht! Schaut auf, schaut euch um! Sie sitzen da bei euch, sie waren geschäftig hinter euerm Rücken.
Nichts soll mich abhalten zu bekennen!"

Bezeichnend für die ganze Richtung ist das Charfreitagsheft der Aktion. Ihr Geleitwort lautet: „Wo ein Mensch seine Gedanken ausspricht, da ist Golgatha." Die bildlichen Darstellungen, namentlich die Kreuzigung, sind über alles Maß abgeschmackt. Wenn jemand das Abendmahl darstellt, muß er sich doch gegenwärtig halten, daß beim Anschauen ein Erinnern an Leonardos unsterbliches Meisterwerk auftaucht. Wie weit ist diese Aktionskunst von wirklichem Können! Wie weit von wahrer Schönheit! Vergeblich sucht man wenigstens nach neuen Elementen der Technik. Das einzig Neue ist die eigenartig stümperhafte Art, alles bisherige anders zu machen. Nebenbei gesagt sind selbst die Unarten nicht originell und größtenteils schon durch den Futurismus erfunden und zum Fiasko geführt. In manchen Gedichten ist Stimmung, aber immer mehr ungeklärte Natur als abgeklärte Kunst. Tieferes von Christus wissen sie nicht zu sagen. Seine klaren, weltumgestaltenden Grundsätze verhüllen sich bei ihnen in mystische Nebel, damit die überwältgende menschgewordene Gottheit aller Kraft und Würde beraubend. Wir haben hier die merkwürdige Erscheinung, daß eine Jugend ständig von Idealen spricht, während sie an allen großen Idealen der Menschheit verständnislos vorübergeht; daß sie ewig das Wort Reform im Munde führt, ohne die geringste Kenntnis von den wahren reformatorischen Kräften der Geschichte. Sie wollen durch die Tat die Welt umgestalten und verstehen es nicht, in den großen Zeitereignissen, auch im Weltkrieg, die überall tätigen sittlichen Kräfte zu entdecken. Leider Gottes glauben sie sich auch der Jugend annehmen zu müssen, und es ist ersichtlich, was sie da anrichten können, zumal Namen von Klang sich für ihre Reklameschilder hergeben. Eine Hoffnung bleibt: Die Leute von der Aktion sind meist noch sehr jung. Allzuverfahrenes dürfte sich mit dem reiferen Alter von selber ein wenig einlenken. Dazu kommt, daß sie im einzelnen tatsächlich etwas können. Wie sie gelegentlich das Leben in seiner seelischen Bewegung zu geben suchen, sei es mit dem Wort sei es mit dem Zeichenstift, das ist wirklich meisterhaft. Weiterhin scheinen sie grundehrlich, so daß mit eintretendem Fiasko dessen unumwundenes Eingeständnis samt praktischen Folgen zu erwarten steht. Wann diese Einsicht kommt, wer mag das sagen? Rein physiologisch müßte nach solchem Rausch eigentlich eine außerordentliche Ernüchterung sehr bald folgen.

Alles in allem ist die Aktion ein erschütterndes Selbstzeugnis unserer weltanschaulich zerfahrenen unglücklichen Zeit, ein an Jämmerlichkeit nicht mehr zu überbietender Schrei der Verzweiflung:
Wir wissen nicht mehr wohin mit uns!

Digitized by Google

Wir wissen nicht mehr: Tag, Abend, Gestern, Nacht, Heute? Rechts, Links?
Wir sind im Irrsinn der Scham verhetzt.
Möchten sie bald in einem andern als in ihrem Sinne ihren eigenen Schlachtruf verstehen:
Streite hinan gen Munsalwäschel

o o o

Von neuen Büchern.

Sammelwerke.

Schäfer Wilhelm, Erzählende Schriften. 2 Bände. München, Georg Müller 1918. 403 und 355 S.

Die vorliegenden beiden Bände von W. Schäfers Dichtungen, deren erster Teil die „Anekdoten und Novellen" enthält, die er einmal noch auf 100 Stück zu bringen hofft, und deren anderer Band „Die Rheinsagen" umfaßt, denen die drei größeren Erzählungen „Die Halsbandgeschichte", „Die Mißgeschickten", „Die unterbrochene Rheinfahrt" angereiht sind, bieten in den wesentlichen Punkten die Erfüllung dessen, was Schäfer in seinem „Lebensabriß" (München, Georg Müller 1918, 65 S. Mk. 2.—) als sein Ideal verkündet. Es verblüfft geradezu, wie scharf Schäfer sich selbst beobachtet und wie kritisch er seiner Kunst — denn von K u n s t kann man endlich einmal wieder sprechen — gegenübersteht; aber es verblüfft ebenso, wenn man die wesentlichen Züge seiner Kunst, gerade die am meisten in die Augen springenden, von ihm mit vollem Bewußtsein angestrebt sieht. Er will nicht erzählen, wie es seine fingerfertigen Zeitgenossen tun. Die moderne Erzählung ist ihm als in eine bedenkliche Abhängigkeit vom Papier geraten: sie ist „berechnet, von den Augen des Lesers verschlungen zu werden." Ihre schärfste Parodie findet sie „in jenen gar nicht so seltenen Lesern, die mit einem Roman von 400 Seiten in einer Stunde fertig werden, wobei ihre geübte Technik die umständlichen Situationsberichte, die Landschafts- und Stimmungsschilderungen wie die Bekenntnisse schöner Seelen unterschlägt. Die wirkliche Erzählung . . . will aus dem Papier das Wort und die Sprache lebendig werden lassen" (38 f); sie muß wie ein Rosenkranz „Perle für Perle abgebetet" werden. „Vom ersten bis zum letzten Satz ist sie zu einer Schnur gereiht, darin jeder Satz dem andern die Führung weiter gibt" (39). Schäfer tritt für eine strenge „Zucht der Sprache" ein, er will nicht „in den vorhandenen Reimen und Versen" dichten, „sodaß es leicht aussieht, als wäre es etwas" (Goethe), und scheut auch vor langen Perioden nicht zurück. Er kämpft gegen die „Paul Heyse-Vorstellung der Novelle, daß sie auf hundert und mehr Seiten gerundet sein müsse" (35) und gibt meist nur ein paar Seiten lange Geschichten. Und während die moderne Erzählung hauptsächlich um Stimmung, Milieu und Requisit sich müht und dabei an Stoffarmut bildet, will er mit Hebel, der sein Erzieher zur Epik war, auf die Handlung, auf die Stofffülle den Hauptakzent legen (28), wie er sich schon als Jüngling bemühte, „Menschen in kurioser Handlung" (7) vorzustellen. Ja er ist in den letzten Jahren zum romantischen Prinzip gekommen, nur bekannte Stoffe zu bearbeiten (49) und fühlt sich in den „Rheinsagen", die dieses Prinzip befolgen, dem epischen Handwerk näher gekommen als in seinen „Anekdoten". In der Tat wirken sie bedeutend frischer als die „Anekdoten", die oft einen etwas gequälten Eindruck machen. Am frischesten ist freilich „Die Halsbandgeschichte" erzählt. In ihr spielt auch die Liebe eine Rolle, die bei Schäfer sonst sehr zurückgedrängt ist. Dafür steht der Wein im Vordergrund und das deutet zugleich

Digitized by Google

darauf hin, daß Schäfers Kunstgebilde dem alten Schwank am nächsten kommen. Seine knorrigen Gestalten, sein derber Humor, die Bedeutung, die dem Lokal zugewiesen wird, seine köstliche Vorliebe für Szenen aus der Kleinstaaterei, aus dem Bauern- und Bürgerleben, seine Vorliebe für Schildastückchen, Ueberrumpelungen, Späße, Rauf- und Saufszenen, das alles läßt den Eindruck nicht los werden, als sitze man in einer schön getäfelten Dorfgasthofstube, in der von den Dorfbewohnern eine Geschichte nach der anderen zum Besten gegeben wird. Bei anderen Erzählungen kann man freilich nicht daran denken; diese nähern sich der Novelle, aber es fehlt ihnen meistens die strenge Linie, um Novelle im engsten Sinne des Wortes zu sein; denn Schäfers „Anekdoten" sind zwar ganz kurz, voll Gedrängtheit und Stoffülle, aber die einzelnen Züge werden doch recht breit geschildert, die Epithale sind gehäuft, der Stil geschnörkelt (Vgl. z. B. I 230). Ein langsames, aufmerksames Lesen wird erfordert. Die Stoffe nimmt Schäfer zum Teil aus der neueren Geschichte (so kommen Beethoven und Metternich vor); aber wie er es liebt, die Rhein- und Maingeend oder das östliche Frankreich zum Schauplatz seiner Situationen zu wählen, so bevorzugt er auch die Aufklärungsperiode oder die Zeit des Mittelalters. Einer Abhängigkeit von den Quellenwerken dürfte es in den meisten Fällen zuzuschreiben sein, wenn manche Geschichten sittlich Bedenken erregen; das frivolste Stück ist „Angelica d'Estries", das direkt einer lockeren Lebensauffassung das Wort redet und zugleich auch das Klosterleben hart anfaßt. Auch mehrere Stellen in der größeren Geschichte „Die unterbrochene Rheinfahrt" und die Anekdoten „Drei, sechs, neun", „Der Fiskusbauer" und noch ein paar andere können in sexueller Beziehung nicht gebilligt werden. Nicht wenige Hiebe setzt es gegen die Geistlichkeit ab; aber es geschieht gewöhnlich in dem dem Schwank von altersher traditionellen Tone und man wird in dieser Hinsicht mit dem schalkhaften Dichter nicht zu strenge ins Gericht gehen. Einigemal spürt man auch den Protestanten, der sich in catholicis nicht gut auskennt, oder den Einfluß katholikenfeindlicher Quellen: in den weitaus meisten Fällen aber wird man an Schäfers Schwänken Gefallen haben können und seine epische und sprachliche Kunst ungetrübt bewundern. O. Kataun.

Halbe Max, Gesammelte Werke, 1. Band: Verse und Erzählungen. 8°, 273 S. München, Albert Langen. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—.

Ob die vorliegende Gesamtausgabe Halbes einem wirklichen Bedürfnis entgegenkommt, möchte ich füglich bezweifeln. Denn einerseits ist das bisherige Lebenswerk des Dichters nicht von der Bedeutung, die ein solches Unternehmen rechtfertigen könnte, andererseits wurde doch auch Halbes nun schon mehrere Jahre andauerndes und nur durch seinen bei Ullstein erschienenen Künstlerroman „Jo" unterbrochenes Schweigen gar nicht als besonderer Mangel empfunden. Man kann es aber dem Verleger nicht übelnehmen, wenn er zur Zeit, da sogar Meyrinks geschmacklose Phantastereien gesammelt werden, mit einer Gesamtausgabe Halbes nicht zurückstehen will. Halbes materialistische Grundstimmung, seine zwischen Naturalismus und Symbolismus pendelnde Technik ist viel zu sehr bekannt, um noch einer eingehenderen Kennzeichnung zu bedürfen. Es seien nur einige wenige Worte über die im ersten Band vereinigten Verse und Erzählungen gesagt. Die Gedichte sind teils müde, gequälte Reflexionen, teils Gelegenheitspoesie ohne persönliche Note, dazu die rhetorisch wirksamen Verse eines größeren Stückes „Krieg", die jedoch ein persönliches Erleben vermissen lassen. Von den Erzählungen schildert die Dorfgeschichte „Frau Maseck" mit brutaler Naturalistik das tragische Schicksal des jungen, vollkräftigen, an eine alte ungeliebte Frau geketteten Mannes. „Ein Meteor" ist die Geschichte des Künstlertalentes, das sich gleich beim ersten Wurf ganz ausgegeben hat. „Der Ring des Lebens" schildert das süßschmerzliche erste Regen der Liebe, „Der Frühlingsgarten" ist ein Traum von Frühling, Ju-

Digitized by Google

gend und Liebe voll entzückender Naturstimmung, leider auch voll unerquicklicher, bedenklicher Situationen, die auch den beiden ersten Erzählungen nicht fremd sind. „Der Kämpfer" zeichnet das Porträt eines vielgequälten Lebensstreiters; „Doktor Sieverings Heimfahrt" enthüllt uns das skizzenhafte, doch scharf umrissene Bild eines in tiefe Schuld verstrickten Richters; „Das letzte Rezept" führt in die bange Atmosphäre eines jahrelang unter Schmerzen getragenen Geheimnisses; „Wenn wir alt werden" ist ein von sanfter Resignation getragener Rückblick eines alternden Ehepaares auf verbrachtes Leben. Bei aller psychologischen Meisterschaft und bei Anerkennung der tiefen Stimmungswerte legt man das Buch unbefriedigt, mit gemischten Gefühlen aus der Hand, denn es fehlt bei Halbe die feste Geschlossenheit einer Weltanschauung, die von einer Dichterpersönlichkeit untrennbar ist. Dr. Anton Lesowsky.

Dramatische Dichtung.

Johst Hanns, Der Einsame. Ein Menschenuntergang. Delphin-Verlag München 1917. 80 S. Preis Mk. 3.60.

In neun dramatischen Bildern läßt Johst das verfehlte Leben des hochbegabten, unglücklichen Dichters Grabbe vorüberziehen. Schon im ersten Bilde steht der Einsame im Zeichen des Wahnsinns. Der Tod seiner geliebten Gattin zerbricht ihn vollends und die weiteren Bilder, das trotzige Abstoßen seiner Genossen, die Untreue an der Braut seines Freundes, die er verführt und in den Tod hetzt, die Auseinandersetzung mit der Mutter, mit den Bürgern der Stadt und das entsetzliche Ende führen die grausige Krankheitsgeschichte zu einem entsetzlichen Ende. Ohne Frage ist der mehr und mehr um sich greifende Dichter-, Säufer- und Lustwahnsinn meisterlich geschildert und hochdramatisch. Aber ich frage: Ist die in der Form noch so poetische Abschilderung einer naturnotwendigen Ereignisfolge wirklich tragisch? Grabbe ragt kaum in die Welt des Sittlichen hinein, er wird einfach das Opfer einer krankhaften Veranlagung, wie auch sein Genie wiederum mehr als innerer Ideenzwang denn als freiheitstrunkener Schwung erscheint. So fährt Schicksal wider Schicksal und zwischen beiden wird ein Menschenleben zerrieben. Ist das tragisch? Mir möchte scheinen, es ist doch nur eine Schicksalstragödie in neuer Form, wenn man dieselbe Art des Tragischen nicht schon bei Hebbel finden will. Diese Tragik ist im Grund Uebertragik und bringt statt läuternden nur vernichtende Wirkungen hervor, indem sie die ganze innere Trostlosigkeit monistischer Voraussetzungen offenbart. In jedem Falle hätte der sittliche Kern mehr herausgearbeitet werden müssen, und wenn er nicht vorhanden war, so dürfte die ganze Stoffwahl verfehlt sein. Im einzelnen zeigen die Bilder starkes Können. Die Sprache ist bildkräftig, derb, leider hier und da roh. Der Dialog wird geschickt und sehr psychologisch geführt. Die Charaktere sind scharf und eckig herausgehauen. Die Bühnenwirkung dieser Bilder ist vollkommen erklärlich aus solchen Vorzügen heraus. Allerdings frage ich mich: Gibt es denn in unserer Zeit, die doch wahrhaftig noch nicht von allem Heldentum verlassen ist, keine lohnenderen Objekte für unsere Theater als solche Bilder eines verunglückten Genies? Hingewiesen sei noch kurz darauf, daß die Szene zwischen Mutter und Sohn in ihrer Art ergreifend ist, trotzdem auch hier einschränkende Bemerkungen zu machen wären. Und noch eines: Blutige Bettlaken trocknet man nicht auf der Bühne. Friedrich Muckermann.

Röttger Karl, Gespaltene Seelen. Ein Kammerspiel. 88 S. München 1918. Georg Müller. Preis Mk. 3.—.

Büchern wie diesen gegenüber hat eine räumlich stark eingeschränkte Kritik einen schweren Stand. Soll ich den Inhalt wiedergeben, wie Bruder und Schwester sich zu begegnen suchen in nahezu bräutlicher Liebe, wie eine andere Liebe zu des Bruders Freund die Schwester entführt, und wie des

Digitized by Google

Bruders erste Geliebte zurückkehrt, sterbenskrank infolge verschmähter Liebe, um über den dunklen Weg eines Wahnsinnsselbstmordes, der reichlich sensationell ausgeführt wird, den Helden des Stückes im Tode nachzuziehen? Das hieße soviel als irgend eine echte Musik charakterisieren durch eine Geschichte, die man sich assoziativ dazu gedichtet hat. Das Eigentümliche, das Unaussprechliche der Motive bliebe auf diese Weise ungesagt. Soll ich den tieferen Inhalt wiederzugeben suchen, daß es Menschen gibt, die wie aus einem Traumreich geboren scheinen, um sich tragisch mit einer harten Wirklichkeit zu zerreiben? Soll ich sagen, das Ganze sei ein dichterisches Kind der Philosophie des Unbewußten und eine poetische Weiterführung dieser Philosophie zum Absurdum des Wahnsinns? Dieses wie Jenes hieße doch nur ein Lebendiges in Formeln zwingen, die durch ihre begrifflichen Gewebe das verhüllte Leben kaum durchschimmern lassen. Das Ganze ist schwebend gehalten zwischen Wort und Ton, zwischen Welt und Traum, erinnert an Novalis, Maeterlinck, stellenweise an Hamlet und ist doch ein Neues. Das mag genügen. Wollte ich es genau besprechen, müßte ich mehr darüber schreiben, als es selbst Seiten zählt. Nur eines will ich zufügen, gesund ist diese Kunst nicht. Es ist eine Dichtung, die nur geschaffen oder verstanden werden kann von Seelen, bei denen der Spaltungs- und Zersetzungsprozeß moderner monistischer Anschauungen schon weit vorgeschritten ist. Starke, in sich geschlossene Menschen als Produkte starker, in sich geschlossener Weltanschauungen werden an diesen Versen verständnislos vorübergehen, vielleicht leise erzitternd vor manchen in jedem Menschen verborgen schlummernden Konflikten des Seelenlebens, die in der Richtung des Zweifelns und Irrens als schreckhafte Gespenster schwerer dunkler Stunden sich fanatisch bewegen. F. M.

Abel Hans Karl, Die Melker im tauben Klang. Schauspiel in drei Aufzügen, Stuttgart, Greiner und Pfeiffer, 1918. 84 S. Mk. 2.—.

Jelusich Mirko, Der gläserne Berg. Ein Spiel von zwei Menschen aus verschiedenen Welten. In einem Vorspiel und drei Aufzügen. Berlin-München, Drei Masken-Verlag, G. m. b. H., 1917. 120 S.

Zwei Kriegsdramen. Das Stück von Abel, der sich um die Schaffung einer elsässischen Bauernbüne in Metzeral, wo auch dieses Jambenbauerndrama spielt, verdient gemacht hat, verrät wohl die Schule Lienhards; es zeugt von schönem vaterländischen und christlichen Empfinden und von einem einfachen, ebenmäßigen Aufbau der Handlung. Im ersten Akt werden die Kriegsleiden des Bauern Eli Kempf etwas kraß aufgetragen, denn daß ihm an einem und demselben Tag sein kostbarer Brunnen zerstört wird, die Frau vor Schreck stirbt, Meldung vom Tode zweier Söhne hinterbracht und die Musterung des dritten gleich darauf verkündet wird, ist etwas viel auf einmal, besonders wenn er unmittelbar darauf auch noch die Flucht ergreifen muß. Da versteht man freilich, daß er verbittert und vergrämt an Deutschland irre wird und sich in die Einsamkeit auf den „tauben Klang" flüchtet; aber der Dichter führt ihn durch seinen Sohn Martin, den es mächtig zum Heere zieht, wieder zu warmem vaterländischem Empfinden zurück. Martin kann zum Schlusse ein nationales Nachwort sprechen, das an die Töne des protestantischen Kirchenliedes erinnert. — Auch des Oesterreichers Jelusich Drama zeichnet sich durch einen einfachen, durchsichtigen Aufbau der Handlung aus; es ist ein spannend geschriebenes Offiziersstück mit gut gesehenen Offizierstypen und einem ernsterem Anlauf; es wird gezeigt, daß der Reichtum, der eine junge Kriegsgewinnerstochter umgibt, ein gläserner Berg ist, der von einem heiratslustigen Leutnant nicht bezwungen werden kann, weil Reichtum und Mittelstand nicht zusammenpassen; das Stück klingt in die Forderung unbedingter Unterordnung der Privatangelegenheiten unter die Dienstobliegenheiten aus, zivil gesprochen des Individuums unter den Staat. O. K.

Digitized by Google

Hartwich Max, Dido. Eine Tragödie in 4 Akten. Wien-Leipzig, Orion-Verlag 1918. 112 S. *K* 4.50

Die Sprache dieser Dido-Tragödie bietet alles, was man billigerweise von einem Salondrama unserer Zeit erwarten kann, das sich bemüht, zwischen dem Stil unserer Sensitiven und dem klassischen Stil die Mitte zu halten. Dem Stoff eine neue Seite abzugewinnen, ist dem Verfasser nicht gelungen, er ist aber auch nicht darauf ausgegangen. Er hat sich zwar sehr bemüht, die Handlungsweise Aeneas und Didos verständlich zu machen, sodaß er Motive umständlich deutlich ausgesprochen hat, die besser und poetischer nicht besprochen und erzählt, sondern bloß angedeutet und erraten würden; aber es gelang ihm nicht, den ins Auge gefaßten Grundgedanken, daß der Wille des Volkes vom Herrscher nicht mißachtet werden solle, ganz ins Zentrum zu stellen und zum wirklichen Kern des Dramas zu machen. Die Liebesgeschichte wurde nicht genügend vertieft und wenn Dido sich schließlich den Tod gibt, geschieht es genau besehen doch deswegen, weil sie nun nicht mehr den Aeneas, aber auch nicht mehr den Hiram zum Manne haben kann. O. K.

Huemer Kamillo, Cäsarentum und Christentum, Trauerspiel in drei Aufzügen, Salzburg 1918, Ed. Höllrigl, 8°, 86 S.

Die Entstehung dieses Stückes fällt noch in die Zeit der vielfachen Versuche, die Berufsbühne den alten schöngeistigen und sittlichen Menschheitsideen wieder zurückzuerobern, und nicht, wie vielleicht dem Titel entnommen werden könnte, in die Zeit des Krieges, dessen Erlebnisse einseitiger Verweltlichung, der Versachlichung und Vergewaltigung bei Denkenden wieder die Seele im Bruder entdecken, die Sehnsucht auf Familie und Heimat einstellen und die Grundgesetze und das Zielgut der geistigen Welt hervortreten ließen. Das Trauerspiel nahm also noch keine unmittelbaren Beziehungen zum bewegten Sinn unserer Zeit, steht aber in Voraussicht des höheren, zunehmenden Ideals und kommt uns deshalb immer noch recht. Vielleicht haben die gesinnungsverwandten Veröffentlichungen des kühner zugreifenden Alois Außerer, des fein empfindenden Alois Lanner u. a. den Salzburger Fachkollegen zur Herausgabe seines Dramas angeeifert. K. Huemer selbst ist als Innsbrucker Doktor „Jub auspiciis imperatoris“ von 1887 und als Verfasser pädagogisch-wissenschaftlicher Bücher (z. B. der Chrestomatie aus Platon und Aristoteles) in humanistischen Kreisen bekannt geworden. Den Dramatiker des „Solmoneus“ („Ueber den Wassern“ VII 11 und 12) hat Dr. Huemer ins Lehramt eingeführt. So kommt wieder ein hochsinniger Dichter zu uns, wo sich schon ein Karl Domanig, ein Josef Seeber u. a. die ersten Lorbeeren geholt hatten. — Stoff, Behandlung, Aufbau und Ausdruck erinnern an die bessere ältere Dramatik, welche uns wenigstens den Namen W. Molitor, E. Ringseis, J. N. Hasert, Franz Angerer nach bekannt geblieben ist. Huemer bewahrt sich seine Selbständigkeit, zwar jene des stillen, zurückgezogenen Denkers. Sie tritt schon in der klaren, einfachen Anlage des Stückes zu Tage. Der Statthalter des Kaisers Mark Aurel in Gallia Lugdunensis, Calpurnius, hat sich mit der Lehre und dem Leben der Christen befreundet und duldet nicht die Uebergriffe eines Sohnes seiner Jugendfreundin Julvia auf eine jugendliche Sklavin. Julvia verklagt in Eifersucht und Rache den einstmaligen Liebling der Kaiserin bei Mark Aurel. Als Bekenner der christlichen Lehre fällt Calpurnius, durch sein endlich verstandenes Beispiel auch Julvia umstimmend. Daß der bewährte Philologe das Seelengemälde jener Zeit gut nachgezeichnet hat, brauche ich wohl nicht anzuführen. Auch die Hauptpersonen sind ihm in seiner idealistischen Darstellung lebenswahr geblieben. Unsicher wird die Zeichnung Julvias im dritten Akt, der sich überhastet. Wie eingangs des ersten Aufzuges der Verfasser es unterlassen hat, auf das Gegenspiel schon in der Sklavenszene durch Andeutungen auf das Vorleben des Statthalters spannend vorzubereiten, aus welchem Huemer doch die

Digitized by Google

Katastrophe konstruiert, so verzichtet er am Schlusse auf den Zusammenprall der sich zuspitzenden Gegensätze, der die Geister reinlich geschieden hätte, und findet sich mit langen Erzählungen ab. Um die Schlagkraft und Klarheit des Stückes wirken zu lassen, wird also der Regisseur manche Rede kürzen. Die Sprache ist in vornehmer, einfacher Prosa gehalten. Die Charakteristik der Sklaven kommt auch im Ausdruck oft gut zur Geltung. Die mehrfachen delikaten Episoden hat Huemer in zarter Vornehmheit erledigt. Größere Vereinsbühnen können die Inszenierung dieses edlen Werkes wagen. Es braucht aber nicht die Berufsbühne zu scheuen. Freilich, ob schon heute Bühne und Publikum solchen Darstellungen huldigten?

Dr. Anton Dörrer.

Lyrische Dichtung.

Runge Wilhelm, Das Denken träumt. Gedichte. 64 S. Berlin, Verlag Der Sturm. 1918.

Der lyrische Ausdruck dieser Gedichte beruht auf einer Filtration des Seelisch-Gefühlsmäßigen durch das Gehirn und seiner phantastischen Verschmelzung mit dem Sinnesfunktionellen in einem eigentümlichen Traumzustand, in einer ästhetenhaft bewußt poetischen Narkose, die zuweilen Stimmungen und Zustände der Seele wie auch Erscheinungen der Außenwelt (manchmal beides vermischt) in zutreffenden symbolischen Bildern anschaulich macht, häufiger jedoch in ein groteskes, bizarres Liniengewirr und Lautgestammel versinkt. In jenem mehr oder minder glücklichen Symbolsuchen und -finden besteht das eigentliche Träumen des Denkens, das aber im letzten Grunde nichts anderes als das Wachsein der Phantasie ist, die Runge bewußt als Denkinstrument benutzt. Darin liegt die ganze „Geistigkeit" seines Pseudo-Expressionismus, der nur ein maskierter Impressionismus ist und seine Symbole für Vorgänge, Zustände und Beziehungen formt, die nicht aus dem engen Kreis des Sinnlich-Sichtbaren und sinnlich und gemütlich Erlebbaren in das Gebiet des erlebbaren Uebersinnlichen hinausweisen oder gar -greifen. Eine von starkem tätigen Geist erfüllte Persönlichkeit, die aus künstlerischer und ethischer Notwendigkeit die innere Fülle intuitiv gestaltet, steht nicht hinter diesen Versen, sondern sie sind Produkt ästhetizistischer Spielerei und Mache und lassen nicht erkennen, daß bei ihrem Schöpfer das vorhanden ist, was Alexander von Bernus als wesentliches Merkmal des Expressionismus fordert, daß nämlich „wirklich eine geistige Welt hinter demjenigen steht, der etwas zu sagen, aus zusagen sich anschickt," und so gilt ein anderes Wort von Bernus auch für Runges Lyrik: „ein farbiger Impressionismus feiert hier seinen letzten blühenden Verfall."

Richard Knies.

Kerr Alfred, Die Harfe. Vierundzwanzig Gedichte. 56 S. Berlin, S. Fischer. Preis ungeb. Mk. —.50, geb. Mk. 2.50.

Gedichte, die Rätsel aufgeben, bleiben besser in Freundeskreisen. Auf diese Weise fielen schon etwa ein Dutzend in der Harfe aus. Nur selten gelingt die Verklärung eines persönlichen Ereignisses ins Objektive. Was geht es mich hier in Pruzana an, was Alfred Kerr für Liebschaften gehabt. Noch etwas anderes läßt eine reine Freude bei mir nicht aufkommen. Es ist mir in dem klangvollen Buch zu viel Liederlichkeit. Wer jetzt im Krieg zu Haus und in der Etappe, namentlich hier draußen, wo die Gardinen, die das Abscheuliche verdecken, nicht immer so dicht schließen, zusehen mußte, wohin es mit der vielgerühmten deutschen Sitte gekommen, wie alle Tragik im Weltkrieg überboten wird durch die entsetzliche Tragik auf diesem Gebiete, der kann sich nicht mehr über noch so schöne Reime freuen, die ins Leben übersetzt eine so grauenvolle Prosa ergeben. Rhythmus und Form sind meist gewissenhaft besorgt. Der Hauptwert der Gedichte liegt wohl im Musikalischen, wie es gleich auf der zweiten Seite versprochen wird:

Digitized by Google

„Freie Rhytmen macht mancher Mißbegabte stockungslos; mit der linken Hand im Dunklen.
Musikhaftes . . . . Wenige.
Auf eine Musik aber kommt es an."

Refrainartige Wiederholungen von Strophen und Versen deuten dieses innerlich vorhandene Liederhafte am zweiten äußerlich an. Ferner ist das rein Gefühlsmäßige der ganzen Auffassung echt musikalisch, dafür allerdings das Werkchen auffallend leer an Gedanken. Sicherer ästhetischer Takt fehlt, wenn auch die Unarten durchweg im Liebenswürdigen bleiben. Wie von ungefähr platzen in die so feinen Gewebe häßliche, mutwillig gewählte Ausdrücke, so wie etwa eine Hornisse in ein Spinngewebe voll glitzerndem Morgentau. Der Dichter rühmt sich im Anfang strengster Auswahl. Glaubt er wirklich an die Unsterblichkeit von Geburtstagsversen wie:

Meine liebe, blonde Stanzi,
Heut wirst du einundzwanzig? F. M.

Bernoulli Carl Albrecht, Preis Jesu. Sonette für die Zeit. Basel 1918 bei Frobenius A. G. 64. S. Mk. 2.50.

Der Einfall, in einer Reihe von Sonetten (61 an der Zahl) das Leben Jesu mitzuteilen, erweist Bernoulli als einen originellen Kopf, als den er sich übrigens schon durch sein Epos „Orpheus" eingeführt hat, dem freilich sehr viel fehlt, um als Kunstwerk angesprochen werden zu können. Mit dieser Rapsodie haben seine Sonette die merkwürdige Ausdrucksweise gemein, die man nicht anders als barock nennen kann, weil sie eine Verzerrung und Uebertreibung eines an und für sich richtigen Prinzips ist, des Prinzips sich so auszudrücken, wie man sich am zutreffendsten auszudrücken glaubt. Sehr salopp nennt er die Bergpredigt „Das Wirtschaftsmanifest der jüngsten Dinge" (30) und Christus den „ärmsten Deliquenten" (55), aber neben einer solchen Ungeniertheit im Ausdruck gibt er sich oft auch hart und schwer verständlich; man würde sagen, er sei unbeholfen, wüßte man nicht, daß es seiner Eigenwilligkeit zugeschrieben werden muß. Und eigenwillig ist auch sein frei nach dem Vorbild der zahllosen einander das Grad schaufelnden Jesus-„mythen" konstruiertes Christusbild; er selbst charakterisiert seine Tendenz: „Mir sinkt ins Diesseits alles Wunderbare." — „Ein Mensch — ein einst gelehrter: Ihm bin ich fromm." Sein „Preis Jesu", so religiös sich der Titel anläßt, so wenig verherrlicht das Büchlein den Gottmenschen. Bernoullis Christusbild sieht dem der negativen Theologie zum Verwechseln ähnlich. Die ganze Kindheitsgeschichte wird weggelassen, Johannes dem Täufer ein überwiegender Einfluß zugeschrieben, die Wunder alle ihres wunderbaren Charakters entkleidet, von der Taufe am Jordan angefangen bis zum Pfingstwunder; merkwürdig berührt der Glaube an die Realität der Hölle, der anläßlich der Versuchung Christi 4 Sonette gewidmet sind, und die doch nicht lediglich als poetisches Requisit dasteht. Frenssens Hillingenlei ließ Bernoulli, der darüber seinerzeit eine Schrift schrieb, nicht schlafen: er mußte vielleicht von Frenssens Trivialität doch abgeschreckt, ein Pendant in Versen dazu schreiben. O. Katann.

Ungarische Lieder. Ein Reigen von Gedichten zeitgenössischer ungarischer Dichter. Aus dem Ungarischen ins Deutsche übertragen von Karl Somlo. Vorwort von Leo Haller (Berlin). Xenien-Verlag Leipzig 1918. 79 S.

Wie „der bekannte österreichische Dichter" J. R. Kappus (es fragt sich nur w e m bekannt) und der Herausgeber dieses H. Sudermann gewidmeten Büchleins Leo Heller übereinstimmend behaupten, ist die Uebertragung dieser Gedichte aus dem Ungarischen vorzüglich. Man kann das glauben, da es der Uebersetzer Karl Somlo versteht, die deutsche Sprache zu meistern und ihm verhältnismäßig nur selten Fehler und Härten unterlaufen (z. B. 18: mit des Mädchens Briefe). Von den etwa 80 Gedichten stammen nicht weniger als 30 von Michael Szabolcska, die übrigen gehören Gyoni, Kiß,

Digitized by Google

Doczy, Toth und verschiedenen andern an. Eine Anzahl von meist sehr feurigen Kriegsgedichten eröffnet das Bändchen und an ihnen läßt sich noch am ehesten ein spezifisch nationales Kolorit beobachten. Die „Lieder aus dem Frieden" dagegen könnten mit wenigen Ausnahmen auch aus einer anderen Sprache übersetzt sein; liegt das daran, daß die ungarische Lyrik immer mehr internationalen europäischen Charakter annimmt oder daran, daß etwa dem Uebersetzer der Sinn für das Bodenständige abgeht, wie denn auch die religiöse Lyrik nicht vertreten ist? Im Einzelnen findet sich manches Ansprechende, einen überwältigenden Eindruck habe ich aber von keinem der hier vereinigten Gedichte erhalten, nicht einmal von dem Gedichte „Der Schützengraben" oder „Der Trompeter", das nach der Mitteilung des Herausgebers bei Vorträgen großen Beifall erhalten haben soll. O. K.

Kalkowska Eleonore, Der Rauch des Opfers. Ein Frauenbuch zum Kriege. Eugen Diederichs, Jena 1916. 107 S. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—.

Dieses den bangenden und trauernden Frauen gewidmete Buch kann man als ein lyrisches Gegenstück zu Viebigs „Töchter der Hekuba" auffassen. Sucht Viebigs Roman die Leiden der Frauen im Hinterlande, ja ihre Erlebnisse überhaupt zu schildern, so erleben wir hier alle die Stimmungen, die ein Frauenherz im Kriege überkommen mag. Und was wichtiger ist: wir erleben sie in einer Gruppierung, die eine fast zeitliche Ordnung innehält, die die einzelnen Gedichte, so verschieden ihr Rhythmus ist, inhaltlich direkt aneinander anschließt, sodaß das eine als die Fortsetzung des früheren erscheint und der Eindruck eines zusammenhängenden Ganzen, einer Sinfonie, eines Romans erweckt wird. Diesen Vorzug möchte ich für einen größeren halten als selbst die Sprachgewalt und die flüssige Melodik der Dichterin. In dieser Anordnung der Gedichte zu einer Seelengeschichte findet auch die Tatsache ihre teilweise Erklärung, daß Eleonore Kalkowska die Gefühle der Erhebung, ja des Hasses gegen Gott ebenso zum Ausdruck bringt wie sie am Schlusse offen bekennt, doch nicht ohne Gott sein zu können und es bereut, Gott gelästert zu haben: „Herr, laß dich, laß dich von uns wiederfinden" (101). Dieses Schwanken der Verfasserin in ihrem Verhältnis zu Gott, das die Gedichtsammlung in seinen einzelnen Phasen und seinem erfreulichen Abschluß vorführt, hat auch darin seinen Grund, daß die Weltanschauung Kalkowskas besonders ihre Stellung zum Leiden, nicht hinreichend geklärt zu sein scheint, wie denn auch ihre Worte nur zu oft die Gedanken nicht ausdrücken, sondern sie eher verbergen. O. K.

Romane, Novellen, Erzählungen.

Gjellerup K. Der goldene Zweig. Dichtung und Novellenkranz aus der Zeit des Kaisers Tiberius, Verlag Quelle und Meyer, Leipzig. 334 S. Geb. Mk. 6. 1917.

Die mit feinstem Kunstsinn geschriebenen Novellen haben außer der Bucheinheit eine Reihe von inneren Zusammenhängen. Alles ist zwanglos an einen einzigen Ort, das Dianaheiligtum bei Rom verlegt. Durch die ganze Gestaltenfülle hindurch reckt sich mehr und mehr zu riesenhafter Höhe das Herrscherbild des von seinen Zeitgenossen, wie von der Geschichte vielfach so verkannten Tiberius. Selbst die Ideenentwicklung ist eine einheitliche, indem sich in den breit und äußerst anschaulich geschilderten Zeitverhältnissen und Zeitanschauungen der christliche Gedanke langsam entfaltet, so etwa wie die aufgehende Sonne allmählich ein schwarzes Gewölk mit ihrem Glanze füllt, ohne doch selbst hervorzutreten. Ein wenig ermüdend wirken vielleicht die Dekameronartig nacheinander erzählten Lebensschicksale der verbrecherischen Priester, die im Dianahain den goldenen Zweig erhaschen und sich dort das Asylrecht sicherten. Zu Zeiten könnte man meinen, es sei hier mit leise lächelnder Ironie manches gesagt, was nicht bloß auf jene Priester im Schatten Dianas Anwendung finden solle. Immer wieder be-

Digitized by Google

wundert man bei diesem Dänen den sicheren Geschmack, der seine Kunstmittel kennt und sie sparsam und immer richtig verwendet. Die Heinrich Mann, die Meyrink und die Ewers mit ihren bizarren oft so schwülstigen oder massiv perversen Ausführungen dürften vor diesem Geschmack nicht bestehen. Inhaltlich erinnern diese Novellen manchmal an Strindbergs historische Miniaturen, obgleich sie gewiß viel historischer sind. Eine gewisse Tendenz auf rein inneres von äußeren Bedingungen freies Christentum mag in den Anfängen vorhanden sein, tritt aber noch kaum hervor.

Friedrich Muckermann.

Brod Max, Tycho Brahes Weg zu Gott. Roman. Kurt Wolff, Verlag Leipzig 1916. 426 S. Geb. Mk. 6.—.

Die astronomischen Einzelheiten, die ziemlich allgemein und laienhaft gehalten sind, die Charaktere, de sehr frei behandelt wurden, selbst die mit größerer geschichtlicher Treue gezeichneten Verhältnisse im damaligen Böhmen, am Kaiserhofe und in der Gelehrtenwelt, das alles tritt zurück in diesem Roman vor der tiefschürfenden Darstellung des Charakterbildes des genialen Gelehrten. Es ist mir zur Zeit nicht möglich gewesen, das größere dänische Werk über Tycho einzusehen, ein kleineres bestätigt im allgemeinen den hier vorliegenden Versuch. Dichterische Freiheit wird dem Dichter gern zugestanden, mag er auch leider im ganzen zu viel modernes Fühlen in andere Zeiten zurückverlegen, namentlich das Christentum stark ins dogmenlose reine Erleben verfärben. Der Entwicklungsgang Tychos verläuft im allgemeinen in der Linie aller natürlichen und übernatürlichen Mystik: Durch Kreuz zum Licht. Zwei Seelen ringen in des Helden Brust, die religiöse und mystische auf der einen und die forschende und denkende auf der andern Seite. Das ist die eine psychologische Wurzel aller Wandlungen. Das Zusammentreffen mit Kepler, dem so ganz anders gearteten, abgeklärten Astronomen, der nur für seine Wissenschaft glüht, im übrigen aber allen menschlichen Dingen mit interesseloser Kälte gegenübersteht, ist die zweite Triebwurzel der inneren Handlung. Brod zeigt sich, wie in manchem früheren Werk als einen Meister in der Wiedergabe widerspruchsvoller, irrationaler Charaktere, die er künstlerisch glaubhaft zu machen versteht. Auch darin liegt große Kunst, wie hier Tycho immerfort im Mittelpunkt der Ereignisse festgehalten wird und nach und nach zu riesenhafter Größe anwächst, die unter einer ungeheuren Tragik zu erliegen droht. Versöhnend, wenn auch keineswegs die Tragik aufhebend, dringen zum Schluß Strahlen aus einer höheren Welt in die menschlich unentwirrbaren Gedanken und Geschicke.

Friedrich Muckermann.

Schaffner Jakob, Der Dechant von Gottesbüren, Roman, S. Fischer, Verlag Berlin 1917. 434 S. Geh. Mk. 3.50, geb. Mk. 5.—.

In ein katholisches, von gemütvoller Frömmigkeit und gelehrtem Kunstsinn erfülltes Pfarrhaus tritt eine seinen sämtlichen Bewohnern, den treuen klugen Haushund mit eingerechnet, fremdartig gegenüberstehende, weltläufige Tante, die eine Reihe von Konflikten heraufbeschwört, die alle tieftragisch enden. Es handelt sich mehr um einen Kampf von Weltanschauungen als von Personen. Die amerikanisch nüchterne, religiös liberale, christliches Wohltun in Bazartätigkeit und Organisationsgeschäftigkeit verflachende Kultur der „Protestantin" wird in Gegensatz gesetzt zu der innerlichen, manchmal etwas hausbackenen, doch naturkindhaften, seelenvollen Art der auftretenden Katholiken. Ohne Zweifel läßt der Dichter die Tante mit ihren Bestrebungen völliges Fiasko machen, ohne Zweifel entwickeln sich aber auch die Katholiken in einer Richtung, die alte Formen zu sprengen sucht. Es ist viel tiefste Seelenkunde in diesem Werk, allerdings zu sehr in künstliche Feinheiten getrieben. Auf der einen Seite episch gehalten, wird das Ganze doch nicht so sehr durch die Gestalt des Dechanten, als vielmehr durch die subjektive Auffassung des Verfassers beherrscht, dessen

Digitized by Google

Hand in einemfort an den Puppen sichtbar wird. Alle Charaktere haben trotz beabsichtigter Verschiedenheit doch die gleiche innere Struktur, die der Person des Verfassers nämlich. Alle sind sie äußerst feinfühlig, sehr scharfsinnig, sehr kompliziert, am wenigsten noch der junge Offizier, der ein natürlich edles Liebesverhältnis zu Linde, der jungen Verwandten des Dechanten, langsam aufgibt zu Gunsten einer ihn mehr und mehr bestrickenden Kulturehe mit der Tante. Gewiß hat der Verfasser das Katholische wohlwollend und gerecht behandeln wollen. Es wird nur Unkenntnis sein, die ihn so haarsträubende Auffassungen über die Beichte schreiben ließ, daß einem katholischen Leser darüber die ganze Freude am Werk vergeht. Das ist ja das reinste Spionageinstitut für die hohe Geistlichkeit! Der Verfasser scheint gar keine Ahnung davon zu haben, wie heilig das Geheimnis ist, das um den Beichtstuhl schwebt. Kein Wunder, daß bei dieser schülerhaften Unkenntnis in äußeren Dingen auch die ganze katholische Seele falsch beurteilt wird, mehrfach nach bekannter Schablone. Durch das ganze Werk zieht sich der Vorwurf hin, als seien fortschreitende Kultur und Katholizismus unvereinbare Gegensätze. Ein gut Teil der Tragik des Romans beruht eben hierauf. Und doch ist das unrichtig. Wir brauchen nicht die Fesseln unserer Kirche zu sprengen, um Kulturmenschen zu sein. Alles, was in der gesund und edel natürlichen Entwicklungslinie des Menschen liegt, kann von der Uebernatur aufgenommen, verklärt und vollendet werden, und all dieses kann innerhalb der Christuskirche sich vollziehen. Trotz vieler Schönheiten auch im einzelnen, z. B. der prachtvoll rührenden Schilderung des sterbenden Haushundes, der Einwirkung der Fronterlebnisse auf den jungen Soldaten usw., trotz allem kann ich das Buch nicht empfehlen, weil es geeignet ist, schwerste Mißverständnisse in Dingen zu verbreiten, die für unser religiöses und nationales Fühlen so hochbedeutend sind. Für den nicht sehr gereiften Leser gehört der Roman zu den verwirrendsten Büchern, die ich kenne.

Friedrich Muckermann.

Kornfeld Paul, Legende. Berlin, S. Fischer 1917. 127 S. Mk. 2.50, geb. Mk. 4.—.

So wenig G. Hauptmanns Winterballade den Namen Ballade zu Recht führt, so wenig ist Kornfelds Legende das, wa die Poetik Legende nennt. Denn die Legende stellt das Produkt eines gläubigen Gemütes dar, Kornfeld aber wagt es doch nicht, den Teufel mit seinem Namen zu bezeichnen, er bleibt immer bei einer schüchternen Andeutung stehen (32), während die der Erzählung zugrunde liegende Legende diese Verschleierung kaum kennen dürfte. Daß eine tschechische Ueberlieferung benutzt wurde, ergibt sich daraus, daß bei Kornfeld die Gestalt des Nimmersatt, der den Gutsbesitzer fast arm ißt, eine Rolle spielt, die in den tschechischen Märchen „Neschta“ und „Bumbrlicek“ begegnet. Aber fast macht es den Eindruck, als ob eine Reihe von Märchen oder Legenden miteinander verbunden wäre. Denn das Nimmersattmotiv ist dem Dichter durchaus nicht die Hauptsache, im Mittelpunkt steht vielmehr die Gestalt des Grafen Wratislaw und seines Dieners Wladislaw. Es ist die Geschichte vom Grafen, der seinen treuen Diener reich machen will, ihm ein Gut nach dem andern schenkt und sich zum Schluß als dessen Diener verdingt, und des Dieners, der sich in die Rolle des Herrn nicht hineindenken und nicht hineinfinden kann, bei all' seinem Reichtum unselbständig bleibt und auf seine Dienstbarkeit gegenüber dem Grafen unter keinen Umständen verzichtet. Mit echt tschechischer Hartnäckigkeit bleibt jeder bei seinem Willen und erst der Entschluß beider, Hab und Gut zu verschenken und gemeinsam arm in die Welt zu wandern, macht sie wieder zu glücklichen Menschen. Um diese Geschichte, die lehrt, daß nicht jeder fähig ist, zu herrschen und nicht jedes Geschenk und Gut glücklich macht, sind dann noch allerlei andere Motive (des glücklichen Dorfs, des gefundenen Schatzes) gruppiert, auch ein paar Hiebe gegen die „Vernünftigkeit“ und den „Fortschritt“ unserer Zeit ver-

Digitized by Google

gibt Kornfeld nicht zu verabreichen, sodaß man bei aller Flüssigkeit und Anmut seiner Erzählungsgabe doch den Eindruck nicht ganz verliert, daß er sich offenbar seinem Stoff gegenüber wenig naiv, sondern mehr konstruktiv verhalten hat. Aber das ist kein Grund, von der Lektüre dieses hübschen Märchens abzuhalten. O. Katann.

Röttger Karl, Der Eine und die Welt, Legenden von Weisheit, Wanderung, Nacht und Glück. 323 S. Georg Müller, Verlag München. Mk. 4.—. —

Es liegt über Röttgers Poesie der Reiz einer eigentümlichen Färbung. Alles ist leise hingehaucht in blaue Dämmerung, in verklingende Töne, in die Musik fern rauschender Meere. Und doch spielt Sonnenschein hinein, sich wunderlich brechend mit fremdleuchtenden Strahlen aus geheimnisvollen Welten. Ich staune auch über den Reichtum an Phantasie, der sich mit größter Einfachheit paart. Der Legendenton ist durchweg meisterlich wiedergegeben. Schade, daß ein so zartes und edles Gemüt sich in der Sphäre liberaler rationalistischer Evangelienkritik und Christentumsauffassung entwickelt hat. Das Persönliche und Uebernatürliche der Göttlichkeit Christi zerfließt in diesen Legenden in hochgesteigerten menschlichen Formen, die überirdischen Eigenschaften Jesu werden in andächtigen Träumen sanft verwandelt in spinozistische Attribute. Auf der andern Seite wird das echt Menschliche im Leben Jesu ins Schwärmerische, Märchenhafte, Krankhafte, Sentimentale vertont. Letztlich wird eine große neue Stimmungseinheit geschaffen durch ein über alles hingebreitetes enthusiastisches Schönheitsgefühl. Von Kraft wird zwar viel gesprochen. Tatsächlich wird das kräftig Historische aber durch die Legendenform entwertet, schlichter natürlich-übernatürlicher Glaube wird aufgelöst in weiches, somnambules Ahnen, die gewaltige Lehre von der ewigen Gerechtigkeit weggetändelt durch leichte Fantasien über „Das Märchen von der Hölle". Ich kenne Karl Röttger nicht näher, aber er ist ein Mann, der christlichem Fühlen oft so nahe kommt, daß man sich wundert, wie er im nächsten Augenblicke sich wieder so weit davon entfernen kann. Für schlicht gläubige Menschen, die sich keinen Einblick verschaffen konnten in die gottverlassene Leerheit des hier vertretenen christlichen Monismus, sind diese Legenden Gift. F. M.

Johannes, Martin Otto: Die Ukrainerin. Eine Geschichte aus dem Herzen Deutschlands. 196 S. Leipzig u. Hamburg. Erich Matthes. 1918.

Das Gute an dem Buch ist seine Liebe zur schönen deutschen Heimat, der liebevolle Wille, fremdes Volkstum zu verstehen, die Weltklugheit und das, im ganzen betrachtet, maßvolle Urteil des Verfassers. Ein Kunstwerk ist die Erzählung im Uebrigen nicht. Die Form ist manchmal geradezu rührend naiv und durchsichtig auf die Tendenz zielend; die Sprache schlicht, geschmackvoll, sauber (wenn auch hin und wieder ein gewisser Sprachreinigungseifer stört), fließend, aber unpersönlich herkömmlich und von keiner besonderen Bild- und Darstellungskraft. Als Ganzes hat die Geschichte keine künstlerische Oekonomie, keine Gliederung, keine sorgfältig abgewogene Steigerung und keinen straffen Schluß. Es sieht aus, als liege ihr ein Selbsterlebnis zugrunde, das wohl menschlich, aber nicht dichterisch überwunden ist. Die Tragik der Ukrainerin ist in Form eines abgebrauchten Musters mit einem Stich ins Sentimentale zum Ausdruck gebracht. — Ob die römische Kirche so sehr zu den Feinden des ukrainischen Volkes gehört, wie die (galizische) Ukrainerin des Verfassers behauptet, kann man wohl anzweifeln. An einer Stelle wäre zur Vermeidung von Verwechslungen statt des Wortes Priester wohl besser der Ausdruck Pope gebraucht worden. — Schade, daß der Verfasser, den man (von seiner Auffassung über die Scheidungsmöglichkeit der Ehe abgesehen), aus dem Buche als Mensch schätzen muß, kein Dichter ist und als Plauderer noch keinen Stil und kein Maß gefunden hat. Richard Knies.

Digitized by Google

Pölt-Nordheim Klara, Tiroler Nagelen. Erzählungen. Verlag „Tyrolia", Innsbruck 1918. 184 S. Preis Mk. 3.20, Kr. 4.—.

Ein prächtiges, saftfrisches, urwüchsiges Tirolerbuch verbirgt sich unter dem bescheidenen Titel, eine köstliche Gabe der Volksdarstellung und Heimatkunst. Tirol, wie es leibt und lebt, wie es kämpft und duldet in großer Zeit, wie es mit nie versagender Glaubenskraft werktätige Liebe verbindet, wie es das köstliche Blut seiner Heldensöhne für Gott, Kaiser und Vaterland auf allen Schauplätzen des Schlachtengetümmels verströmen läßt, wie es den teuren Boden der Heimaterde in treuer Hut hält, wie die Daheimgebliebenen stilles Heldentum üben, wie nach der reichen Erntezeit des großen Schnitters der frische Same zu neuem Leben erblühen und wie dieses Heldenvolk voll gesunder, markiger Kraft, dessen Ahnen sich ihrer Enkel wahrlich nicht zu schämen brauchen, nie untergehen wird. Dies alles schöpft der Leser aus diesen teils heiteren, teils ernsten und besinnlichen Geschichten, worin sich die Volkscharakteristik, Zug um Zug in leuchtender Klarheit, Frische und Echtheit ohne jede Schönfärberei, mit der meisterhaften Wiedergabe der (Sarntaler) Mundart zu schöner Einheit verbindet. Den Erzählungen aus der unmittelbaren Gegenwart und dem Leben, wie es sich heute in Stadt und Land abspielt, reihen sich im bunten Kranze Geschichten von Anno neun, aus dem Kreise derer um Hofer (S. 106—133) an. Nicht nur den Tirolern, sondern jedem Freunde unverfälschten Volkstums wird dieses herzerquickende Kriegsbuch eine willkommene Gabe sein.

Oswald Floeck.

Kraze, Friede H. Quellen, die springen. Novellen Karl Reißner, Dresden 1917. 174 S.

Die Novellen der Verfasserin stehen im Zeichen des großen Krieges; aber wie schon der Titel verlautet, hat sie es nicht so sehr auf die Schilderung der äußeren Geschehnisse, heldischer Taten und grauenvoller Schrecknisse abgesehen, als vielmehr darauf, jene geheimnisvollen, zu tiefst in der Menschenseele schlummernden seelischen Kräfte, die nur ein großes Erlebnis aus ihrer Gebundenheit und Erstarrung zum Leben weckt, an einzelnen Gestalten in die Erscheinung treten zu lassen. Träume und Erinnerungen, Hellsehen und allmähliches Bewußtwerden, das sind die poetischen Mittel, deren sich die Verfasserin bedient, um die furchtbaren Geburtswehen einer neuen Zeit sowohl als auch das grauenvolle Einzelschicksal und die große Opfertat, woraus Kraft und Segen und Sieg für die Heimat erblüht, in realistischer Deutlichkeit zu gestalten. Die herrlichen und unvergänglichen, im deutschen Wesen ruhenden Kräfte, der tiefe Sinn des Einzelopfers für das Leben und Fortbestehen des Ganzen werden in diesen fein empfundenen poetischen Spiegelungen, die durch einen Rahmen zusammengehalten werden, offenbar. Die Verfasserin hat uns in dieser schönen Sammlung nicht nur ein zu Herzen sprechendes, stellenweise schwungvoll poetisches, sondern auch ein echt deutsches Buch beschert.

Oswald Floeck.

Literaturwissenschaft.

Kempf, Dr. Joh. Karl, Heinrich Hansjakob. Sein Leben, Wirken und Dichten. Mit 9 Bildern von Kurt Liebich. Adolf Bonz u. Comp., Stuttgart 1917. 214 S. Preis brosch. Mk. 3.60, geb. Mk. 4.80.

Kempf ist der dritte im Bunde der skizzenhaften Lebensschilderer des badischen Heimatkünstlers und Volksdarstellers. Was bei seinen Vorgängern Albert von Pfister (Stuttgart 1901) und Prof. H. Bischoff (Kassel 1903) hingehen konnte, eben weil ihnen das Lebenswerk des Verewigten noch nicht abgeschlossen vorlag, muß Kempf zum Vorwurf gemacht werden. Die Ehrenpflicht, dem Volksschriftsteller, seiner großen Persönlichkeit und seinem mit der badischen Landesgeschichte, namentlich in kirchlich-politischer Beziehung, eng verknüpften geistigen Schaffen ein dauerndes Denkmal zu setzen, wird

Digitized by Google

durch Kempfs bescheidenes Büchlein nicht eingelöst. Als geborener Haslacher hat Kempf besonders seine Ortskenntnis verwerten können, seine persönlichen Beziehungen aber zu Hansjakob waren zu locker, um dem Büchlein eine eigene Note zu geben. In literarischer Hinsicht unselbständig, und zwar von den keineswegs stichhältigen Urteilen Bischoffs abhängig, verfällt der Verfasser in den Grundfehler so vieler Biographen, die geistige Lebensarbeit von dem menschlichen Dasein des Darzustellenden getrennt zu behandeln. Dabei werden die schöngeistigen Werke bloß summarisch, in äußerst mangelhafter Gruppierung aufgezählt, auf die ästhetische Wertung wird verzichtet. Die für Hansjakobs Wendung vom politischen zum religiösen Katholizismus bedeutsamen Schilderungen seiner Auslandsreisen werden nur ganz flüchtig gestreift. In der unzulänglichen Einleitung zum Abschnitt „Dorfdichtung" — eine Bezeichnung, die für Hansjakobs volksschildernde Werke abzulehnen ist — verrät der Verfasser am deutlichsten seine Unvertrautheit mit dem weitverzweigten, breit ausladenden, in unvergänglicher Frische prangenden Baume der deutschen Volksdarstellung; besonders in der Beurteilung Gotthelfs bleibt er uns viel schuldig. Aber auch im einzelnen lassen sich manche Einwendungen machen; die Verballhornung der Verse Freiligraths (S. 124), die sinnentstellenden Auslassungen im Gedichte Vierordts an die Heidburg (S. 148), Bettelmann steht für Bettelheim; den Anzengruber-Biographen (S. 176), nicht einmal der Todestag wird genau angegeben; dazu kommen noch eine Reihe von stilistischen Flüchtigkeiten und schiefen Wendungen. Neue Quellen zur Durchforschung der Persönlichkeit Hansjakobs hat Kempf nicht beibringen können; der Bildschmuck bietet ebenfalls den Kennern von Hansjakobs Schriften nichts Neues.

Oswald Floeck.

Mereschkowskij Dimitrij, Gogol. Sein Werk, sein Leben und seine Religion. Deutsch von Alexander Eliasberg. 8°, 216 S. München, Georg Müller 1914.

Gogol gilt als der Repräsentant des echten Russentums, mit dem uns zu befassen wir mehr als je Anlaß haben. Da kommt die Würdigung Gogols von Mereschkowskij, die eine willkommene Ergänzung zur schönen Gesamtausgabe Gogols (Verlag G. Müller, München) ist, gerade recht. Es ist keine mit gelehrtem Beiwerk versehene Biographie, sondern ein Essay, der gerade infolge seiner freieren Form tiefer dringen kann, der sich fast ausschließlich mit Gogols Innenleben beschäftigt, um dessen Seele die widersprechendsten Gewalten, Weltlust und Askese, Realismus und Mystizismus, Gott und der Teufel ringen. Wie sich diese Kräfte in Gogols Werken in dichterischen Symbolen auswirken, das hat Mereschowskij mit glühender Anteilnahme geschildert. So wenig auch die Ansichten von Christentum und Askese, die Mereschkowskij offenbart, die unseren sind, das Buch ist zum Verständnis Gogols schlechthin unentbehrlich und für uns ein hochwichtiger Beitrag zur Ergründung der russischen Volkspsyche.

Dr. Anton Lesowsky.

Jostes Franz, Die flämische Literatur im Ueberblick. Mit besonderer Berücksichtigung von Guido Gezelle. 12°, 68 S. M. Gladbach, Volksverein 1917. Mk. —.60.

—, Hendrik Conscience 12°, 785. Ebda 1917. Mk. —.80.

Diese beiden netten Heftchen sind als die ersten Nummern der „Schriften der Gesellschaft zur Pflege der deutsch-flämischen Beziehungen" erschienen. Bei ihrem geringen Umfang ist es von vorneherein klar, daß sie nur das Allerwichtigste bringen können und nur für eine allererste Einführung in Betracht kommen. Besonders gilt das von der Uebersicht über die flämische Literatur, die eine recht ausbaubedürftige Skizze darstellt. Die beigefügten Uebersetzungen von Gedichten Gezelles wird in der Auswahl allen Seiten dieses vielseitigen Lyrikers gerecht und ist auch formell trotz einiger arger Härten wohl gelungen. Sehr lieb ist die Würdigung Conscien-

Digitized by Google

ces, die nicht nur den Dichter, sondern auch den Volksmann mit liebevoller Wärme schildert. Dr. A. Lesowsky.

Wasserzieher Ernst, Woher? Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Berlin, F. Dümmler, 1918. (38 und 158 S.) Geb. Mk. 6.—.

Die Sprache ist dem Deutschen vielfach ein Buch mit sieben Siegeln; er vermag es vielleicht, Ausdrücke fremder Sprachen zu deuten, aber seine Kenntnisse versagen, wenn es sich um landläufige Ausdrücke seiner Muttersprache handelt. Wie soll er sich Rat schaffen? Die etymologischen Wörterbücher von Grimm, Heyne, Weigand, Kluge kommen infolge ihres Umfanges für weitere Kreise nicht in Betracht. In Wasserziehers kleinem Wörterbuch wird nun jedem ein Mittel in die Hand gegeben, seine etymologischen Kenntnisse der Muttersprache auf bequeme Weise zu verbreitern. Es verzeichnet bei den gebräuchlichsten Worten des deutschen Sprachgesetzes ihre Herkunft aus dem indogermanischen, germanischen, althochdeutschen usf., bei den Lehr- und Fremdwörtern aus dem lateinischen, griechischen, an modernen Kultursprachen usf. und weist kurz auf die wichtigsten verwandten Sprachen hin, was ihm ein gutes Abkürzungssystem leicht macht; außerdem gibt es auch eine kurze Einleitung in die Hauptgesetze und -erscheinungen des Sprachlehrers. Uebersichtliche nach Jahrhunderten geordnete Tabellen lassen u. a. das Eindringen der Fremdworte verfolgen; wenn die Literatur dem 19. Jahrhundert die Fremdworte: Burleske, Feuilleton, Humoreske, Milieu, Plagiat, Repertoire, Regisseur, Varietee, verdankt, so erkennt man wohl, daß wirklich die Geschichte der Sprache die Geschichte der Kultur abspiegelt. Von Reiz ist auch die Stelle im Vorwort: Die „großen Wörterbücher versagen meist, sobald es sich um Ausdrücke, Angelegenheiten und Einrichtungen der katholischen Kirche handelt. Entweder fehlen die betreffenden Artikel oder die Erklärung ist lückehaft, oft geradezu falsch. Mit Unterstützung katholischer Freunde und unter Benutzung maßgebender Nachschlagewerke (Herders Lexikon, Wetzer und Weltes vielbändigem Kirchenlexikon) ist es mir gelungen, diesem Uebelstand zu vermeiden." K.

Biographisches.

Bahr Hermann, Rudigier. 62 S. Verlag Josef Köselsche Buchhandlung. Ungeb. Mk. 1.20, geb. Mk. 2.—.

Das hübsch ausgestattete außerordentlich anregende Schriftchen will mehr ein Gedenkblatt als eine Biographie sein. In wenigen markigen Strichen wird das Bild des großen katholischen Bekennerbischofs gezeichnet. Mitten in seiner Zeit wird er dargestellt, in den schweren Kämpfen, die das Oesterreich des Josefinismus bewegten. Bischof Rudigier erscheint als der Vorkämpfer kirchlicher Freiheit und echten Oesterreichertums zugleich. Aeußerst fein, gelegentlich gutmütig humorvoll, wird die zweispältige Seele des Staatsliberalismus der 60er bis 90er Jahre geschildert, dessen geistige Nachwirkungen bis heute fühlbar sind. Breiten Raum nehmen die Ausführungen über die hochaktuelle Frage des Verhältnisses von Kirche und Staat ein. Gelten sie auch zunächst nur für das katholische Oesterreich, so wird sie doch jeder mit Nutzen lesen, der irgendwie berufen ist, auf die bevorstehenden Kämpfe in dieser Frage einzuwirken. Mit feinster Kunst ist die leuchtende Gestalt des heiligmäßigen Helden im Hintergrunde aller dieser Entwicklungen festgehalten, sodaß alles in ihr seine künstlerische Einheit findet. Der Stil ist würdig und einfach, nur hier und da ein wenig in geistreichelnde Spielerei verfallend. Im übrigen verrät das Werkchen den Künstler, der mit ganzem Herzen bei seinem Helden ist, in jeder Zeile. Was ist es doch etwas Herrliches um jene großen katholischen Freiheitshelden, die sich vor allem aus dem Hofbauerkreise entwickelt haben. Wie weit ist der Abstand zwischen einem solchen, Kraft und Männlichkeit zeugenden Büchlein bis zu den tausend Versen, Dithyramben und Zukunftsreden, den

Digitized by Google

schwächlichen Seufzern und dem hohlen Pathos unserer idealarmen modernen Gesellschaftskritiker. Gestalten wie Rudigier braucht unser Geschlecht, und wie sie das Leben benötigt, so auch unsere Kunst. F. M.

Hansjakob Heinrich, Feierabend. Tagebuchblätter. Adolf Bonz u. Co., Stuttgart 1918. 274 S. Preis brosch. Mk. 4.—.

Der langjährige Kaplan des Verewigten, Pfarrer A. Trunz in Andelshofen, hat die Herausgabe dieses „unwiderruflich letzten" Buches des badischen Schriftstellers besorgt (Vorwort vom 1. März 1917). Aber schon im Sommer 1914 war es „in brutto fertig" (Frkf. Ztg. vom 24. Juni 1916). „Wie einst Bismarck im Sachsenwalde in herbem Grollen dem Unmut einer zur ungewollten Ruhe verurteilten Gewaltnatur Luft machte, so sang auch Hansjakob in seinem Freihof (d. i. in seinem Altersheim in Haslach) keine sanften Elegien. Mußte man immer bei Ankündigung seiner Schriften sich gewärtig halten, daß seine und grobe Späne aus seiner Werkstätte dem einen oder andern ans Fenster fliegen, so durfte kein Kenner der Hansjakobschen Natur dem Wahne leben, daß es beim Ausräumen der Werkstätte am Feierabend glimpflicher hergehe" (Vorw. S. 5). Tatsächlich fehlt es diesem Alterswerk des lebensmüden Kämpfers, diesem Nachlaßwerk in vollem Wortsinne nicht an Bitterkeit und Unmut; dennoch bildet es den notwendigen Schlußpunkt seiner gesamten Ich-Darstellung und Tagebuch-Schriftstellerei. Zwei Bekenntnisse vor allem sind darin zu unterstreichen: seine Unzufriedenheit mit dem gewählten Stande mit Rücksicht auf seine jeder Dienstbarkeit abgeneigten Natur, was übrigens dem Kenner seiner Schriften längst kein Geheimnis war (S. 21 und 250), ferner sein offener Widerruf alles dessen, was er jemals gegen den deutschen Militarismus, das Flugwesen usw. geschrieben hat (nachträgliche Anm. zu S. 63 und S. 229); auch er hat im großen Krieg umlernen müssen. Im übrigen gleicht auch dieses letzte Ich-Buch den vorausgegangenen Tagebüchern aufs Haar, indem er darin in langen Zwischenräumen jedes wichtigere Vorkommnis in der Zeit vom Herbst 1913 bis Anfang Juli 1914 aufschrieb, in manchem Belang frühere eigene Mitteilungen aus seinem Leben und solche über seine näheren Freunde und Altersgenossen ergänzend. Seine reichen Briefschätze hat er Trunz zur Bearbeitung übergeben (S. 236). Möge diese Veröffentlichung nicht allzulange auf sich warten lassen. Der echte Hansjakob, im Grunde seines Wesens mild und gütig, aufgeschlossen bis an die Grenze der Möglichkeit, sanguinisch temperamentvoll und leicht reizbar bis in sein hohes Alter, verleugnet sich auch in dieser letzten Gabe nicht. Zum Schlusse schlägt er ergreifende Töne an, um von seiner weithin verbreiteten Lesergemeinde für immer Abschied zu nehmen. Oswald Floeck.

Flugblätter rheinischer Dichtung, herausgegeben von **Carl Salm**, 3. Reihe, 1917-18. 1. Heinrich Lersch, Vergiß Du Deines Freundes Not; 2. Leo Sternberg, Ins Auge der Ewigkeit; 3. Heinrich Zerkaulen, Liebe schöne Laute; 4. J. J. Pontzen, Die gekreuzigte Seele. Salm-Verlag zu Köln, 1917, Großachtelgröße, in Weißfraktur gedruckt, je 14 Seiten, —.80 Mark.

Der Kölner Dichter Carl Salm hat es verstanden, das junge rheinische Schrifttum einmal in dem von ihm angeregten Westdeutschen Schriftstellerbund, der vor Kriegsanfang gegründet schon über 200 Mitglieder zählt, zusammenzuführen, dann aber in schönem Mut während des Kriegs versucht, in einem eigenen Verlag dafür einen Brennspiegel zu schaffen. Das Beste davon bedeutet die von ihm selbst herausgegebene und vor dem Kriege bei der J. G. Schmitz'schen Buchhandlung Köln verlegte, nun in der dritten Reihe (zu je 12 Heften) erscheinende Sammlung der Flugblätter Rheinischer Dichtung. Die dritte Reihe enthält wie die erste, Lyrik. (Die zweite Novellen und Skizzen).

Den Anfang macht der durch den Krieg bekannt gewordene Kesselschmied, der in Gedichten an sein Schaffen vor dem Kriege anknüpft. Ihm gelingt

Digitized by Google

es, den Schrei des Proletariates, der nichts Brot, sondern Licht und Liebe will, aus seiner Formlosigkeit zu befreien, indem er ihn zum schweren, dunkel tönenden Gesang schafft. Lersch ist kein dem Bourgeois drohender Sozialist, sein Ruf: Es kommt Dein Tag, Prolet, soll nicht aufreizen, er bringt nur das dumpfe Massenbewußtsein, durch das Erlebnis des Krieges geläutert, zum klaren Ausdruck. Wie wir von dem Ausgang des Krieges eine allgemeine Menschlichkeit erhoffen, findet der Dichter den Menschenbruder wieder und dadurch die Gottheit.

Im Gedanken steigt Lersch zu immer höheren Stufen reinen Menschentums. Nur die Form wollte diesmal nicht schritthalten. Das Buch vor dem Kriege „Abglanz des Lebens" war da schon eine rundere Leistung, denn nicht immer will das hohe Pathos des Rythmus und der Ekstase passen.

Auch das zweite Heft zeigt eine monumentale Geschlossenheit. Und das trotz der Verschiedenheit der Gedichte, die Ballade, Epos und Lied streifen. Aber alle blicken — „Ins Auge der Ewigkeit", voll von Lyrik und Stimmung, voller Gedanken, meisterhaft in der Form. Manchmal streifte Sternberg an das Kosmische, dann tut sich die Herrlichkeit der Schöpfung vor ihm auf.

Wenn Lersch und Sternberg sich einer hohen Kunstlyrik nähern und leider literarisch werden, so klingt Zerkaulens Laute volkstümlich, blutwarm lebendig. Aber nichts mehr von einsamer Romantik. Der Drachenfels und der Wein, aber auch die qualmenden Schlote des Kesselschmieds werden in klaren Bildern eingefangen. Zerkaulen reift zusehends von Werk zu Werk. Die Reife dieser Lieder ist, daß sie durchs Leben gingen und sich doch die volle Sonne bewahrten. „Und lacht die Sonne froh und warm, geh ich auf Rosen wildern". Zwar gibt es ein paar billige Reime dabei, zwar liegt Zerkaulen in allen Wehen und immer noch steckt ein bißchen zuviel „Ich" darin, ein bißchen zuviel Rosenrot. Aber das ganze hat den schlichten Volkston, herbe Natürlichkeit, die auch noch am Feldrain den köstlichsten Strauß sammelt. Zwar übersprudelt sich der reiche Quell des Dichters einmal und läßt ein unklares Bild entstehen, wo aber ist solch ein Liebeslied heute wiederzufinden wie das vom „Kameraden"? — Ich stehe nicht an, das Heft Zerkaulens als das Beste der Reihe zu bezeichnen. Mit solchen Dichtern gehen, heißt, das Leben durch Sonne besiegen.

Dies Lob kann ich umso eher aufrecht erhalten, als das vierte Heft stark dagegen abfällt, das fünfte glatt totgeschwiegen werden kann, und der Rest der Reihe noch im Dunkel der Zukunft liegt. Immerhin bringt der zwanzigjährige Pontzen jene innerliche Glut mit, die nur aus diesem Kriege geboren worden ist und die ihn in die Bahn des Expressionismus ziehen wird. Alle Ansätze sind dazu vorhanden. Der junge Dichter kann noch nichts Reines geben, aber jetzt schon opfert er sich selbst und rücksichtslos, damit das Mal des echten Dichters zeigend.

Unwillkürlich drängt sich der Vergleich mit Wilde's De profundis auf, das hier, durch das Temperament des Expressionismus gesehen, neu entstehen konnte. Hang zur Manier und mangelnde Selbstzucht können bei dem jungen Dichter ruhig gerügt werden, sie bilden kein Hindernis, an seinen Aufstieg zu glauben.

Die Sammlung ist, was man dem Verleger rühmend sagen muß, in gleicher Ausstattung fortgeführt, wie die Friedensreihen. Druck, Papier, zart-zierliche Anordnung des Satzes geben zusammen ein harmonisches Bild. Der Preis ist im Hinblick darauf fast lächerlich zu nennen. Die Sammlung wird fortgesetzt und sich viele Freunde erwerben. Für diejenigen, die die neue rheinische Literatur kennen lernen wollen, ist sie unentbehrlich.

Paul Lingens.

Verlag und Druck der Verlagsanstalt Tyrolia, Ges. m. b. H., Innsbruck. — Preßgesetzlich verantwortlicher Redakteur: Peter Kaiser, Innsbruck.

Digitized by Google

Geneſius.

Eine chriſtliche Tragödie von Ilſe von Stach.

(Schlußſzene.)

Perſonen:

Diocletian..
Cäſar Maximin.
Sergeſtus.
Geneſius.
Valeria, Tochter Diocletians.
Titus. — Lentulus.
Marcella.
Der alte Söldner.
Himmliſche Erſcheinung.
Jutuma, eine heidniſche Wahrſagerin.

Perſonen des vor dem Kaiſer aufgeführten Schauſpiels:

Adrian (Geneſius).
Cäſar Maximin (Sergeſtus).
Eine Engelserſcheinung (Marcella).
Der junge Söldner.
Chor der Heiden und Chriſten.
Chor der Jünglinge und Jungfrauen.

Zeit: Um das Jahr 300 n. Chr.
Ort: Rom.

Das Motiv des Stückes iſt kurz folgendes: Geneſius, ein berühmter Mime und Dichter zur Zeit Diocletians, ſoll vor dem Kaiſer, vor der Prinzeſſin Valeria und dem Cäſar-Eidam Maximus das von Geneſius ſelbſt verfaßte Chriſtendrama „Adrian“ zur Aufführung bringen. Geneſius, der um der Nachahmung willen den chriſtlichen Gottesdienſt, chriſtliches Weſen und Gebaren liebevoll ſtudiert hat, fühlt ſich längſt von der Wahrheit ſtärker angezogen, als es das Spiel der Wahrheit erfordern würde. Noch hält er ſich — im 1. Teil des Stückes — für gefeit, — er, der Plotin zu Füßen ſaß, — noch kann er die übergroße Bewegung ſeiner Seele als irdiſche Liebe deuten, die er der jungen Schauſpielerin Marcella anträgt. Aber kaum daß er ſich wieder in ſeine Chriſtenrolle vertieft, ſpricht er:

„Seltſame Worte, herzbewegende:
einen Leib haſt du mir — einen Leib, Herr bereitet
und ſiehe, ich komme — ich bringe dir ihn dar...
hat dem geliebten Mädchen nicht mein Mund
ſolch ſchweren Worte-Inhalt ausgeſprochen?
Schwer und geſättigt von zukünftiger Tat,
daß meine flatternde, zerſtreute Seele

Digitized by Google

sich lagern möchte wie auf gutem Bett.
Es hält sie nicht, das Ruhebett, das sanfte;
der erste Windstoß aus dem Machtbezirk
des furchtbar Unbegriffenen treibt sie auf, —
die Ruhstatt wird zum Kerker — je und je
rüttelt an Ketten die im Wahn befreite ...."

Noch beschließt Genesius den 1. Teil mit den Worten: „Es gilt zu spielen, — Götter, — nicht zu sein," — aber die Inbrunst, mit der er, schon während des 1. Auftritts des „Stückes im Stück" — eine Christenversammlung in den Katakomben — seine Rolle als Adrian spielt, ergreift die Zuschauer mit einer Zwingkraft, die, wenn sie nicht Wahrheit wäre, eine Komödie sondergleichen sein müßte.

Im 2. Auftritt, als Adrian (gespielt von Genesius) auf der Via triumphalis vor dem (gespielten) Cäsar Maximin opfern soll, bricht die Wahrheit ungestüm aus dem Spiel hervor. Genesius bekennt sich vor dem echten Kaiser und Christenverfolger Diocletian als Christ. Das echte Martyrium wird sein Lohn.

Der Leser möge beachten, daß die folgende Schlußszene der Tragödie auf zwei Bühnen sich abspielt: die eigentliche große Bühne stellt die Halle in Palatinischen Kaiserpalast vor. Links sitzen die Kaiser (Diocletian und Maximin), die Prinzessin Valeria, die Hofbeamten. Im Hintergrund das römische Volk. Rechts hinten ist die kleine Bühne, das Podium errichtet, auf welchem Genesius in der Rolle des Christen Adrian das von ihm verfaßte Christendrama mit seinen Schauspielern vor den Kaisern und dem Volk zur Aufführung bringt. Die folgende Schlußszene beginnt auf dieser kleinen Bühne; soeben ist hier der Auftritt in den Katakomben, die Darstellung des Lebens in der Christengemeinde, beendet, die Chöre sind — als lebendiger Vorhang — aufgetreten. Bei ihrem Rücktritt öffnet sich — auf der kleinen Bühne — der Blick auf die via triumphalis, auf die Szene, in der Adrian (gespielt von Genesius) vor dem Cäsar Maximin (gespielt von Sergestus) sich als Christ bekennt und zum Martertod verurteilt wird. In dieser Szene fällt Genesius, in dessen Seele das gespielte Christentum mächtig zum wirklichen Leben erwacht, plötzlich aus seiner Rolle, wird von Sergestus durch das Stichwort wieder in sein Spiel zurückgeführt, aber nur solange, bis an der Stelle der von Marzella dargestellten Engelserscheinung des Spiels eine wirkliche himmlische Erscheinung auftritt. Nun fallen, überwältigt von dem in Genesius sichtbarem Wirken des Christengottes, nach und nach die Haupt- und auch einige Nebenpersonen des von ihnen gespielten „Stückes im Stück" aus ihren Rollen, zuerst Marcella, dann Sergestus, später Lentulus und Titus — das Spiel wird Wahrheit, das gespielte Bekenntnis des Genesius wird ein wahres, das Richteramt geht von dem gespielten Cäsar auf den wirklichen über, dessen Spruch die Schauspieler und Bekenner, vor allem Genesius, dem echten Martyrium überliefert.

Wenn am Beginn der im folgenden einsetzenden Schlußszene die Personen des vor den Kaisern aufgeführten Schauspiels als Spieler ihre Rollen sprechen, ist dem Namen der dargestellten Person der Name des Schauspieles in Klammer nachgesetzt; aus ihren Rollen fallend treten sie nur unter ihrem wahren Namen auf.

* * *

Digitized by Google

Chor der Heiden (auf der kleinen Bühne):

Daß ſich in Glorie der Geiſterſpuk ende,
daß ſich die Herrſchaft der Erde vollende,
hebt vor dem Cäſar das Opfer nun an.
Schwellet ihr Düfte, — mit Brandung gewöhnten
Wogen umſchmeichelt das Haupt des Gekrönten,
Cäſar iſt Gott, — er iſt Brandung, iſt Mann.

Chor der Chriſten:

Wehe, wenn fälſchlich entzündete Flammen
ſchlagen zu gleißender Lohe zuſammen,
Weh, wenn aus argem Dienſt Opferrauch bricht.
Cäſar iſt Menſch, er iſt Staub, er iſt Welle,
treibende, daß ſie an Ewgem zerſchelle, —
Gott-Brandung reckt ſich empor zum Gericht.

Chor der Heiden:

Jupiter — daß die Allmutter ſich freue, —
reckt ſich, und hoch aus unendlicher Bläue
ſendet er Blitze und richtet euch recht.
Euch, — denn mit ecklen und ſchimpflichen Namen
nennt ihr das Leben, lebendigen Samen,
nennt ihr das Stolze und Herrliche: ſchlecht!

Chor der Chriſten:

Gott gab uns Namen und Wertmaß der Dinge,
daß ein Geheimnis die Schöpfung umſchlinge,
Liebesgemeinſchaft, verborgenes Band.
Saat iſt geſät und wird Edelfrucht treiben,
Chriſtus iſt Gott, Er, der Einz'ge wird bleiben,
der in der Liebe den Welthebel fand.

Chor der Heiden:

Zeigt uns den Einzgen, daß wir ihn erkennen....

Chor der Chriſten:

Mitten in euch muß ſein Reichſiegel brennen!

Chor der Heiden:

Iſt nicht ſein Auge den Brandwunden blind?

Chor der Chriſten:

Irret Euch nicht, er läßt ſeiner nicht ſpotten!

Chor der Heiden:

Auffliegt zu Helios, und brennt wie die Motten!

Digitized by Google

Chor der Chriſten:

Aber der Reigen der Zukunft beginnt!

(Der Chor tritt zurück. Es eröffnet ſich auf der kleinen Bühne der Blick auf die via triumphalis; auf einem erhöhten Thron ſitzt Cäſar Maximin, er iſt prächtig gekleidet, hat einen Adler auf der Schulter, Löwen und Schlangen zu ſeinen Füßen. Vor ihm ſteht ein rauchendes Becken, Knaben halten ein Gefäß mit Weihrauch. Zur Seite ſteht ein Herold.)

Maximin (als Zuſchauer):

Er gleicht in Wahrheit Cäſar-Maximin.

Diocletian:

Wir wollen mit dem Lobſpruch warten, bis er
als Cäſar reden oder handeln muß.

Herold (auf der kleinen Bühne):

Des Kaiſers Herrlichkeit tut allem Volke kund:
Der Cäſar Maximin rings auf dem Erdenrund
iſt Gott. Wer kühn vermocht Millionen zu bezwingen,
iſt wahrhaft Gott. Ihm ſoll die Menſchheit Opfer bringen.
Ihm ſoll die niedre Menſchheit größren Dienſt erweiſen
als den Geſtirnen, die gemach im Weltall kreiſen.
Wer ſich des Kaiſers hoher Einſicht widerſetzt,
des Daſeins wohlgefügte Ordnung frech verletzt,
der ſoll als Hochverräter böſen Todes ſterben.
Der Staat, der göttliche, wird ſeine Güter erben.

(Der Herold tritt zurück.)

Diocletian:

Er redet recht. Weit höher muß ich achten
den Siegeslauf, der aus dem Geiſte flammt,
als der Geſtirne ruhevolle Bahn.
Anbetung ziemt den Helden unter Menſchen.

(Chöre von Jünglingen und Jungfrauen kommen auf der kleinen Bühne mit Flöten und Zimbeln. Indem ſie an Maximin-Sergeſtus vorbeiziehen, ſingen ſie:)

Chor der Jünglinge:

Cäſar iſt Gott,
der Völker Bezwingende,
Länder Umſchlingende,
Beute Heimbringende
Kriegsmann und Held.

Digitized by Google

Chor der Jungfrauen:

Cäsar ist Gott,
ist Amor der Spendende,
Unrast Abwendende,
Söhne uns Sendende
Zeuger und Mann.

Chor der Jünglinge:

Cäsar ist Gott,
ist Herakles neu erwacht,
daß seines Ruhmes Pracht
unter der Götter Macht
hoch ihn erhöht.

Chor der Jungfrauen:

Cäsar ist Gott,
ist göttlicher Kräfte voll,
also daß Leben quoll
und zum Olympos schwoll..
Cäsar ist Gott! —

(Männer und Frauen treten vor und werfen ein Rauchkorn in die Opferschale. — Die beiden Söldner bringen den gefesselten Adrian vor Maximin-Sergestus.)

Der junge Söldner:

Herr Cäsar, hier bring ich den kecken Gesellen, —
ich zog ihn hervor aus gespenstischem Ort,
die ganze Gemeinde, Herr, wollt' ich euch stellen, —
die Feiglinge floh'n, — nur dieser blieb dort.

Maximin (Sergestus) (milde zu Adrian):

Vielleicht hast Du Dich dem Gericht überlassen,
weil heimlich den störrischen Sinn Du gewandt, —
Wer könnte des Leibes Ernährer auch hassen, —
wer küßte nicht willig des Wohltäters Hand? —
War ich es nicht, Knabe, der Fülle auf Fülle
Dir häufte, und Ehren und Reichtümer gab?
Nimm ab Deine trotzig mich leugnende Hülle
und opfre, — so nehm ich die Ketten Dir ab.

Adrian (Genesius)

(nach einem Augenblick des Schweigens schwärmerisch. — Jutuma horcht auf.)

Indessen Dein Scherge umschloß meine Hände,
hat Gott um das Herz einen Reif mir gelegt, —
und Herr, — eine Willigkeit, ganz ohne Ende,

Digitized by Google

darunter kein Aufschrei zur Freiheit sich regt.
In dieser Verkettung laß, Cäsar, mich trinken
den schmachvollen Kelch, dessen Schauer schon wehn.
laß tief in den Abgrund der Demut mich sinken,
dort kann ich Gott nicht, dort gewiß nicht entgehn.

Maximin (Sergestus) (steht auf, zornbebend):

Nicht daß Du Dich Jupiter frech widersetztest,
bestraf ich mit Folter und ehrlosem Tod, —
nicht daß Du das Gott-Tum des Kaisers verletztest,
wiewohl er Dir Abglanz vom Götterglanz bot.
Verräter! — was konntest Du unter den Sternen
Dich keiner der lieblichen Gottheiten weihn.
Ich dulde sie alle — die nahen, die fernen,
nur dieser gekreuzigte Gott soll nicht sein.
Der Kreuzschatten macht dem Lebendgen Beschwerde,
die Währung des Seins ist dem Stolzen zur Last, —
ich will ihn vertilgen vom Antlitz der Erde, —
den Vampyr, der Herzblut und Herrschaft erfaßt.

Maximin (klatscht Beifall):

So recht, so recht! — so spricht und droht der Cäsar!

Adrian (Genesius):

Und ob auch die Pforten der Hölle im Grimme
aufsperren den niemals gesättigten Schlund,
nie kann sie auf Erden verstummen, — die Stimme
die selge, aus Gott überfließendem Mund.
Und wenn jedes Menschen und Menschenkinds Samen,
das heilige Zeichen nicht länger bekennt,
so schreien die Steine, Herr Christ, Deinen Namen,
der treibend im Innern der Erde noch brennt.

Maximin (Sergestus):

Wahnsinniger, ich reiße mit glühendem Eisen
die widrige Zunge aus Deinem Geblüt...

Adrian (Genesius):

So soll sie noch einmal in sphärischen Weisen
Gott tönen ihr letztes helljubelndes Lied....
Wie faß' ich, mein Gott, dieses sanftes Genügen,
das Dir mein Gesang, Herr, mein Stammeln verleiht...
(er verwirrt sich)
wie faß ich... wie faß ich...
dies stille Sein, Gott, — diesen heiligen Frieden...
hinströmt er zu Dir, — zu mir strömt er... zurück....
(Jutuma reckt sich hoch auf.)

Digitized by Google

Sergestus (beiseite):

Er fällt aus seiner Rolle! Ewge Götter,
jetzt steht mir bei! Mein Stichwort ging verloren....

Genesius:

Was kann Dir, Gott, der Junge Dienst bedeuten,
da Dir die ganze Erde nicht genügt, —
daß Du ihn aufnimmst, als gefälliges Opfer.
Ists, weil die Schätze dieses goldnen Roms,
die Schätze Indiens und der blauen Meere
Dir d e n n o c h zugehören, wenn auch Menschen
sie Dir nicht opferten? — Ists, weil dies eine
entlassen ist aus jenem dumpfgebundnen
von Dir Besessen-Sein, — weil wir dies Eine
Dir wahrhaft schenken können, oder auch, —
Dich darum kürzen....: unsres Mundes Lob, —
Lob und Bekenntnis, welche beiden eines
nur eines sind.... mein Gott, — wer ist wie Du?

Diocletian:

Vermessner Frager! — Ich! —? Was ist m i r diese
Erde und ihre Pracht, davon ich nehme,
auch ich, — geopfert, oder nicht, — mich ekelt.
Aber, — des Menschen Junge, die hinausträgt,
Was seine Seele liebt und ehrt und preist, —
Der Junge Dienst, — das ist die starke, geheime
Waffenmacht, nach der den Kaiser dürstet. —
Auch den Kaiser! —

Genesius:

Laß ab, mein Gott, von Deiner großen Ehrfurcht
vor diesem freigebornen flüchtgen Ding, —
man nennt es Seele... dränge sie, mein Gott, —
bedränge doch die Schwanke, Schweifende
mit Deiner Uebermacht.... sei ihr Besieger,
der endlich sie befreit, — indes er bindet.

Sergestus:

Wohin versteigert er sich! — In Gegenwart
der Kaiser — und der Stadt! Wir sind zu Schanden!
Was gilts, ich rufe ihn zu unsres Stückes
kunstvoll gefügtem Wortklang zurück.
(er wirft sich in die Brust und spricht als Maximin)
Du Rasender, — viele auch hörte ich prahlen
wie Dich, und verlangen nach Marter und Tod;
doch schon in dem Auftakt sinn-tötender Qualen
verhöhnten sie ihren gekreuzigten Gott.

Digitized by Google

Geneſius:

(von dem Rythmus betroffen, beſinnt ſich mit neuer Kraft auf ſeine Rolle):

Wer könnte, Gott, ohne Dein Zutun vollenden, —
Ich rühme des Mutes zu leiden mich nicht, —
Du wolleſt Herr Chriſt, Deinen Engel mir ſenden, —
Herr, irgendein Glänzen aus quellhaftem Licht.

(Eine himmliſche Erſcheinung wird am Rande des Podiums ſichtbar. Zugleich iſt dies Marcellas Stichwort. Sie tritt als Engel von der anderen Seite aus auf, bleibt ſtehen, hält die Augen auf die himmliſche Erſcheinung geheftet, die ſchon an ihrer Stelle ſteht und ſpricht:)

Die himmliſche Erſcheinung:

Geneſius! —

(Geneſius prallt zurück mit einer Gebärde, als würfe er die Rolle zu Boden, ſtarrt die Erſcheinung an.)

Die himmliſche Erſcheinung:

Geneſius, warum ſpielſt Du mich?
Warum, — warum ſteigt meine Wahrheit nicht
wie Rauch und Feuer auf aus Deinem Munde....?

Geneſius:

Gelobt ſei Gott — jetzt — Gott — brauchſt Du Gewalt...
(er wirft ſich lang zur Erde nieder. Die Erſcheinung verſchwindet. Lange Pauſe.)

Valeria:

Ein wunderliches Stück, mein Vater.
Zwei Engel treten auf, und eh' der zweite
ſich auf den Text beſinnt, entſchwindet der,
der ſprach.

Maximin:

Ein wunderlicher Cäſar, — er auch ſcheint ſich
auf ſeinen Text durchaus nicht zu beſinnen.

(Diocletian winkt, daß ſie ſchweigen ſollen, ſtarrt auf die Bühne.)

Geneſius (ſich mühſam halb aufhebend):

Der Du mich niederwarfſt, mein Gott, mein Gott, —
richte mich auf, wenn irgend Du noch andren
Dienſt von mir begehrſt, als daß ich ſtöhne —
Geh hinaus von mir, — ich bin ein ſündger
Menſch, der ſich vermaß herauszufordern,
was doch ſein blinzelnd blöder Sinn nicht greift.

Digitized by Google

Richte mich auf, Herr, — oder, ſo Du willſt,
laß mich am Boden liegen, und verleihe
zu dieſen Ketten, die des Volkes Mime
empfing, — verleihe D e i n e m Mimen, Gott,
nun jene Trage-Willigkeit, die Adrian
im Spiel der Marter glaubeſelig pries...
War ichs, der ſolche Süße ſich erſann
und ſchaudernd in des Chriſten Seele träumte
von Darbringung des Opferglühenden,
berauſchten Leibes, — Geiſt- und Gott-berauſcht.
Mach mich von dieſer Kette los, furchtbarer
Gott, — es klafft ein Spalt in hartem Erd-
gerippe, — mein Grab, mein Grab. das dieſes Leibes
Blüte einſchlingen will, damit ſich Würmer
daran erſättigen! — O Blut, — o Blüte
du meines Leibs! — Iſt dies das Angeſicht
des prunkvoll feierlichen Tods, der ewig
und buhlend meinem ſehnſuchtsſchweren Leben
zur Seite tänzelte, — und gleichermaßen
Wonne verhieß als Grauen, — i h m zu ſterben
um ein Bewußtſein, göttlicher als Leben....
Purpurner Tod, — hat mir die Kette Deine
Sehnſucht erdroſſelt...? Nur das Grauen blieb...

(Der alte Söldner tritt vor.)

D e r a l t e S ö l d n e r:

Laß mich die Kette löſen, lieber Bruder.
Geſpielte Kette ziemt Dir länger nicht,
da ſich die wahre Kette ründen will,
in Deiner Seele und in Gottes Hand.

(Der Söldner nimmt Geneſius die Kette ab. Geneſius ſteht auf.)

G e n e ſ i u s:

Wer biſt Du, Alter, der mich Bruder nennt?
Greifſt Du als Gottes Spieler in das Stück,
das wir nun ſpielen, — denn im Adrian
warſt Du Statiſt... ich ſchrieb Dir keine Rolle....
Biſt Du ein Chriſt, — und läßt die Maske fallen, —
und ſprichſt zu mir, als hätte nicht zur Stunde
des Todes großer Schatten mich umdüſtert,
daß ich erſchreckt am Steuer riß, — am mächtgen.
Und löſteſt mir die Kette, ſei bedankt.
Wie vor der Schlacht umfängt mich ſtark das Leben,
als nahteſt Du Dich nunmehr unſichtbar
mein Feldherr-Gott, — und mahnteſt: freigegeben

Digitized by Google

ist Dienst und Opfer, — wähle den Altar.
Die Seele Deiner Seele ist die Spende,
damit Du brausend durch die Räume fährst, —
so nimm Dein Kleinod nun in beide Hände
und schenke es, o Mensch, wem Du begehrst.
Was soll mein Herz Dir Suchenden erwidern
da ich mit Augen Glanz von Glanze sah, —
Noch haftet Goldstaub an den schweren Lidern, —
noch bist Du mir, daß ich Dich greife, nah.
Den Du mit solcher Werbeglut umfangen,
auf dessen Jagd kein Zaudern galt, noch Ruhn, —
von dem Erlegten kannst Du, Herr, verlangen
das letzte Blut, — und wirst es wahrlich t u n.
Ich aber, nach geheimnisvoller Weidung
und weil ich längst in Deinem Fangnetz bin, —
mit einer großen, glühenden Entscheidung
werf ich Dir meines Herzens Ratschluß hin — — —

(er lächelt)

daß ich Dir endlich jetzt, mein Gott, bekenne, —
wie Dich zu dichten schon mein Blut bewegt, —
wie ich in einem Feuer-Wildbach brenne,
wenn nur Dein Name an mein Ufer schlägt.
Welch Labsal, — nur Dein Gleichnis aufzuführen, —
ach, wie ein Blinder, der von Farben spricht, —
nun laß mich Deiner Wahrheit Großmacht spüren
Du Inhalt, — Inhalt — ob die Form auch bricht....

(Längeres Schweigen. Genesius Gesicht verklärt sich mehr und mehr.)

Mir ist, als ließe jählings aus den Klauen
die Löwin Fleisch den hochgezückten Geist, —
die flügge Taube.... goldnes Gottes-Schauen
erneuert sich, das um mich Trunknen gleißt.
O Ueberschwang der Lust, sich zu verschenken
mit diesem uferlosen: Ich bin Dein....
Tat ich genug Gott, — Deine Ströme lenken
entfesselt in das Meer der Inbrunst ein.
Wo ist das Grab, das mir aus dunklen Schlünden
entgegenklaffte, — Schreck und Widersinn, —
nun spür ich lebend das Lebendge schwinden, —
als wie ein Leichnam, — der ich nicht mehr bin.
Muß ich Dich wohl noch einmal niederringen,
Du zäher Leib, in letztem Widerstehn, —
mein Kämpfer, Gott, — es drängt mich, zu vollbringen, —
o Sieg, o Tod, — o Taufe, — purpurschön...

Digitized by Google

Marcella:

Was iſt es, das er Purpurtaufe nennt? —
ſpricht er von ſeiner Marter, die er wahrhaft
erleiden wird am preisgegebenen Leibe....
und ich, — in meinem Engel-Flitter-Kleid
wie dürft ich wagen ihm mit falſchem Aufputz
zu nahen, da er des Herzens Heimlichkeit
vor Menſchen und vor Göttern nun entblößt?

(Sie ſtreift ſich das Engelsgewand ab.)

Fort mit dem Kleide, — denn ich will mich nahn, —
Will anſchaun und verehren, was da leuchtet, —
ein ſelger Gott — aus dieſem Angeſicht...
Wie nenn' ich Dich, Du Fülle, — überreiche
Erſättigung, — wer koſten will von Dir....
wie heißt Dein Name, lieblicher als Eros, —
O Du viel Größerer, o Du viel Schönſter, —
Geſtillt-Sein, das alles Fleiſch begehrt, —
Du ausgebreitet auf dem Antlitz deſſen,
der mich berief: Marcella, werde Chriſtin.
Iſt er nun worden, was er willig ſchien —
Geneſius-Adrian, Geneſius-Chriſt, —
So laß mich ſein, was liebend ich geſpielt, —
Pſyche, die ihren ſüßen Gott gefunden.
Wie ſollt Dich Pſyche ehren und beſchenken, —
ſie weiß von keinem and'ren Dienſt als Tanz, —
Tanz oder Tod dem heilig-heilgen Gott,
der wie mit Schildes Macht und Schwertes Schärfe
das Fleiſch bedrängt, — und Pſyche an ſich reißt.
Marcella, — werde Pſyche, — Rom, ſei Pſyche, —
Pſyche die Welt, — die Gott zu Füßen ſinkt.

(Während der letzten Zeilen hat ſie mit tanzenden Schritten Geneſius umtaumelt und ſinkt jetzt in die Knie; aus dem Kreiſe der Statiſten und des zuſchauenden römiſchen Volkes werden beiſtimmende Rufe: „Pſyche" laut.)

Maximin:

Herr, wollt ihr dulden dieſen frechen Raub
an dem von euch vergöttlichten Cäſaren...
Es iſt Geneſius, dem ſie opfert, — ihm
verführt ſie Stadt und Volk... Und Maximin?

Diocletian:

Still, ſtill, laß ſie gewähren, — was ich ſehe,
iſt eine auserleſene Komödie.
Das uns Verſiegelte, in dunkle Reiche

Digitized by Google

Beſchloſſ'ne, tritt hervor und wandelt, — wie die Geiſter
oder Götter wandeln, — dennoch — ſichtbar.
Wo bietet ſich mir ſolch ein Schauſpiel dar?!

Geneſius (neigt ſich zu Marcella):

Kind, — ſteh' auf.

Marcella (lächelnd):

Ich kniee nicht vor Dir —
Ich kniee vor dem Gott, den Du verherrlicht...

Geneſius:

(der Gedanke „Gott" entrückt ihn von neuem)
Chriſtus mein Gott, — Du meines Herzens Taumel...

Lentulus (tritt aus dem Chor der Chriſten vor):

Pſyche, Anbeterin Du unter allen,
Sieh, unſ're Seelen erwachen und wallen
Hin zu dem Gott, deſſen Glanz uns erſchien.
Viele Geſchlechter begehren zu ſchauen
Gottes Geſichte, die über uns tauen, —
ſinge o Seele, und lobpreiſe Ihn.

Geneſius:

Mein Lentulus, ich höre Deine Stimme
Sich miſchend in ausbrechend ſel'gen Chor...
und fürchteteſt die Folter noch am Morgen! —

Titus (tritt aus dem Chor der Heiden vor):

Hoch ſtieg des Tages geſegnete Flamme,
Von des Gebirges droh-dunkelndem Kamme
ſchwamm ſie im Licht, das uns fremd überdrang.
Wir, die befleckt ſich durch Läſtern und Schmähen,
durften den Aufgang der Herrlichkeit ſehen, —
wandle Dich, Fluch, in Gebet, in Geſang.

Stimmen aus beiden Chören, Geſang:

Heilig iſt Gott, über Gute und Böſe,
daß er ſie liebe, uns lohne und löſe
ſchwebt ſeiner Sphären ſüß-tönender Chor.
Heilig iſt Gott, auf bereiteten Wegen
kommt er aufhorchender Menſchheit entgegen,
tritt er aus ſeinem Erwählten hervor.

Sergeſtus:

Soll ich allein mich blähen in erborgtem
Gewand, und kaiſerliche Gottheit mimen, —
mir ſelbſt zur Schmach, und anderm zum Gelächter.

Digitized by Google

Zwar weiß ich nicht von jenem Gott, den alle
Zungen einmütig hier bekennen. Eins nur
weiß ich: in ſeiner Gegenwart verlangt
das Sterbliche nach Wahrheit, ich bekenne:
nicht der ich ſcheine bin ich, — Cäſar nicht,
nicht Gott. Dies Prunkgewand, die Kaiſerbinde
ſind einem armen Sklaven umgehängt, —
und einem, den die Würmer freſſen, gab man
die hohen Zeichen der Unſterblichen

(er wirft die kaiſerlichen Gewänder zu Boden).

Maximin:

Mime Sergeſtus, — das iſt Läſterung! ...

Geneſius:

O Cäſar, Läſterung iſt überall,
wo ſich der Menſch vermißt, die Glorie Gottes
herabzureißen auf ſein ſünd'ges Haupt.
Und Läſterung iſt da, wo das Bekenntnis,
das ewige, verſtummt: ich bin ein Menſch! —
Was iſt es, das ich nicht empfangen hätte
aus Gottes licht-verhülltem Schöpfer-Chaos.
O Cäſar, warſt Du ſonſt des Mimen Vorbild,
ſo wiſſe, diesmal iſt Sergeſtus Dir
zum Vorbild worden dunkler Prophetie. —
Die Stunde kommt, da Deine Prunkgewänder
auch Du ablegen mußt, und widerwillig
bekennen: weh, ich bin ein Menſch. Hier iſt
nicht Gott noch Göttliches, hier iſt die nackte,
dem Tod und Grauen preisgegeb'ne Menſchheit.

Maximin:

Schweige ... ſchweige.

Geneſius:

O Cäſar, wirf zu Boden
die fälſchlich von Dir geraubte Göttlichkeit —
.... Ich aber will, um jenem Einzig Einen,
bei dem nicht Wechſel iſt noch ſchamvolle
Enthüllung ... Dir zu opfern, o Schöpfer — Geiſt
und Gott, — will ich zu Boden werfen, was
gedient hat, Dich, den Lebendigen, zu läſtern ...

(er wirft das Rauchbecken Maximin zu Füßen).

Diocletian:

Das geht zu weit, Geneſius, nunmehr wirſt Du
mir, Deinem Kaiſer, Rede ſteh'n und Antwort.

Digitized by Google

Geneſius:

Mein Kaiſer, — Gottes Spieler, — ſieh, mich dünkt,
es ſei Dein Stichwort in dem Spiel gefallen,
das ernteſchwer zu ſeinem Ende drängt....

Diocletian:

Du warſt berauſcht, Geneſius. Deine Sinne
begehrten auf in einer bindenden, geheimen
Zwingkraft, die Dich taumeln machte.
Ich aber denke Dir ein gnäd'ger Kaiſer
zu ſein, ein milder Richter, Mime... zumal
ich nicht, noch immer nicht durchſchaue, ob deine
große Kunſt mir dieſes Schauſtück ſpielt,
ob Du mit allzu frevelkeckem Mut
herausgetreten biſt aus Deinem Kreiſe.

Geneſius:

Mein Gott, mein Gott, das hab ich wohl verdient, —
daß ich mein Herzblut aus den Poren tropfe,
und der es ſchaut, bewundert die Komödie...

Diocletian:

Ich will Dein milder Richter ſein, Geneſius.
Will Deines Mundes ſchwellenden Geſang
erachten für den Rauſch des Komödianten,
der außer ſich — ein vorgetäuſchtes Selbſt —
in jenes And'ren Sphäre ſich verſtieg.
Ernücht're Dich!! — Es geht um Blut und Leben, —
nicht um das täglich neu geſpielte, das ſich
nach heldenhaft vollbrachtem Tod erhebt, —
um das Lebendge, das die Götter leihen...
bis es der Gott der Erde fordern muß.

Geneſius:

Mein Kaiſer, ich geſtehe, Chriſti Werbung
die hochzeitliche, ſüße überdrang
mit ſolcher Allmacht meine Seele, daß die
erſchreckte, jäh entzückte, eilends ſchied
von ihrem Frohnherrn Leib, — und in Bezirken
zu wandeln anfing, die nicht Worte künden...
....
Nun aber will ich mit der Nüchternheit,
die jenem ziemt, der himmliſche Belehrung
und Troſt und Schwungkraft ſo wie ich erfuhr, —
mit Chriſten-Nüchternheit will ich bekennen:
Ich bin ein Chriſt. Gott helfe mir zu leben

Digitized by Google

dies heilige Bekenntnis, — helfe mir
zu sterben: der ich schien, bin ich wahrhaftig, —
ich bin Christ.

Diocletian:

Und bist Du Christ, so wisse denn und zitt're, —
Du bist der Todfeind aller Menschengröße,
des Kaisers Todfeind, dessen heil'ger Thron
unter den Göttern im Olympus wurzelt.
Nur in der Dauer unterscheidet sich
von Göttern der zu seiner Fülle gereifte
Mensch; wie jene kann er rasen in Haß
und Liebe, — rasen kann er in Rache, — in
Vergeudung der trunk'nen Herrlichkeit, die er
im Brunnen seines großen Seins beschließt.
Ausströmend gleicht er sich den Göttern an...
Auch ihr, — auch ihr wollt euch verähnlichen
dem Gotte, dem ihr dient. Welch einem Gott! —
Am Kreuze hängt er, ehrelos verendet...
O dieser Kreuzesstamm! Wohin sich Tages
der freie Menschenblick auch wenden mag, —
zu Nacht legt sich der Mahr auf bange Brust.
O glückliche Geschlechter, die noch walten
entgegen ihrem stolzen Götterkranz,
und wanden sich den frischen, lorbeergrünen,
und schufen sich Augustus, Kaiser-Gott.
Er war der Menschen-Gott — nicht jener Knabe,
der in des Schicksals hohnvollet Verkettung
geboren wurde, da die Menschheit sieghaft
zu ihrem herrlichsten Triumphe schritt...
Du göttlicher Augustus! Konntest Du
nicht dieses Kindes Herr und Meister werden, —
nicht einen Säugling in den Windeln würgen,
daß nicht fortan die Kaiser waten müßten
in Blut, sich eines Knaben zu erwehren...
Nun steht er hindernd auf dem Kaiserweg, —
Wie jener Aper, den ich mordete,
weil er sich neidisch vor die Krone schob.
Wie Aper, will ich Dich, Mißgünst'ger treffen, —
Blutfest auf Blutfest will ich mit Dir feiern,
daß endlich wiederum der freie Weg,
der Kaiserweg, der Menschheit offen liege.....
Im Namen dieser Menschheit schwöre ich:
Ihr soll die Erde als ihr Glück gehören
als ihr Geschenk und Gunst und schwellend Teil,
nicht als ihr dunkel-grauenvoller Dienst

Digitized by Google

von Dir, Du Gott am Kreuze, aufgezwungen! —
..... Du drängſt ſie nicht in Dein verheiß'nes Joch,
das Du mit liſtig lächelnder Gebärde
den Kaiſern wie den Sklaven bieteſt. — Höre....
ich bin der Menſchheit Stimme — höre mich:
ſie dient Dir nicht, — ſie will nicht, will nicht dienen!

(Längere Pauſe. Diocletian wendet ſich an ſeinen Schergen.)

Legt ihn in Ketten, — ihn, in dem der Gott
lebendig iſt, den ich zu töten ſchwur.

(Geneſius wird gefeſſelt.)

Führt ihn hinaus zum Tode durch das Schwert.
Blut war es, das die Götter forderten, —
nicht Aſche.

Marcella:

Geneſius...

Diocletian:

Hier dieſes Mädchen und
die übrigen Berauſchten haltet in
Gewahrſam. Wenn eines and'ren Tages Sonne
ſcheint, will ich die Rauſchentbund'nen richten.

Marcella (nähert ſich Geneſius):

Geneſius, — unſeres Abſchieds Stunde kommt.

Geneſius:

Mein Leib in Ketten, — meine Seele iſt voll
von Gott, ſo überfließend, daß ich wähnte,
Du müßteſt mir hinzugegeben ſein
im Leben oder Tod. Doch darf ich geh'n, —
und unſer ſtillſter Friede heißt Dich bleiben...
So müſſen wir denn ſcheiden, Schweſter — Braut, —
Noch einmal löſt ſich mir von meiner Seele
Einfältigkeit ein letztes Wünſchen ab, —
und ſpaltet ſich in zwiefach durſt'ge Sucht
nach ſanfter Stillung, — die nur Einer ſpendet...
Weh, daß wir ſcheiden müſſen, Schweſter Braut.
Ich bitte Dich, als Gabe Deiner Liebe —
Köſtliche Freiheit gib mir, — nachzufolgen
des Feldherrn Ruf. Du aber nimm von mir
das letzte Rinnſal meiner Tränen, das ich
als eines Dankes nie gebüßte Schuld
Dir, meiner Erdentage Tröſtung, weihe.

Digitized by Google

Diocletian:

Geneſius, es iſt Zeit. Die Götter warten.

Marcella:

Gott wartet. Schreite hin von Licht zu Licht...
Geſegneter. Von Liebe Du zu Freude...

Geneſius:

Von Freude zu Gewalttat, von Gewalttat
vor des dreieinigen Gottes Angeſicht.
(Die himmliſche Stimme unſichtbar in den Lüften.)

Stimme (Geſang):

Benedicit te omnipotens Deus —
pater et filius et ſpiritus ſanctus.
(Geneſius empfängt den himmliſchen Segen mit ſchweigender Beglücktheit. Dann wird er abgeführt.)

Diocletian:

Soll er an dieſes Tages Spiel behalten
das letzte Wort, das über Rom hinzüngelt
wie Lied und Lockung? Den Geſang der Chöre
hab ich beraubt gefunden jener Faſſung,
die ſich dem Träger des Gedankens ziemt...
Jutuma, — Du beſchließe die Komödie.

Jutuma:

Vormals bezeichnetes
ſüß-bitt'res Chriſtenblut
ſteigt auf zu Jovis Zelt
(mit dunkler Drohung)
aber der Strom der Welt
brandet an Blutes Damm,
ſtürzt mit Geröll und Schlamm
in der Geopferten
ſchimmerndes Bett...

Diocletian:

Genug, genug... die Menſchheit will — nicht — dienen.

Ende.

❖

Digitized by Google

Von der Freiheit der Kinder Gottes.

Von Werner E. Thormann (im Felde).*)

Die Frage, wie das Erlebnis des Krieges die Entwicklung der deutschen Literatur beeinflussen werde, ist in den letzten Jahren viel erörtert und in mannigfachem Sinne beantwortet worden. Man schrieb von einer Katastrophe unserer zeitgenössischen Dichtung, die in ihrer ganzen inneren Haltlosigkeit vor dem Sturmwind des Großen niedergebrochen sei. Man versprach sich im anderen Lager von dem Einfluß des Krieges auf unsere Poeten die Erfüllung höchstgespannter Erwartungen. Keine dieser extremen Ansichten hat recht behalten, wie denn überhaupt erst die Zeit nach dem Kriege ein Verarbeiten der Erlebnisse möglich machen kann, die uns jetzt noch allzusehr im rein Stofflichen festhalten und verwirren. Eins aber kann der Literarhistoriker schon heute als ein umfassendes Kriterium unserer Gegenwartsliteratur in ihrem Verhältnis zum Kriege feststellen: angesichts der Dauer und schließlichen Wendung des Krieges blieben unsere Dichter ratlos und verstummten. Solange man den Weltbrand retrospektiv erlebte, in ihm eine Wiederholung der Ereignisse von 1813 und 1870/71, einen deutschen Krieg sah, suchte man ihn dichterisch in den überkommenen Formen patriotischer Lyrik zu meistern. Bezeichnend mag es dem Tieferblickenden scheinen, daß hierin gerade die Dichter den Ton angaben, denen vor dem Kriege engherzige professorale Kritik jeden nationalen Gehalt abgesprochen hatte — ein Gerhart Hauptmann, ein Richard Dehmel. Aehnlich war's 1870/71, als die jüngstdeutschen Revolutionäre von 1848 die begeistertsten Vaterlandsgänge schmiedeten und ähnliches erlebten wir beim Aufflammen des Weltkrieges mit der liberalen und radikalen Bourgeoisie aller Länder. Als der Krieg aber zu dem wurde, als das wir ihn heute sehen, zum „Ultimatum Gottes an die Menschheit", wie Max Scheler sagt, verstummten unsere Zeitsänger. Andere, in denen manche die wirkliche Tiefe unserer Gegenwartsliteratur zu schauen glaubten, wie Alfons Paquet, hatten von vornherein geschwiegen und

*) Verschiedene vergebliche Versuche, mit dem im Felde stehenden Verfasser vor der Veröffentlichung dieser Arbeit in Verbindung zu treten, haben leider ihr Erscheinen fast ein Jahr lang hinausgeschoben. Trotzdem haben wir uns entschlossen, sie in der vor mehr als Jahresfrist gegossenen Form zu bringen, weil wir namentlich in der einleitenden Betrachtung ein ungemein scharfes Bild der geistigen Entwicklung erhalten, die unsere katholische Jugend im Weltkriege durchgemacht hat. Die älteren „Gral"-Leser werden es dabei gern mit in den Kauf nehmen, wenn der Verfasser manchmal persönliche Werturteile ausspricht, die schwerlich auf allgemeine Beistimmung zählen dürfen. (Franz Eichert.)

Digitized by Google

ringen wohl auch heute noch aufs schwerste um einen klaren Standpunkt zu dem Ueberwältigenden. Einzig der wirklichkeitsfrohe Arbeiterdichter Heinrich Lersch fand in einzelnen Gedichten seines Kriegsbuches „Herz, aufglühe dein Blut", in dem auch er meist in der Wiedergabe des Gegenständlichen und des Eindruckserlebnisses steckenbleibt, den Ton, der unser metaphysisches Betrachten des Weltkrieges im Gefühle wiederklingen ließ, fand ihn dann, wenn er seine kühnen Kämpfer unter der Weihe des hl. Kreuzesopfers und des Christuserlebnisses darstellte. Es mußte dem Katholiken vorbehalten sein, dieser Idee dichterischen Ausdruck zu geben und wir grüßen in Heinrich Lersch einen Dichter, den sein Katholizismus mit der Offenbarung des tiefsten Sinnes seiner Erlebnisse begnadet hat. Einem Nichtkatholiken, der freilich schon seit Jahren mit tiefster Inbrunst um die Darstellung des Gottesgedankens in der leidenden Menschheit ringt, müssen wir jedoch das Verdienst zuerkennen, schon vor Ausbruch des Weltkrieges den Sinn und den Weg und die Ueberwindung der nahenden Katastrophe verkündet zu haben: Carl Hauptmann in seiner dramatischen Vision „Krieg, ein Tedeum". Auch hier der alle Diplomatenkunst zu Boden schmetternde urgewaltige Ausbruch der Kriegsfurie, die nationale Begeisterung der ersten Tage, die furchtbaren Greuel und die katastrophale Dauer des Völkermordens, endlich die Ueberwindung des Schreckens und die Erneuerung der Menschheit im Zeichen des Religiösen: Das neugeborene Knäblein in den Armen des Vaters Franziskus als Schlußbild der Dichtung.

Freilich, Carl Hauptmann, dessen ehrliches Streben hier mit der Gabe dichterischer Prophetie gesegnet ward, stand mit seiner Sehnsucht nicht allein, wenn auch die visionäre Klarheit seines Dramas ungewöhnlich und vereinzelt blieb. Ein großer Heerbann begann sich dort bereits zu scharen, wo er sein Fähnlein wehen ließ; die deutsche Literatur der Jahre unmittelbar vor 1914 war zu neuem Idealismus erstarkt und kämpfte um die große kulturelle Synthese. Aber wir alle, die wir diese Entwicklung damals mit frohem Jubel grüßten, begingen einen großen Fehler. Uns blendet Licht von allen Seiten und es dünkte uns keine Mühe, im Geiste Emile Verhaerens und Paul Claudels eine Einheit zu sehen. Auch heute erkenne ich dort noch Gemeinsames, aber mir graut vor den trennenden Tiefen, die wir damals mit luftigem Sprunge zu überwinden meinten. Das glänzende Bild des neuen Deutschland, das wie ein herrliches Phantom vor uns stand, hatte uns verführt, wir glaubten den Aufschwung in Wirtschaft und

Digitized by Google

Technik, die gesteigerte und verfeinerte äußere Lebenshaltung, die kraftvolle politische Regung breiter Volksmassen durchglüht und beseelt mit dem wiedererwachten Streben nach oben, nach Kultur und Metaphysik. Uns schien der Materialismus schon überwunden, als er eben gerade unser Volkstum ins innerste vergiftet hatte, trotzdem ihm in den Hörsälen der Geisteswissenschaften sein Sterbelied gesungen war. Und so dünkte uns lediglich die Tatsache eines neugewonnenen Optimismus, das Streben nach einer Synthese, die Gewähr einer Zukunft in unserem Sinne, auch wenn dieser Optimismus, wie uns ein näheres Zusehen hätte zeigen müssen, nur im Diesseits verankert war.

Wer will uns heute unserer damaligen Zuversicht schelten; dürfen wir doch gewiß das Verdienst in Anspruch nehmen, vielen erst die Augen für die Metaphysik der Renaissance geöffnet zu haben, auch wenn wir im Drange des liebenden Ungestümes die Tore zu weit auftaten und manchen bei uns willkommen hießen, der uns innerlich fremd war und blieb. Geschadet hat es uns nichts, und vielleicht ist doch mancher vom breiten Strome mitgerissen worden in den beglückenden Hafen, der einen wenig betretenen Pfad nicht gefunden hätte.

Wir zwangen in unseren literarischen Betrachtungen die Erzeugnisse von drei im Grunde verschiedenen Weltanschauungskreisen zusammen, die sich zwar in vielen Ideen und Personen eng berühren, in vielem eine gemeinsame Wurzel und einen gemeinsamen Weg haben, nicht aber eins sind im allein Entscheidenden, in der Seele und im endlichen Ziele.

Der gewaltige mitreißende Triumphgesang wirtschaftlicher und technischer Erfolge quoll aus deutschem Dichtermunde empor. Ihm einte sich die Stimme derer, die den Machtstaat verkündeten, die ihren Gott in der Kraftentfaltung des nationalen Lebens sahen. Eine urkräftige, sportgestählte, sachliche, arbeitsame neudeutsche Jugend schien erstanden. Ihr reichten Besitz und Bildung unseres Bürgertums die Hand. Golden glänzte die Oberfläche unseres völkischen Daseins. Deutschland lebte in „Ausdruckskultur". In diese Träume hat der Krieg vielfach ein arges Zerrbild gezeichnet. Falschheit, Egoismus, Feigheit, Wucher und Seelenmord, die Laster einer am Gelde kranken Bourgeoisie kamen zum Vorschein, wo es sich im Außerordentlichen zu bewähren galt.

Eine andere idealistische Strömung ging vom Sozialismus aus, auf breiten Wogen rauschte das Lied von den großen und freien Massen, die das Leben lieben und die schöne Wirklichkeit. In tausendfältigem Preise umrankte man jede Erscheinung der organischen und anorganischen Natur; die stille erhabene Ein-

Digitized by Google

samkeit der Wüste, die Weite des gestirnten Himmels, wie das volkreiche Getümmel der Großstadt mit dem Heere der Arbeit und dem tätigen Fleiß des Landmannes. Aber auch die moderne Demokratie brach im Weltkrieg zusammen, ihre Harmonien stürzten zum Chaos, weil ihrem Riesenbau der Mörtel fehlte, die Religion mit ihren Lehren von dem Tugendleben der christlichen Einzelpersönlichkeit.

Aber auch die dritte, unsere Zukunft entscheidende und wie wir alle hoffen, rettende Richtung hatte schon vor dem Kriege starke und begeisterte Vertreter gefunden. Sie kam von den Kathedern der Philosophie und von den Kanzeln der Kirchen gleichzeitig. Und sie stellte den wahren neuen Idealismus dar, sie rief uns mit lauter Stimme empor zur jenseitigen Verklammerung unseres Seelenlebens. Die alten Ideale, die einst Scholastik und Mystik in der Christenheit verkündet hatten, standen auf neuen Fahnen geschrieben. Hier sammelten sich auch alle gläubigen Christen, die an der modernen Menschheit nicht verzweifelten und nach einer tiefen und neuen Beseelung ihrer alten und unvergänglichen Wahrheiten strebten. Aufs mannigfachste verbanden sich alle diese mächtigen geistigen Bewegungen in Deutschland vor dem Kriege, sie alle hatten einen, allen europäischen Völkern gemeinsamen internationalen Wurzelboden, sie alle aber hatten gerade in Deutschland eine besondere nationale Präge empfangen, die hier von einer alten kulturellen Tradition und Geschichte bestimmt war.

Wir deutschen Katholiken, die gerade in denselben Jahren zu einer verstärkten Hingabe an das nationale Leben des deutschen Volkes kamen, tappten da anfangs arg in Unklarheiten. So scheinen mir auch die harten Kämpfe im eigenen Lager ihre Erklärung zu finden. Manche gingen gewiß in ihrer heißentbrannten Liebe zum neuen Deutschland in die Irre und scheiterten mit den Jüngern der Staatsomnipotenz an denselben Klippen. Und manche erkannten die Gefahr, freilich mehr instinktiv als begrifflich und kamen dadurch in ihrer Sorge um die unberührte Reinheit unseres hl. Glaubens zu einer allzustrengen Abschließung.

Nur wenige haben klar erkannt, wohin alle Entwicklungen trieben. Zu ihnen scheint mir Christoph Flaskamp zu gehören. Zwar war er nicht der einzige, der uns den Weg zum Ideengehalte der deutschen Romantik wieder aufzeigte, das tun und taten katholische Literaten schon seit Jahren und taten sicher auch nicht wenige mit gleich tiefem inneren Verhältnisse zu dieser Epoche des deutschen Geisteslebens; aber Christoph Flaskamp kommt das Verdienst zu, schon in seinem Vortrage über die „Deutsche Romantik" aus dem Jahre 1912 (Verlag

Digitized by Google

J. Schnell, Warendorf i. W.), klar erkannt zu haben, welche Kräfte und Strebungen der Gegenwart für diesen Weg zur Erneuerung des alten, großen, tiefmenschlichen Kulturgedankens der Romantik in Betracht kommen, und gleichzeitig den deutschen Katholiken ihre Zukunftsaufgabe klar und eindeutig im Hinblick auf die Renaissance des Geistigen gewiesen zu haben, da unser viele noch auch in den äußeren Errungenschaften des neuen Deutschland innere Güter sahen, deren Aneignung sie für uns unerläßlich hielten.

Ich verweise hier auf eine Besprechung der von mir im Auftrage des „Sekretariates Sozialer Studentenarbeit" im Jahre 1913 besorgten kleinen Anthologie „Sozialer Gedichte" durch Christoph Flaskamp im „Literarischen Ratgeber für die Katholiken Deutschlands 1913". Flaskamp wendet sich da gegen den Grundgedanken meiner Zusammenstellung, eine Lösung der sozialen Probleme in einem neuen sozialen Kulturbewußtsein zu erwarten und sagt dann ganz scharf: „Die Lösung des eigentlichen Problemes läßt seine Auswahl..... noch nicht gegeben erscheinen, einzelne Gedichte deuten an, daß sie letzterdings nur in erneutem religiösen Bewußtsein möglich sein wird." Uebrigens bin ich überzeugt, daß der Hauptakzent dieser Worte auf dem „noch nicht" liegt. Schließlich hätte die katholische Literaturkritik den Weg, den ihr Flaskamp zeigte, wohl allgemein gefunden, weil eine innere Notwendigkeit uns dahin zwang; der Krieg mit seinen Folgeerscheinungen hat da nur vielleicht die Arbeit von Jahren erspart.

Nun wurde uns klar, daß nicht kulturell verbrämter Nationalismus, nicht idealistisch gesteigerter Sozialismus uns aus unseren seelischen Nöten befreien konnte. Wir stehen wieder auf dem Punkte, auf dem vor 120 Jahren Novalis seine Flugschrift „Die Christenheit und Europa" verfaßte und damit den Freunden der romantischen Tafelrunde den festen Boden einer ewigen Wahrheit und einer uralten Tradition unter die Füße gab, den kein chaotischer Zusammenbruch einer jahrhundertealten geistesgeschichtlichen Entwicklung, den wir heute erleben, mitreißen kann. „Stat crux, dum volvitur orbis". In der Philosophie, der Politik, der Gesellschaftslehre ist mit einem Male als ein Retter in aller Not der romantische Gedanke als die dem deutschen Geiste adäquate Form der christlichen Kultur neu erstanden. Hermann Bahr hat im „Hochland" in einer der fein verarbeiteten Antithesen, in denen der geschulte Essayist Meister ist, unsere neue Erkenntnis auf die schärfste Form gebracht: Weltuntergang — oder „omnia instaurare in Christo". Daß auch da im katholischen Lager die Zeichen der Zeit begriffen sind und ein

Digitized by Google

eifrig Baustreben bereits begonnen hat, belegen die Namen von Max Scheler, Richard Kralik, Ignaz Seipel, Hermann Platz zur Genüge. In Christoph Flaskamp ist den zahlreichen geisteswissenschaftlichen Publikationen dieser Männer der bewußt schaffende Dichter erstmals zur Seite getreten, in einem schmalen Bändchen von Gedichten, dem spätere Literarhistorie vielleicht einmal hohe Bedeutung in der Entwicklung deutscher Dichtung beimessen wird.*)

Christoph Flaskamps dichterische Bedeutung liegt in seinen früheren Versbüchern nur zum kleinen Teile vor uns. Seine Anfänge sind da, wo die meisten modernen Lyriker einsetzten. Seine individualistische Lyrik, freilich schon mit einem wunderbar tiefen und innigen Grundton der Liebe zu Gottes Schöpfung, reiche Verästelung der Stimmung in feinste Nüancen, echt dichterische Gesichte im Erlebnis der Natur. Die persönliche Note klang in einer gewissen Herbheit und innersten Zurückhaltung, die dem jungen Westfalen eigen war, sowie in der außerordentlichen Stärke, in der er sich von der lyrischen Situation ergriffen zeigte. Richard Dehmel, mit dem Christoph Flaskamp in all den Jahren seiner Entwicklung viel zu ringen hatte, hat manchen Versen äußerlich seinen Stempel aufgeprägt. Das Metaphysische erscheint bereits als die Dominante in der Folge von Akkorden betont, äußert sich aber mehr als ein Kämpfen um die ererbten großen Wahrheiten, wird in rein individuell bedingten seelischen Nöten zum Heilsstern. Die große geistige Entwicklungslinie ist damit noch nicht ersichtlich. Sie liegt im Erfassen des romantischen Gedankens und liegt in den Jahren der Entstehung des jetzigen Gedichtbandes. Lange hat Christoph Flaskamp ja geschwiegen, ehe er das neu Gereifte, immer wieder Durchlebte, aus sich herausstellte. Nun wölbt sich der ganze Sternenhimmel des christlichen Heilsgebäudes über seinem Schaffen, an dessen Anfang wir wohl am besten das große Dante-Erlebnis der Gnade stellen:

„Wer hat aus jener Wildnis mich geführt?
Schau ich zurück, mich faßt ein Grauen,
wie ich in Rausch und Dumpfheit umgeirrt;
nicht außer mir war jemals zu erschauen
solch ein Zerrbild der Welt, seit Kains
Tagen, wie mein's.
In jedem Kind gebiert
der Fluch sich anders aus dem Schoß der Frauen.

*) Christoph Flaskamp: Von der Freiheit der Kinder Gottes. Weltliche und geistliche Gedichte. Verlag J. Schnell, Warendorf in Westfalen. Mark 2.—.

Digitized by Google

Wer hat das Labyrinth des Blutes mir entwirrt,
bin ich der alten Macht der Sünde schon entronnen?
Die Welt erscheint vor mir von reinern Sonnen
erhellt. Und tiefen Drang verspürt
das Herz zum Herzen, das die Flamme schürt,
durch das ich Leben aus gebornem Tod gewonnen."
(An Dante. 2)

Der Läuterungsweg, der Gang durchs „Inferno", die Gnadenweihe des Leidens und des Opfers ist hier aufgetan. Die Verse sind typisch für das Erlebnis der „Moderne", die zu Gott kam. Sie könnten als Präludium vor dem Schaffen Augusts Strindbergs stehen, der für uns alle den Jakobskampf um und mit seinem Gotte gekämpft hat, um beim Auftauchen aus dem entsetzlichen „Qualheim" das eminent christliche Bekenntniswort seiner Blaubücher zu sprechen. Freilich, wie schwer wurde Strindberg der Weg und welches Dorngestrüpp rankt noch um die brennende Rose seiner Gottesminne. Ihm fehlte ja der feste Boden, auf dem wir Katholiken in allen seelischen Kämpfen mit beiden Füßen so fest stehen; während er durch eine steinige Wüste seinen Pfad suchen mußte, sind wir die Erben des überströmenden Reichtums, den Brentano in die tiefsten Verse gefaßt hat:

„O Stern und Blume, Geist und Kleid,
Lieb, Leid und Zeit und Ewigkeit."

Uns bleibt eine Tragik erspart, wie sie Strindberg beschieden war, der sich zwar durch sein „Inferno" hindurchkämpfte, aber dann vor der verschlossenen Pforte des Heiligtums stand, zu dem ihm der Schlüssel fehlte. So kann er uns auch nur Vergil sein, der uns zwar durch die Hölle führt und geleitet, aber angesichts der nahenden Verklärung verlassen muß. Beatrice kann uns nur ein großer in sich gefestigter katholischer Idealismus bedeuten, wie ihn die Romantik in Deutschland zuletzt zum Ausdruck brachte.

Das Reich Gottes auf Erden ist unser Vaterland. Würziger Erdgeruch umströmt uns auf jedem Schritte. Was wir in Gottgesegneter Kindheit im Schoße der christlichen Familie in reichen, vollen, unbewußten Zügen in uns tranken, wird in der Stunde der Gnade alles wieder in uns lebendig. Wohl einen jeden von uns verbinden irgendwie geartete persönliche Erinnerungen mit Männern und Zeiten, die zu dem großen Wehen des katholischen Geistes im Kreise der Romantiker in Beziehung standen. Wir sitzen zu Füßen der Ahne, die uns aus dem reichen Schatze des katholischen Volkslebens der Vergangenheit erzählt. Wir wandern durch die Lande, denen der unsichtbare Zauber katholischen Wesens unlöschbar aufgeprägt ist, die Lande am Rhein, Main und Donau. Weihevolle

Digitized by Google

Glocken umtönen uns, ringsum spielt sich ein Volksleben ab, dessen Sitten und Gebräuche durch katholische Grundsätze geheiligt sind. Die Studierstube des alten Pfarrherrn wird uns zum Erlebnis. Heilige Schauer der Kindheit verstehen wir wieder im Hause des Herrn. Der wunderbare Dom der alten Christenheit ragt zu uns hinüber. Der Geist, der ihn schuf, ist uns lebendig auf jeder Seite des Buches der Geschichte. Machtvoll stehen rings um uns die Organisationen, deren Anfänge aus Herz und Hirn der großen katholischen Männer der Vergangenheit kamen. Als leuchtendes Symbol grüßt uns in der Halle des Mainzer Katholikentages 1911 das Bildnis Kettelers. Der politische Geist der Romantik war es, der das Zentrum schuf. Und — o Scham, daß wir uns dessen erst erinnern müssen — reißt uns nicht jeder Blick nach unserm geistigen Mittelpunkt, nach dem Thron Petri im ewigen Rom, in die Knie der Dankbarkeit, daß wir Kinder der hl. Kirche sind; was soll uns in Zeiten, da eine Welt zusammenbricht, trösten, wenn nicht Leos XIII. herrliche Enzykliken, in denen das ganze Programm eines Neuaufbaues der Welt im Geiste des Erlösers liegt, wenn nicht Pius X. eifervolles „omnia instaurare in Christo", seine Belebung des eucharistischen Eifers, aus dessen unerschöpflichen Gnadenborne stündlich Ströme der heiligenden Gnade in alle Welt fließen; wenn nicht die Hirtenstimme des weisen Benedikt, der über allen Völkerstreit als einziger das Banner des wahren Friedens sieghaft hochhält. Spricht nicht auch die tote Natur mit der Stimme der Romantik zu uns, saugen wir nicht ihren Geist mit dem Duft jeder Blume in uns ein, breitet er sich nicht über jedes reiche Frucht tragende Feld, jeden schwellenden Weinberg, reckt er sich nicht vor uns auf im gigantischen Bau der Alpen! Lebt er nicht endlich in alter und neuer Kunst tausendfach! Schuf nicht selbst unsere zerrissene Zeit noch einige ganz katholische Werke!

Es ist von Zeit zu Zeit notwendig, uns dieser Güter zu erinnern, wenn uns angesichts des Jammers der Zeiten allzustark der Trübsinn befällt und wir immer wieder mit Bedauern feststellen müssen, daß die große Aktion des Geistigen und Seelischen unter den deutschen Katholiken noch immer nicht einsetzen will, daß uns noch immer die große Intelligenzschicht fehlt, von der aus eine Befruchtung unseres brachliegenden Volkstums mit einem Gehalte an Ideen und Idealen möglich wäre, unseres Volkstums, das bei uns allein in der Beschäftigung und in den Bedürfnissen der Tagespolitik genährt, ganz die inneren Gründe, die es im katholischen Lager festhalten, vergessen muß und so mit innerem Zwange dem Radikalismus verfällt. (Schluß folgt.)

Digitized by Google

Der Spielmann Gottes.

Von Anna Freiin von Krane.

2.

Orlando war aber in Wahrheit nicht so ruhig, als er sich zeigte. Die erlittene Enttäuschung brannte in ihm. Dazu überwältigte ihn zeitweise ein grausames Gefühl der Scham. Zwar getraute sich niemand in Assisi oder Umgegend ihm offen ins Gesicht zu zeigen, daß die Geschichte seiner verunglückten Werbung überall herumgekommen war und den Leuten sehr komisch dünkte. Es wäre auch dem Spötter übel bekommen, der Orlando etwas derartiges gesagt hätte; aber der Jüngling fühlte doch nur zu genau, wie hinter seinem Rücken gelächelt und gehöhnt wurde und dies Gefühl brachte ihn fast zur Raserei. Er mußte sich in acht nehmen, um nicht manchmal blind loszuschlagen, wenn er unter Menschen war und ein versteckes Lächeln auffing.

Nebenbei war seine Liebe zu Isotta mit nichten erloschen, sondern flammte erst recht auf, nun da er auf immer von ihr getrennt schien. Immer wieder mußte er sich ihr holdes Wesen, ihre liebliche rätselvolle Wunderlichkeit vor Augen stellen und dann fragte er sich, ob sie nicht doch vielleicht im Recht wäre und er irgend einen Fehler oder Mangel an sich habe, den er verbessern müsse. Aber je mehr er sann und sich abgrübelte, er fand nichts, was ihr abstoßend sein könnte und so wurde Orlando von zwiespältigen Gefühlen und Empfindungen hin und her gerissen, wie ein Boot auf stürmischem Meer.

Endlich sah er ein, daß es jetzt besser für ihn wäre, seinen ehmaligen Entschluß auszuführen und nach Palästina zu fahren. Da wäre er mit einem Schlag die heimlichen Spötter los und brauchte nicht vor Leid und Sehnsucht zu vergehen, so nahe und doch so weit von Isotta zu sein. Allein, jedesmal wenn er sich vornahm abzureisen, ja wenn er sogar schon Vorbereitungen getroffen hatte, hielt ihn ein geheimes Band zurück, das er nicht zerschneiden konnte und das ihn fester an die Heimat kettete als Eisenfesseln und hänfene Stricke.

So schleppte er denn sein Dasein weiter und ließ sich nach außen hin nichts anmerken, obwohl die Bläße seines Angesichts und die zunehmende Magerkeit seines Körpers erfahrenen Leuten hätte sagen können, wie es um ihn stand. Einen Freund, dem er sich hätte anvertrauen können, oder dergleichen, hatte Orlando nicht in seiner Nähe. Seine Eltern waren längst gestorben und im Uebermut der Jugend hatte er nur lustige Zech- und Spielgesellen aufgesucht, mit denen er

Digitized by Google

scherzen konnte. Solche aber haben kein Auge für fremde Leiden noch tröstliche Worte für betrübte Seelen.

Das empfand er jetzt bitter, wo er sich im Herzen nach freundlichem Zuspruch sehnte. Aber er war zu stolz, um dies Empfinden sogar vor sich selber einzugestehen. Er lebte nach wie vor in der Welt, ging auf Feste und Turniere, spielte, scherzte und becherte mit den Gesellen und ließ den Stachel des Schmerzes in seiner Seele wühlen, während er verächtlich dazu lächelte. Und wenn er des Nachts sich schlaflos auf seinem Lager wand, dann biß er die Zähne zusammen und schwieg — auch vor sich selber. Konnte er die Qual und den inneren Zwiespalt nicht bändigen, so wollte er sie wenigstens totschweigen!

Dennoch wäre er eines Tages wohl an geheimem Herzeleid gestorben, wenn ihm nicht eine wundersame Erlösung geworden wäre und das geschah also: Es war gerade ein Jahr seit seiner verunglückten Werbung verflossen. Isottas Geburtstag kam wieder. Da konnt' es Orlando zu Hause nicht mehr aushalten, sondern ritt in aller Morgenfrühe fort, um den Tag anderwärts zuzubringen. Er hatte kein bestimmtes Ziel, er wollte nur fort von Assisi, wollte nicht dieselbe Luft atmen mit der Jungfrau, die ihn so tief gekränkt hatte. Vielleicht fand er unterwegs Gesellschaft und Zerstreuung.

Doch, als er draußen im Freien war, überkam ihn mit einem Male eine derartige Schwermut, daß er trübe vor sich hin sann, nicht auf Weg und Steg achtete und sein Rößlein gehen ließ, wohin es wollte, bis es endlich von selber stehen blieb.

Da schrak er aus seinem Hinbrüten auf und fand sich in einer unbekannten Gegend, meilenweit von allen Behausungen der Menschen entfernt. Noch nie hatte er das einsame Tal gesehen, dessen Mulde so still und breit um ihn lag, in großem Bogen von Buchwald gesäumt. Hoch oben darüber schauten die nackten Gipfel von Bergen herein, hier unten war kurzer Rasen, mit einzelnen Felsblöcken dazwischen und ein Wässerlein hüpfte geschwätzig murmelnd vorüber. Es war insofern eine wilde Gegend, als keine Spur von Menschennähe sich zeigte, andererseits aber war sie höchst anmutig anzuschauen durch ihre liebliche Naturbildung und besonders heute, wo ein strahlend blauer Himmel sich darüber wölbte. Frühlingszauber waltete hier und nahm Orlandos Gemüt gefangen.

Der junge Mann atmete plötzlich auf, wie von einer schweren Last befreit und wähnte sich so wohlgeborgen, daß er beschloß, in diesem friedlichen Tal ein wenig zu rasten. Es erwartete ihn doch keiner auf der ganzen weiten Welt, da konnte er bleiben, wo es ihm gefiel. Gegen etwaige räuberische Anfälle war er durch sein gutes Schwert geschützt. Außerdem

Digitized by Google

trug er ein festes Lederwams und einen leichten Eisenhelm, da es bei den unruhigen Zeitläuften übel angebracht gewesen wäre, ohne Schutzwehr auszureiten. Deshalb konnte er es wagen, auf einige Stunden in diesem weltabgeschiedenen Winkel der Ruhe zu pflegen.

Er sprang also aus dem Sattel und führte sein Rößlein zum Wasser, dem es zustrebte. Dort ließ er es trinken, wie viel es mochte, nahm es dann beim Zügel und ging sachte mit ihm etwas weiter hinauf, bis zu einer Stelle, wo der Wald ins Tal hinuntergestiegen war. Dort band er das Pferd an und machte ein paar Schritte zwischen den schlanken Buchenstämmen hindurch, wo ein moosbewachsener niederer Steinblock aus der Erde hervorsah. Auf den setzte er sich, es war gerade als sei es ein naturgewachsener Sessel, und während er seine Glieder dehnte, sprach er für sich: „Hier ist gut sein!"

Es war fast noch kein Schatten im Wald. Kaum lugten die ersten Blattspitzen aus ihren rötlichen Knospenhüllen an den Aesten hervor und woben mit feinen, lichtgrünen Perlpünktchen zarte Gewebe um das Gitter der verschlungenen Zweige. Sie wehrten der Sonne nicht, frei hindurchzuscheinen und das war gut, denn sie war stark und milde zugleich, wärmte ohne zu sengen und tilgte die letzte Winterkälte aus der Erde. Dabei spielte sie höchst lieblich um die glatte Rinde der Buchen, ließ sie grausilbern aufleuchten, küßte die roten Köpflein der Alpenveilchen, die überall aus dem Moos und den dürren Blättern am Grunde hervorlugten und begeisterte die Vöglein oben in den Wipfeln, daß sie sangen und musizierten, als gälte es, alle Melodie ihrer Kehlen in einem einzigen Liede auszuströmen.

„Hier ist gut sein!" wiederholte Orlando und nahm den Helm vom Haupte, damit ihm die weiche Luft die erhitzte Stirn kühle. Dabei dachte er an allerlei Schönes und es fiel ihm ein, daß er so lange kein Lied mehr ersonnen hatte. Der Gegenstand war hier gegeben, er bot sich von selber dar. Diese keusche, unberührte Einsamkeit mit ihrem Frieden und darinnen ein Herz, das sich von tiefem Weh zu heilen trachtete .... wie schön könnte es sein, wenn die Vielgeliebte hier wäre .... beide Liebende ganz allein .... nur ich und du und du und ich, wir Zweie ganz allein in dieser großen heiligen Einsamkeit, ach ....

Als Orlando so weit war, traf ihn der jähe Schmerz so recht mitten ins Herz hinein, daß es ja ganz zwecklos wäre, solch ein Lied zu ersinnen, hatte er doch niemanden, dem er es weihen konnte. Und da erwachte alles Leid, das auf kurze Zeit eingeschlafen war, mit so grimmer Gewalt, daß er daran zu ersticken

Digitized by Google

wähnte. Weil aber der Zauber des stillen Tales zu mächtig waltete, erstand dem Leidenden eine Linderung, so daß seine Qual anstatt wie Höllenfeuer zu brennen und sein Gemüt auszutrocknen, sich in linde Wehmut auflöste. Orlando begann zu weinen. Das hatte er im ganzen verflossenen Jahr nicht getan, aus trotzigem Stolze. Hier aber in der verschwiegenen Einöde konnte er sich endlich einmal frei gehen lassen. Hier sah es ja keiner, um nachher mit boshaften Grinsen zu erzählen: „Orlando, der Abgewiesene, weint um sein sprödes Liebchen!“

Und so ließ er die Tränen rinnen, als wollte er sich die Seele herausschluchzen, unter einem Schmerz, der halb weh und halb wohl tat....

Plötzlich raschelte es im Buschwerk hinter ihm. Von rückwärts legte sich eine Hand auf seine Schulter. Eine Stimme drang an sein Ohr von so lindem Klange, wie er ihn noch nie vernommen und die Stimme fragte: „Warum weinst du? Was betrübt dich so, mein Freund?“

Orlando erschrak, aber nicht aus Angst, sondern mit jenem Freudebeben, das man empfindet, wenn man sich einsam fühlte und plötzlich jemand Liebes nahe ist. Er ließ die Hände vom Angesicht sinken und blickte um sich, um zu wissen, wer denn so heimlich zu ihm gekommen war und sich seiner Not erbarmte. Da sah er einen kleinen unscheinbaren Mann, angetan mit einer strickumgürteten grauen Kutte, der mit nackten Füßen auf dem braunen Waldboden neben ihm stand.

Die Augen dieses Mannes aber waren wie die Augen des Allerdemütigsten und des Allerhöchsten zugleich. Und da wußte Orlando, wer der Mann war....

Noch gestern hätte er über ihn die Achseln gezuckt. Heute früh vielleicht noch wäre er gleichgültig an ihm vorbei gegangen. Jetzt aber war es anders mit ihm geworden, seit die Weihe der Tränen sein trotziges Herz besänftigt hatte.

„Bist du Bruder Franz, Pier Bernadones Sohn, den sie den kleinen Armen Gottes nennen?“ fragte er leise und scheu.

Die wundersamen Augen leuchteten. „Der bin ich, und nun erkenne ich dich, Orlando aus dem Hause Scifi. Hab' ich dich doch manchesmal, als du noch klein warst, auf mein Pferd gehoben, damit du Reiter spielen könntest.“

„Das tatst du,“ nickte Orlando, der allmählich zutraulich wurde. „Du warst damals ein stattlicher Herr und ein feiner Liedersänger.“ Er stockte, Bruder Franz aber bemerkte:

„Damals war ich ein eitler Fant, ein Diener der Welt und aller Torheiten, die zum Abgrunde führen. Jetzt aber diene ich dem einzigen Herrn, dem es sich zu dienen lohnt.“

Digitized by Google

Er schob bei diesen Worten eine Last, die er trug, von der einen Schulter zur andern und Orlando gewahrte dadurch, daß es ein grober geflickter Bettelsack war, den der kleine Arme Gottes umhängen hatte.

„Du hast dir jetzt die Armut zur Braut erwählt," sagte er. Diese Wahl kam ihm nicht mehr so fremdartig und sonderbar vor, seitdem er in Franzens Augen schaute. Dennoch wußte er nicht recht, was sprechen und wiederholte nur seine Worte: „Du hast dir die Armut zur Braut erwählt."

In den Augen des Heiligen aber ging ein noch schöneres Glänzen auf, als er antwortete: „Ja, ich habe mich der Frau Armut verlobt und wahrlich ist sie eine Herzensdame, die ihren getreuen Ritter mit den süßesten Gnaden belohnt."

„Dann bist du besser daran als ich!" seufzte der Jüngling in der überquellenden Bitterkeit seines Herzens und Bruder Franz lächelte ein wenig schelmisch zu diesem Geständnis, das Orlando unversehens entschlüpft war.

„So, so, du hast mithin eine grausame Herzensdame, mein Ritter?" fragte er und fügte gütig hinzu: „Betrübt dich das wirklich so sehr?"

„Ueber die Maßen! Also, daß ich sterben möchte!" kam die Antwort, die ein Kopfschütteln hervorrief.

„Wünsche dir nicht den Tod, solange dir Gott die Gnade des Lebens schenkt, damit du dich würdig für die Ewigkeit vorbereiten kannst. Du bist noch jung, mein Sohn, und alles an dir sagt mir, daß du ein wackerer Mann werden wirst. Gottes Güte hat dich mit allen Gaben und Gnaden beschenkt, die du dir nur wünschen kannst. Warum willst du diese Geschenke mißachten um eines launischen Weibes willen?"

Orlando schwieg betreten. Dann aber kam ihm sein Leid wieder in den Sinn und es entfuhr ihm: „Was hilft mir das alles, wenn Isotta es nicht schätzt? Ohne sie aber dünkt mir das Leben nichts!"

Wäre Franz nun ein Bußprediger vom gewöhnlichen Schlag gewesen, so hätte er jetzt streng losgedonnert und den Jüngling durch seine Schärfe sich entfremdet. Aber der kleine Arme Gottes war ein zu feiner Herzenskenner, um etwas ähnliches zu tun. Er sagte nur ganz mild und teilnehmend:

„Dein Weh scheint groß zu sein. Ich kann aber nicht beurteilen, ob es zu heilen ist, ehe du mir Genaueres darüber erzählt hast. Doch weiß ich nicht, ob du dazu willens bist."

Das letzte war fein höflich gesagt und Orlando empfand diese linde Art sehr wohltätig.

„Gewiß will ich dir von allem berichten, was mich drückt," antwortete er. „Es dünkt mich eine Erlösung, einmal mein

Digitized by Google

übervolles Herz ausschütten zu dürfen, nachdem ich es so lange verschließen mußte. Wem sollte ich meine Not klagen?"

„Du tatest recht, vorsichtig zu sein. Nicht allen Menschen ist zu trauen."

„Ich habe keinen wahren Freund, alle wollen sie von mir nur das Gute, das ich ihnen von meinem Reichtum spenden kann. Sie wollen bei mir tafeln und trinken und scherzen, aber mit mir fühlen und mit mir weinen, das wollen sie nicht."

„So ist der Menschen Weise, mein armer Sohn. Suche dir den wahren Freund, den, der für dich gekreuzigt ward! Der wird dich verstehen."

„Wohl.... ich weiß! Aber den Herrn Christus sehe ich nicht, noch höre ich seine Stimme. Du aber, der du ihn geschaut hast...."

Orlando brach ab, denn Bruder Franz machte eine abwehrende Gebärde. Seine Demut ertrug solche Anspielungen nicht. Darum ging er rasch auf etwas anderes über und sagte: „Es freut mich, daß du mir vertraust, doch ehe wir von so ernsten Dingen reden, bitte ich dich, mein Gast zu sein. Die Stunde des Mittagsmahles ist da und du hast gewiß keinerlei Labung bei dir."

Das war eine merkwürdige Aufforderung, allein Orlando war so von dem Banne des wundersamen Abenteuers, das ihm zugestoßen war, befangen, daß er gar nicht überlegte, woher Franz das Mittagsmahl nehmen solle, sondern mit einer Verneigung erwiderte: „Wenn du mich für würdig hältst, an deinem Tisch zu sitzen, so will ich gerne dein Mahl mit dir teilen."

Die klaren Augen blickten ihn liebevoll an. „Sei mir willkommen, mein Gast! Ich bitte dich, mir einige Schritte weiter nach unserm Speisegemach zu folgen. Nimm auch dein Rößlein mit, es hat Hunger und hier wachsen die Kräuter nicht, die ihm munden."

Es war, als hätte das Tier nur auf diese Worte gewartet, denn nun wieherte es ganz freudig. Bruder Franz aber sagte: „Siehst du, daß ich recht hatte? Ja, mein gutes Tierlein, es wird für dich gesorgt und auch für euch, meine gefiederten Brüder und Schwestern dort oben!"

Er blickte bei diesen Worten zur Höhe und Orlando, der seinem Blick folgte, gewahrte, daß überall in den Zweigen der umliegenden Bäume die Vögel des Waldes sich versammelt hatten. Sie saßen still und artig da, wie eine aufmerksame Gemeinde in der Kirche, und äugten mit schiefgelegten Köpflein nach ihrem heiligen Freund herunter, seines Winkes gewärtig. Als er ihnen nun mit der Hand einen Gruß zuwarf, fingen sie an, mächtig zu zwitschern, um dann auf einen weiteren

Digitized by Google

Wink neben den beiden Männern herzuflattern, als diese fortgingen.

Orlando bemerkte das wohl und nun sah er, daß die Mär auf Wahrheit beruhte, die man sich von Bruder Franz erzählte, nämlich, daß er eine geheimnisvolle Macht über die Tiere ausübte. Das bewies auch sein Pferd. Als er es losgebunden hatte, strebte es mit aller Gewalt nach dem demütigen Bettler hin, trotzdem es sonst ein sehr scheues Tier war, nur seinem Herrn gewogen.

„Wahrlich, die unvernünftigen Geschöpfe gehorchen dir, als verstündest du ihre Sprache!" konnte er sich nicht enthalten, dem Wundermanne zuzurufen. Dieser aber begnügte sich mit einem leisen Kopfwiegen als Antwort und da wagte Orlando nichts weiter zu sagen, sondern ging schweigend neben ihm her und führte das Pferd am Zügel. Sie schritten das Tal hinauf. Dort, wo es sich erweiterte, hatte das Wässerlein Platz gefunden sich in einem kleinen Becken zu sammeln, um dessen Rand die Wiese mit fettem Gras und würzigen Kräutern prangte.

Orlandos Roß schnoberte in die Luft hinein und wieherte abermals.

„Es merkt die gedeckte Tafel!" sprach Bruder Franz, hielt aber zu gleicher Zeit seinen Begleiter am Arme fest. „Halt! Tritt nicht darauf!"

Orlando blieb gehorsam stehen. Er dachte, daß es sich um irgend ein hilfloses Tier, womöglich einen Käfer oder ein Würmlein handelte, denn er wußte, daß Franz es nicht litt, daß man solche zertrat. Allein er fand nichts Lebendiges zu seinen Füßen, nur einen seltsam gestalteten Ast, den sein Gefährte sorglich aufhob.

„Siehst du denn nicht...?" fragte er dabei und hielt ihm das Naturgebilde hin, an dem zwei Seitenästlein rechts und links dergestalt herausgewachsen waren, daß es den Schein eines Kreuzes hatte. „Das Zeichen unserer Erlösung!" flüsterte Franz und küßte den Zweig. Dann steckte er ihn mitten in einen weißblühenden Dornbusch hinein, daß er dastand wie in einem geschmückten Heiligenhäuslein und neigte sich vor dem wildgewachsenen Kreuz in stillem Gebet. Als er Amen sagte, antwortete ihm eine Nachtigall aus dem Dickicht und sang ihr langgezogenes: „Ziu... ziu... ziu.. ziküth!"

Der Heilige aber lobte den frommen Vogel. „Wohl Schwester Nachtigall! Preise den Höchsten, so gut du es vermagst!" und wendete sich an Orlando, der ehrfürchtig dabei stand. „Ich danke dir, du guter Jüngling, daß du so aufmerksam bist. Wahrlich soll dir noch viel Trost und Freude im

Digitized by Google

Leben werden, wenn du der Hand Gottes folgst, wie du jetzt auf mich, seinen geringen Knecht achtest."

Damit gingen die Beiden weiter und kamen am Ende des kleinen Wasserbeckens zu einem platten Felsblock, der sich da aus dem Grase erhob.

„Hier ist unser Tisch, hier wollen wir tafeln!" sprach Bruder Franz, nahm seinen Bettelsack von der Schulter und legte ihn auf den Felsen. Orlando sah sich um, wo er sein Pferd anbinden könnte, doch wehrte ihm sein Gastgeber. „Nimm ihm die Zügel aus dem Maul und laß es frei grasen, es läuft nicht fort!"

Der junge Mann war so gänzlich im Bann des Heiligen, daß er blindlings gehorchte. Franz aber strich dem edlen Tier sachte über die glatte Stirn und klopfte ihm auf den gebogenen Hals. „Du wackeres Rößlein mußt unser Vertrauen lohnen und fein artig sein, wie es dir geheißen wird."

Und siehe, das Pferd lief nicht davon, noch scheute es, sondern es blieb in der Nähe der Beiden und weidete still gehorsam wie ein Lamm. Nur manchmal schaute es nach Franz hin, als wolle es sich vergewissern, daß es noch da war.

Der hatte mittlerweile eifrig ausgepackt und den Tisch bestellt. Da kamen allerlei wunderliche Bissen aus seinem Sack heraus, wie man sie eben einem Bettler schenkt. Stücke Brot von allen Größen und Arten, ein paar Zwiebeln, ein Nänftchen trocknen Käse, zwei hartgesottene Eier, eine handvoll getrocknete Feigen und einige Rettige. Diese bunten Brocken ordnete der Gastgeber sorglich in zwei Teile, von denen er den größeren und besseren Orlando hinschob. Mit seinem sonnigsten Lächeln sprach er dann:

„Komm, lieber Bruder und iß von dem, was gute Menschen uns um Gotteswillen geschenkt haben. Wir speisen an einer Tafel, die unser Schöpfer uns bereitet hat, im blühenden Prunksaal seiner Güte, unter Vogelmusik. Und ein kristallklares Getränke ist auch zur Hand, uns zu erfrischen. Was können wir mehr begehren, oder welcher Fürst hat es besser?"

Bei diesen Worten schöpfte er mit dem hölzernen Becher, den er seinem Sack entnommen hatte, frisches Wasser aus dem Flutbecken und reichte es seinem Gast.

Und Orlando nahm, dankte, sprach das Tischgebet und setzte sich mit Franz zur Bettlermahlzeit hin. Er war fügsam wie ein Kind und fröhlich wie ein Kind. Alle Gedanken an auserlesene Gastmähler waren entschwunden, die ganze bunte Welt da draußen versunken vor der einen Wirklichkeit dieses kleinen Armen Gottes, der seiner Herzensdame Frau Armut so treu diente und von ihr so hoch begnadigt wurde.

Digitized by Google

Noch nie hatte dem verwöhnten Jüngling ein Mahl so gut geschmeckt wie dieses. Er aß alles auf, was ihm hingesetzt war, doch unterließ er nicht, dem Beispiel seines Gastgebers zu folgen und gleich ihm den Vögeln Brosamen hinzustreuen, die überall in den Gebüschen auf ihr Teil warteten. Auch seinem Rößlein gab er ein Stück Brot aus der flachen Hand, als es behutsam und artig herbeigetrabt kam und sein weiches Maul an seiner Schulter rieb.

Bruder Franz nickte wohlgefällig dazu. „Ich sehe schon, daß ich recht hatte, als ich dich einen wackern Jüngling nannte. Es wäre schade um dich, wenn du in deinem Schmerz verharren wolltest, anstatt in Freuden und Frieden Gott zu dienen, wie es sich gehört."

Diese Worte trafen auf eine Saite in Orlandos Innerm, die trübe klang. Er senkte den Kopf und seufzte. Franz aber betete erst eine Danksagung, packte nachher alles Uebergebliebene in den Sack zurück — er selbst hatte nur ein Stücklein Brot gegessen — und rückte dann dem Betrübten näher. Er legte ihm sanft die Hand auf den Arm. „Nun erleichtere dein Herz, mein Sohn, und künde mir deinen Kummer."

Da erzählte ihm Orlando alles, wie es mit Isotta ergangen war. Wie er sie geliebt und umworben, wie sie ihn genarrt und abgewiesen hatte und wie er sie doch nicht vergessen könne. „Denn es frißt mir am Herzen und läßt mir bei Tag und Nacht keine Ruhe! Was ist's, das Isotta von mir abstößt, wenn sie mir doch selber gesteht, daß ich ihr lieb bin?"

Der Heilige gab zuerst keine Antwort, sondern blickte sinnend vor sich nieder. Es waren ihm in diesen Tagen Gedanken gekommen, wie auch Weltleute nach den Geboten und Regeln eines Ordens leben könnten, ohne ihre Geschäfte und Berufe aufzugeben und hier schien ihm jemand zu sein, der dazu bestimmt sein könnte. Andererseits aber war es nicht seine Art, sich um weltliche Dinge oder gar um Liebessachen zu kümmern. Da mußte er nachdenken und mit sich selber beraten.

In den Bericht hatte er nur hie und da Fragen eingeworfen, die sich aber auf Orlandos Leben und Treiben bezogen und sich kaum mit dem Mädchen beschäftigten. Was auch nicht groß nötig war, denn der Verliebte schilderte den Gegenstand seiner Zuneigung, nach der Weise solcher Leutchen aufs Genaueste und Ausführlichste, damit sein Zuhörer ja einen Begriff von Isottas Wesen habe.

Orlando war darum erstaunt, als Bruder Franz nach einem längeren Stillschweigen eine Frage an ihn richtete, die nicht im Zusammenhang mit seiner Erzählung zu sein schien.

Digitized by Google

„Hast du bisher wirklich nur deinem Vergnügen und deinen Launen gelebt und nichts getan?“

„Getan, getan ... wie meinst du das, Bruder Franz?“

„Nun, deine Vernunft sagt dir doch wohl, daß wir nicht um eitler und nichtiger Dinge willen auf Erden sind, sondern um den Willen Gottes zu erfüllen und der ist, daß jeder Mensch arbeite.“

„Ich bin kein Taglöhner, der um sein Brot frontl“ brauste Orlando auf.

Sein Freund aber sprach begütigend: „So habe ich es nicht gemeint, du wildes Edelreis! Ich wollte nur fragen, wo die Früchte sind, die du in deines Lebens Garten ziehen sollst. Gerade, weil du vom besten Stamme bist, müßten sie um so köstlicher sein.“

Bei dieser milden Zurechtweisung rötete sich des Jünglings Stirn vor Scham und er stammelte: „Vergib meine Heftigkeit.“

Da machte der Heilige jene ganz feine, ganz zarte, ganz vornehm höfliche Handgebärde, die ihm eigen war und sagte: „Ich habe dir nichts zu verzeihen, ich bin nur der geringste Knecht Gottes, dem du keine Verantwortung schuldest. Aber der, dem es zukommt, Rechenschaft zu fordern, der hat deine Rede vernommen und ihn mußt du um Verzeihung bitten, daß dein Seelengarten leer von Früchten steht. Und ihn mußt du anflehen, das Erdreich darin fruchtbar zu machen.“

Beinah kamen Orlando die Tränen wieder, die er vorhin so reichlich vergossen, als sein neuer Freund mit einem Male so eindringlich mit ihm redete.

„Warum sagst du mir so strenge Worte?“ fragte er in wehmütigem Ton.

„Weil ich glaube, daß dein Mißerfolg bei dem Mädchen mit deiner Nachlässigkeit in bezug auf gute Taten zusammenhängt,“ kam die unerwartete Antwort. Dies verblüffte ihn so, daß er nichts anderes konnte, als mit großen Augen auf den Sprecher starren.

Der aber fuhr seelenruhig fort: „Mir ist nun klar, was mir zu Anfang dunkel schien. Nun weiß ich, was es mit Isotta ist, deren Art und Weise du mir so genau geschildert hast. Ich glaube, daß du in deiner Zuneigung zu ihr vom rechten Geist geleitet wurdest und eine gute Brautwahl getroffen hast. Sie ist würdig eines wackeren Mannes Gemahl und Gehilfin zu werden. Aber, Orlando, merke dir das, eine solche Jungfrau steht in ihrer Herzenseinfalt hoch über allen Weltweisen! Gerade weil Isotta dir gewogen ist, verlangt der innere Trieb ihrer Seele sehr viel an Großem von dir. Ihr selber unbe-

Digitized by Google

wußt leitet sie der Geist Gottes, der dich zum Höchsten ziehen will. Sie weiß es nicht, darum hatte sie recht, als sie dir ihre Unwissenheit klagte, Gott erhält sie darin, um ihre Demut nicht zu zerstören. Aber sie ahnt, daß du zu vielem Guten berufen bist und sie liebt dich darum. Doch wenn sie sich nach den Früchten an deinem Lebensbaume umschaut, findet sie keine und das stößt sie ab. Daher ihr Benehmen, das dir so rätselhaft und wunderlich erscheint."

Der junge Mann konnte sich noch immer nicht vom Staunen erholen. „Habe ich nicht die ersten Preise auf allen Kampfspielen errungen und Isottas Farben dabei getragen?" stammelte er endlich.

Franz wiegte das Haupt hin und her. Ein schönes Spiel, mein Sohn, ein ritterliches Spiel — aber nur ein Spiel."

„Kann ich dafür, daß jetzt kein Krieg ist, wo ich mich im Ernst mit den Waffen auszeichnen könnte?" entschuldigte sich Orlando.

„Gibt es keine Mannestaten, außer Krieg und Blutvergießen?" fragte Franz dagegen.

Der Jüngling begann zu begreifen, was er meinte. „Ich habe mich immer bemüht, ein sittsames Leben zu führen," sprach er nachdenklich, wie auf eine Gewissenserforschung bedacht. „Wenn ich auch übermütig und toll und ausgelassen war und manches getan habe, was ich nicht sollte, habe ich doch nie gröblich gefehlt wie viele andere. Ich bin auch des Sonntags stets zur Kirche gegangen und ich habe zu Ostern die Sakramente empfangen. Auch war ich nie hart gegen Arme oder bös mit meinem Gesinde. Du kannst dich in Assisi darum erkundigen!"

Die milden Augen des Heiligen blickten auf den Sprecher, wie unser Heiland seinerzeit den reichen Jüngling anschaute, der ihm nachfolgen wollte. Franz aber hielt es noch nicht an der Zeit, sein letztes Wort zu sprechen, darum wich er abermals vom Gang des Gespräches ab und fragte:

„Und womit hast du sonst getrachtet, Isotta zu gefallen?

„Ich dichtete Lieder zu selbsterfundenen Weisen und ließ sie ihr von meinen Musikern vorsingen," murmelte Orlando unsicher, da er nicht wußte, worauf Franz abzielte. Der aber sagte:

„Du ließest sie ihr vorsingen? Warum sangst du sie nicht selber? Kannst du nicht singen?"

„O ja ... wohl! Aber, es ziemt sich nicht, so etwas selber zu tun."

„Es ziemt sich nicht, etwas selber zu tun, was sich die hochgeborenen Troubadure zur Ehre anrechnen?! Ei, ei, Orlando!

Digitized by Google

Sage lieber, daß du zu stolz warst, die kleine Müheleistung Isotta zu Liebe selbst zu übernehmen, vielleicht gar zu träge dafür!" bemerkte Franz, und der Jüngling fühlte sich getroffen. Er konnte nicht nein sagen, so gern er auch gewollt hätte und da senkte er beschämt sein Haupt und verstummte.

Franz schwieg auch, er wollte die Arznei wirken lassen, die er dem Seelenkranken gegeben hatte. Er faltete die Hände und sein Geist flog zu Gottes Thron empor und flehte für Orlando.

Dieser aber sah nun plötzlich auf sein Dasein zurück und empfand zum ersten Male, daß er bisher ein müßiges Drohnenleben geführt hatte. Tausend Kleinigkeiten, die er nie beachtet, standen jetzt vor seinem Geiste auf und vereinigten sich zu einem Ganzen, das ihn anklagte. Was hatte er mit seinem Reichtum bisher gemacht? Was mit den Kräften und Fähigkeiten seines Leibes und seiner Seele? Und vor allem, was hatte er mit seiner Zeit angefangen, mit jenem kostbaren unersetzlichen Gut, das unaufhaltsam verrinnt und vorübergleitet, in jeder Stunde die Gelegenheit zum Guten mit sich tragend, bis das Ende da ist und die bebende Seele vor der Abrechnung steht? Wie würde es dann von Orlando heißen? Könnte der Herr zu ihm sprechen: Du guter und getreuer Knecht? Wahrlich nicht!

Den jungen Mann überlief es mit eisigem Schauer, als er soweit in Gedanken war. Die Worte des kleinen Armen Gottes hatten ihn tief getroffen, mehr aber noch die stumme Sprache seines Auges, seiner zerschlissenen Bettlerkutte. Alles, was er von Franz gehört hatte, fiel ihm wieder ein und dabei bedachte er, daß dieser demütige Bruder noch vor wenig Jahren ein reicher, ritterlicher Jüngling gewesen war wie er selber.... All dies fiel in ein Herz, dessen harte Rinde durch das Erlebte aufgelockert war, daß der edle Samen ein gutes Erdreich fand.

„Vater, was soll ich tun, um Isottas würdig zu sein?" fragte er plötzlich. Er sagte nun nicht mehr Bruder zu seinem wunderbaren Gastfreund, sondern Vater, wie es ihm die Ehrerbietung eingab.

Der Heilige bemerkte das wohl und lächelte sanft, gab aber keine Antwort; sondern blieb ruhig sitzen, das Kinn in die hohle Hand des Armes geschmiegt, dessen Ellenbogen auf seinem Knie ruhte. Es war klar, er sann über etwas nach und Orlando getraute sich nicht, ihn nochmals anzureden, sondern wartete still, bis es ihm genehm sein würde, das Schweigen zu brechen.

Mittlerweile war die Sonne schon beträchtlich am Himmel gesunken. Das Friedenstal lag im Schatten, nur oben glänz-

Digitized by Google

ten die umgebenden Höhen in goldenem Schein. Es wäre eigentlich an der Zeit gewesen, aufzubrechen und in die Nähe der Menschen zu gehen, um ein Nachtobdach zu finden, aber die Beiden dachten nicht daran. Sie saßen unbeweglich beieinander, jeder in seine Gedanken vertieft und nichts unterbrach die Stille der Einöde als das Murmeln und gurgelnde Plätschern des Wassers, das aus dem Sammelbecken wegsprang und über felsiges Gestein zu Tal rieselte. Hie und da tönte auch der wohllautende Lockruf eines Vogels, der zu Neste flog. Vorher jedoch strich er mit weicher, lautloser Schwinge am heiligen Franz vorbei, des Segens gewärtigt, den dessen gütige Hand, beinah unwillkürlich, den gefiederten Brüdern und Schwestern spendete.

Orlandos Rößlein hatte sich längst satt geweidet. Es begehrt aber keine Veränderung, sondern stand geruhig in der Nähe und regte nur zuweilen die Ohren oder den Schwanz in behaglich zufriedener Weise.

Die Luft wurde kühl, von den Bergen kam ein herber Zug herunter. Orlando achtete dessen wenig, da er kerngesund und unverzärtelt war. Franz kümmerte sich erst recht nicht darum, obwohl er aufsah, als ihn das frische Wehen traf. Er tat aber nun den Mund auf und sagte:

„Unsere Schwester Sonne will zur Ruhe gehen, die Vögel grüßen sie mit einem letzten Lied. Ahmen wir ihnen nach und bringen wir ihr ein Ständchen. Du kannst wohl deine selbsterfundenen Weisen auswendig? Sing mir eine davon, Orlando!“

Der junge Mann erschrak ein wenig bei dieser unerwarteten Aufforderung. Er wußte, daß Franz ein Dichter war und seine eigenen Machwerke dünkten ihm in diesem Augenblick sehr schwach! Allein er überwand im Gehorsam seine Scheu und antwortete:

„Gerne, mein Vater, erfülle ich deinen Wunsch, nur fehlt mir eine Mandoline oder Viole zur Begleitung. Da wird mein Gesang gar dünn lauten.“

„Das tut nichts,“ meinte Franz, bückte sich und hob ein dickes Aststück vom Boden, das er nach Art einer Geige unters Kinn nahm, während er mit einem schlanken Zweige darüber strich.

„Singe nur!“ sagte er. „Ich begleite dich auf solche Art, wir hören die Musik schon mit der Seele.“

Orlando hatte bereits vernommen, daß der Spielmann Gottes, wie sich Franz gerne nannte, oftmalen solche Geistermusik zu seinem innern Ergötzen zu machen pflegte. Deshalb wunderte er sich nicht, sondern antwortete, als gehöre sich alles so:

Digitized by Google

„Wenn du Nachsicht mit meinem schwachen Können haben willst, singe ich dir jetzt mein Veilchenlied vor. Es gilt für mein Bestes. Damit du weißt .... es klingt so!“ Und er begann mit halber Stimme die Melodie anzulauten, damit Franz ihren Gang und das Zeitmaß kennen möge.

Es war eine liebliche Weise und sein Zuhörer nickte beifällig, als er ihr folgend, im Takt über sein Stegreifinstrument strich und leise die Unterstimme mitsummte. Orlando aber wollte es bedünken, als habe ihm noch nie jemand so schön beigestanden. Er kam dadurch ganz in sein Fahrwasser hinein, vergaß alle Scheu und sang nun im Ernst mit wohlklingender Stimme:

„Ich sah dich, Holde, mit dem blauen Veilchenkranze,
Gelagert unter voll erblühten Mandelbäumen,
Die ihr Gezweig im Winde regten, wie zum Tanze.

Sie übergossen dich mit ihren Blütenschäumen,
Du aber ahntest nichts von diesem Schönheitsglanze
Und hieltst den Blick gesenkt, in züchtig stillen Träumen.

Der Blume gleich, die du zum Schmucke dir erkoren,
Erschienst du meiner Sehnsucht heißentfachtem Bangen,
Als schönstes Veilchen, das der Frühling uns geboren —
O Herrin, sei mir hold! Erhöre mein Verlangen!“

Der Sänger schwieg, das Lied war am Ende und, als hätte sie nur darauf gewartet, verschwand die Sonne von den Höhen und ihr Licht versank jenseits dieser Schranken. Ein bläulicher Duft erfüllte das Tal, der Himmel darüber nahm eine grünlichmatte dämmernde Färbung an, in der nur hie und da ein Sternlein, ganz leise und verschämt, wie ein feines Goldpünktchen aufzublitzen begann. Es war jene zauberhafte Stunde mittewegs zwischen Nacht und Tag, wo Licht und Dunkelheit sich begrüßen, eh ein jedes sein gesondertes Reich wieder einnimmt.

Die Nachtigallen in den Büschen waren von des Jünglings Gesang angefeuert worden und erhoben nun ihre Stimmen. Bald da, bald dort, bald nah, bald fern ergossen sie ihre Lieder mit schmetternder Inbrunst im Wettgesang, daß die ganze Gegend mit Wohllaut erfüllt war. Und siehe! Franz, der eine kleine entschuldigende Gebärde gegen Orlando gemacht hatte, spielte weiter auf seinem ureinfachen Instrument und begleitete den Gesang der Vögel, wie er den Gesang des Menschen begleitet hatte, wobei er sich innerlich sehr zu freuen schien.

Es war eben seine Art, gegen alle Geschöpfe Gottes höflich und artig zu sein.

Digitized by Google

Als die Nachtigallen endlich schwiegen, wandte sich Franz zu Orlando und sprach: „Verzeih mir, lieber Sohn, daß ich dir nicht gleich über dein Lied Bescheid gesagt habe. Aber unsere Schwestern lobten Gott in ihrer Weise und da geziemte es mir, ihnen beizustehen, denn sie sind unschuldig, erfüllen in Einfalt die Gesetze ihres Schöpfers und sind ihm darum wohlgefällig."

„Du hast recht!" antwortete Orlando. „Ich habe so manches verstehen gelernt, seit ich bei dir bin, also auch dies. Nun aber bitte ich dich, auf mich zu achten. Lehre mich weiter, sage mir mehr. Vor allem lehre mich, was ich tun soll, um Gott zu gefallen und seiner Gnade würdig zu sein."

Er konnte nicht viel mehr sehen bei der rasch zunehmenden Dämmerung. Das Antlitz seines heiligen Freundes stand nur ganz leis und matt angedeutet im Schatten vor ihm. Aber die Augen darin waren von keiner Dämmerung auszulöschen. Sie leuchteten in einem Feuer, das nicht von dieser Welt war, während ihm Franz in den Worten des Heilandes entgegnete:

„Das hat dir nicht Fleisch und Blut eingegeben, Orlando Scifi, sondern der Vater im Himmel! Wohl dir, daß du so sprechen kannst. Und wohl dir, daß du dem Zug der Gnade gefolgt bist. Vor einer halben Stunde noch frugst du mich, was du tun solltest, um einem Weibe zu gefallen, jetzt fragst du mich, was du tun sollst, um Gott zu gefallen. Welch ein Wandel! Der Herr sei gelobt und gepriesen dafür!"

Mit diesen Worten nahm er die Hand des Jünglings und zog ihn neben sich auf den Grassitz nieder, denn beide hatten im Augenblick gestanden. Nun fuhr er fort:

„Jetzt kann ich frei zu dir reden und nun höre, was ich dir zu sagen habe. Du hast mir vorhin ein artig Liedlein vorgesungen, das war sehr hübsch, aber nichts mehr. Ein jeder kann das, der eine gute Stimme hat und Musik erlernte. Du aber mußt mehr können. Du sollst in höheren Tönen singen. Sieh, mein Sohn, in den Burgen des Adels, in den Hallen der Reichen und Vornehmen, überall wo du und deinesgleichen sind, da gibt es Sänger genug. Doch, was singen sie? Den Preis der Eitelkeiten, das Lob der irdischen Dinge! Und gut ist's noch, wenn sie sich von bösen Gelüsten und übeln Sachen enthalten. Aber keiner singt vom Lobe Gottes, keiner von dem, was der Vater im Himmel will, was seinem Sohn zum Preise dient, was vom heiligen Geist beseelt ist. Und doch sind auch in den Hallen der Vornehmen gar manche Seelen, die zu besserm berufen sind, als ein eitles Leben zu führen, Seelen, die unsern teuern Herrn lieben würden, wenn ihnen nur seine Liebe so recht von Herzen vorgestellt würde. Darum

Digitized by Google

sage ich dir: Geh hin und singe zu Gottes Ehre! Singe von seiner Güte, seinem Erbarmen, auf daß reine und gute Gedanken in der Menschen Herz kommen, die den Weg für unsere Predigt eröffnen. Sei Wegbereiter für mich und die Brüder. Sei tapfer und mutig, scheue weder Spott noch Hohn, noch rauhe Abweisung, bereite dich, um Christi willen Schmach zu leiden. Werde ein Held Gottes! Nicht begehre ich von dir, daß du alles aufgibst und dich zu uns Minderbrüdern gesellst, nein, ich verlange, daß du bleibst, was du bist, aber als ein Mann im Dienste des Allerhöchsten! Gib den Armen, lebe schlicht und einfach, doch bleibe in deinem Stand und Wesen als Beispiel für die andern. Folge keiner Lockung, wenn Frau Welt dich minnen will. Singe für Gott! Zeuge für Gott! Und wahrlich, wenn du zum Spielmann Gottes wirst, soll die Gnade dir werden! Alsdann wird auch das Herz der Jungfrau Isotta sich dir neigen, wenn sie deine Tapferkeit und Größe sieht. Zuerst jedoch mußt du Taten reifen lassen, mußt allem Eiteln entsagen, dich frei machen von den Ketten der Welt, sonst erringst du keinen Sieg. Denn es steht geschrieben: Wer sein Leben lieb hat, der wird es verlieren."

Das waren gewichtige Worte und von einer wunderbaren Kraft in dieser feierlichen Stunde. Sie ließen einen Feuerstrom durch Orlandos Adern rieseln. Es durchbebte ihn wie mit den Geburtswehen eines neuen Lebens. Selig und weh ward ihm zugleich, denn er fühlte, seine Entscheidungsstunde war gekommen. Hie Gott und sein Reich, hie die Welt und ihre Schätze. Jetzt mußte er wählen! Und von dieser Wahl hing sein Schicksal in dieser und jener Welt ab.

Er wollte sprechen, er konnte nicht. Der Hals war ihm wie zugepreßt. Franz schien auch keine Antwort zu erwarten, sondern, soweit Orlando das im Dunkeln gewahren konnte, hielt der Heilige den Kopf erhoben und blickte zu den Sternen auf, die jetzt in voller Herrlichkeit dort oben funkelten und in flimmernden Blitzen vom schwarzen Samtgrund des Himmels herabgrüßten.

Franz ergriff nun wieder das Wort. Er wollte seinem Gefährten Zeit lassen, die große Erregung zu meistern. Deshalb erzählte er ihm folgendes:

„Vor Jahren, als ich noch in der Welt lebte und ein Jüngling war wie du, ging ich einmal mit Freunden von einem Fest nach Hause. Es war eine Nacht voller Sterne wie heute und ich wandelte hinter den singenden, lachenden, schwatzenden Gesellen her und war nachdenklich. Damals schon warb Gott um meine Seele und nahte ihr mit Liebesbeweisen, weil er auf der ganzen Welt niemand Geringeren finden konnte

Digitized by Google

als mich, um seinen Zwecken zu dienen. Denn Gott erkürt sich ja immer das Niederste, Kleinste zum Werkzeug, damit es sich nicht ob der Gunst überhebe und damit die Welt sieht, wie seine Kraft in den Schwachen mächtig ist. Nun, als ich so langsam dahinwandelte und nach den Sternen sah, da ward ich inne, wie leer und schal mein Leben war und wie die Freude, die ich begehrte, auf ganz anderen Wegen geht als auf den von mir bisher beschrittenen. Ich begann mich gering zu schätzen, so gering wie der Letzten Einer und Gott über alles zu begehren, als das höchste Gut der Seele. Und wie ich soweit war, da erfüllte mich mit einem Mal eine solche Glückseligkeit, daß ich vor Süßigkeit der Wonne ganz außer mir kam. Ich ward wie von Sinnen, ja, wenn man mich Glied für Glied in Stücke gehauen hätte, ich würde es nicht gemerkt haben, so war ich zum Himmel entrückt. Ich erwachte erst, als meine Freunde mich anriefen: ‚Was stehst du da und blickst nach den Sternen? Hast du etwa Liebes- und Heiratsgedanken?' — Ich aber erwiderte, und wußte damals noch nicht, daß es der Geist Gottes war, der mir die Antwort auf die Zunge legte: ‚Ja, ich gedenke zu heiraten. Die Braut aber, die ich erwählt habe, ist schöner und edler als irgend ein Weib das ihr kennt!' — Da lachten sie und hielten es für Scherz. Ich aber war von der Stunde an verwandelt, begann mich gering zu achten und Gott über alles zu lieben und strebte von dem Vergänglichen zum Unvergänglichen."

Der heilige Erzähler schwieg und sein Zuhörer wußte nun, warum ihm diese Offenbarung gemacht wurde. „Vater Franz," begann er mit bebenden Lippen, „ich danke dir für alles, was du an meiner Seele getan hast. Gott wird es dir vergelten, ich kann es nicht."

Eine leichte Hand legte sich auf die seine. „Doch, mein Sohn, du kannst es mir vergelten. Tu nur, was ich dir sage. So vergiltst du mir und gewinnst das ewige Leben. Ich kenne dich und ich kannte deine verstorbenen Eltern. Orlando, es ist viel unrecht erworbenes Gut in deinem Besitz — du weißt es?"

„Ich weiß es, mein Vater. Es wird zurückerstattet werden."

„Wohl! Es sind aber auch viel Arme in Assisi."

„Sie sollen beschenkt, gekleidet und genährt werden."

„Du hast einen Familienfeind, mit dem schon dein Vater im Streit lag."

„Ich werde mich mit ihm versöhnen, doch mußt du den Fürsprecher machen, mein Vater."

„Das werde ich. Und du sollst Gottes Lob allewege singen. Willst du des Allerhöchsten Spielmann werden?"

Digitized by Google

„Ich will es, so helfe mir Gott."

Die leichte Hand lag nun auf Orlandos Haupt, denn Franz war aufgestanden und der Jüngling hatte sich, einem allmächtigen Trieb folgend, auf die Kniee geworfen.

„So weihe ich dich zum Spielmann Gottes," sagte der Heilige feierlich und es ward eine große Stille....

Beinah wollte es Orlando bedünken, als ergehe es ihm wie seinem Vorbild, solch eine süße Wonne kam jetzt über ihn, daß er nicht mehr wußte, ob er im Fleisch sei oder ein seliger Geist. Er kannte nur schweigen und den Atem anhalten vor all den Herrlichkeiten des neuen Lebens, das seine Pforten vor ihm auftat, nachdem er die Tür des alten hinter sich zugeschlagen.

Ueber den Höhen an der einen Seite des Tales entbrannte nun der Himmel von hellem, klarem Licht, als Zeichen des aufgehenden Mondes. Die Sterne wurden bläßer vor dem nahenden Glanz und eine Nachtigall begann wieder leise und zaghaft: „Ziu.... ziu.... ziu.... ziküth....

Franz aber ging nun von Orlando weg eine kleine Strecke und stand mit ausgebreiteten Armen im Gebet. Er wartete auf Bruder Mond, um ihn zu grüßen und Gott um seiner Schöpfung willen zu loben.

Und nun stieg die leuchtende Scheibe langsam hinter dem Bergrücken herauf. Klares, mildes Licht strömte durch das Gegitter der knospenden Baumäste, hing wie mit silbernen Tropfen an Felswänden und auf den Wiesenflächen, zitterte in feinem blinkenden Bande auf den Wellen des Bächleins und ergoß sich auf das unbewegte Wasserbecken, daß es dalag wie ein blanker Schild.

In diesem Zauberglanz hinein ertönte die Stimme des Heiligen, diese gesegnete Stimme, die vielleicht auf Erden am meisten Aehnlichkeit mit jener göttlichen Stimme hatte, die einst am Berge Hattinn die Armen im Geist selig gepriesen. Und Franz lobte Gott und sprach mit ihm wie der Freund mit dem Freunde. Und es war ein Preisen und Frohlocken.

Hätte aber später jemand Orlando gefragt, welche Worte es gewesen seien, die er vernommen, so hätte er nichts zu sagen gewußt. Sie waren zu hoch, zu heilig für sein Verständnis, das eben erst aus dem Schlaf erwacht war, in den es irdische Befangenheit gelullt hatte. Wie ein Neugeborenes im Reich Gottes war er ja noch. Und wie ein solches die Sprache der Großen nicht versteht, konnte er nicht erfassen, was da an sein Ohr schlug. Aber wie das Kindlein in seiner Hilflosigkeit beruhigt ist, wenn es die Mutter reden hört, so erging es ihm, als Zeugen dieses Zwiegespräches eines Heili-

Digitized by Google

gen mit seinem Schöpfer. Orlando gewahrte nicht, wie die Zeit verging, er fühlte nicht Müdigkeit noch Unbehagen, so wenig als der verzückte Beter in seiner Gottversunkenheit. Es dünkten ihm nur Minuten zu sein, die er in einer andern Welt verbrachte....

Und dann schreckte er plötzlich auf und sah ein, daß er zum Ende doch eingeschlafen war!

Der Tag schien mit hellem Dämmern in das Friedenstal hinein. Die Natur atmete der kommenden Sonne entgegen und Orlandos Rößlein wieherte mit dampfenden Nüstern in die wohlige Kühle des Morgens. Dieser Ton hatte den Schläfer geweckt. Er richtete sich auf, reckte sich ein wenig und sah sich um.

Aber Franz war nicht mehr da.

Heimlich und still war der kleine Arme Gottes fortgegangen, nachdem er den schlafenden Jüngling noch sorglich mit dessen Mantel zugedeckt hatte. Auf dem platten Felsen aber lag, als Geschenk zum Frühmahl, das übrige Brot aus seinem Bettelsack....

o o o

Stimmen der Zeit.

Unsere literarische Tageskritik.

Ueber den Zustand unserer Tageskritik, die heute mehr als je einer Reform dringend bedarf, äußert sich im Juniheft der Monatsschrift „Deutsches Volkstum" (früher „Bühne und Welt") Christian Voeck. Er sucht zunächst die Stellung der Tageskritik positiv zu bestimmen:

„Sie soll der Vermittler sein zwischen den Schaffenden und dem Publikum, sie soll die Fülle der Neuerscheinungen auf literarischem und künstlerischem Gebiet sichten, indem sie das Gute vom Schlechten scheidet, sie soll womöglich in mitschaffender Weise auf den Entwicklungsgang der Literatur einwirken. Besonders nach dem Kriege werden diese ihre Aufgaben sich dringender gestalten. Wir werden auf allen Gebieten des Lebens lernen müssen, hauszuhalten und auf wirtschaftlichem Gebiet wird uns eine äußere Not dazu zwingen, und auf geistigem und seelischem Gebiet das Fehlen so mancher Begabungen und Talente, die der Krieg verschlungen hat. Wir werden uns in einem krasseren und heroischeren Stil des Daseins nicht mehr erlauben können, uns allzusehr mit Nichtigkeiten und Unwesentlichkeiten abzugeben. Ein neues Geschlecht wird aufkommen, das in härtere Zucht genommen wird und ihm darf nur das Wertvolle etwas gelten, wenn es wirklich die neuen Aufgaben erfüllen soll, die eine andere ökonomische und seelische Weltlage ihm stellt. Hat man daher schon jetzt lebhaft das Gefühl, daß der Zustand unserer Tageskritik nicht befriedigt, so wird das Gefühl später noch bewußter werden."

Jemehr der literarische Betrieb ein Geschäftsbetrieb geworden ist, jemehr die Schriftstellerei den Charakter eines Er-

Digitized by Google

werbsunternehmens angenommen hat und die Schriftsteller gezwungen sind, ihren Ruhm, um ihn nicht wieder im Lärm der Reklame zu verlieren, durch immer neue Leistungen frisch zu erhalten, und so in ein trauriges Abhängigkeitsverhältnis kommen, dem sie durch die Wahl des freien Schriftstellerberufes von vornherein entgehen wollten, desto wichtiger wird die Aufgabe der Tageskritik. Boeck kennzeichnet „die Literatur als Ware" mit folgenden Worten:

„Das Buch hat immer deutlicher den Charakter der Ware angenommen. Das zeigt sich schon an manchen Aeußerlichkeiten. An ihm machen sich gerade, wie an anderen Gegenständen des Marktes die Kniffe eines geschickten Händlertums bemerkbar. Wie in den Konfektionsgeschäften, die sich nach der Mode richten müssen, gibt es auch auf dem Büchermarkte „Schlager" und „Reißer". Oft erscheinen die Bücher in einer Umhüllung, auf der der Fabrikant oder Verleger seine Ware bestens anpreist, wie es etwa bei Puddingpulvern geschieht, oder die, wenn sie diskreter und schmäler gehalten ist, wie die Schwimmweste bei Zigarren wirkt.... Mehr und mehr wird es Sitte, Bücher in reklamehaften Zeitungsannoncen zu empfehlen, wie Möbel und Automobile. Solche Verhältnisse schreien geradezu nach einer tüchtigen und zuverlässigen Tageskritik, die das Publikum, auf das so vieles einstürmt, berät und die sich vor allem auch als unbestechlich gegenüber dem Kapital erweist, das in solcher Weise zur Reklame drängt. Daß gerade hier große Gefahren vorliegen, wird einem jeden klar, der sich z. B. vergegenwärtigt, daß die Kritik unter Umständen im redaktionellen Teil ein Buch ungünstig beurteilen muß, das im Anzeigenteil Viertelseiten einnimmt und teuer bezahlt wird."

Statt nun ihrer idealen Aufgabe einer zuverlässigen Beratung des Publikums im Lärm der Reklame nachzukommen, verblüfft unsere Tageskritik vor allem durch ihre Maßlosigkeit im Urteil und beweist gerade dadurch, daß sie unfähig ist, ihre Aufgabe zu lösen.

„Nach ihr scheint es, als wenn täglich mindestens zwanzig unsterbliche Meisterwerke der Welt geschenkt würden — alle paar Tage ein neues Genie, ohne das geht es nicht. Auf den Unfug gegenseitigen Lobes, das Dichter, wenn sie rezensieren, sich gar zu leicht auch unbewußt spenden, sei nur hingewiesen. Nicht minder verzwickt ist es, wenn gute Bekannte sich bereit finden, eine Besprechung zu schreiben, so daß man am liebsten das Gesetz aufstellte, ein Kritiker darf seine persönlichen Bekannten nicht rezensieren, es sei denn, daß er die Tatsache dieser Bekanntschaft seinen Lesern nicht vorenthält. Am schlimmsten ist es aber, daß es hier Richtungen, Parteiungen und Klüngel gibt, die nur das, was ihnen zugehörig ist, loben, anderes nicht gelten lassen und womöglich totschweigen. Dies gewollte und ungewollte Totschweigen ist wohl der größte Schade, den es auf dem Gebiete der Tageskritik gibt und seine Ursache ist eben das Cliquenwesen, das darin seine häßlichsten Auswirkungen zeitigt."

Damit hat Boeck noch lange nicht alle Mängel unserer Kritik aufgedeckt, auf die Bücherhamsterei vieler Kritiker z. B. nicht hingewiesen. Aber es ist auch nicht seine Absicht, vollständig zu sein. Wichtiger dünkt ihm die Erörterung darüber, wie eine Reform des Zustandes der Tageskritik in die Wege geleitet werden kann. Er schließt sich dem mehrfach geäußerten

Digitized by Google

Vorschlage an, daß die größeren Zeitungen, wie es bei der Theaterkritik der Fall ist, einzelne Redakteure als Buchkritiker verpflichten; dadurch würde das unverantwortliche Rezensententum zur Seite gedrückt, mehr Verantwortlichkeitsgefühl und mehr System in die Tageskritik kommen. Boeck verkennt nicht die mit einer solchen Regelung verbundenen Gefahren, insbesondere nicht, daß das Cliquenwesen dadurch vielleicht gesteigert würde, er glaubt aber trotzdem, daß diese Regelung dem derzeitigen Zustande vorzuziehen wäre. Da für katholische Verhältnisse Boecks Vorschlag ohnehin nicht in Betracht kommt, darf ich wohl auch meinen Vorschlag der Schaffung einer „kritischen Korrespondenz" wieder in Erinnerung bringen, den ich unter dem Titel „Das Elend der Literaturkritik in unseren Zeitungen", gemeinsam mit F. Ranegger seinerzeit in „Ueber den Wassern" (VI. 1913, 9. Heft; selbstverständlich vergeblich) zur Diskussion gestellt habe. O. Katann.

Klassisch und romantisch.

Der Begriffsunterschied von klassisch und romantisch ist durch die Broschüre Christoph Flaskamps, die so nachdrücklich für die Romantik eintrat, wieder einmal zur Erörterung gestellt worden. Im 3. Heft der Zeitschrift des Eichendorffbundes „Der Wächter" versucht A. Dyroff in seinem Artikel „Ueber Schiller und Romantik in Hinblick aufs Drama" die Begriffe abzugrenzen. Er stellt zunächst fest, daß der Gegensatz sowohl eine sachliche wie eine historische Verschiedenheit bezeichnen kann. Geschichtlich betrachtet ist die Klassik „das Ganze der Bücher und Menschen" von Klopstock und Lessing bis Goethe und Schiller, und Romantik das Gewoge von Novalis bis Eichendorff. Sachlich verwendet dagegen kann man auch Schillers „Turandot" oder „Jungfrau von Orleans" romantisch nennen. Klassisch ist nicht nur das in hohem Grade vollendete, vollkommene Kunstwerk, (sonst wäre, kann man hinzufügen, auch manches echt romantische Kunstwerk klassisch), sondern Klassik bedeutet sachlich genommen jene Summe von Merkmalen, die den Werken Schillers und Goethes etwa gemeinsam eignet, und die sachlich der Romantik nicht zugesprochen werden kann. Klassisch nennt Dyroff ein Kunstwerk, das ohne in Dürftigkeit zu verfallen, „eine maßvolle Auswahl aus der Fülle des Erlebens gibt, das ernst, feierlich, gemessen dahinschreitet, dessen Gefühle gedämpft und dessen Gedanken wohl geordnet und besonnen sind; romantisch heißt dagegen ein Kunstwerk, das in seinen Schauplätzen und Szenen usw. reich an Mannigfaltigkeit ist, das immer neue Stimmungen und

Digitized by Google

Bilder bringt, Bilder von einer starken Leuchtkraft und von außerordentlicher Lebhaftigkeit und Unruhe, dessen Gefühlsleben sich stark hervordrängt. Bei dem einen eine starke Konzentration auf die Form, auf das Maß, auf die Disposition und Komposition des Stoffes, bei dem andern der Hang zur Ungebundenheit und Fesselosigkeit. So aufgefaßt sind klassisch und romantisch ebenso Gegensätze wie erhaben und niedlich, kurz die Modifikationen des Schönen überhaupt. Schon vor 100 Jahren, da der Gegensatz von romantisch und klassisch alle Geister beschäftigte (auch Grillparzer rang damit), ist man schon dieser Ansicht gewesen; es sei z. B. auf Joh. Eberhard verwiesen, der in seinem „Handbuch der Aesthetik" (II. 488 ff.) das Romantische definiert als „die mit Einsichtigkeit gemischte Größe", also gewissermaßen als eine Synthese des Erhabenen und Lieblichen. O. K.

o o o

Anmerkungen und Mitteilungen.

Literatur und Reklame.

Ein großes Berliner Blatt hat sich vor einiger Zeit in heftigen Worten über die „aufdringliche Reklame" geäußert, mit der gewisse moderne Verleger sich für die Werke ihrer Autoren einsetzen. Dieser Kritik erwidernd, schrieb eine andere große Zeitung, daß eine chemische Fabrik jahrelang in schreiendster Weise Reklame für ihr Zahnreinigungsmittel gmacht habe mit der immer wiederholten Betonung, dieses Mittel sei das beste. Selbst wenn man daran zweifeln wolle oder könne, so meint jene Zeitung, so habe doch diese Reklame ohne Zweifel bei vielen Menschen die Einsicht vom Wert der Zahnpflege überhaupt gewekt — und genau so könne durch jene Verlegerreklame beim Publikum das Interesse für die Literatur überhaupt erregt werden. Ein Schluß, gegen den man Einwendungen kaum wird erheben können. Es ist in der Tat nicht einzusehen, warum ein Verleger, der doch immer in erster Linie Kaufmann sein wird, auf das wirksame Mittel der Reklame verzichten soll. Wenn es nun gerade Verleger sind, deren Verlagswerke, von politisch-konservativem oder politisch-nationalem oder vom positiv-christlichen Standpunkt aus betrachtet, eine destruktive Tendenz haben und die sich für sie unermüdlich der Reklame bedienen, so genügt es nicht, sich über diese zu ärgern, sondern man muß den Verlegern der eigenen Geistesrichtung nahe legen, solchem Beispiele zu folgen.

Auch unsere katholischen Verleger täten sehr gut daran, in dieser Beziehung regsamer zu sein. Wie viele Verlage auf unserer Seite setzen sich denn so begeistert und uneingeschränkt für die Werke ihrer Autoren ein, wie dies auf der anderen Seite geschieht? So ist es einer eifrigen Reklame im Verein mit den Bemühungen der politischen Presse, deren Welt- und Lebensanschauung mit der Tendenz einer gewissen Art moderner Literatur und Kunst auf gleicher Linie läuft, während der Kriegszeit gelungen, in einem weiten Kreis des Publikums literarische Richtungen oder, wenn man will: auch literarische Kliquen, durchzusetzen, über die man vor dem Kriege, wenn nicht gelacht hat, so doch mit Stillschweigen hinweggegangen ist. Was hat man denn in der Zwischenzeit auf unserer Seite

Digitized by Google

getan, um der Verbreitung der katholischen Literatur eine breitere Grundlage und eine vertiefte Wirkung zu geben? Weder unsere Presse, die nach wie vor fast ausschließlich in die Politik verrannt bleibt, noch die Masse unserer Gebildeten, soweit ihnen an der Neublüte katholischer Literatur liegt, scheinen begriffen zu haben, daß nach dem Kriege gewaltige Geisteskämpfe einsetzen werden, für die man sich unbedingt schon jetzt günstige Vorbedingungen schaffen muß. Drüben steht man in dieser Arbeit bereits mitten drin und leistet sie zum guten Teile eben mit der erwähnten Reklame, die nicht auf Zeitungsanzeigen und deren alleinige Wirkung beschränkt bleibt, sondern mittelbar auch durch Vorträge, die man reichlich veranstaltet, und durch Feuilletons, für welche die betreffenden Redaktionen in kluger Weise noch immer Raum zu schaffen wissen, trotz der Papiernot. Wir dagegen halten zufrieden die Hände gefaltet und sagen ebenso zufrieden: Wir haben ja die Wahrheit! Möge man keinen Anstoß nehmen, wenn in diesem Zusammenhange gesagt wird: Hätte Gott so gedacht, dann hätte Christus nicht auf die Welt zu kommen brauchen. Und doch stammt von diesem das Wort: Gehet hin und lehret! Jede Zeit wird andere Arten dieser Lehrpflicht haben und andere Hilfsmittel, sie zu erfüllen. Und es sollte doch wahrhaftig kein Zweifel mehr darüber bestehen, daß die Verbreitung unserer Literatur — es ist durchaus nicht engherzig nur an die sogenannte „schöne Literatur" gedacht, obwohl gerade diese die nachhaltigste Wirkung ausübt — ein wesentlicher Bestandteil jener Pflicht ist, der wir mit allen erlaubten Mitteln zu genügen trachten müssen.

Viele zetern über die Juden; nur aus Geschäftsneid; es fehlt sogar nicht an Leuten, die eine politische Beschränkung der Juden befürworten und doch weiß jeder, daß ein christlicher Kaufmann nicht weniger ein Geschäftemacher ist oder es doch gerne sein möchte, als die Juden es mit Erfolg sind. Warum machen katholische Verleger nicht die eindringliche, immer in neuen Formen und neuen Farben schillernde und dadurch schließlich unwiderstehlich faszinierende Reklame wie so manche und gerade dadurch nach einer gewissen Zeitspanne auch materiell erfolgreichen Verleger der anderen Seite? Einfach deshalb, weil sie nicht die Mittel daran setzen wollen, den Ablauf jener Zeitspanne abzuwarten, während welcher der Erfolg der Reklame naturgemäß die Aufwendungen noch nicht völlig einbringen kann; — weil sie auch manchmal zu kleinzügig in ihrem altüberkommenen Geschäftsgebaren stecken bleiben und die erlaubten Mittel, die das moderne Leben dem gerissenen Geschäftsmann in die Hand gibt, anzuwenden verschmähen, obwohl deren Gebrauch ihnen die Genugtuung geben würde, einen guten, höchst vorzüglichen Zweck angestrebt zu haben.

Nicht weniger als unsere Presse sind auch unsere Verleger verpflichtet, die immer noch bestehende Gleichgültigkeit der katholischen Masse gegen Literatur und Kunst zu brechen und diese Gleichgültigkeit in wirklich warme, überzeugte innere Anteilnahme zu verwandeln. Ohne Exempel läßt man sich schwer überzeugen; zur Erleichterung der Einsicht vom Zutreffen dieser Ausführungen sei die Anmerkung einer eigenen Erfahrung gestattet: In einer über die Hälfte ihrer Einwohner katholischen Großstadt wurde eine Geldsammlung veranstaltet, um vorwiegend die aus der Stadt und deren Umgebung stammenden Feldsoldaten und Verwundeten mit katholischen Büchern zu versehen. Diese Sammlung brachte einen so lächerlich kleinen Betrag zusammen, daß man sich schämen muß, die Ziffer zu nennen. Daß in der gleichen Stadt die vornehmste katholische Bürgervereinigung ihren Saal (der einzige größere, der zu Lazarettzwecken nicht verwendbar war) an alle möglichen Impressarios vermietete, ohne während eines ganzen Herbstes und Winters für ihre Mitglieder anderes zu tun, als ihnen

Digitized by Google

den verbilligten Besuch der Vorstellungen des „Zauberkünstlers Ufferini" zu bieten, ist nach dem zuvor Gesagten nicht weiter verwunderlich.

Man sieht also, wie sehr es bei uns noch an der allerprimitivsten Reklame fehlt, trotzdem sie doch so nötig ist und — deuten wir das Wort symbolisch, so heißt es doch: tätig, tätig, tätig sein, mit allen Mitteln und mit den „modernsten" es sein, um wenigstens zunächst einmal in unseren eigenen Kreisen zu erreichen, was den anderen in ihrem gelingt durch ihre Tätigkeit. Und es ist nicht einzusehen, daß unsere Geschäftsleute mit gewandter Reklame schließlich weniger Erfolg haben sollten, als die anderen.

Richard Knies.

Gekrönte.

Das Schwerste im Leben des Dichters ist seine Jugendzeit und je mehr seine Art von der Modeströmung abweicht, um so mühsamer ist der Weg vom Schaffen bis zu seiner Anerkennung. Schiller, Kleist, Hebbel sind eindringliche Zeugen für diese Tatsache . . . Edle Menschen wollten zukünftigen Dichtern der Nation den schweren Gang ersparen und gaben Geld zu Preisstiftungen, denen man die Namen der Großen gab. Die bedeutendsten sind Schiller- und Kleist-Stiftung. Erstere ist ihren Satzungen nach ausdrücklich für ältere, unverschuldet in Not geratene und letztere für die jungen, ringenden Talente bestimmt. Der Wille ist anzuerkennen. Aber — was erreicht er? Hat er bisher den Fortschritt in der Literatur wesentlich befördert, d. h., hat er bisher tatsächlich Gestaltern, deren fehlendes Lebenswerk für die Nation einen beklagenswerten Verlust bedeutete, zur Vollendung geholfen? Ich bezweifle es. Im Gegenteil: Man müßte sich recht oft schämen, wenn man das Werk des Preisträgers und den Namen der Stiftung, in dessen Geist doch wohl das Schaffen der Gekrönten sich bewegen soll, miteinander vergleicht. Unter den Preisträgern der Schillerstiftung ist, so viel ich weiß, nur Hebbel, der zur großen deutschen Literatur zu rechnen ist. Dutzendleute, vor allem bloße Unterhaltungsschriftsteller, kann man in diesem strengen Sinne nicht zählen. Und Hebbel selbst erhielt den Preis für seine Nibelungen — als er auf dem Sterbebette lag. „Das ist Menschenlos," sagte er, als ihm am 10. November 1863 von Berlin aus die Nachricht zuging. „Einmal fehlt uns der Becher, einmal der Wein." Am 13. Dezember schon starb er.

Gewiß ist es nicht leicht, Preisrichter zu sein, die zeitgenössische Dichtung so zu überschauen, daß man prophezeien kann: der oder der wird etwas. Aber — man hat doch bei den Preisverteilungen allzu oft das Gefühl: Hier spielt die Reklame herein, hier ist ein einflußreicher Anhängerkreis maßgebender, als der Wert des Geschaffenen.

Solche Gedanken kommen besonders, wenn man sich vorstellt, daß Hasenclevers Schauspiel „Der Sohn" den Kleist-Preis erhalten hat. Alle Jugend gebärdet sich wild, hat, wie Goethe in den Annalen von 1769 bis 1775 sagt, „das unbedingte Bestreben, alle Begrenzungen zu durchbrechen". Hier geschieht mehr. Zur Dresdener Uraufführung sandte der Verfasser — er war 22 Jahre alt, als er seine „Werke vollendete" — die Vorrede: „Dieses Werk wurde im Herbst 1913 geschrieben und hat den Zweck, die Welt zu ändern." Es handelt sich in dem Stück um einen grünen Bengel in der Art der Wedekindschen Lümmel, der, von Hauslehrern, Gouvernante und Vater vollständig verzogen, alles niederreißen will, was menschlich ist. Diese Andeutung genüge vorerst, daß Dirnen- und gemeines Verbrechertum eine Haupttriebfeder im Handeln dieses sauberen Jünglings dieses „Helden" bedeuten.

Ein Heer von Kunstschreibern heult, einem Troß von tanzenden Derwischen gleich, um den Gekrönten und windet ihm unter klingendem Phrasenschwall Lorbeerkränze. Er schlage literarisch den kühnen Brückenbogen

Digitized by Google

von Friedrich Schiller über Frank Wedekind hinaus, behauptet in den Blättern des deutschen Theaters Kamill Hoffmann. Andere stellen ihn heute schon auf eine gleiche Stufe — mit Schiller und versprechen ihm Unsterblichkeit. Unsere Jugend und ihre Bewunderer haben, sehr im Gegensatz zu den Stürmern Schiller, Goethe, Kleist und Hebbel, in literarischen Dingen aber auch jedes Maß verloren. Ein Blick auf ihre Anfänge und die der Großen lehrt das zu klar. „Räuber", „Götz", „Familie Schroffenstein" und „Judith" stellen bei allen Unvollkommenheiten Welten dar. In ihnen lodern, getragen von Funken des wahren Schöpfers, Unvergänglichkeiten in bezug auf Gestalten, Worte, Handlungen. Und ihre Dichter hatten die Ehrfurcht nicht verloren, die Ehrfurcht, die dem jungen Geschlechte von heute fehlt. Wie dachte der junge Goethe von Shakespeare! Wie streng richtete Kleist, der seinen Robert Guiskard ins Feuer warf, weil er ihn für verfehlt hielt! Wie arbeitete Hebbel! Und der noch nicht zwanzigjährige Schiller schrieb in der Vorrede seines Stückes unter anderem: „. . . Auch jetzt ist der große Geschmack, seinen Witz auf Kosten der Religion spielen zu lassen, daß man beinahe für kein Genie mehr passiert, wenn man man nicht seinen gottlosen Satyr auf ihren heiligsten Wahrheiten sich herumtummeln läßt." Er verwahrt sich ausdrücklich davor, trotz „der nackten Abscheulichkeit des Lasters, das er in seiner kolossalen Größe der Menschheit vor das Auge stellt," . . . der „Religion und der wahren Moral gemeine Rache verschaffen zu wollen . . ." „. . . Der Verirrte tritt wieder in das Geleise der Gesetze. Die Tugend geht siegend voran . ." heißt es im letzten Abschnitt der Vorrede. Das ist eine andere Sprache als die durch überspanntesten Lebensgenuß aufs Aeußerste getriebene Maßlosigkeit unserer Jüngsten. Bei Schiller wird der Vater gerächt — aus tiefer, schreiender Liebe. Hasenclever läßt den Vater *vor* dem Revolver — nicht *durch* den Revolver seines sauberen Herrn Sohnes tot zusammenbrechen — und der Sohn läßt den Leichnam ohne Empfindung liegen, so — wie man auf dem Schlachtfelde einen Pferdekadaver liegen läßt. Schiller, dessen Jugendwerk das unverkennbare Geniezeichen auf der Stirn trug, zahlte die Druckkosten unter schweren persönlichen Opfern selbst. Hasenclever, der solchergestalt die Welt ändern will — wird preisgekrönt. Und die Folge davon ist, daß heute eine gewisse Schar von Leuten von ihm nur in Superlativen redet, von ihm als *dem* Dichter spricht.

München, das am „Weibsteufel" nicht vorbei konnte, brachte ausgerechnet im Kriegsjahre 1918 auch eine, allerdings geschlossene, Aufführung von Hasenclevers „Sohn" . . .

Ja, wir sind weit gekommen, und sonderbare Gedanken wandeln einem an, wenn man an die Preisverteilungen denkt. — — —

In diesem Zusammenhange möchte ich überdies eine andere Sache anregen.

Wie kommt es, daß wir nicht eine Brentano-, Eichendorff- oder Droste-Hülshoff-Stiftung haben, deren Zinsen vor allem den ringenden Talenten unter den katholischen Dichtern zu Gute kommen müßten, die ja bekanntermaßen noch weniger auf Rosen gebettet sind, als andere? Hier wäre ein dankbares Betätigungsfeld für reiche Katholiken, die einen Teil ihres Vermögens in guten Stiftungen anlegen möchten. Mein Vorschlag soll nichts mit konfessioneller Verhetzung zu tun haben. Ich meine, es sei gerade heute Pflicht der reichen Katholiken im Sinne der genannten Dichter, die wir ohne Ueberhebung als die unsern ansprechen dürfen, zu arbeiten. Die Gründung des Eichendorff-Bundes hat begeisterten Anklang gefunden. Vielleicht finden sich zu einer solchen Stiftung auch begeisterte Anhänger, die heute mit ihrem Gelde im Verborgenen bleiben müssen — und so gerne Gutes wirkten. Ein Kapitel von 30.000 Mark, dessen Zinsen alle 2 oder 3 Jahre verteilt würden, dürfte schon genügen. Die Preisrichter müßten aller-

Digitized by Google

dings vorsichtiger sein, als man bei Hasenclever gewesen ist. Sonst wäre es schon besser, den jungen Strebenden seiner Not zu überlassen. Reibung zeugt Kraft. Der Dichter wird durch Kämpfe. Er muß erleben: Arbeit, Not, Haß, Freude, Schwermut. Auf Rosenbetten wird selten Großes geboren. Das Echte aber ringt sich durch — auch aus den widrigsten Verhältnissen. Hebbel, um noch einmal auf ihn zurückzukommen, bietet das lehrreichste und ergreifendste Zeugnis unserer Literaturgeschichte.

Theodor Seidenfaden.

Eine notwendige Ergänzung

zu dem über „Neue Wege zum Gral" im 9. Heft von mir Gesagten zitiere ich aus einer „Uebersicht über die wichtigsten Neuwerke der Lyrik aus 1917," die Johannes Mumbauer in dem erfreulicherweise neu erweckten „Literarischen Handweiser" (Nr. 3/4) veröffentlicht. Hier heißt es auf Seite 86: „Es ist bemerkenswert, daß die drei bisher bedeutendsten ‚Kriegsdichter' im spezifischen Sinne aus dem Arbeiterstande hervorgegangen sind: Karl Bröger, A. Petzold und Heinrich Lersch, und daß der letztere als der fraglos überragende, ein Katholik ist. Freilich, wenn man H. Lerschs neuesten Band ‚Deutschland' liest, dann macht man sich über seinen ‚Katholizismus' wohl eigene Gedanken: ein strenger Theologe könnte da die grundstürzendsten dogmatischen und moralischen Irrtümer herausdestillieren — vielleicht ist sich der Dichter dieser Entgleisungen nicht bewußt geworden, aber es gibt doch zu denken, wie schnell das andere Milieu auf unsere Jungkatholiken abfärbt." — Das war auch mein erster Eindruck, daß in den Gedichten von Lersch das, was darin katholisch ist, mitunter Formen annimmt, die der von Flaskamp als „neueuropäischer Liberalismus" gekennzeichneten Denkungsart entsprungen scheinen. Ich habe jedoch die Erfahrung gemacht, daß man solche Urteile erst aussprechen darf, wenn man sie vollauf beweisen kann; dieser Beweis müßte aber einem Kritiker überlassen werden, der theologische und literarische Fachbildung vereinigt. Nun, Mumbauer ist Theolog, er wird, was er sagt, auch beweisen können. Darum verdient sein Urteil in diesem Falle größte Beachtung.

Die zitierte „Uebersicht" enthält auch noch einige andere Urteile über „jüngere" und „jüngste" katholische Dichter, die wir einer von berufenster Seite zu erwartenden Studie vorausschicken. Anknüpfend an das neue Ringen und Werden in unserer Lyrik, das eine zukünftige Kunst erkennen läßt, „voll Strenge und Zucht der Form, voll gedrungener Kraft," nicht der Ergötzung am „schönen Schein" dienen, sondern aus „hoher Mühsal" geboren, sagt Mumbauer mit Recht, von den katholischen Dichtern sollte man am ehesten erwarten, daß sie aus der Fülle des christlichen Lebensgrundes und Erbgutes, sowie aus der ei'g'e'n'e'n Kulturüberlieferung heraus das neue Erleben zu formen versuchten. Statt dessen sei aber an einigen von ihnen „eine gewisse An- und Ausgleichsproblemik des Christlichen m'i't d'e'm M'odernen (um mit Flaskamp zu reden), sei es im Sinne der Milieutheorien der ältern materialistischen, bezw. naturalistischen Weltanschauung, sei es in den Formen des religiös aufgeputzten Eklektizismus, des neueren Idealismus, Monismus und Symbolismus" zu bemerken. Und jeder Katholik wird ihm beipflichten, wenn er sagt, daß das doch „nur unzulängliche Ersatzmittel der unvergänglichen" — bei jenen jungkatholischen Dichtern fehlenden — „katholischen Eigenwerte sind."

Im besondern zählt Mumbauer zu den katholischen Lyrikern „mit wohlbegründeter religiöser Weltanschauungsunterlage" den „Herold der wiederzuerwartenden Romantik," Christoph Flaskamp, der „mit großer

Digitized by Google

formaler Wortgewalt das Geistige der Gegenwart auf die Ewigkeitsziele hinlenkt;" dann den ebenbürtigen Richard Knies, der, in der Form noch eigener, „voll von verheißungsreichen Ansätzen einer ebenso modernen wie echt katholischen Mystik," dem „erschütternden Ringen einer tiefreligiösen Seele um ihren Gott" Ausdruck gibt; dann Konrad Weiß und Ilse von Stach. Max Fischers „in der Technik fabelhaft gewandte" Gedichte „verraten noch den Konvertiten, der im katholischen Hause erst heimisch werden will." Ursprünglich vom Katholizismus ausgegangen sei auch der hochbegabte Jakob Kneip aus dem Quadrigakreis, dessen neue Lyrikbuch „Bekenntnis" aber nichts Katholisches mehr verrate. Heinrich Zerkaulen hafte leider noch immer an der Oberfläche des Lebens und zeige noch keine Wendung zur seelischen Vertiefung.

Wenn ich aus meinen eigenen Erfahrungen diesen Urteilen Mumbauers hinzufüge, daß einige der „jüngsten" katholischen Dichter die bedenkliche Neigung verraten, ins Lager jüngster Modeströmung des „Expressionismus" abzuschwenken, so ist damit wohl die Notwendigkeit dargetan, vom Standpunkte katholischer Grundsätzlichkeit zu dieser neuen und neuesten Entwicklung Stellung zu nehmen. Dieser Notwendigkeit wird im Gral demnächst Rechnung getragen werden. Franz Eichert.

„Deutsche dramatische Gesellschaft".

Eine Vereinigung dieses Namens hat sich in Berlin gebildet. Sie will nicht, wie eine ähnliche Unternehmung, nur die jüngsten dramatischen Dichter fördern und diesen unter allen Umständen den Weg zur Bühne ebnen, sondern basiert mit ihrer Arbeit auf der Anschauung, daß das Drama nicht unbedingt in Verbindung mit dem Theater betrachtet und der Wert eines Stückes nicht absolut aus seiner Bühnenwirksamkeit errechnet werden dürfe, daß man es vielmehr als ein Erzeugnis der Wortkunst beurteilen müsse. Der Glaube an die Sonderstellung von Drama und Theater sei wankend geworden durch den Umstand, daß, wie in der Blüte des antiken Dramas und bei Shakespeare und Schiller, zu Zeiten besonders großartiger Zuspitzung Höhepunkte dramatischer und theatralischer Entwicklung zusammenfielen (womit also doch zugegeben wird, daß dieser Zustand der vollkommene ist). Trotzdem die Gesellschaft nicht der Meinung ist, das Drama sei notwendiger Weise an das Theater gebunden, möchte sie das Theater denn doch nicht ausgeschaltet wissen. Sie will, wie gesagt, zwar nicht um jeden Preis unausgereiften Stücken des „jüngsten Tages" oder „des jungen Deutschland" die Bühne eröffnen, aber solchen Werken zur Aufführung verhelfen, deren theatralische Darbietung dem Drama an sich förderlich ist und eine Bereicherung bedeutet. Wenn es im einzelnen Fall unmöglich sein sollte, die Bühnen zu interessieren, dann sollen Sonderaufführungen veranstaltet werden. Ihre Aufgabe will dann die Gesellschaft des weiteren durch Vorlesungen, Vorträge und Dramen-Drucke erfüllen und sich im übrigen nicht an Berlin und dessen Publikum ausschließlich wenden, sondern im ganzen Reiche wirken. Auch eine eigene Zeitschrift „Das deutsche Drama" soll herausgegeben werden. Anderem als nur künstlerischem Gewinn geht die Gesellschaft nicht nach, zumal ihre Tätigkeit großenteils im Dramen-Lesen besteht. Ein sorgfältig durchdachtes Lektoren- und Kommissionensystem soll jede Gefahr der Partei- oder Cliquenwirksamkeit ausschließen. So wird z. B. jedes Stück drei Lektoren zur Prüfung übergeben und geht, wenn sich nur einer davon günstig äußert, an eine Kommission von Vorstandsmitgliedern, die in ihrer Zusammensetzung ständig wechselt. Auf diese Art hofft man, zu erreichen, daß nichts Wertvolles übersehen und eine vorurteilsfreie und wirklich auf das Dichterische zielende Förderung des deutschen Dramas in Wirkung treten werde. Der Vorstand besteht zu zwei Dritteln aus Männern der Lite-

Digitized by Google

natur, zu einem Drittel aus Bühnenpraktikern, ein Verhältnis, das sich in der Zusammensetzung des Präsidiums widerspiegelt; erster Vorsitzender ist nämlich der Theater- und Literaturhistoriker Universitätsprofessor Max Herrmann, zweiter der Dichter und Dramaturg W. von Scholz, dritter der Intendant Geh. Rat M. Martersteig. Wie man über solche ästhetische Anschauungen und über darauf basierende Bestrebungen auch denken mag —: „drüben" drängt der Geist zur Tat und findet Mittel dazu — und „hüben" bei uns?

Richard Knies.

Biblische Spiele. Wie die „Augsburger Postzeitung" vom 12. September mitteilt, haben Sebastian Wiesers Biblische Spiele in letzter Zeit mehrfache Aufführungen zu verzeichnen. Das Spiel „Judith" hat auf dem Passionstheater Waal bei Buchloe neun Aufführungen erlebt, die Dichtungen „Das Paradies" und „Der Brudermord" wurde auf der Naturbühne in Oetigheim bei Karlsruhe, „Der Brudermord" auch in Ingenheim (Pfalz) gegeben. Wieser soll ein neues Drama „Elias" vorbereiten.

o o o

Randzeichnungen zur Literaturgeschichte.

Wedekind-Apotheose.

Wedekind ist tot. Und große Trauer lastet auf seiner Gemeinde. Man tut so, als sei der Größten einer von der Erde gegangen. Einer, der seinem Volke geistiger Heros, der Menschheit unersetzlicher Pfadfinder gewesen! Arthur Kahane klagt in der Zeitschrift „Das junge Deutschland" (1. Jahrgang, 3. Heft):

„Frank Wedekind ist aus dem Bilde der Gegenwart weggerissen, plötzlich und unserer, wieder nach Notwendigkeiten, nach sich erfüllender Ganzheit gierigen Vernunft unbegreiflich früh. Ein Leben ist aus dem Leben unserer Zeit geschnitten worden, von Hoffnungen ebenso voll wie von Erfüllungen . . . Der große Rätselsteller, das ewige Fragezeichen im heutigen Schrifttum . . ., das leibhaftige Prinzip der Polarisation (?); immer wieder tauchten um ihn dieselben Antithesen auf: sie nannten ihn Gottsucher und Teufel, Bänkelsänger und Ethiker, Feuerfresser und unverbesserlicher Lyriker . . . bestaunten an ihm Dämonie und kindliche Naivität, Unschuld und Wollust, altväterische Bedächtigkeit und letztes Raffinement. . . . Sein dramatischer Stil schien zwischen Varietee und Antike zu pendeln (!) . . Ein scheinbar Vollendeter . . . Und nun ist der immer wieder Ueberraschende, nie Auszulernende auf einmal zu einer völlig in sich geschlossenen Einheit geworden, steht ehern, unteilbar, unzerstörbar in unserm Bewußtsein da, kein Problem mehr, sondern unverlierbare Gegebenheit. Die Wedekindlinie, der Wedekinddialog, die Wedekindwelt ist aus dem Besitz der letzten Jahrzehnte nicht mehr wegzudenken (man wagt das im 4. Kriegsjahre zu schreiben) und drückt, ohne Definitionen zu brauchen, nicht bloß alles Ungesagte dieser Zeit stärker aus als irgend ein anderer es vermochte, sondern ragt, titanisch, in eine neue Zeit, und vielleicht, über diese hinaus, ins Zeitlose."

So prophetet Herr Kahane — seinem Wortschwall nach Jude — in dem Artikel „In memoriam". Wer das liest und bisher nichts von Wedekind gehört hat, der fällt auf die Knie und denkt: „Muß das ein Mann sein!" Und die Wedekind-Gemeinde hat sehr wahrscheinlich ein neues Mitglied gefunden.

Ja — so muß es gemacht werden, wenn man seine Leute Berühmtheiten werden lassen und haben will, daß ihre Werke gekauft, gelesen und aufgeführt werden.

Digitized by Google

Das letzte Blatt der genannten Zeitschrift stellt dann zusammen, wie oft Wedekinds Werke auf den Berliner Reinhardt-Bühnen aufgeführt worden sind. Ich nenne nur die „bedeutendsten."

„Die Premiere des ‚Erdgeist' fand bereits im ersten Jahre der Reinhardtschen Direktionsführung, am 17. Dezember 1902, im Kleinen Theatersaal statt, mit Gertrud Eysoldt als Lulu und Emanuel Reicher als Dr. Schön, unter der Regie von Richard Vallentin. Das Stück hielt sich seitdem dauernd im Repertoire der Reinhardt-Bühnen und wurde 36mal im Kleinen Theater, 28mal im Neuen Theater, u. a. auch im Rahmen der Wedekind-Zyklen, die im Deutschen Theater stattfanden, mit Tilly Wedekind als Lulu und Frank Wedekind als Dr. Schön..."

„Frühlingserwachen" wurde zum ersten Male unter der Regie von Max Reinhardt am 20. November 1906 in den Kammerspielen zur Darstellung gebracht und erzielte 390 Aufführungen, wurde außerdem vielfach auf Gastspielen des Deutschen Theaters dargestellt."

„Es ist demnach Frank Wedekind unter der Direktion Reinhardt an 696 Abenden zu Worte gelangt (die Gastspiele nicht miteingerechnet)."

So — in Berlin, dessen Zensurbehörde allerdings „Die Büchse der Pandora", „Schloß Wetterstein" und „Bismarck" nicht freigab und die Aufführung von „Frühlings-Erwachen" während des Krieges verbot.

Das erlebt die Hauptstadt des Deutschen Reiches mit dem Manne, der sich in der skandalösen Art für die Straflosigkeit des Mordes der Ungeborenen ausspricht. Der mit frechster Anmaßung vor der breiten Oeffentlichkeit die Behauptung wagt, das Weib sei zur Hetäre geschaffen. Dessen liebste Stoffe die widerlichsten Seiten des Sexuellen sind, und der mit seinem Schaffen nichts weniger erreicht als die Entnervung der Nation.

Nichts ist ihm heilig. Alle Beziehungen zum Uebersinnlichen werden in die Gosse geschleppt. Erschreckend tritt die Konsequenz einer solchen Lebensauffassung in seinen Machwerken zu Tage. „Er ist," wie Witkowski, um einen nicht katholischen Kritiker heranzuziehen, sagt, „eine durchaus lasterhafte Natur, die von der Begierde zum Genusse getrieben wird, im Genusse vor Begierde verschmachtet und sich selbst ebenso verhöhnt wie die, welche an irgend einen höheren Zweck in seinem Schaffen glauben!"

Und dieser Mann soll „Klassiker" sein, soll „titanisch in eine neue Zeit — ja ins Zeitlose hineinragen!"

„Greife wacker nach der Sünde;
Aus der Sünde wächst Genuß.
Ach du gleichest einem Kinde,
Dem man alles zeigen muß.

Meide nicht die ird'schen Schätze:
Wo sie liegen, nimm sie mit.
Hat die Welt doch nur Gesetze,
Daß man sie mit Füßen tritt . . ."

So „dichtet" er im „Erdgeist". Wenn so die Nation dächte, wenn also Wedekind der geistige Repräsentant der letzten dreißig Jahre des Deutschtums wäre, wie seine Verehrer himmeln, dann hätten wir nicht 4 Jahre einer Welt von Feinden standgehalten. Dann hätte unseren Mannen das Mark zu Heldentaten gefehlt.

Daß Berlin mit seiner Wedekind-Verehrung nicht allein dasteht, zeigt die „Allgemeine Rundschau", die in ihrer Nummer vom 18. Mai ds. Js. einen recht lehrreichen Artikel über „Wedekind-Nachklänge" bringt. Da erfährt man, daß der Verfasser des „Erdgeistes" auch in München eine große Gemeinde hat. Es wäre wunderlich, wenn sie nicht in nahen Beziehungen zu jenen Kreisen stände, die Ende März — als eben die große deutsche Offensive begonnen — jenes frivole Maskenfest veranstalteten, das

Digitized by Google

unter dem Namen „Schwabinger Karneval" stets als Schandfleck in Münchens Sittengeschichte fortleben wird . . . Also, auch in Jarathen weint man um Wedekind. Daß er dort während des Krieges sogar hoftheaterfähig geworden, sei nur nebenbei bemerkt . . . Nach seinem Tode veranstaltete Max Halbe mit dem Bühnenklub als Gedächtnisfeier eine einmalige geschlossene Vorstellung des „Simson", die, wie der Kritiker in dem oben genannten Artikel sagt, gründlich mit der Fabel aufräumte, mit dem „Simson" werde uns ein großes Kunstwerk vorenthalten. Man sehe letzten Endes nichts, als wirre erotische Spekulationen . . . genau wie auch in den übrigen Bühnenstücken des Gefeierten.

Interessant ist, was W. Thamerus dann weiter über einen Vorfall am Grabe Wedekinds berichtet.

„In einer Gedächtnisrede, die in Frankfurt a. M. der Feuilletonist St. Großmann vom Hause Ullstein hielt, erzählte er, noch am Grabe Wedekinds habe sich eine Farce abgespielt. In einem besonders rührenden Augenblick, da einer weinend am Grabe stand und die Arme ausbreitete, rief eine Stimme: ‚Jetzt kurbeln' und die anwesenden Berühmtheiten stellten sich in Positur, um gefilmt zu werden."

Das ist echt jüdische Mache, bezeichnend wie nichts anderes für die Art, mit der diese literarische Großstadt-Cliquen, die ja die Dekadenz in ihren tollsten Ausschreitungen hochgepeitscht haben, um so das Deutschtum mit einem allmählich zum nationalen Untergang führenden Fremdgeiste zu durchsetzen, arbeiten.

Recht klar spricht sich dann Großmann über das aus, was wir von dieser Richtung in Zukunft zu erwarten haben, wenn er sagt: „Jetzt sei die Lebensfreude rationiert, da müsse, wer an die Lust zu glauben wage — und Wedekind war ihr Verkünder — sehr unzeitgemäß sein. Aber nach dem Kriege werde er uns wieder werden, was er vorher gewesen, ja noch viel mehr als früher!"

Wie begeistert Wedekind, der Moralist, gepriesen wird, kann man in der regelrechten Lobhymne nachlesen, die dem Verstorbenen von der „Frankfurter Zeitung" gesungen wird, und die Thamerus in seinem Artikel anführt. Ich wiederhole nur einiges aus ihr:

„Shakespeare beschwor . . . Könige und Kaiser auf sein Welttheater; sie boten seiner Zeit lebendige Symbole. Wedekind sucht die Entbürgerlichten nicht . . . im höfischen Zirkel . . . er fand sie . . . bei den Entwerteten, den Vogelfreien, aber Urkräftigen, bei Dirnen, Hochstaplern . . . Leben wollen, lieben wollen! . . . denn das Fleisch hat seine Göttlichkeit wie der Geist, nur daß nicht kirchliche Posaunenchöre stören dürfen . . . „Das wahre Tier, das wilde, schöne Tier, das, meine Damen, sehen Sie nur bei mir," ruft Wedekind . . . Gegen die ihm unsittlich scheinende Zwangsmoral der ungewollten Keuschheit, . . . gegen die Verachtung der Edelh . . ., gegen die „Verkrüppelung aus Tugend" der alten Jungfer — gegen all die prüde Verlogenheit des geistigen Biedermeiertums stachelte ihn sein Teufel zur triumphierenden Anbetung des Fleisches . . ."

Sehr deutlich weiß Harry Kahn in Jacobsohns „Weltbühne" die Achse, um die sich Frank Wedekinds Lebenswerk in immer wiederkehrender Windmühlenflügelbewegung dreht, sichtbar zu machen: „Der Leib wird verkannt, geknechtet; der Geist ist sein Zwingherr. Aber die Natur (?) will es anders, und, wenn alle Masken fallen, werdet ihr auch sehen, daß es auch anders ist, behauptet Wedekind. Der Mann, das geistige Tier, ist der ewig-Unfreie; frei ist nur das Weib, das Tier an sich, das wilde schöne Tier. In Fesseln geschlagen hat es nur die Torheit der masculin interessierten Kulturentwicklung. Diese Masken und diese Fesseln gedenkt er, Frank Wedekind, der Menschheit herunterzureißen." Freilich hat er dabei, so meint Kahn, den zweiten Pol von den beiden, zwischen denen unser

Digitized by Google

Menschsein eingespannt sei, — Gott — übergangen; er hat einfach das Göttliche in das Tierische hineingelegt. — Schärfer kann man den Gegensatz zwischen Christentum und Deutschtum einerseits und zwischen dem Lebenswerk Wedekinds andererseits kaum aufzeigen.

Noch einige andere Stimmen:

„Wedekind, der Zyniker und Skeptiker, hat seinen Gott. Keinen sozialen, versteht sich, auch keinen ethischen, aber einen ästhetischen. Er betet den schönen menschlichen Körper an, oder richtiger gesagt, den weiblichen Körper . . . die Verehrung der Vollkommenheit des Körpers geht unvermeidlich durch alles, was Wedekind je geschrieben hat, unvermeidlich und fast eintönig." (Volksblatt, Halle.)

„Fanatismus: das war und ist Wedekinds stärkste Seite. An seiner Kunst ist eigentlich alles fanatisch und tendenziös. (Und trotzdem preisen ihn die Nur-Aesthetiker — weil diese „Tendenz" ihnen zusagt — Gralred.) . . . Er kennt vom Menschen nur die Triebe, einzig und allein das Geschlechtsleben, und weil er aus dem bunten Vielerlei der heutigen Welt nur diesen einen Zug herausfühlt, erhalten alle seine Figuren einen grotesken unwirklichen Zug. (C. A. Piger, Hamburger Nachrichten.)

Das genügt, um zu zeigen, wohin der „neueuropäische Liberalismus" (ich spreche hier nicht von einer politischen Partei), hinter dem das Judentum mit seinem Kapital als Hauptmacht steckt, das deutsche „Kulturschiff" führt.

Frank Wedekind erlebte in wenig Jahren in Berlin allein 696 Aufführungen.

Heinrich von Kleist, Deutschlands glühendster patriotischer Dichter, sah zu Lebzeiten keines seiner Dramen gedruckt oder aufgeführt. Allerdings — Kleist trat „im Verein mit den Berliner Romantikern für die sittliche und religiöse Erneuerung des Volkes ein." Und das genügte schon damals, um bei einem großen Teile der Presse und der literarischen Welt Deutschlands kalt gestellt und gehaßt zu werden. Nach der Entwicklung, die das deutsche Geistesleben seit Nietzsche nahm, seitdem man also im Uebermenschen das vornehme Raubtier sucht, dem Schändung und Folterung, Brennen und Morden Wonne und Behagen bringen, seitdem man „endgültig" mit der Tradition gebrochen, unhistorisch geworden ist und mit dem Manne, dessen herrliche Geistesgaben sich im Irrenhause grotesk gebärdeten, Religion, Volk und Vaterland verdammt; seitdem Fremdvölker die geistige Führerschaft in Deutschland an sich zu reißen drohen, seitdem das Judentum sich bei uns auch zur geistigen Macht entwickelt hat, die dem deutschen Volke frech und ungestraft zurufen darf: „Wir haben nicht genug deutsche Dichter, also her mit den Franzosen, her mit den Ausländern . . ." ja, seitdem ist es natürlich noch weit schlimmer bei uns geworden.

Der Wedekind-Kultus beleuchtet wie ein Scheinwerfer aus der Unterwelt den Tiefstand der Kultur einer Welt ohne Gott, ohne Christus, ohne Uebernatur, einer im Schlamme versinkenden und dabei von Gottähnlichkeit taumelnden Welt. Wedekind als Dichter wäre nie beachtet worden, wenn er mit seiner schwachen Kraft Ideale des Christentums zu gestalten versucht hätte. Was ihn in den Augen seiner Verehrer groß gemacht hat, ist sein, wie sie sagen, „titanenhaftes" Wüten gegen die „veraltete, bürgerliche" und im Kern noch christliche Geschlechtsmoral, die in dem Bekenntnis gipfelt, daß der Geist die tierischen Triebe des Leibes zu zügeln und zu beherrschen hat. Der Wedekindkultus ist die lebendige Illustration zu dem Apostelworte: „Ihr Gott ist der Bauch."

o o o

Digitized by Google

Von neuen Büchern.

Dramatische Dichtung.

Lilienfein Heinrich: Hildebrand. Ein Drama in drei Akten und einem Vorspiel. J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachf., Stuttgart 1917. 100 S. Mark 3.50.

Lilienfeins Drama wurde bei seiner Uraufführung in Wien von den „deutsch-bewußten" Kritikern mit lautem Beifall aufgenommen, während die Mehrheit der Kritiker ihm einen deutschtümelnden Ton zum Vorwurf machte und kein gutes Haar an dem Drama ließ. In der Tat liebt Lilienfein kräftige Worte; er bemüht sich eben, den Ton des Hildebrandsliedes auf die Bühne zu übertragen. Das ist aber ein ganz richtiges Verfahren des Dramatikers; ein richtigeres kann man sich nicht denken, als aus den Dokumenten der Zeit den Ton für ein historisches Drama schöpfen. Zudem hat der Dichter diesen Gesichtspunkt maßvoll durchgeführt. Er erreicht die Annäherung an die altgermanische Poesie auf eine sehr einfache Weise; er wählt einen fünffüßigen, mit der Hebung einsetzenden Vers, der in der Anzahl der Senkungen völlig frei verfährt und den er überdies oft genug stark verkürzt, läßt häufig Alliterationen und Assonanzen einfließen und mischt ein paar epische Formeln unter die Reden. Durch diese sprachlichen Mittel erzielt er einen männlichen, altertümlichen Ton, der nicht verachtet werden darf, weil er etwa auf unserer Bühne ungewohnt ist. Man hat Lilienfein auch vorgeworfen, daß in seinem Stück allzustark die Waffen klirren. Aber das liegt denn doch im Stoffe; galt dieser ja seit je als einer der tragischesten der deutschen Dichtung, so darf man es dem Tragiker nicht verwehren, darnach zu greifen; übrigens hat der Dichter in der Stoffwahl volle Freiheit, es kommt lediglich darauf an, wie er den Stoff erlebt und ob er im Stande ist, ein ästhetisches Ganzes daraus zu machen. Das ist aber Lilienfein gelungen; Spannung, Wucht, theatralisches Geschick wird man ihm nicht abzusprechen wagen; der psychologische Aufbau des Dramas nimmt durch seine anspruchlose Einfachheit und Klarheit für sich ein; die Handlungen der Gestalten zeigen sich alle wohl begründet. Der Kampf zwischen Vater und Sohn erscheint als ein tragisches Verhängnis schon im Hildebrandsliede; Lilienfein hat der Ursache des Verkennens nachgespürt und sie Frau Ute zugeschoben. An dem Zweikampfe Hildebrands und Hadubrands ist die Entfremdung der Gatten während der langen Abwesenheit Hildebrands Schuld: Frau Ute hat sich in Sindolt einen neuen Gatten erkoren und *will* ihrem neuen Glück zuliebe Hildebrand nicht kennen. Hildebrand aber, der mit Hadubrand voller Zuversicht die Bedingung eingegangen ist, mit ihm zu kämpfen, wenn ihn Ute nicht erkenne, bleibt nichts anderes übrig, als mit seinem kampfluftigen Sohne die Waffe zu kreuzen. Das Vorspiel, ein Gespräch der Helden im Heldengarten zu Walhall bildet einen sehr anziehenden Versuch, dem „Singe, o Muse, den Zorn des Achillos" des Epikers ein dramatisches Gegenstück zur Seite zu stellen: Leid hat Siegfried, größeres Dietrich von Bern, ein noch größeres Wieland der Schmied; aber ihr aller Leid übertrifft das Leid Hildebrands; denn: „Es kreuzte der Alte wider Willen das Schwert mit dem eigenen Sohne." Eine ganz prächtig gedachte Ouvertüre! O. Katann.

Rausch Albert: Jonathan und Patroklos. 176 S. Egon Fleischel u. Co., Berlin. Mark 4.—.

Die tragische Geschichte von Jonathan und Patroklos wird hier in Anlehnung an die bekannten geschichtlichen, bezw. sagenhaften Vorgänge erzählt. Das ganze ist als Totendenkmal für zwei edle Gefallene gedacht und empfunden. Daher die Stoffwahl und die von leiser Trauer durch-

Digitized by Google

vitterte Behandlung. Die Sprache ist voll von gesättigter, reicher, etwas fremdartiger Schönheit. Man fühlt: Hier hat ein Dichter die Segel gespannt, um aus einer leidvollen Wirklichkeit trostsuchend auszufahren nach höheren, reineren Welten. Ob er gefunden, was er suchte? Weder im Patroklos noch auch im Jonathan ist neben der Schönheit tragischen Sterbens irgend ein tieferer Sinn angedeutet, die biblische Erzählung obendrein rationalistisch abgeschwächt. Darum dringen die befreienden Gefühle niemals bis zu jener Kraft vor, die sich stärker erweist als das furchtbare Schicksal. Im Gegenteil zerschmelzen sie in eine Weichheit, eine Unmännlichkeit, die Aeußerungen griechischer Knabenliebe bedenklich verwandt ist. Wirkt das im Patroklos noch weniger fremdartig, so wird doch das reine, männliche Bild Davids dadurch wesentlich verzeichnet. Trotz allem ist der Grundton überall edel und herausgeboren aus echtem Schönheitssinn.

F. M.

Lyrische Dichtung.

Winckler Josef, Ozean. Des deutschen Volkes Meergesang. Jena, Eugen Diederichs 1917. 150 S. Geb. Mark 5.—.

Josef Winckler, der Dichter des Seekrieges, des Ozeans! In etwa 40 Gedichten verherrlicht er die Taten des deutschen Seekrieges, voran des U-Bootkrieges, in ihrer Vielfältigkeit und in allen Zonen: Das Schicksal des Luftschiffes L 19, die Vernichtung der „Lusitania", die Fahrten der „Appam" und „Emden", die Schlacht am Skagerrak usw. Dadurch hat er der Dichtung ein neues Stoffgebiet geschenkt, das er selbst ausgiebig pflegt. Aber mit der Feststellung dieser Tatsache, die unseren stoffhungrigen Literarhistoriker das Herze hüpfen macht, ist es nicht getan. Wichtiger ist es, seine eigentümliche, große Begabung festzustellen, die darin liegt, daß er die Mechanik, die Technik des Seekampfes mit eingehender Deutlichkeit, mit rücksichtsloser Realistik schildert, daher er auch von technischen Ausdrücken und Fremdwörtern nicht zurückschreckt, sondern sie vielmehr aufsucht. Er beginnt darum unbekümmert:

Die Stewards räumen Tafel und Büffet,
Es huscht Madame im seidenen Negligee,
Im Wintergarten noch die Papageien schwatzen,
Dollarprinzeßchen schläft bei seinen Lieblingskatzen.

Aber er versteht es, gleichzeitig einen bedeutenden geistigen Gehalt zum Ausdruck zu bringen; dasselbe Gedicht, dessen Anfang wir wiedergegeben haben, schließt:

Was ist Riese? Was ist Zwerg?
Was ist Leben?
Was ist alles Menschenwerk?
Laßt uns nach dem Geiste streben.

Winckler läßt uns in seinen Gedichten gewiß werden, daß nicht öder Mechanismus die Technik belebt, sondern, daß zur Bewältigung technischer Aufgaben eine außerordentliche geistige und seelische Kraft notwendig ist. Winckler strebt eine Reform der Lyrik an, die insoferne an Arno Holzs Bestrebungen erinnert, als er wie dieser den „Singsang", den Leierton unserer Verskunst zu überwinden strebt. Während aber Holz die innere Melodie, den inneren Rhythmus des Gegenstandes ertönen lassen wollte, ist es Winkler überhaupt nicht um Melodie in diesem Sinne zu tun. Er scheint vielmehr mit der theoretisch ja längst gewonnenen Erkenntnis, daß die Lyrik auch abgelöst von der Musik, als Wortkunst, als Vortragskunst volle Wirkung ausüben kann, Ernst zu machen und den Gedanken der Wortkunst bis zum Ende zu denken. Aus diesem Streben heraus erklärt sich sein Anknüpfen an die Prosa, seine Rhetorik, seine freie Behandlung von Vers, Reim und Strophe. Er sucht aus den der Prosa innewohnenden Gesetzen die Wortkunst in der Gattung der Lyrik neu zu begründen. O. Katann.

Digitized by Google

Ehrenstein Albert, Die rote Zeit. Gedichte. S. Fischer, Verlag. Berlin 1917. 88 S. Mk. 3.—.

Brauchen wir wohl Dichter, um im Echo der Sprache immer und immer wieder Kriegsgreuel und Menschenelend vorzuführen? Es ist denn doch das Echo matter als die Wirklichkeit und völlig überflüssig, wenn es nur Echo bleibt, und geradezu widerlich, wenn es sich bemüht, alles Schöne und Große auf Gottes Welt nicht zurückzurufen, sondern immer nur das Gemeine, das Ekelhafte, das Häßliche. Früher suchte man in der Dichtung Schönheit; den Künstlern von heute scheint sie entbehrlich; nichts anderes wollen sie und will auch Ehrenstein, als ein armes, zermartertes, gottloses Innere auf den Markt hinausheulen; und sie halten sich für Dichter, weil sie das in Versen tun. So etwas könnte zur Schönheit werden, wenn der Dichter innerlich das Leid überwindet und als der Stärkere zu Schwächeren spricht, wenn er über all dem Wirrsal die göttliche Harmonie erfaßt, für die Rhythmus und Reim als der naturgemäße Ausdruck sich von selber bieten. Aber wie kann das kommen aus Herzen, in denen der überwältigende Gottgedanke ersetzt wurde durch Brunst und Jammer, durch Verzweiflung und Leere? Es gibt keine Verbindungswege zwischen christlicher Welt- und Kunstauffassung und den Erzeugnissen einer gottverneinenden Kultur. Daß aus dem ungesunden Grunde einer sich außerhalb der Gottesharmonie fühlenden Seele nur gequälte Kunstlaute hervorgehen können, versteht sich. Die Sprache muß dem Inhalt entsprechend gespreizt, rätselhaft, verzerrt werden. Es soll hiemit nicht geleugnet sein, daß Ehrenstein mancher gute Vers gelingt, manche neue Wirkung im einzelnen. Dafür häufen sich aber geradezu Geschmacklosigkeiten, wie: „Mond entwurde", „leibentquälen", „Wie bin ich vorgespannt den Kohlenwagen meiner Trauer!" „Himmelhöllentausendschlitz", „Sirupsprache der Gletscher" usw. Man kann in diesen Dingen Aeußerungen der persönlichen Art des Dichters sehen, man kann aber gewiß auch in ihnen die naturgemäße Wirkung innerer weltanschaulicher Vorbedingungen erblicken. Leider sind diese Gedichte nicht harmlose, weltfremde Lyrik. Sie wollen etwas, sie wollen die Verneinung in die Tat überführen, das Chaos des Kriegs in das noch größere der Revolution.

‚Wenn ich Gott, den reichen Bettler, treffe,
Werde ich für ihn erröten.
Ihn töten, töten, töten!"

Das sind die Losungen für weltanschauliche Kämpfe und ihr politisches Seitenstück:

„Weh über die Infulnhelme! . . .
Glückt es den Brownings, den Bomben,
Fallen weniger Heerhekatomben!"

So schreiben „deutsche" Dichter, wo Millionen von Deutschlands Söhnen sich schlagen für Kaiser und Reich. Soll denn wirklich die Rote Zeit, wie sie in Moskau am Ruder ist und Religion, Bildung und alle Kultur zusammenschlägt, auch für uns die Erlöserin von den Greueln des Krieges werden? Das hieße denn doch den Teufel durch Beelzebub austreiben; aber es wird erst eingesehen, wenn Beelzebub im Lande ist. In Versen und Feuilletons ist er es schon.[1] Friedrich Muckermann.

Romane, Novellen, Erzählungen.

Emil Lucka: Das Brausen der Berge. Roman. Berl. Ullstein u. Comp., Berlin—Wien, 1918. 413 S., Mk. 4.—.

Der Roman schildert den Glückswechsel im Leben und allmählichen Aufstieg eines lange Zeit verkannten und unbeachtet gebliebenen tirolischen

[1] Man vergleiche hiezu Gral-Heft 5/6, S. 245: „Das Geheul des Unpersönlichen."

Digitized by Google

Dorforganisten dank äußerer glücklicher Umstände, die ihn in die Reichshauptstadt führen und zu einer musikalischen Berühmtheit ersten Ranges machen. Der trotzdem bescheiden gebliebene Künstler erblindet auf der Höhe seines Ruhmes und kehrt mit dem stolzen Bewußtsein, das ehrliche Ringen seines Genius von Freunden und Gegnern anerkannt zu sehen, in den stillen Frieden seiner heimatlichen Bergwelt zurück. Hätte sich der Verfasser mit der Durchführung dieses Motivs begnügt, so wäre nichts dagegen einzuwenden; denn die Schilderung der großstädtischen Kunstverhältnisse, in denen so manches echte Talent nur schwer gegen die von einer gewissen betriebsamen Rasse gezüchteten Scheintalente aufkommen kann, ist ihm gelungen. Sein Werk erhält aber etwas Zwiespältiges, indem er daneben die Schicksale eines zweiten Helden, eines tirolischen Sennerbuben, allzubreit behandelt und da Szenen einflicht, die entweder innerlich und äußerlich unwahr sind, wie die ganze Schilderung des Tiroler Dorflebens im ersten Teile, oder roh und abstoßend anwidern, wie die Zuchthausbilder des dritten Teiles. Auch sonst ist das Buch keine erfreuliche Erscheinung. Es widerhallt von blutrünstigen Taten und ist von einer sinnlich-lüsternen Atmosphäre durchsetzt, die freilich der Gedankenwelt und den Lebensgewohnheiten der geschilderten jüdischen Kreise entspricht. Als unterhaltenden Sensationsroman mit einem gewissen Grade von Zeitgemäßheit mag man das Buch gelten lassen, auf den Wert eines künstlerischen und deutschen Werkes kann es keinen Anspruch erheben. Auch die Sprache ist oft mehr als gewöhnlich und nachlässig und hält sich von Unkorrektheiten nicht frei. Die Hauptgestalt des armen genialen Orgelkünstlers läßt manche Züge eines verewigten hochverehrten Meisters durchschimmern, den man nicht gerne in solchem Zusammenhange der Geschehnisse sieht. Das Buch ist endlich ein Beweis, wie der Romanverlag Ullstein, der manches wertvolle und beachtenswerte Kunstwerk einzufangen wußte, in seinen künstlerischen Ansprüchen auf ein immer bescheidener werdendes Maß zurücksinkt. Oswald Floeck.

Thom Andreas: Ambros Maria Baal. Ein Roman der Lüge. Verlag Die Wende. Berlin 1918. 334 S. Mk. 4.50.

Das Kind eines Ehebruches, wie erst die letzten Kapitel offenbaren, ist Ambros Maria als Sohn eines reichen jüdischen Bankiers aller Sorgen um den Kampf ums Dasein enthoben. Aeußerlich frei für uneingeschränkten Lebensgenuß, innerlich Sklave eines wenig beherrschten Temperaments, geht der unglückliche junge Baal den Weg des modernen Lebemenschen. Dem Leser wird nichts erspart; Er muß dem Unglücklichen folgen zu all den ausgesuchten, oft kaum poetisch verklärten Gemeinheiten, die eine Großstadt von heute in Salons und Bordells birgt. Sehr bald wird man gewahr, daß Ambros stark nervös belastet ist, und nun geht es durch alle Perversitäten hindurch bis zu unnatürlicher Geschlechtsliebe und grausamsten Sadismus, ein geradezu grauenhafter Film zur Illustrierung des „sterilen Berlin" und vor allem seiner aussterbenden Judenschaft. Wollte der Verfasser eine Warnung schreiben? Dann ist sie verfaßt in einem wenig gütigen, rücksichtslos geistreichelnden, undeutschen Stil. Eher könnte man an eine Satire denken, die jedoch dadurch abstoßend wirkt, daß der Verfasser sich mit deutlichsten Lustgefühlen auf die Schilderung dieses zappelnden Opfers stürzt. Irgend eine lichte Stelle, eine große Persönlichkeit, irgend ein Abglanz von Engelreinheit und Gottes Bildnis findet sich nicht in diesem mit vollendeter Technik gemachten Buch. Das Traurigste an ihm ist, daß es aus Tatsachen schöpft, von deren Vorhandensein jeder Wissende unterrichtet ist. Und dieser eine Zweck wird gewiß erreicht. Der reife Leser sagt sich von neuem: Wie gemein, wie krank und faul, wie hoffnungslos zum Tode verurteilt ist doch diese Welt des Mammons und der von Gott befreiten Moral. Ansätze zu einer „Wende" in Leben und Kunst trägt dieser erste Roman des gleichnamigen Verlages nicht.

J. M.

Digitized by Google

Literaturwissenschaft.

Walzel Eduard: Deutsche Romantik. 4. Auflage. (Aus Natur und Geisteswelt, 232. und 233. Bändchen.) B. G. Teubner. Leipzig 1918. Gebunden 3 Mk.

Die Neuauflage von Walzels anregendem und stoffreichem Romantikbüchlein kommt gerade recht, um die neuaufstrebende romantische Bewegung zu unterstützen. Hatte die erste Auflage (1908) 162 Seiten, so ist die vorliegende vierte, die in zwei Bändchen geteilt ist, auf 212 Seiten angewachsen. Das wurde vor allem durch die Ausdehnung des Kapitels über die romantische Dichtung von etwa 25 Seiten auf das fast Vierfache möglich. Am ausführlichsten ist das Kapitel „Romantische Spottdichtung" geraten; im Vergleich zu ihr kommen die anderen Dichtungen der Romantiker entschieden zu kurz. Ueberhaupt gibt sich die Einteilung der Dichtung der Romantiker etwas gewaltsam; daher erfährt eine der besten und bedeutendsten romantischen Dichtungen, Brentanos „Gründung Prags", nicht die entsprechende Würdigung und ebensowenig seine Märchen. Manche Seiten der Romantik werden nicht hinreichend ausgeführt; gerade die Auswirkungen der Romantik auf die katholische Bewegung nicht, obwohl dieses Produkt der reifen Romantik schon wegen seiner Fortwirkungen bis auf die Gegenwart zumindestens den Grad von Beachtung in Anspruch nehmen kann, der der Lucindeunreife der Romantik gewidmet wird. So kommt Walzel weder auf das Zurückgreifen auf die klassische religiöse Lyrik durch Silbert, Diepenbrock u. a. zu sprechen, noch auf die Belebung des Kirchenliedes oder der aszetischen Literatur. Von der „Concordia" wird ebensowenig gesprochen wie von den „Jahrbüchern der Literatur". Zacharias Werner wird gerade von der ungünstigsten Seite angefaßt. Baaders Einfluß wird in Hinkunft wohl mehr zu betonen sein; seine sozialen Ansichten sowie Adam Müllers Gedanken sind für Friedrich Schlegel von ausschlaggebender Bedeutung geworden, wie denn gerade diese drei Denker für die katholische Bewegung des 19. Jahrhunderts wichtig wurden. Walzels Büchlein ist, wenn auch mitunter einer Anschwellung bedürftig, die einzige in Betracht kommende kurze Uebersicht über die Romantik, die wir haben, anregend und geistreich geschrieben. O. K.

Engel Eduard: Entwelschung. Verdeutschungswörterbuch für Amt, Schule, Haus, Leben. Neue durchgesehene Ausgabe. Leipzig, Hesse und Becker 1918, 618 Sp., geb. Mark 3.60.

Dem Leser, der unserem sprachlichen Kauderwelsch ratlos gegenübersteht, dem Sprecher, der das Fremdwort für unentbehrlich, dem deutschen Schreiber, der die Liebe zur deutschen Sprache nicht aufgegeben hat, widmet der kampflustige Eduard Engel sein Wörterbuch, das mit vielem Schwung und mit heiligem Zorn gegen die Verwelschung zu Felde zieht. Engel bietet auf engem Raum eine ungeheure Fülle von Verdeutschungen, er fühlt sich von dem Reichtum der deutschen Sprache förmlich überschüttet und diesen Eindruck gewinnt auch der Leser und Benützer des Buches. Engel geht nicht jedem Fremdworte nach, er hat nur die aufgenommen, die in die Umgangssprache übergegangen sind; ein anderes Vorgehen wäre ja auch angesichts dieser Sintflut unmöglich. Aber er schöpft aus dem Vollen; immer wieder wird der Leser auf die Sprachgewaltigen unserer Literatur hingewiesen, besonders oft auf Goethe und Lange; tief schöpft Engel aus der Umgangssprache, aus der Sprache der Stämme und den Mundarten; schließlich gibt er auch eigene Ersatzwörter. Bei sehr vielen Fremdworten gibt sein belehrendes, hilfreiches und auch kurzweiliges Buch die Zeit ihres Eindringens in die Schriftsprache an; er zeigt dadurch, daß die Fremdwörter auf ein verhältnismäßig kurzes Leben zurückblicken können. Die Verdeutschungsbestrebungen rücken heute auf der ganzen Linie vor; sie haben schon im 17. und

Digitized by Google

18. Jahrhundert unsere Sprache stark befruchtet, verdanken ihnen doch Worte wie: Anfangsgründe, empfindsam, begutachten, bewahrheiten, Mitleid ihren Ursprung; auch die Sprache unserer Tage wird dadurch bereichert werden. Vielfach wird es sich ja auch nur darum handeln, früher übliche Ausdrücke dem Gebrauch wieder zurückzugeben; so hat z. B. Franz Baader statt „identifizieren" das Wort „vereinerleien" gebraucht. (Sämtl. Werke VI 113.) K. T. A.

Engel Eduard, Gutes Deutsch. Ein Führer durch Falsch und Richtig. Leipzig, Hesse und Becker 1918. 384 S. Mark 4.—.

Ein Führer durch Falsch und Richtig will Engels neues Buch sein. In seiner gewohnten Lebendigkeit, seiner umfassenden Stoffbeherrschung, seiner reichen Beobachtung, seiner echten Begeisterung für das Schöne der deutschen Sprache und seiner Kampfeslust allem Fremden gegenüber, wetteifert es erfolgreich mit Engels früheren Sprachbüchern. Aber merkwürdig: derselbe Engel, der die Fremdworte jedes Zaubers entkleidet, ja sie mit Ingrimm verfolgt, er ist durchaus nicht Vernünftler, sondern erklärt jedweder Vernunftelei den Krieg; nicht die Logik Wustmanns oder irgendeines Sprechpapstes, auch nicht die eigene läßt er über Sprachrichtigkeit entscheiden, sondern er erkennt nur den Sprachgebrauch der gesprochenen Rede als Meister an, wie er in der Uebereinstimmung unserer besten Schriftsteller vorliegt. Er befragt sie, aber nicht in dem, worin sie voneinander abweichen, sondern in dem gemeinsamen Sprachgut und sieht es als seine einzige Aufgabe an, „den zur Zeit herrschenden Sprachgebrauch der Besten und Sorgsamsten zu ermitteln und ihn als Vorbild zu empfehlen." Wo der Sprachgebrauch der Besten schwankt, da ist Engel äußerst duldsam, da will er sogar abwarten, wohin er sich bei den meisten neigen würde." So kommt es, daß Engel viele der von Wustmann u. a. aus Vernunftgründen hart angefaßten Sprachsitten für berechtigt erklärt, so kommt es aber auch, daß er vielfach, und zwar gerade dort, wo es sich um Neubildungen handelt, denn doch keinen Rat erteilt und den Erfolg entscheiden lassen will, wo es sich darum handelt, welche Sache zum Erfolg geführt werden soll. Es wäre folgerichtig dann auch ein schöpferisches Abweichen vom Sprachgebrauch, also z. B. das Vernünfteln zuzulassen, weil ihm ja schließlich auch ein Erfolg beschieden sein kann. So belehrend Engels Büchlein im Einzelnen wirkt, seine Grundhaltung scheint mir eine innerlich zwiespältige zu sein. So sprachschöpferisch Engel selber ist, er zeigt keinen Weg, wie wir uns gegenüber dem vom Sprachgebrauch abweichenden Sprachschöpferischen verhalten, wie wir selbst einem neuen Sprachgebrauch zum Durchbruch verhelfen können.

K. T. A.

An unsere geschätzten Leser!

Dieser Nummer liegen Erlagscheine bei. Wir bitten unsere verehrten Abonnenten höflichst, die Bezugsgebühren, welche für den Jahrgang 1918/19 Kronen 12.— betragen, gütigst einzusenden, damit die weitere Zusendung keine Unterbrechung erleidet.

Verlag und Druck der Verlagsanstalt Tyrolia, Ges. m. b. H., Innsbruck. — Preßgesetzlich verantwortlicher Redakteur: Peter Kaiser, Innsbruck.

Digitized by Google

Der Spielmann Gottes.

Von Anna Freiin von Krane.

3.

In Assisi aber entstand bald darauf ein großes Geschrei und Wundern. „Habt ihr's schon gehört," hieß es allerorten, „Messer Orlando Scifi ist nun auch unter die Nachfolger von Bruder Franz gegangen!" Und dann wurden allerlei Glossen dazu gemacht, je nachdem die Redenden gesonnen waren. Was leichtsinnig von der Jugend war, das lachte und spottete weidlich, während die gutgesinnten jungen Leute einen Ansporn darin fanden, es dem Neubekehrten gleichzutun. Die Alten aber wehrten sich meist nach Kräften gegen solchen Wahnsinn, wie sie es nannten, und schimpften in allen Tonarten über den Verrückten, den man in den Narrenturm sperren solle, anstatt ihn frei herumlaufen zu lassen, damit er sein Vermögen an Bettler und Taugenichtse vertue. Lobend wurde das Benehmen von Pietro Bernadone, Franzens Vater, erwähnt, der dem Sohn alles entzogen und ihn von der heimischen Schwelle verstoßen hatte, als dieser mit der heiligen Armut ernst machte. Nun ... die Leute mochten ja reden wie sie wollten, der alte Bernadone war tot, und Gott sei seiner harten Seele gnädig! Sein Sohn aber lebte und gewann täglich neue Anhänger. Außerdem war er sogar in Rom bei dem Heiligen Vater gut angeschrieben, da durfte ihm niemand ernstlich entgegen sein.

Auch seinen Getreuen nicht und darum konnte Orlando unbehelligt seine Wege gehen, wenn man das unbehelligt nennen kann, daß er vor roher Gewalt sicher war. Dafür hagelten aber alle Pfeile des Hohns, des Spottes, ja der Verleumdung auf ihn und es fehlte nicht an der Aufdringlichkeit von Ermahnungen und weltlichen Ratschlägen.

Es war keine Kleinigkeit für den hochfahrenden jungen Mann diese vergifteten Nadelstiche ruhig hinzunehmen. Und doch tat er es, er lächelte sogar zu allen Anfeindungen, denn er war gefeit gegen ihr Gift und jeden Anwurf, schon durch seinen Stolz, der ihm sagte: Du bist ja der Spielmann Gottes, dienst dem allerhöchsten Herrn, was kümmern dich solche, die einem Geringeren dienen?

So ging er tapfer und unentwegt, gleich einem wackern Ritter durch alle bösen Gerüchte und alles Hohnlächeln und Zischeln und tat, was ihm recht dünkte, nach dem Gelöbnis, das er dem kleinen Armen Gottes gegeben hatte.

Getreulich erfüllte er sein Versprechen. Es gab viel Arbeit für ihn, genau nachzuforschen, woher die Güter stammten, die

Digitized by Google

er von seinem Vater geerbt, allein er ruhte nicht, bis alles, was ihm unrecht erworben schien, den rechtmäßigen Besitzern zurückgegeben war. Von seinen eigenen Ländern aber schenkte er die Hälfte an redliche Bauersleute her, daß sie sich ihre Gütchen einrichten konnten und schuf dadurch viele glückliche Familien. Auch gab er reichlich an Kirchen und milde Stiftungen und sein Haus in Assisi beherbergte zwölf gebrechliche Greise, deren Pflege er sich widmete, unterstützt von denjenigen seiner Diener, die ihm treu geblieben waren und sein neues Leben teilen wollten.

Die armen Greise wurden von ihren Pflegern mit „Vater" angeredet und sie segneten mit zitternden Händen die mildtätigen Männer, die ihrem Alter ein Obdach boten.

Orlando aber fühlte sich wohl in dieser Nachfolge des kleinen Armen Gottes und darüber verschmerzte er leicht alle Unbilden. Er wußte jetzt, daß alle irdische Trübsal ihre Zeit währt und dann vorübergeht, wie schlechtes Wetter. Wer aber treu bleibt, dem scheint am Ende der ewige Frühling Gottes, nach allen Schauern und Hagelstürmen.

Die Werke der Barmherzigkeit waren jedoch nur ein Teil von Orlandos neuem Leben. Er war ja zum Spielmann Gottes geweiht und darum zog er im Lande herum und kehrte auf den Schlössern und Burgen des Adels ein, wo Feste abgehalten wurden. Dort sang er mitten in das bunte Feiertreiben hinein und kündete von allem Hohen, was sein Herz durchglühte. Nicht mehr irdischen Dingen galt sein Lied, sondern dem Lob des Allerhöchsten und seiner großen Liebe, die uns zuerst geliebt und für uns den eingeborenen Sohn dahingegeben. Und so beweglich klang sein Lied, daß in manchem erdbefangenen Herzen eine Sehnsucht nach Besserem sich regte, als die Welt bieten kann und daß die Nebel wichen, die vor so manchem verblendeten Auge lagen.

So geschah es, daß Orlando wirklich, wie Bruder Franz gehofft hatte, den Predigern Gottes den Weg bahnte.

Den vornehmen Leuten war so etwas noch nicht vorgekommen. Wohl hatten sie bisher geduldet, daß mancher der Ihren einer schönen Frau zuliebe Sänger wurde und das Lob seiner Herzenskönigin überall verkündete, bereit, es mit den Waffen zu verteidigen. Aber, daß ein Edler sich Gott zum höchsten Ziel erkor und sein Lob kündete, das verblüffte die Grafen und Barone über die Maßen. Sie waren darin mit den Stadtbürgern einig, die ebenfalls die Köpfe schüttelten, wenn Orlando bei ihren Festen sein Lied zum Preis Gottes anstimmte. Aber hier wie dort waren es die Frauen, welche den Ausschlag zu Orlandos Gunsten gaben. Die Eitlen und Oberflächlichen

Digitized by Google

unter ihnen fanden, daß er viel angenehmer sei, das Lob Gottes zu hören, als sich heimlich über den Preis einer Schönheitskönigin zu ärgern, zumal wenn es ein so artiger Herr war, der es sang. Und die ernsten hochgesinnten Frauen dankten den Heiligen und der lieben Gottesmutter, daß endlich ein Lied ertöne, dem sie von Herzen lauschen konnten, dessen tiefen Sinn sie gar wohl verstanden. Manche dieser Frauen wanderten sogar nach San Damiano hinaus, wo Orlandos Verwandte, Monna Chiara Scifi, ein gottgeweihtes Leben führte und schlossen sich ihr an, um in Armut dem Herrn zu dienen. Sie segneten den Tag, an dem ihnen das Licht der Gnade aufgegangen war.

Bei all dem Neuen, das auf ihn einstürmte, hatte aber Orlando Isotta nicht vergessen. Nur war sein Gefühl ein anderes geworden. Nicht mehr trieb ihn die rastlose Sehnsucht nach ihr umher, noch peinigte ihn verletzter Stolz. Er war ganz ruhig geworden und harrte der Zeit, wo Gott ihm die Gefährtin seines Lebens geben werde. Denn er war fest überzeugt, hatte es Bruder Franz doch auch gesagt, daß derselbe Geist, der Isotta damals von ihm fern hielt, sie ihm zuführen werde, wenn die Zeit gekommen sei. Auch hatte Orlando jetzt so viel zu tun, zu denken, sein ganzes Dasein war so randvoll ausgefüllt von allem, was sein neues Leben forderte, daß er keine Zeit hatte, sich überflüssigen Liebesgram hinzugeben.

Auf diese Art verflossen beinah zwei Jahre und in all der Zeit hatte er Isotta nur von ferne gesehen. Sie hielt sich still zu Hause, ging nicht zu Festen und es hieß, sie sei nicht bei guter Gesundheit. Nur manchmal sah er sie in der Kirche und wenn er dann notgedrungen an ihr vorbeikam, grüßte er ehrfurchtsvoll mit einem innigen Blick, sprach aber nichts, sondern ging still seiner Wege. Er bemerkte wohl, daß sie blässer geworden war und daß sie jedesmal tief errötete, wenn sie sich trafen, allein er ließ alles geduldig auf sich beruhen und dachte: Kommt Zeit, kommt Rat!

Nur ein Mensch war auf der Welt, dem Orlando stets nachging und das war Bruder Franz. Wo der Heilige lehrte, stand sein achtsamer Schüler unter den Zuhörern und seine Blicke wichen nicht vom Redner, doch gab es keinen weitern Verkehr zwischen ihnen. Franz hatte sein Werk an Orlando getan und nun überließ er es Gott, weiter daran zu arbeiten. Es war nicht die Art des kleinen Armen Gottes, menschliche Freundschaften weiter zu pflegen, als sie ihm zweckdienlich schienen, dem Herrn neue Jünger zuzuführen. Einmal nur noch hatte Orlando seinen heiligen Freund näher gesehen und das war, als Franz die Versöhnung mit dem Familienfeind be-

Digitized by Google

wirkte. Aber als die jahrelange Fehde begraben und der Friede besiegelt war, da war auch der Verkehr am Ende und Orlando verstand den Heiligen zu gut, als daß er sich ihm aufgedrängt hätte. Er lauschte nur andächtig seinen Worten und dann ging er hin und tat nach diesen Worten, was nicht jeder von sich sagen konnte, der bloß äußerlich gerührt, der Predigt zugehört hatte.

Nach zwei Jahren solchen Lebens kam Orlando eines Abends ziemlich müde in Assisi an, nachdem er tagsüber in Perugia gewesen. Sein Rößlein wieherte dem heimischen Stall entgegen und er selber freute sich auf die wohlverdiente Ruhe. Doch sollte sie ihm nicht lange werden. Kaum hatte er das schlichte Nachtmahl beendet, das er wie jetzt immer mit seinen Dienern und Pfleglingen gemeinsam einnahm, als ihn jemand beiseite rief.

„Herr," flüsterte der alte Diener, der jetzt Schaffner für alle geworden, „Herr, es steht eine Frau draußen, die Euch durchaus allein zu sprechen wünscht."

„Eine Frau? Was will sie? Begehrt sie ein Almosen?"

„Nein, Herr, sie will Euch sprechen, sie hat ein Anliegen."

„Ist sie jung?" Orlando fürchtete eine Falle, wie ihm deren schon öfters gestellt worden waren.

„Jung...?! Ach nein, Herr, sie ist alt, ganz alt und es scheint mir ein sehr schweres Anliegen zu sein, das sie zu Euch führt, denn sie weinte bitterlich und bat, um der Liebe Gottes willen möchtet Ihr Sie anhören."

Der junge Mann zögerte einen Augenblick. Es war ihm klar, daß sein wackerer Guiseppe mehr wußte, als er sagte, doch kannte er den Alten als eine durchaus zuverlässige Seele und weil die Fremde um der Liebe Gottes willen gebeten hatte, beschloß er, sie anzuhören. Er ging also nach dem Gemach, wo sie seiner harrte.

Unter dem Schein der Hängeampel, die Guiseppe entzündet hatte, stand eine Frau, bei deren Anblick er unwillkürlich zusammenfuhr.

„Donna Philomena, Ihr....?!" rief er, während ihm das Herz stürmisch klopfte, so ruhig er sich auch gewähnt hatte. „Was führt Euch hierher und zu so ungewöhnlicher Stunde? Es ist doch in Euerm Haus kein Unglück geschehen?"

Die Frau antwortete zuerst nichts, sie konnte nicht vor lauter Tränen. Dann aber warf sie sich mit einer flehenden Gebärde plötzlich vor ihm auf die Knie. „Messer Orlando, zürnt mir ob dieses kühnen Schrittes nicht, ich beschwöre Euch! Es handelt sich um ein Leben!"

Digitized by Google

Ganz rot vor Verlegenheit mühte er sich, sie aufzuheben. „Um Gott, edle Frau, beschämt mich nicht! Kniet nicht vor mir!“ stammelte er dabei.

Sie aber widerstrebte und blieb auf den Knien. „Ich stehe nicht auf, bis Ihr mir versprochen habt, in Ruhe und ohne Zorn mein Anliegen anzuhören!“ flehte sie und er rief hastig: „Ja, ich verspreche es!“ nur um sie aus dieser entwürdigenden Lage befreit zu sehen.

Da erhob sie sich endlich und setzte sich in den Sessel, den er ihr hinschob. „Nun kann ich frei reden,“ sprach sie, „denn nun weiß ich, daß Ihr mich geduldig anhören werdet. Und es hängt soviel von dem ab, was ich Euch mitteilen will.“

„So redet, Donna Philomena! Redet so lange Ihr wollt, ich höre Euch zu,“ entgegnete Orlando. Aus allem erkannte er, daß es etwas Außergewöhnliches sein müsse, das die Dame so um alle Fassung gebracht hatte. Eine angstvollge Vermutung stieg in ihm auf, die er abzuschütteln suchte, wie man eine lästige Stechfliege abschüttelt. „Redet, ich höre!“ wiederholte er.

Die Aufgeforderte aber zögerte. Sie rang augenscheinlich mit einer gewissen Scheu und innern Scham, die ihr den Mund verschloß, wenn sie ihn kaum geöffnet hatte. Er erriet den Grund und kam ihr zu Hilfe, indem er an den Namen ihrer Tochter anknüpfte, der ihr entfahren war.

„Habt Ihr mir etwas wegen Monna Isotta zu sagen?“ fragte er in ruhigem, alltäglichen Ton, als wär's eine ganz geläufige Sache zwischen ihnen von der Jungfrau zu reden. Er wollte ihr jede Verlegenheit ersparen.

Sie atmete erleichtert auf und nickte. „Ja, es ist wegen meinem teuern Kinde, daß ich zu Euch komme. Wegen meinem armen Kind, das so bitter für etwas büßen muß, an dem sie doch unschuldig ist.“

„Ich weiß es wohl!“ warf Orlando begütigend ein. „Ich weiß ja, daß Isotta nichts dafür konnte, als sie mir so weh tat. Sie litt selber darunter und vielleicht mehr noch als ich. Auch weiß ich jetzt, daß dieses Wehtun mein größtes Glück war, indem ich dadurch in die rechte Bahn gelenkt wurde und mein unnützes Leben bereuen lernte. Ich weiß aber noch mehr als das. Mir ist klar, daß Isotta damals vom Geist Gottes gelenkt wurde und das Werkzeug der göttlichen Gnade gewesen ist, zu meinem Heile bestimmt.“

Donna Philomena trank diese Worte wie stärkenden Wein in sich. Ihre mattgeweinten Augen glänzten. „O, wenn Ihr so denkt, Messer Orlando, dan tragt Ihr meinem geliebten Kinde auch nichts nach?“

Digitized by Google

„Wie sollte ich, Madonna? Isotta ist nach wie vor der Stern meines Lebens, den ich mir einmal zu erringen hoffe. Bis jetzt aber wagte ich noch nicht, ihr wieder unter die Augen zu treten, denn ich fühlte mich dessen nicht würdig.

„Gott sei gedankt, nun kann noch alles gut werden!“ rief Isottas Mutter und faßte Orlandos Hand. „Nun hört! Ich muß Euch zuerst sagen, daß meine Tochter wie verwandelt war von dem Augenblick an, in dem Euer neues Leben bekannt wurde. Vorher, ein ganzes Jahr lang, wechselten trübe Schwermut und gezwungene Heiterkeit bei ihr, so daß sie meinem Gemahl und mir zum Rätsel wurde. Sobald Ihr aber anfingt in den Fußstapfen vom Bruder Franz zu wandeln, überkam sie eine milde, gleichmäßige Freudigkeit, die sie gleichsam verklärte und uns die Hoffnung gab, nun sei ihr Leid überwunden. Sie waltete so segensreich in unserem Hause, sie war dermaßen das Licht unseres Alters, daß wir uns nur ihrer vielsüßen Gegenwart erfreuten und in unserm stillen Glück ganz übersahen, wie es mit Isottas Geist wohl gut stand, nicht aber mit ihrem zarten Körper. Wir achteten mancher Anzeichen kaum oder schrieben es vorübergehendem Unwohlsein zu, wenn sie oft so matt war oder sich des Morgens kaum vom Lager erheben konnte. Wir meinten, mit stärkender Nahrung und Arzneien dem abhelfen zu können, auch sandten wir Isotta zu ihrer Amme ins Gebirge, damit sie Bergluft habe und frische Gaisenmilch trinke ... ach, wir Toren! Und ich, die Mutter, hatte so wenig scharfen Blick! Darum liegt auch Gottes Hand schwer auf mir. Messer Orlando .... es ging mit meinem geliebten Kind nicht besser, sondern schlechter. Sie siechte immer mehr hin. Und jetzt, wenn keine Hilfe kommt, ist sie verloren. Isotta liegt im Sterben!“

Die betrübte Mutter hörte auf zu reden, weil ihr die Stimme vor Weinen versagte, Orlando aber erschrak, daß ihm das Herz fast stillstand. „Was redet Ihr da, edle Frau?“ rief er mit bebenden Lippen. „Da sei Gott vor, daß Isotta stirbt!“

„Ach ... vielleicht doch, wenn das letzte Mittel fehl schlägt! Die Aerzte haben sie schon aufgegeben, aber ich hoffe noch auf eins! Und darum bin ich in meiner Not zu Euch gekommen. Denn jetzt, wo sie denkt, bald vor ihrer letzten Stunde zu stehen, jetzt hat mir Isotta gestanden, daß sie um Euertwillen stirbt ...“

Donna Philomena brach jählings ab, denn der junge Mann war aufgesprungen und hatte sie unvermutet beim Arm gepackt. „Sagt das nicht!“ rief er ungestüm. „Es kann und darf nicht wahr sein, daß Isotta um eines elenden Sünders willen, wie ich einer bin, ihr kostbares Leben verliert! Das wäre zuviel!“

Digitized by Google

Dann aber, sich rasch bezwingend, murmelte er: „Vergebt meinen Ausbruch, er kam aus der Liebe zu Isotta!“

Donna Philomena lächelte wehmütig. „Ich vergebe Euch gern, denn ich sehe ja daraus, daß Ihr mein Kind immer noch liebt und darin liegt die Rettung. Ach ich hoffe, daß der Allmächtige meine Zuversicht nicht zuschanden werden läßt. Wir haben auch ein Gelöbnis gemacht, mein Gemahl und ich, täglich zehn Arme bei uns speisen zu lassen, wenn Gott uns die Tochter erhält. Zu ihrer Genesung aber seid Ihr notwendig, Messer Orlando. Ihr müßt kommen und an Isottas Lager treten und ihr zusprechen und ihr Euere Liebe zeigen, dann wird sich das verebbende Leben halten lassen. Hat man nicht in hundert Fällen gesehen, daß Menschen, die an geheimem Liebessehnen erkrankten, wieder gesund wurden, wenn der Gegenstand ihrer Zuneigung sich ihnen hold erzeigte? O, Messer Orlando, kommt mit mir und rettet mein Kind!“

Orlando aber hatte schon seinen Mantel von der Wand gerissen, ehe diese letzten Worte gesprochen wurden. Nun aber hielt ihn die Frau zurück, als er wieder nach der Tür strebte.

„Noch eins, mein Sohn! Isotta weiß nicht, daß ich hier bin. Sie ahnt nichts davon. Beschwor sie mich doch, Euch nichts merken zu lassen von dem, was sie mir anvertraute. Aber ich dachte in meinem Herzen, daß ich mein Kind retten will, koste es was es wolle! Ich setzte meine Hoffnung auf Euch, der Ihr jetzt so gütig geworden seid und dachte, wenn Ihr auch nicht mehr Liebe empfändet, würdet Ihr doch Rührung fühlen ....“

„Keine Rührung, nein Liebe, Liebe!“ rief der junge Mann voll Feuereifer. „Und wenn mir Gott die Gnade gibt, soll die vermeintliche Sterbestunde Isottas zu einer Geburtsstunde neuen glücklichen Lebens werden!“

Damit zog er Philomena fort. Draußen stand der Diener, der sie herbegleitet hatte, nebst Giuseppe und beide hielten brennende Fackeln in Händen, um die nächtlichen Gassen zu erhellen. So wandelten die dann voran, sorglich ihr Licht auf den Weg werfend und Orlando bot der alten Dame den Arm und führte sie über das unebene Pflaster bergauf und bergab.

Philomena betete ohne Unterlaß im Gehen, in Orlandos Herz aber ging es seltsamlich zu. Während nämlich in den unteren Regionen seiner Seele ein Stürmen und Beben und Sorgen um Isottas Leben war, herrschte im oberen Reich seines Innern Ruhe und Zuversicht. Es war ihm, als sei er in zwei Hälften gespalten, doch die Bessere siegte und schlug alle Zweifel nieder. Hatte nicht Bruder Franz gesagt, Isotta würde sich einmal ihm neigen und sein werden? Nun mußte er sie erringen und dazu würde Gott helfen. Es war ihm zumute wie

Digitized by Google

einem, der zu Schiff auf stürmischer See fährt, aber beruhigt zum Steuermann aufsieht, in dessen sicheren Händen die Lenkung des Fahrzeuges ruht.

Nur einmal unterbrachen die Beiden ihren eiligen Gang. Das war, als das gelbe Fackellicht auf ein Kreuzesbild fiel, in der Nische einer Hauswand. Ein Lämpchen glühte rötlichen Scheins davor, Lilien von frommer Hand gespendet, umblühten es in tönernen Gefäßen. Die zwei Bittsteller aber neigten sich tief und sprachen ein kurzes Stoßgebet um Beistand und Hilfe. Orlando küßte die durchbohrten Füße des Gekreuzigten, es war ihm, als ob das dornengekrönte Haupt sich leise bewegte. Donna Philomena aber wiederholte noch einmal ihr Gelöbnis. Dann wanderten sie weiter.

Bald waren sie am Ziel. Die mächtige eisenbeschlagene Pforte tat sich vor ihnen auf und Orlando trat über die Schwelle, die er seinerzeit mit dem Gelöbnis, nie wieder zu kommen, überschritten hatte. Jetzt war er wieder da. Er...?! Oder war's vielmehr gar nicht derselbe, der damals an jenem verhängnisvollen Frühlingstag hinausgestürmt war, eitel Bitterkeit im Herzen? Die Hausherrin mochte ähnlich denken, denn sie schaute beim Eintreten den jungen Mann plötzlich an, wie man einen neuen Bekannten ansieht. Dann sprach sie: „Ihr habt Euch doch recht verändert, Messer Orlando, seit ich Euch zuletzt gesprochen habe."

„Isotta wird mich dennoch wiedererkennen!" lächelte der junge Mann, nun ganz voller Zuversicht.

„Das glaube ich auch. Ihr werdet ihr, denke ich, besser gefallen als damals," kam die Antwort. „Ihr seht um soviel reifer und männlicher aus, auch steht Euch das schlichte Gewand besser zu Gesicht als die reichen Kleider, die ihr ehemals trugt. Jetzt gleicht Ihr dem Bruder Franz."

Orlando machte eine bescheiden abwehrende Gebärde und stieß ein gedehntes: „Oh!" aus. Dann aber schwand ihm jeder Gedanke an anderes, als den Zweck seines Kommens, denn sie waren inzwischen über den großen Flur gewandelt und eine mächtige steinerne Treppe hinaufgestiegen und standen nun vor Isottas Gemach. Die Mutter legte den Finger auf die Lippen und leise, leise trat sie mit ihrem Begleiter ein, der auf ihren Wink im Schatten der Türe stehen blieb.

Er konnte von seinem Ort das Gemach gut übersehen. Es war sehr groß, mit gewölbter Decke, von der ein Reif herabhing, in dem sechs Wachskerzen brannten, die alles mit sanftem Licht erhellten. Kostbare Geräte standen an den Wänden, die Fenster waren nach dem Garten hin offen und ließen alle Düfte der linden Sommernacht hereinziehen, die sich dem Wohl-

Digitized by Google

geruch feinen Räucherwerks mischten, der aus silbernen Behältern strömte. Für all dies aber hatte Orlando kein Auge, er sah nur das breite Himmelbett mit den zurückgeschlagenen mattblauen Seidenvorhängen, vor dem Messer Benedetto, Isottas Vater, in einem Lehnstuhl saß, angstvoll nach dem Bett schauend. Zwei Dienerinnen standen, jeden Winks gewärtig, zu Füßen des Lagers und ihre Blicke hingen ebenfalls unausgesetzt an der stillen Gestalt, die gleich einer sturmgebrochenen Lilie in den schneeweißen Kissen hingestreckt lag.

Isotta hielt die Augen geschlossen, allein so durchsichtig waren ihre Lider geworden, daß man das tiefe Dunkel der Augsterne durch die zarte Hülle schimmern sah. Ihr blondes Haar lag wie ein Strom feiner Goldfäden um sie her, bis weit auf die blauseidene Decke herunter, die ihren Körper bedeckte. Das weiße Gewand hob und senkte sich kaum über ihrer Brust, man hätte sie für ein Marmorgebilde halten können, so bleich war ihr Angesicht, so still ihre schlanken Hände, die unbeweglich auf der Decke ruhten. Die Rechte hielt etwas Feinglänzendes gefaßt und Orlando gewahrte, daß es seine Perlenschnur war....

Donna Philomena aber ging nun zum Bette hin. Bei ihrem Nahen sah sich Messer Benedetto um und gewahrte den jungen Mann an der Türe. „Gelobt sei Gott!“ hauchten seine Lippen. Dann stand er auf und ging zu Orlando und ergriff dessen Hand. Kein Wort wurde gewechselt, ein Händedruck sagte mehr als alle Reden. Sie bedurften auch der Worte nicht, denn sie verstanden sich in dem einen Gedanken, der ihre Seelen erfüllte.

Die Mutter aber ließ sich in dem leergewordenen Lehnstuhl nieder, ihre Füße trugen sie nicht mehr. „Isotta, mein Kind,“ flüsterte sie, liebevoll zu der Kranken geneigt. „Wie fühlst du dich? Ist dir die Luft im Gemache nicht zu heiß? Soll ich dir Luft zufächeln?“

Da keine Antwort kam, legte sie ihre Hand auf die bleiche Rechte mit den Perlen. Und weil sich nichts unter ihrer Berührung regte, fügte sie angstvoll hinzu: „Hörst du mich?“

Da regten sich die blassen Lippen. Leise, unirdisch kam es darüber: „Ich höre dich, Mutter.“

„Kann ich dir etwas bieten, willst du trinken?“

„Ich bedarf nichts, mir ist ganz wohl!“

Bei all dem hoben sich die gesenkten Lider nicht und Orlando mußte des Tages gedenken, wo sie auch so hartnäckig heruntergeschlagen blieben, als er mit Isotta unter den Blütenbäumen saß.

Eine Nachtigall begann draußen im Garten zu schlagen, eine andere antwortete aus der Entfernung. Es war ein süßer Ton, dieser Gesang in der schweigenden schwüldunklen Nacht.

Digitized by Google

So sangen sie auch im Friedenstal und Orlando vermeinte darinnen zu stehen und ihm war, als gehöre Isotta dazu, ja, als habe sie damals unsichtbar doch geistig nahe, bei ihm gestanden, als er mit Bruder Franz musizierte. Unwillkürlich, einem inneren Trieb folgend, nahm er eine Laute, die an der Wand hing und begann leise und zart den Gesang der Vögel zu begleiten. Es klang wie ein Spiel der Geister, wie eine Musik aus höheren Sphären und Isottas Haupt bewegte sich dem süßen Schalle zu.

„Sind die lieben Engelein schon da, mich zu begrüßen?“ fragte sie.

Orlando aber spielte nun ein wenig lauter und brachte manche seiner schönen Weisen hinein und die Nachtigallen schlugen und lockten dazu. Endlich ging er sacht in das Veilchenlied über, das er der Jungfrau zu Ehren gedichtet hatte, aber damit hatte er nicht das Richtige getroffen, denn Isotta wehrte plötzlich ab und öffnete die Augen.

„Nein, dies nicht! Dies nicht!“ stieß sie hervor und wehrte mit beiden Händen. Da schwieg die Musik. Die Jungfrau aber blickte um sich, ihren Urheber zu finden, doch sah sie ihn nicht, denn Orlando hatte sich auf einen Wink Philomenas hinter die Vorhänge des Bettes versteckt.

„Mutter“, bat Isotta, „sprenge Weihwasser aus und bete. Der Böse versucht mich mit falschen Weisen! Jage ihn fort, daß er meine letzte Stunde nicht verbittert.“

„Und weshalb soll es der Böse sein, der dies Lied spielte?“ fragte Philomena, indem sie sorglich die bleiche Stirn, auf der ein Angstschweiß stand, mit einem Tuch trocknete. „Warum soll es der Böse sein? Der hat nichts mit dir zu schaffen. Es war ein feines, gutes Lied ....“

„O nicht gut! Nicht gut! Es reißt mich zurück ins Leben und ich darf ja nicht .... Es hält mich von der Vollendung des Opfers fern und ich muß es doch zu Ende bringen .... du weißt ja, was ich meine.“

„Nicht so ganz, mein Kind!“ antwortete die kluge Frau, welche es wünschte, Orlando mit eigenen Ohren vernehmen zu lassen, was ihn so nahe anging. „Ich verstand dich nicht so recht, erzähle es mir noch einmal.“

Mit diesen Worten winkte sie einer der Dienerinnen und das Mädchen nahte sich dem Lager mit einer Schale, in der feuriger Würzewein rot und süß hervorleuchtete. Die Kranke schlürfte ein wenig davon, er schien sie zu stärken, denn sie sprach mit kräftigerer Stimme: „Ich will es dir wohl sagen, aber du allein sollst es hören.“

Digitized by Google

Daraufhin verließen der Vater und die Mädchen das Gemach und Orlando vernahm nun in seinem Versteck, wie Isotta der Mutter berichtete, was in ihrer scheuverschämten liebenden Jungfrauenseele vor sich gegangen war, als der abgewiesene Freier sie verlassen.

Da hatte sie zuerst den bitteren Zwiespalt beweint, der sie bald zu ihm gedrängt, bald von ihm gestoßen und dann, nach vielem Beten und Nachtwachen und Flehen war ihr die Erleuchtung gekommen, daß es sich um Orlandos Seelenheil handele und daß sie dafür ein Opfer Gott darbringen müsse ...

„Denn ich hatte ja Bruder Franz reden hören und ich wußte, was dem Menschen einzig not tut und ich gewahrte mit einemmal, daß dies Orlando fehle. Und darum meine Scheu vor ihm und mein Zweifel. Nun aber, da ich dies wußte, gab es für mich kein Zögern, ich mußte ihm helfen, auf den rechten Weg zu kommen, er durfte nicht verloren gehen. Und so bot ich Gott mein Leben für seine Seele und bat den Allerhöchsten, mich sterben zu lassen, damit Orlando das Heil findel Erst war ich sehr in Sorge, mein Opfer sei nicht angenommen, weil sich nichts in Orlandos Leben änderte, aber als er auf einmal anfing, Bruder Franz nachzufolgen, erkannte ich, daß ich erhört war und nun ward ich ruhig und glücklich. Ich trachtete nach Kräften, euch meinen Eltern die kurze Zeit, die ich noch bei euch sein würde, so angenehm als möglich zu machen. Es tat mir ja sehr leid, euch Schmerz zu bereiten und von euch gehen zu müssen. Aber dann bedachte ich, daß wir uns bald in der Ewigkeit wiedersehen würden, und daß ihr mich dann immer bei euch haben würdet und meinen Opfertod verstündet. Da war ich zufrieden und jede Schwäche, die mich befiel und jedes Siechtum, das mir zustieß, war mir nur ein Zeichen und Siegel meiner Erhörung. Orlandos Seele ist gerettet, im Himmel werden wir uns wiedersehen und ewig Gottes Lob vereint singen ....“

Soweit hatte Isotta mit häufigen Unterbrechungen gesprochen, wobei sie von der Mutter immer wieder mit Wein gestärkt ward, nun aber hielt es Orlando in seinem Versteck nicht mehr aus. Aller Vorsicht zum Trotz kam er daraus hervor und trat an das Lager, bebend vor Erregung.

„Isotta!“ sagte er leise und innig. Mehr konnte er nicht sagen, es lag aber alles im Klang der Stimme. „Isotta, o Isotta!“

Sie aber schrie auf und verbarg ihr Angesicht an der Brust der Mutter. „Fort Versucher, der du sogar seine Gestalt annimmst!“ rief sie. „Hindere mich nicht, das Opfer zu vollenden! Gott, Herr des Himmels, beschirme mich! Laß mein Gelöbnis nicht umsonst sein!“

Digitized by Google

„Mein Kind, mein Kind!“ flehte die zitternde Philomena. „Was redest du da? Dein Opfer ist ja angenommen und besiegelt, indem Orlando sich bekehrte! Gott will deinen Tod nicht! Und dies ist Orlando selber in Fleisch und Blut, kein Trugbild Satans! Schau ihn nur an, wie er vor dir steht und dich bittet, um seinetwillen am Leben zu bleiben.“

„Ja, Isotta, deine Mutter sprach recht!“ flehte nun Orlando, indem er vor dem Bett niederkniete und die widerstrebende Hand der Jungfrau umfaßte. „Sieh mich an, ich bin es wahrhaftig, ich, der in all der Zeit deiner in Liebe gedachte und sich immer fragte, ob er nicht bald würdig sei, vor dich zu treten! Und der immer zagte, weil er sich dessen nicht wert fühlte! Heute aber muß ich doch zu dir kommen, denn du willst fortgehen, uns alle allein in Tränen lassen, willst in den Himmel gehen, wo du ja hingehörst, aber .... Isotta hast du nie vernommen, daß wir armen Menschen eines Engels bedürfen, der unsere Schritte leitet und uns hilft, nach dem hohen Ziel zu wandern? Weißt du das nicht und willst du nicht mein Schutzengel sein? Sieh, darum bin ich hergekommen und ich flehe dich an, Vielgeliebte, bleibe bei uns und bekröne mein Leben! Zusammen wollen wir Bruder Franzens Lehre befolgen, Hand in Hand wollen wir den steilen Berg des Lebens hinanklimmen. Es wäre ja so kalt und öde ohne dich, Isotta! Isotta, hab' Erbarmen mit mir und gehe nicht fort, bleibe bei uns!“

So warb er und bat und flehte und redete auf die Jungfrau ein, die sich wieder in die Kissen hatte zurücksinken lassen. Sie widerstrebte ihm nicht mehr, sie ließ aber auch nichts von einer Zustimmung merken. Still lag sie hingeduckt unter dem Strom seiner Worte und gab kein Zeichen, so daß ihm endlich zweifelhaft war, ob sie bei ihrem Schwächezustand ihn verstanden hatte oder nicht.

Es war aber doch so, daß sie seine Rede beachtete, denn als er einen Augenblick innehielt, hauchte sie: „Hindert mich nicht, das Opfer zu vollenden. Ich bin es Gott schuldig, zu sterben, nun da er meine Bitte erhört hat.“

„Mit nichten mußt du sterben! Gott verlangt das nicht von dir! Du siehst ja, daß er es nicht will, sonst hätte er dich gleich im Anfang sterben lassen, als ich den neuen Weg einschlug. Er will, daß du lebest und mich beglückst, er lohnt deine Hingabe mit dem Geschenk des Lebens. Wirf diesen Wahn von dir, Geliebte, du sollst, du mußt leben;“

Isotta hörte nun zu, wie man einem Märchen lauscht. Ein verlorenes Lächeln huschte über ihre Züge und sie litt es, daß er sie leise und zart ein wenig aufrichtete, als ihr die Mutter den Stärkungsbecher hinhielt. Er mußte sich gewaltsam be-

Digitized by Google

zwingen, ganz ruhig zu bleiben dabei, nur einen behutsamen Kuß hauchte er auf ihr duftiges Haar über der Stirn. Verschämt sah sie zu ihm auf und ließ dann ihr Haupt auf seine Schulter sinken. „So ist es schön, zu sterben! Gott schenkt mir noch eine große Gnade!“ flüsterte sie.

Orlando sah nun, daß sie sich so tief und fest schon zum Tod vorbereitet hatte, daß ihr jeder Wille zum Leben fehlte. Nur von dem einen Gedanken beherrscht, war sie schon so weit auf der dunkeln Bahn zum Ende geglitten und sah die Pforte der Ewigkeit schon halb offen, daß sie nicht mehr zurück konnte. Eine jähe Angst erfaßte ihn.

„Du mußt leben, Isotta!“ befahl er, sie jedoch schüttelte den Kopf.

„Ich werde gehen, ich fühle schon die Hände jener, die mich fortziehen,“ sagte sie. „Laß mich, es ist süß, ihnen zu folgen. Ich sehe sie an meinem Lager, sie haben Mohnkränze auf dem Kopf und ihre Augen tief .... tief wie die Ewigkeit .....“

Da schrie Orlandos Herz in stummer heißer Bitte nach einem, der hier helfen konnte, und er flüsterte Donna Philomena ein paar Worte ins Ohr. Sie nickte, schlich auf den Zehen hinaus und kam nach einiger Zeit wieder. „Ich habe nach ihm gesandt,“ raunte sie und Orlando erwiderte: „Nun muß ich weiter kämpfen, bis er kommt.“

Und so tat er. Die ganze Nacht rang er mit den Mächten, die Isotta ins stille Totenreich hinabziehen wollten. Er wußte ja, Isotta war ihm von Gott zur Gefährtin bestimmt, Bruder Franz hatte es gesagt, und seine eigene Seele sagte es auch. Aber der Kampf war heiß und er war schwer! Immer wieder, wenn er dachte, einen Vorteil errungen zu haben, kam eine neue Schwäche, ein erneutes Hinsinken und ein Flüstern: „Es ist so süß zu sterben ..... die Boten mit den Mohnkränzen singen so süße Lieder .....“

Da griff der Spielmann Gottes zu einem anderen Mittel. Er nahm die Laute und er sang von seinen Weisen, die er dem Allerhöchsten zu Ehren erdacht, um die Stimmen der Todesboten zu übertäuben, und es gelang ihm, das Zünglein der Lebenswage damit ein wenig nach der guten Seite zu neigen, doch nur bis zum Morgen. Als der grauende Tag durchs Fenster schaute und die Nachtigallen draußen von den Lerchen abgelöst wurden, da wollte es den angstvollen Wächtern dünken, als ob Isotta noch bleicher sei wie bisher, und als lagerten sich schon die violenblauen Schatten des Todes über ihre Züge.

„Isotta, du mußt leben!“ rief er zum hundertsten Male und dann zuckte er zusammen, denn ein leichter, kaum hörbarer

Digitized by Google

Schritt erklang an der Türe und jemand trat ein, gefolgt von Isottas Vater, der sein Käppchen ehrfürchtig in der Hand hielt. Orlando wußte, wer das war, ohne daß er sich umzudrehen brauchte.

Der kleine Arme Gottes aber trat lächelnd an das Bett und sprach zuerst kein Wort. Er sah nur Isotta an und sein Blick war stark. Er zog den ihren in seinen Bann und sie lächelte ihm matt entgegen, während er sich auf ihren Bettrand setzte und die Hand erhob.

„Ich will dir etwas erzählen, mein Kind!" sprach er und begann. Es war eine wunderbare Geschichte, die der Heilige erzählte von einer Hochzeit zu Kana im galiläischen Lande, wo der Heiland selber mit seiner gebenedeiten Mutter zum Hochzeitspaare kam und sie segnete und ihnen Wein gab, da sie keinen hatten, und den heiligen Ehestand weihte, daß er ein großes Sakrament wurde.

Wie der Heilige seine Worte setzte und was er schilderte, das wußten die Zuhörer kaum, sie wußten nur, daß ein ganz neues, inniges Leben unter ihrer süßen, eindringlichen Gewalt erblühte und daß in Isottas blasse Wangen leise und allgemach ein feines Rot zu steigen begann.

Und dann ging die Sonne auf und warf ihre ersten langen Strahlen in das Gemach, daß sie wie mit goldenen Fingern das Haar der Jungfrau streichelten. Sie aber schaute sich um, wie von Träumen erwachend, und als ob sie jemanden suche. „Wo sind die Boten mit den Mohnkränzen?" fragte sie. „Wo sind sie geblieben?"

„Sie gingen in ihr Reich hinab, sie durften dich noch nicht mitnehmen," erwiderte Orlando mit freudebebendem Munde und blickte auf die beiden alten Leute, die sich weinend vor Glück an den Händen hielten.

Der Heilige aber sprach zu Isotta: „Meine Tochter, deine Zeit ist noch nicht gekommen. Du mußt leben, um Gottes heiligen Willen in deinem Stand zu erfüllen. Er will auch solche wie dich und Orlando in seinem Dienst, auf daß sich das Wunder von Kanan bei euch erneue und ihr das Wasser des Alltagslebens in den Wein des Gotteslebens verwandelt. Und darum sei gehorsam der Stimme, die dich beruft. Ich aber, der letzte aller Diener Christi, sage dir in seinem Namen: Mägdlein steh auf und wandle!"

Da erhob sich die Jungfrau und stand auf ihren Füßen und war nicht mehr schwach und hinfällig. Sie schritt auf Orlando zu und reichte ihm die Hand, er aber schloß sie in seine Arme. „Hand in Hand durchs Leben!" sagte er dabei.

Digitized by Google

Alle wollten nun vor Franz niederknien, er aber wehrte ab. „Dankt dem, der Jairi Töchterlein vom Tode berief, nicht mir!“ sprach er gütig, segnete sie und huschte dann hinaus, wie ein gleitender Lichtstrahl, so schnell und leise, als er gekommen war, und niemand wagte ihm zu folgen.

An ihrem Hochzeitstage aber fragte Orlando sein junges Weib, das wie eine Rose blühend, neben ihm an der Festtafel saß: „Willst du noch sterben, Isotta?“

„Ach nein,“ erwiderte sie, „es sei denn vor Seligkeit.“

„Man stirbt nicht vor Glück!“ antwortete er lächelnd.

o o o

Neue Görres-Briefe.

Von Wilhelm Schellberg.*)

Unsere Kenntnis von Joseph Görres' Wesensentwicklung hat sich gemehrt nicht zum mindesten dank den Briefen, die die letzten Jahre ans Licht gebracht haben. Ich habe in meiner Auswahl[1]), deren zweiter Band gerade den Briefschreiber Görres in den Vordergrund rückt, zahlreiche neue Schreiben bekannt gemacht, K. A. von Müller hat sie um manch schönes Stück vermehrt, zu denen ich noch 27 prachtvolle Schreiben an Friedrich Perthes fügen konnte.[2]) Aus der Masse neuer Dokumente des Görresschen Geistes, die mir die letzten Jahre beschert haben, will ich an dieser Stelle drei bedeutsame Briefe weiteren Kreisen bekannt machen, um das einmal wachgerufene Interesse für den großen Koblenzer zu erhalten und zu steigern, der Forschung zu nützen, für die namentlich der erste Brief von besonderer Bedeutung ist.

Ich lege zunächst einen Brief an Friedrich Schlegel vor. Der Umstand, daß es der erste bekannt gewordene Brief von Görres an Schlegel ist, gibt ihm seinen besonderen Wert. — Es ist hier nicht der Ort, um eingehend Görres' Verhältnis zu F. Schlegel darzulegen. Auf einige Verbindungslinien, die zum Verständnisse des Briefes nötig sind, muß ich jedoch hinweisen. Schelling und die Brüder Schlegel stehen an der Pforte seines Eintrittes ins Reich der Romantik. Gilt ihm Schelling als der Raffael der Philosophie, so ist ihm F. Schle-

[1]) Ausg. Werke und Briefe von J. Görres mit Einleitung usw. versehen von W. Schellberg. Kempten und München 1911.

[2]) Briefe von Joseph Görres an F. Perthes, herausgegeben, eingeleitet und erläutert von W. Schellberg, Köln 1913 Perthes. Vgl. auch meinen Aufsatz „Neue Görreskunde“, Lit. Beilage der Köln. Vlksz. (1915), Nr. 23, S. 178 f.

Digitized by Google

gel, der große Fragmentist der Frühromantik, ein zweiter Lessing. Schlegels kritisch-künstlerische Theorien versucht er zu handhaben in seinen romantischen Aurora-Aufsätzen, mit ihm kehrt er sich gegen die Ueberhebung der Aufklärung, gegen das Zerrbild, das sie vom Mittelalter geschaffen, gegen die ganze Unnatur der Zeit. Herder und Schlegel geleiten ihn in den Orient, von dem er in den Aurora-Aufsätzen und in seiner Schrift „Glaube und Wissen" kündet. Zu persönlichen Begegnungen ist es in jenen Jahren nie gekommen. Wie er, der seinem Jugendglauben Entfremdete, F. Schlegels Uebertritt zur katholischen Kirche beurteilte, wissen wir nicht. Wohl wissen wir, daß, nachdem die schönen Tage der Heidelberger Romantik verrauscht, eine ernste Meinungsverschiedenheit zwischen den beiden Männern entstanden war, die sich anknüpfte an Friedrich Schlegels Buch „Ueber die Sprache und Weisheit der Inder" (Heidelberg 1808) und begründet lag in der Auffassung, die beide vom Pantheismus hatten. In einer Fußnote der Mythengeschichte (S. 31 f.) wendet sich Görres in einer Weise, die Creuzer auffiel (vgl. „Görres' Gesammelte Briefe" 2, 146), und die Windischmanns vollen Beifall fand, der sein Werk in den Heidelberger Jahrbüchern (1810, 36. Heft, S. 110—134) besprochen hatte, gegen Schlegels Auffassung des Pantheismus. Görres bekennt sich zu jener Ansicht, „die das Aeußerliche der Religion und all ihr Historisches in demselben Maße zum Werk eignen Strebens und eigner Kraft erhebt, in dem es alle Geschichte, innerlich heilig und unveränderlich äußerlich wachsend, ist." Während Schlegel den Pantheismus „als die tiefste Versunkenheit indischer Weisheit" erklärt, setzt Görres ihn „an den Anfang gleich sehr wie an das Ende aller Entwicklung". Gott kann das Böse nach seiner an Jakob Böhme orientierten Auffassung in sich aufnehmen, ohne sich zu beflecken. Im streitenden Gegensatz der beiden Prinzipien des Guten und Bösen gibt sich der Pantheismus, in dem auch das Christentum befangen sei, zu erkennen. Die Ewigkeit der Höllenstrafen spricht nicht gegen seine Vorstellung. Die Höllenstrafen sind ihm nicht „in der ruhenden Ewigkeit, sondern in der verfließenden Unendlichkeit der Zeit". Zu diesen Bemerkungen äußerte sich Windischmann: „Erfreulich kam uns die wohlverdiente Rüge gegen die grundfalschen Ansichten F. Schlegels, insbesondere vom Pantheismus, entgegen." (S. 119.)

Damit aber war Görres' Gegensatz zu Schlegel nicht erschöpft. So schieden sich auch die Geister in der Beurteilung der großen von A. Duperron herausgegebenen Uebersetzung des Upnekhat, über das Görres in den Heidelberger Jahr-

Digitized by Google

büchern (1809) eine glänzende Anzeige veröffentlichte, in der er in wahrhaft seherischer Art indische Weisheit, Kultur und Religion vor seiner Zeit aufsteigen ließ. Er schreibt an Jakob Grimm am 23. Juli 1810: „Schlegel hat allerdings das Upnekhat mit keinem Auge angesehen, was ihm gar nicht zu verzeihen ist.“ Und dann fügt er Worte hinzu, die die Spannung zwischen beiden deutlich erkennen lassen: „Ueberhaupt ist das Buch (Ueber die Sprache und Weisheit der Inder) mit großer Seichtheit geschrieben, die mich an ihm um so mehr gewundert hat, da er die Dinge sonst eher zu schwerfällig, als zu leicht zu nehmen pflegt“ (Briefe 2, 113). Und am 1. März des folgenden Jahres betont er, zugleich andeutend, daß er zum Angriff überzugehen gedenkt: „Schlegels Ausfall, von dem Sie mir schreiben (Briefe 2, 136) auf das Upnekhat, ist noch eine Raupe aus der alten Heidenzeit; es wird sich wohl damit geben. Ich werde in dem Intelligenzblatt darüber ein paar Worte sagen, die historisch alles entscheiden und dem Gekrittel ein Ende machen“ (2, 191). Diese Erklärung, die 1811 in den Heidelberger Jahrbüchern veröffentlicht ward, gewann wieder Windischmanns Beifall.

Zu diesen auseinanderstrebenden Meinungen grundsätzlicher Art kam noch eine kleine persönliche Verstimmung. Nachdem Friedrich Perthes' Vaterländisches Museum, in dem Görres als Orion seine Reflexionen „über den Fall Teutschlands und die Bedingungen seiner Wiedergeburt“ veröffentlicht hatte, von Friedrich Schlegel in Wien übernommen worden war und als Deutsches Museum weiter erschien, hoffte Görres im Stillen eine Aufforderung zur Mitarbeit, die an zahlreiche Gelehrte schon ergangen war, zu erhalten. Er wendet sich am 16. November 1811 an Fr. Perthes, nachdem er ihm die Erlaubnis, ihn als Orion zu nennen, gegeben: „schreibt er (F. Schlegel) mir, dann ist mirs lieb, ich habe mich ohnehin über mancherlei mit ihm zu explizieren.“ (Vgl. Perthes S. 58.) Ja, die Brüder Grimm beschwichtigt er, die ebenfalls mit Schlegel nicht recht zufrieden waren. Er wünscht, „daß Leute, die im ganzen und großen einverstanden sind, sich über einzelnes nicht veruneinigen“, um dann fortzufahren: „So setzt sich auch bei Fr. Schlegel wegen unserer Differenzen gegen mich üble Laune an; ich möchte diese nicht zu einem Streite ausspinnen, weil ich ihn achte. Darum denke ich, um kurz abzuschneiden, eine Rezension seiner Vorlesungen, die ich eben gelesen habe, und die mir sehr wohlgefallen, in die Jahrbücher zu geben.“ (Briefe 2, 283.) Etwas unmutiger wendet er, auf das Museum zurückkommend, an Perthes: „Schlegel hat mir nicht zur Teilnahme ge-

Digitized by Google

schrieben, ich deute ihm das nicht übel, wenn es auch absichtlich ist, wir gehen in unsern Ansichten im einzelnen so weit auseinander, daß er wohl recht daran hat, sich seinen Kreis abzuschließen und ihn nicht durch fremde Richtungen durchkreuzen zu lassen. Freilich könnte ich ihm in meinem Kreise ganz ungehindert Stimme verstatten, aber das Ausschließliche ist eben allem Positiven durchaus notwendig." (Perthes S. 60.) Man darf annehmen, daß Perthes inzwischen Schlegel auf den wohlbekannten rheinischen Schriftsteller hingewiesen hat. Noch bevor Schlegel sich an Görres wenden kann, bietet er sich, alle Empfindlichkeit beiseite setzend, diesem als Mitarbeiter an. Das geschah wohl im Juli 1812 in einem Schreiben, das bisher nicht bekannt geworden, dessen Antwort Schlegels Brief vom 22. Juli (Briefe 2, 337 f.) ist. Mit sichtlicher Freude begrüßt Schlegel seine Mitarbeit. Er verspricht ihm, das Werk über Indien (die Mythengeschichte) zu lesen und zu prüfen. Er freut sich schon im voraus, mit dem Reichtum seines Geistes nähere Bekanntschaft zu machen. Dann schließt er: „In der mich betreffenden Anmerkung, die ein Freund mir mitteilte, sehe ich wohl, daß hier mehr ist als ein leicht zu lösendes Mißverständnis, sondern eine tiefe Grundverschiedenheit. Darüber findet sich denn auch wohl Gelegenheit zur Sprache zu bringen, was doch immer mehr und mehr zur Sprache kommen muß. Möchten Sie nur einmal der Metaphysik recht ernstlich sich zuwenden. Freie Geister wie der Ihrige sind uns not, um dem elenden Sekten- und Formelwesen ein Ende zu machen."

Görres großer Brief — ich habe auf sein Vorhandensein schon früher aufmerksam machen können — ist die schnell erfolgte Antwort auf dieses Schreiben. Man fühlt, wie sehr es Görres drängte, sich mit diesem großen Geiste, der ihm früher Führer gewesen, auseinanderzusetzen. Sein Schreiben gewährt einen umfassenden Einblick in den ganzen Bereich seines damaligen Denkens und Schaffens. Es deutet an seine Studien zur altdeutschen Literatur, seine Herausgabe einer vier Bände starken „Bibliotheca Vaticana, altdeutscher Dichtungen", des Lohengrin, der 1813 mit einer umfangreichen Einleitung erschien, der Haymonskinder, die er in überschwenglich unkritischer Begeisterung für die Krone der altdeutschen Dichtungen hält, und die er vereint mit Ph. O. Runge, der die Illustrationen liefern sollte, herauszugeben gedenkt. Zurückgelenkt wird er zu dem sagenhaften Ossian, über den er in einer Anzeige in den Heidelberger Jahrbüchern (1810) gehandelt hatte. Auf die Mythengeschichte fällt unser Blick, auf die Reflexionen, deren Fortsetzung er plant, auf die indischen Studien mit den Vedas und dem Upnekhat. Für fremde Arbeiten

Digitized by Google

hat er ein gutes und offenes Wort. Er mustert die Studien der Brüder Schlegel, A. W. Schlegels Nibelungenaufsatz und dessen Rezensionen, F. Schlegels Ossianarbeit, die Vorlesungen über Geschichte, für die er ein warmes Lob findet. Erneut spricht sich die schon so oft geäußerte Abneigung gegen das verknöcherte Gelehrtentum, gegen „die Schriftgelehrten" aus, seine Abweisung des Wahnes einer historischen Unparteilichkeit. Ein kräftiges Wort findet er gegen einen im Museum sich breit machenden Krittler, der die sprachlichen Leistungen der deutschen Schriftsteller der Gegenwart ungerecht mißt und schilt. Dann wendet er sich großen und ernsten Problemen zu: Offenbarung und Christentum, Pantheismus und Entwicklung, Gott und dem Bösen. All dieses erörtert er mit einer erfreuenden Offenheit und einem erstaunlichen Freimut.

Das Schreiben fand bei Schlegel die Aufnahme, die es verdiente. Friedrich Creuzer schreibt einige Zeit später an Görres, daß Schlegel „seine laute Freude über den Brief bezeugt habe" und er sich Hoffnung auf Beiträge für sein Journal mache" (Briefe 2, 381). Görres wird Mitarbeiter am Deutschen Museum, er steuert bei einen umfassenden Aufsatz über Hunibalds Chronik und einen zweiten „über das altdeutsche Gedicht Reinold von Montalban".

Daß sich die beiden Männer im Laufe der Zeit persönlich kennen gelernt haben, geht aus einem später noch zu erwähnenden Schreiben hervor (vom 10. Juli 1828), in dem Schlegel seiner Freude, Görres *wiederzusehen*, Ausdruck verleiht. Die erste Begegnung fand wohl statt in Frankfurt, wo Görres zur Weihnachtszeit des Jahres der Enttäuschung 1816 weilte, um mit Freiherrn v. Stein einen Meinungsaustausch zu pflegen. Um dieselbe Zeit hielt sich Schlegel als österreichischer Legationssekretär in der Mainstadt auf. Es ist selbstverständlich. daß die beiden Männer mit Freuden diese Gelegenheit persönlicher, freundschaftlicher Fühlungnahme ergriffen haben werden. Jedenfalls besitzen wir aus demselben Jahre eine bezeichnende Aeußerung Schlegels über Görres, die Perthes berichtet: „Merkwürdig waren mir schon Schlegels Aeußerungen über Görres, dessen Zerfall mit der preußischen Regierung er sehr gut kannte; er rühmte ihn laut in größerer Gesellschaft wegen seiner Ansichten über Kaiser und Reich; unter allen Stimmführern des Tages sei er der einzige, bei welchem Wahrheit und Freiheit zu finden sei." (Vgl. Th. Perthes, F. Perthes Leben, Gotha 1861, 2, 100.)

Mehr als 10 Jahre vergehen, ehe wir wieder eine Aeußerung über F. Schlegel in Görres' Briefwechsel vernehmen. Die letzte große Wendung von Görres, dessen Tätigkeit am „Ka-

Digitized by Google

tholiken" und dessen Mitarbeit an der Münchener Eos rückt die beiden, nun auch im Glauben und in der Gesinnung eins, vollends nahe, nachdem schon die frühere Begegnung ein herzliches freundschaftliches Verhältnis angebahnt haben muß. Jetzt (am 10. Juli 1828) gedenkt Schlegel seiner in Verehrung und Freundschaft: er bittet ihn, veranlassen zu wollen, daß die beigelegten Strophen in der Eos oder im Katholik Aufnahme finden. Es scheint Görres' Verdienst zu sein, Schlegel der Eos als Mitarbeiter zugeführt zu haben. Schlegel stirbt anfangs 1829. Kurz nach seinem Tode ergreift Görres ritterlichen Sinnes die Verteidigung des toten Freundes, dessen Ehre „die Blätter für literarische Unterhaltung" zu beschmutzen versucht hatten, in einem von zorniger Leidenschaft glühenden Aufsatz „Ueber das Recht der Toten" (Eos 1829, Nr. 28). Im Angesichte der Nation will er ein Beispiel an den Urhebern dieses Attentates statuieren. „Waffe und Wehr ist den Gefallenen nun genommen und die Kraft sie zu haben noch überhin; der Wehrlose ist daher, wenn der Geringeren einer, der Privatehre zum Schirme hingegeben; ist er aber ein öffentlicher Charakter gewesen, dann ist er dem Schutze der Nationalehre anvertraut. Sie hat zu wachen bei seinem Grabe, daß seine Leiche nicht geschändet werde, bis sein unsterblicher Teil vor dem Totengerichte seinen Ebenbürtigen sich gestellt, und die Nation ist selbst geschändet, wenn sie ehrlos eine solche Schändung zugegeben. Von selber senkt der edle Kämpfer die Spitze der Waffe, sowie der Gegner gefallen; tobsüchtiges Gesindel aber, das auch dann nicht vom Kampfplatze weicht oder gar ihn nun erst betritt, wird billig mit der Peitsche fortgejagt. .... Der Kirchhof soll uns, wie es immer hier Sitte gewesen, ein Friedhof sein und nicht eine Fechtschule für feige Gesellen, die an dem Schatten der Toten ihre Bravour versuchen." (S. 114 f.) Erneut stellt er in zorniger Entrüstung den Ehrabschneidern sich entgegen in einem zweiten Aufsatz: Frechheit und kein Ende. (Eos 1829, Nr. 36, 37.) Von den freundschaftlichen Beziehungen, die später noch zwischen Schlegels Gattin Dorothea und Görres bestehen (vgl. auch Schellberg 2, 712) legt Zeugnis ab die Widmung: „An den vortrefflichen Freund Herrn Görres", die Schlegels „Philosophische Vorlesungen", Wien, 1830, enthalten. (Autographensammlung von E. Schmidt, Katalog von M. Breslauer, Berlin 1914, S. 13.)

Das in meinem Besitze befindliche Schreiben an Schlegel lautet:

Koblenz am 4ten August 12.

Ihre Zuschrifft vom 22ten ist mir aus mehreren Ursachen sehr erfreulich gewesen; im allgemeinen, weil sie mich, was ich wohl länger wünschte,

Digitized by Google

mit Ihnen in nähere Verhältniße bringt, insbesondere weil Sie mein Anerbieten wegen Glöckles[1]) Sachen angenommen haben. In der Tat verdient dieser junge Mann, wunderlich, ungestüm und überspannt, wie er sonst seyn mag, doch seines großen lobenswürdigen Eifers und seit fünf Jahren bezeigten Fleißes wegen alle Unterstützung und Ermunterung. Sie werden in diesen Tagen die Ankündigung einer Bibliotheca Vaticana[2]) von mir in den Journalen lesen, die ich aus den Sachen die ich theils schon von ihm habe, theils noch erwarte, herausgeben werde. Ich bitte Sie, ihrer wenn es der Raum erlaubt in ihrer Zeitschrifft zu gedenken, und in ihrem Kreiße, soweit Sie können, das Unternehmen zu befördern. Ich habe das Buch auf Subskription angekündigt, die zuverläßig in dem verarmten Lande nicht zu Stande kommen würde, wenn ich nicht Mittel und Wege gefunden hätte, einigen Höfen damit beyzukommen, von denen ich Ergänzung des Fehlenden hoffe. Ich habe sehr treffliche und merkwürdige Sachen hier, wie Sie sich aus den Proben überzeugen werden, die ich Ihnen senden will. Ich bin nämlich jetzt im Begriffe, die Einleitung zum Lohengrin[3]) zu schreiben, der nun endlich in einigen Monaten die Preße verlaßen wird, wo ich Ihnen denselben durch den Verleger zusenden laßen werde. Wenn ich diese Arbeit in vierzehn Tagen etwa auf Seite habe, dann will ich Ihnen sogleich einige der vorzüglichen Stellen aus den Haymonskindern mit einigen Beyworten und Erläuterungen, was nöthig ist, zusenden, und Sie werden sehen, welch ein Schatz des gediegensten Metalls, beynahe ganz frey von Schlacken und Gestein in diesem Gedichte ruht.

Ich lese die Zeitschrift[4]) hier mit vielem Interesse, und wundere mich eben nicht, daß sie an einem im ganzen so wenig literärischen Ort keine rechte Lokalfarbe gewinnen will. Das Museum hatte ein Solche schon ganz entschieden, die mir am Ende aber auch bald zu grau und nordisch wurde. Ihres Bruders Bemerkungen über die Nibelungen[5]) so wie Alles, was er sonst in Rezensionen über verwandte Gegenstände mitgetheilt, hat mir Alles sehr wohl gefallen, es ist die Sache beim besten und dringlichsten Punkte angefaßt, und die freye Ansicht der Dinge, die nothwendige Frucht gereifter Welterfahrung, freut einen sehr wohltätig, wenn man sich an der Krüppelhaftigkeit so vieler unserer an den Schreibtisch krummgeschloßener Schrifftgelehrten sattsam geärgert hat. Wie ich in den Zeitungen sehe, wird er eine Reiße nach Griechenland machen, ich wüßte keinen bessern Deputierten in der Körperschafft aus-

[1]) Der aus Ingelheim stammende, der Trunksucht verfallene Ferdinand Glöckle (1819) hat aus dem reichen Schatze der pfälzischen Handschriften der Vaticana Görres zahlreiche, allerdings sehr schlechte Abschriften verschafft, vgl. Schultz, Görres als Herausgeber, Literarhistoriker, Kritiker, im Zusammenhang mit der jüngeren Romantik, Berlin 1902, S. 82, 167; Schellberg 2, 820. Ueber ihn vgl. auch 2, 109, 127, 510, 524.

[2]) Diese Ankündigung habe ich wiedergegeben Pertes Seite 67—71, vgl. auch Anmerkungen S. 113. Görres hat seine Absicht nicht ausführen können.

[3]) Dieses altdeutsche Gedicht gab Görres mit Einleitrng versehen 1813 heraus.

[4]) Deutsches Museum Wien 1812—1813.

[5]) Aus einer noch ungedruckten historischen Untersuchung über das Lied der Nibelungen (1812), I, S. 936, 505—536; II, S. 1—23. Außerdem hat A. W. Schlegel beigesteuert: Gedichte auf Rudolf von Habsburg von Zeitgenossen I, 289—323; Ankündigung II, 366—368; Ueber das Mittelalter S. 432—462; ein Gedicht S. 179 ff.

Digitized by Google

zuwählen, die gerühmtesten würden nur wie dunkle Kammern mit trüben Gläsern gehen, und immer denselben befangenen Pedanten uns wieder bringen. Ihr eigener Aufsatz[6]) über Ossian hat gleichfalls meinen ganzen Beyfall, wenn Sie nur mir zugeben wollen, daß die Dichtungsweise selbst früher schon bestand, und daß wir auch hier wie immer in der Sage alte graugewordene Heldengeschlechter bey jeder neuen glänzenden oder thätigen Epoche in neuer Form, Gestalt und Namen wiedergeboren sehen. Sonst mögte ich aber nicht so viele Wichtigkeit auf Ahlwardts[7]) neue Uebersetzung für die Würdigung Ossians legen, der Fleiß und die Gründlichkeit ist lobenswerth, der Erfolg hat aber häufig der aufgewandten Mühe nicht entsprochen, und die philologische Pedanterie feyert in dem Buche einen wahren Triumph und wird nur von der Grobheit gegen Macpherson[8]) und der Undankbarkeit gegen ihn übertroffen. Minder hat mich befriedigt, was Sie über das Scandinavische sagen, Sie wollten aber auch da nichts Erschöpfendes geben, weil Ihnen der größte Theil der Quellen unzugänglich war. Den Aufsatz von Steigentesch[9]) habe ich mit geringem Wohlgefallen, und am Ende mit dem größten Misfallen gelesen, und das ist die Empfindung Aller gewesen, die ich davon habe sprechen hören. Wer wird nur in einem blöden Kantianer[10]) Belege für die Steifheit der teutschen Sprache suchen, und in Wielands goldnem Spiegel, dem Langweiligsten aller Bücher, das mir je vorgekommen, nach Langweiligkeit, und gar in Krünitzens Encyklopädie,[11]) der schlechtesten aller Kompilazionen in jeder Hinsicht nach schlechtem Styl. Und dann am Ende die elenden Redensarten, die selbst das Morgenblatt[12]) in den Mund zu nehmen allmählig sich zu schämen angefangen hat. Die Worte haben freylich einen Sinn, durch den Sie belachenswerthe Thorheiten bezeichnen, und wo wir Beyde selbst mit ihm einig sind, sie haben aber als Partheystichworte auch einen konventionellen, in dem sie alle immer genommen werden und wo kein Wohlgesinnter beystimmen kann. Es ist wie immer entweder irgend eine Be-

[6]) Ueber nordische Dichtkunst I, 162—194; s. S. 169 ff. Ueber das Nordische Gedicht S. 179 f.

[7]) Diese Bemerkungen sind ein Nachklang der Anzeige von C. W. Ahlwardts Probe einer neuen Uebersetzung der Gedichte Ossians, Heidelberger Jahrbücher (1810) III, 249—257 = Schultz, Charakteristiken und Kritiken von J. Görres 2. Folge Köln 1902. S. 62—69.

[8]) Schottischer Dichter der angeblichen Lieder des Ossian.

[9]) Steigentesch hatte (Museum I, 197—220) veröffentlicht: „Ein Wort über deutsche Literatur und Sprache", das mannigfachen Widerspruch erfahren hatte. Er hatte sich in recht törichter, ungerechtfertigter Weise beklagt über die Weitläufigkeit, Geschmacklosigkeit der deutschen Sprache, wie sie damals gehandhabt wurde. Daß Schlegel den Aufsatz aufnahm, ist doppelt verwunderlich, da der Beitrag recht deutliche Angriffe selbst gegen die Romantiker enthielt. Görres hatte Perthes mitgeteilt (Perthes S. 68), daß er auch zu denen gehöre, die Schlegel deswegen geschrieben. Was er ihm gesagt, liegt nunmehr vor.

[10]) Adelung (1732—1806) ist gemeint, der schon des jungen Görres Abneigung erfahren hatte.

[11]) Krünitz J. G. ist der Herausgeber eines viel gebrauchten Nachschlagewerkes, das in 242 Bänden von 1782 bis 1828 erschien; vgl. Steigentesch S. 218.

[12]) Gemeint ist das antiromanisch gerichtete Morgenblatt für gebildete Stände, gegen das Görres vereint mit Armin und Brentano manche Fehde bestanden hatte; s. Schellberg 2, 669 f.

Digitized by Google

schränktheit, eine gereizte Empfindlichkeit oder dergleichen dabey im Spiele, vielleicht auch eine gutmüthige Ueberzeugung die mir jedoch eine durchbrechende Unlauterkeit nicht glaublich macht. Ich kann recht gut begreifen, wie im persönlichen Umgange Ueberzeugung von der guten Gesinnung oder überhaupt Liebenswürdigkeit höherer (?) Art Manches in der Meynung ausgleichen kann, was isolirt grell auffällt, ich selbst bin für die unbedingteste Freyheit in der Aeußerung jeder literärischen Meynung, und hätte er Namen genannt und schlagende Beyspiele angeführt, ich würde es vollkommen gebilligt haben, aber dergleichen Fuchteleyen ins Blaue hinein würde ich ausschließen, aus Furcht mir den Beyfall der Schlechtgesinnten zuzuziehen. Ich achte Sie zu sehr, um meine freymüthige Aeußerung mit einem zugesetzten Worte zu rechtfertigen. Dagegen habe ich mit ganz ungetrübtem Vergnügen vor einiger Zeit Ihre Vorlesungen über die Geschichte gelesen.[13]) Diese ruhige, gehaltene Würde, diese Milde des Urtheils und dabei der hochgenommene historische Blick haben mir sehr wohl gethan, es ist ein eigentliches Volksbuch und wird als solches sich geltend machen, wenn die Schule des Elends, in der jetzt die Nazion erzogen wird, noch manchen Hochmuth gebrochen, und manchen Kleinmuth beschämt haben wird. Um so mehr hat mich das eben nicht geistlose, aber unverständige Gerede darüber geärgert. Ich habe wohl auch bisweilen gedacht, daß Sie später hin statt des oesterreichischen einen teutschen Gesichtspunkt hätten wählen mögen, aber wenn ich mich erinnerte, daß Ihnen das gar leicht gefallen wäre, und daß es uns vielmehr Noth thut, etwas recht Individuelles und Anschauliches zu haben, und daß, nachdem der Schaum zersprungen, und das, was allein sich unversehrt erhalten, einen Stützpunkt abgeben kann, dann habe ich Ihnen vollkommen Recht gegeben, daß Sie dem großen Friederich, dem Johannis Baptista unseres jetzigen Messias, und seinem Stamm die Gallerie der Habsburger entgegengesetzt, die immer einen erfreulicheren Anblick als jene in ihrer Art wohl auch achtbare, aber bis zum aengstlichen hagere und lebensarme Königsbilder giebt. Immer reden sie von einer historischen Unparteylichkeit, und bedenken nicht, daß Gott selbst sie nicht in ihrem Sinne hat, denn alsdann würde die Macht des Bösen bald auf Erden siegreich werden. Ich hatte mir vorgenommen, über das Buch in den Jahrbüchern[14]) meine Meynung abzugeben, viele Arbeiten haben es bisher verhindert, und weil ich dachte, Wilken[15]) möge es sich etwa von Amts wegen vorbehalten haben; indeßen habe ich es noch nicht ganz aufgegeben.

Daß Sie mich zur Teilnahme an Ihrer Zeitschrifft aufgefordert, ist mir lieb gewesen, weil es den Anstand wegräumt, weswegen ich es Ihnen nicht selbst angetragen, weil ich nämlich nicht wußte, in wiefern meine Denk und Ausdrucksweiße für ihr nächstes Publikum passend ist. Das Publikum erfordert Schonung und Vorbereitung in Manchem, da ihm Vieles, was im übrigen Teutschland vorausgesetzt werden kann, fremd geblieben ist. Ich werde in dem, was ich Ihnen sende, möglichst darauf Rücksicht nehmen. Wenn es Ihnen recht ist, so werde ich die Reflexionen[16]) fortsetzen, die ich im Museum angefangen; es ist eine weite

[13]) Vorlesungen über neuere Geschichte, gehalten zu Wien im Jahre 1810, vgl. sämtliche Werke 1846[2] 2.

[14]) In den Heidelberger Jahrbüchern; s. auch oben und Briefe 2, 283.

[15]) Wilken, Mitherausgeber der Jahrbücher.

[16]) Die Reflexionen (s. oben) waren im Vaterländischen Museum erschienen; ein zweiter Aufsatz wurde aus dem Nachlaß veröffentlicht; vgl. Schellberg 1, 455—478. Perthes S. 21. Zum Texte der Reflexionen s. Perthes S, 103 f 2.

Digitized by Google

Rubrik, in der man Alles zur Sprache bringen kann, was eben an der Zeit ist. Späterhin möchte ich Ihnen einiges Historische mitteilen, was von allgemeinem Interesse für Ihre Leser seyn kann.

Ihr Vorhaben, sich mit meiner Mythengeschichte näher bekannt zu machen, ist mir nicht minder lieb gewesen, es würde mich schmerzen, wenn diejenigen meiner Zeitgenossen, an deren Urtheil mir am meisten gelegen ist, ohne Antheil daran vorübergehen wollten. Ich bin mir bewußt, daß ich nur nach dem Rechten und Wahren ohne vorgefaßte Meinung nicht ohne Verstand und Glück gestrebt, was mangelhaft am Buche ist, hat außer meinem Bereiche gelegen.[17]) Ich bin auch überzeugt, daß Sie im Ganzen und im Großen mit mir einverstanden seyn werden, wenn gleich, wie Sie allerdings Recht gesehen haben, eine sehr tiefliegende Verschiedenheit in unsern Ansichten besteht. Es ist dies nicht etwas Zufälliges, etwa daß Sie auch, wie man mir gesagt hat, im Indischen die Glaubwürdigkeit des Upnekhat bezweyfeln, Sie werden darin meiner Meynung seyn,[18]) wenn Sie eine kleine Schrifft von mir über die Vedas, die gegenwärtig unter der Presse ist und ich Ihnen gleichfals zusenden lassen werde, gelesen haben.[19]) Bedeutender ist schon unsere Abweichung in Beziehung auf erste Offenbarung und das Verhältniß der andern Religionen zu der ausschließlich (?) sogenannten Offenbarten, da denke ich denn nun es sei Gottes würdiger, daß er sich allen Völkern, die das Gute suchten, unmittelbar durch dasselbe Organ mitgetheilt, als daß er es mittelbar durch ein Buch, das mancherley Misdeutung und Mishandlung fähig ist, gethan.[20]) Darüber, so wie über die Folge der Entwicklung der religiösen Formen, mögten wir uns bald verständigen können. Die Hauptabweichung aber liegt in unserer Ansicht des Pantheism, den Sie als eine einzelne religiöse Form, und zwar die Verderblichste unter Allen, ansehen, ich aber als das gemeinsame Medium, in dem alle religiöse Evolution notwendig erfolgen muß. Ich halte nämlich so wenig das Endliche vor dem Unendlichen, als dieses vor dem Göttlichen, nichtig an sich und verderbt, sondern nur eines dem Andern untergeordnet, und zusammen gleich wirklich in Gott, in sofern sie in der Wahrheit und im Guten sind.[21]) Das Gute in der unendlichen Welt ist mir daher das rein Reale vor Gott, der unmittelbare Abglanz seines Wesens; rein nichtig vor Gott, absolutes Nichts aber ist vor ihm die Sünde und das Böse. Hätte die Sünde ein Seyn außer Gott, er wäre nimmer der höchste Gott. Wohl aber hat das Böse innerhalb der realen Welt auch eine relative Realität. Indem Gott innerhalb der unendlichen Welt eine unendliche Vielheit von Individualitäten gestaltete, tritt er selbst als sichtbarer Gott als Vorsehung unter sie ein, in jeder Individualität aber liegt die Möglichkeit, in die Gesetze dieser Vorsehung einzugreifen oder ihnen entgegenzutreten, wo sie dann es zugleich als eine göttliche Macht, als ein streitender Gott, Christus, oder Mitra oder Wischnu, ihr entgegenkämpft. Innerhalb der Welt also streitet so die Hölle und der Teufel, aber er streitet nur durch Gottes Kraft, was er hinzu gethan,

[17]) Die gleiche Selbstkritik findet sich Briefe 2, S. 107, 113, 123.

[18]) Vgl. 2, S. 275.

[19]) Diese Schrift — Görres verstand übrigens kein Wort Sanskrit — ist, da sie keinen Verleger fand, nie erschienen. Wahrscheinlich ist sie in die Sagengeschichte verarbeitet worden; vgl. Schultz S. 189.

[20]) Die Stelle des Briefes an A. Müller (Schellberg 2, 264) vom 16. Mai 1818 gehört auch in diesen Zusammenhang.

[21]) Diese Darlegungen verleugnen nicht ihre Abhängigkeit von Jakob Böhme.

Digitized by Google

seine Verkehrtheit, ist nichtig, alle Folgen des Bösen sind heilsam, aber nicht durch das Verdienst des Handelnden, sondern durch Gottes Macht, das Böse aber wird an sich nie erlangt, eben weil es nichtig ist; sicher aber wird es durch sich selbst am Urheber bestraft, weil die ganze Weltordnung sich dagegen auflehnt. Das Böse also hat nie innern Bestand vor der Gottheit, höchstens könnte man sagen, daß es wie ein vacuum disseminatum die Stetigkeit des Weltganzen vor ihrem Angesicht unterbricht. Ich dächte nicht, daß ein solcher Pantheism verderblich wäre, oder daß er dem Christentum widerspräche, ich sehe dieses vielmehr eben als seine vollendete Entwicklung an. Ich habe Ihnen hier mit wenig Worten die Grundzüge meiner Ansicht dargelegt und ich glaube nicht, daß Ihre Ueberzeugung, obgleich in anderer Form in Ihnen liegend, sehr damit in Widerspruch seyn wird; ist das aber auch der Fall, und kommt es zu öffentlicher Erörterung unserer Grundsätze, dann wollen wir ein Beyspiel geben, wie man einen Streit ohne Haß, Neid und Uebermuth, ohne irgend eine eingemischte Schlechtigkeit blos für das reine Interesse der Wahrheit führen soll. Leben Sie wohl, und behalten Sie mich in Ihrem freundschaftlichen Angedenken. Görres.

Besorgen Sie gefälligst die Beylage an Herrn v. Hammer.[22])

(Schluß folgt.)

o o o

Von der Freiheit der Kinder Gottes.

Von Werner E. Thormann. (Schluß.)

Christoph Flaskamp hat für unsere dringendste kulturelle Aufgabe schon in seinem Vortrage über die Romantik sehr warme und überzeugende Worte gefunden. Das gedankliche Erlebnis hat sich bei ihm in Dichtung umgesetzt, so daß ein starkes Zeitbuch unter seiner Feder entstand, in dem das Kulturideal der deutschen Zukunft zu wuchtigen lyrischen Gesichten gehämmert und geformt ist. Freilich, „Worte sind so arm", wie es in den einleitenden Versen heißt. Flaskamp hat immer ein äußerst feines Gefühl für die Probleme der Form bewiesen: der von vielen Lyrikern des Gedankens immer wieder nichterfaßte Unterschied des Rhetorischen und des Dichterischen ist ihm sehr klar. Nur symbolisch um- und neugeschaffenes Gedankengut kann uns der echte Dichter geben, eine reine Aussprache des Erdachten ist, auch wenn ein leidenschaftliches Temperament sie durchglüht, immer undichterisch. Namentlich unsere geistliche Lyrik hat diesen Fundamentalsatz häufig vergessen. Flaskamp, dessen Schaffen überhaupt einer dem Stile unserer zeitgenössischen Lyrik gewidmeten Untersuchung reichen Stoff geben müßte, war sich seiner immer aufs schärfste bewußt. Letzterdings handelt es sich hier um Unaussprechliches, um das Geheimnis des Dichterischen schlechthin. Neben der Romantik und Goethe war es in erster Linie wohl

22) Von Hammer-Purgstall, bekannter Orientalist 1774—1856).

Digitized by Google

Martin Greif, an dem Flaskamp die Erkenntnis gewann, daß nicht. wie unsere modernen Lyriker fast durchgängig überzeugt zu sein scheinen, das Gesteigerte irgend eines Stiles, sei es pathetisch geziert, gewollt einfach oder in welcher einer von tausend Formen, nicht das Capriccio eines über die Alltäglichkeit erhabenen, ins Bizarre gewandten Geistes das Dichterische ausmacht. Gerade dadurch dürfte unsere moderne Lyrik dem Volksgeist so fremd geblieben sein, manch köstlicher Wein blieb ungeschlürft, weil die seltsame Form des Gefäßes, aus dem man ihn bot, abschreckte. Die Urform des Lyrischen entsteht, wenn ein bestimmter gedanklicher oder gemütlicher Vorgang in Beziehung gesetzt oder ausgelöst wird durch eine von der Natur oder eine besondere äußere Situation hervorgerufene Empfindung, wie in Martin Greifs berühmtem Beispiel:

„A Regn is vom Himmel gefallen,
Die Bäum, die tröpfeln no,
I hab amal a Schätzl ghabt,
I wollt, i hätts no."

Flaskamp hat eine Würdigung des Lyrikers Greif geschrieben, die er in die bezeichnenden Verse zusammenfaßte:

Nur wenige waren, die dein achteten,
indes doch viele schmachteten
nach einer frischen Quelle der Natur.

Du Einziger in deiner Zeit,
in dem der Volksgeist sich befreit,
vorschreitend auf der alten Spur.

(Martin Greif.)

Er selbst ist darin dem Vorbild in manchem gleichgekommen. Und so erklärt es sich, daß Verse wie die:

Im trüben Blau des Himmels thront
heut nur der Mond;
er kann allein der Nacht nicht Klarheit geben.
Der Wanderer, der in seinem Lichte schreitet,
fühlt auch die Einsamkeit,
die ihn umbreitet.

(Wanderer und Mond.)

unendlich dichterischer erscheinen, als gar manches, in dem moderne Lyriker die Stimmungsschwere einsamer Mondnacht mit erlesener Wortkunst umbrämten. Man vergleiche etwa die Art von Flaskamps „Um Mitternacht am Walchensee", das in der kurzen Prägnanz, wie das Naturerlebnis vor uns hingestellt wird, all seinen Stimmungszauber voll in uns entbindet, mit dem verwandten Gedichte von Stefan Zweig „Nacht am Gebirgssee", das sich im Ausmalen der lyrischen Situation nicht genug tun kann, gerade darum aber unserer mitschaffenden Phantasie nicht den nötigen Spielraum läßt.

Digitized by Google

Flaskamp: Von den Bergen hart umschlossen,
schwarz hin in die Nacht ergossen
liegt der See.
Das Horn
des Mondes nur, verloren
in Wolken, wirft traumhafte Helle
auf die Flut,
die nie ruht
und rauscht wie Blut,
mein Blut.

Zweig: Leise zieht mein Boot in blassen Wellen,
Die den Sternenreigen funkelnd spiegeln,
Breite dünnumhellte Silberquellen
Rinnen von den mondbeglänzten Hügeln
Und der Nebel sinkt in faltenschweren
Lichtgewanden müde um die Bäume,
Dunkeltrotzig starren rings die Föhren
Wie versteinte sorgendüstre Träume.
Und von wildverzackten Felsengewänden
Schwebt die Nacht behutsam durch die Stille
Und sät Frieden aus mit leisen Händen.
Lautlos zieht die blanke schwanke Zille,
Lautlos schmiegen sich die weichen feuchten
Bergseefluten an die helle Planke . . .
Tiefe Ruh . . . Nur fern ein Wetterleuchten
Wie ein wach gewordener Gedanke.

Doch eine Natur wie die Martin Greifs, die immer dem Leben gegenüber den Standpunkt des unphilosophischen, die Erscheinungswelt und die kulturelle Tradition einfach bejahenden, mithin unromantischen Idyllikers einnimmt, ist grundverschieden von der Kämpferseele Flaskamps, der im Lyrischen seiner großen Landsmännin, der Droste, viel näher verwandt ist. Flaskamp scheint mir das Romantische in Greif zu sehr hineinzusehen und im Streben nach der volksliedhaften Einfachheit hie und da die Selbstkritik etwas zu verlieren. Nur so erklärt es sich, daß in seine Sammlung Gedichte mithineinkamen, die zwar durchaus nicht wertlos sind, aber doch an die Tiefe und den aufs letzte Maß ausgeschöpften geistigen Gehalt der übrigen Stücke nicht heranreichen. Mein Einwand zielt auch gegen die merkwürdig karge Liebeslyrik der ersten Gedichte des Buches, die gemessen an dem früheren Reichtum des Dichters auf diesem Gebiete nur einem allzustarken verstandesmäßigen Beschneiden lebenskräftiger Triebe entsprungen sein kann.

Dieser Einwand trifft nur Geringfügiges und wurde auch nur erhoben, um denen gegenüber gewappnet zu sein, die das von mir dem Buche gespendete Lob etwa mißverstehen sollten und in jedem einzelnen Gedichte einen Meilenstein literarischer Entwicklung suchend, angesichts dieser Unzulänglichkeiten an dem Ganzen irre werden könnten.

Digitized by Google

In der gleichen Linie liegen einige Besonderheiten der Sprachbehandlung. Es findet sich eine Anzahl von Härten im Rhythmus, namentlich aber im Reim, von kleineren Unreinheiten, die bei der ersten Lektüre uns, die wir die gefeilte Glätte raffinierter Artisten der Verskunst täglich zu hören gewohnt sind, ein wenig abstoßen. Auch da hat Christoph Flaskamp in bewußter Abkehr des Guten ein wenig zu viel getan, manchmal dürfte er fast als ein Verächter des Wortes zugunsten einer schärferen Formulierung des Gedankens erscheinen, was für einen Lyriker immerhin bedenklich ist. Trotzdem enthalten auch gerade die Stücke der reinen Natur- und Liebeslyrik Stellen von echtest lyrischer Symbolik.

Im Garten stehn die Bäume
junger Früchte voll in goldenem Licht,
und voll erster naher Sommerträume
still herüber aus der Laube
leuchtet mir dein Angesicht,
und an deine Wange dicht
schmiegt sich eine saftgeschwellte Traube.
(Das stille Reifen.)

Für Christoph Flaskamp dürfte das „Martin Greif" zu überschreibende Kapitel seiner Dichtung lediglich Formproblem sein; die religiös-philosophische Grundlage seines Schaffens, das Wiedergewinnen des romantischen Gedankens, die zugleich auch die Grundlage der Bedeutung seines neuesten Gedichtbandes darstellt, wird davon in keiner Weise tangiert. Sein dichterisches Urgefühl fand da von selbst die adäquate Form.

Der Weg geht zurück zu jenem Goethe, der unter dem Einflusse Herders und der Straßburger Erlebnisse seine gotische Epoche durchlebte, der sich zur Kunst und Kultur des deutschen Mittelalters und damit zum deutschen Volkstum zurückgefunden hatte. Die Romantik baute weiter, wo Goethe und Herder stehen blieben und abirrten. Die Grundanschauungen der älteren Romantik, der Universalismus- und Organismusgedanke mündeten folgerichtig in den Geist des Christentums, dessen Apologeten die romantischen Denker von da ab wurden. Flaskamp hat in seinem Vortrag über die Romantik diesen Weg verständnisvoll aufgezeigt, in seinen Gedichten läßt er ihn uns neu erleben, alle die verschlungenen und verzweigten Pfade führen mit Notwendigkeit zu dem einem großen Ziele hin: „Inquietum est eor nostrum, donec requiescat in te". Ganz goetheisch setzt er ein:

Wer schuf diese steilen Wege
zwischen Gipfel, Sturz und See?
Wer schuf diese steilen Wege?
Menschengeist ist immer rege
in der Tiefe, in der Höh.

Digitized by Google

Diese dumpfen Felsenmassen
ängstigen noch heut den Blick,
aber siegesgewiß, gelassen
sieht er vor und sieht zurück,

Wer vor vielen hundert Jahren
hier die ersten Stufen schlug,
die Gebrechen und Gefahren
unsrer ganzen Menschheit trug.

Immer steiler, immer jäher
streben wir das Weltall an,
adleräugigkühne Späher
treten wir uns neue Bahn.

Die ihr in den tiefren Talen
wohnt, erhebt zu uns den Blick,
lernt aus unsern Wundenmalen
höhern Strebens Qual und Glück.

Ob der Geist in jähen Gründen
schon den sichern Pfad verlor,
neue Wege muß er finden
über Berge zu dem Tor

Gottes, der uns schuf und gnadet,
frei, wie jeder sichs erwählt,
ob er tief in Nebeln badet
oder sich durch Wolken quält.

Gipfeltürme übersteigen
unsre Träume, Taten schon,
bis sich Sterne vor uns neigen
und wir uns vor Gottes Thron.

(Im Gebirge.)

Auch für Goethe hatte sich, als seinem jungen Geiste einst ähnliche Gedanken reiften, in den Jahren des Straßburger und dritten Frankfurter Aufenthaltes, das gleiche lyrische Symbol des Zuges in die große Natur, des rastlosen, kraftvollen Wanderns gefunden. Gewiß ein des Anmerkens werter Beitrag zu einer Geschichte der lyrischen Formkunst und ihrer inneren Bedingtheiten. Die neue Erkenntnis drängt nach Auswirkung hinein in die Tiefe der eigenen Seele, hinaus in den Umkreis der Menschen, ins Leben der Gegenwart, die soziale Pflicht des Dichters als des „vates" seiner Zeit verlangt gebieterisch nach ihrer Erfüllung, der peinigende Stachel des Gewissens:

Daß wir die Wahrheit kennen,
nach der doch alle brennen,
und doch ruhn
und sie nicht laut vor allen nennen
und — tun!

(Nichts ist getan.)

Digitized by Google

Der Offenbarung folgt das Erschauern tiefer Seelen vor dem Wunder der Gnade, das den Ueberschwang großer Gesichte schuf.

Was erregt der Erde Bau?
Fängt sie an zu beben,
schüttert uns ihren Lauf?
Heben wir uns, schweben
mit ihr in das All hinauf?

(Aufstieg.)

Auf eine andere geistige Ebene fühlt sich der Begnadete versetzt, das „Neue Leben" bricht an. Es verlangt die Abkehr von den alten Götzen, die jubelnd zertrümmert werden, verlangt aber auch die Abkehr von dem alten Kreis der Freunde, der Gewohnheiten des alten Lebens. Und in alle kraftvolle kampfesmutige Absage mischt sich doch die Träne der leisen Wehmut um die, die im Tale blieben und auf dem steilen Höhenwege der Erkenntnis nicht zu folgen vermögen.

Fremd bin ich euch geworden,
ferne fühl ich mich,
und war euch einst so nah
und liebte
das Leben, so wie ihr es liebt,
bis plötzlich mir voll Klarheit
das Weltheilwort der Wahrheit
aufging:
Weh, wer das Leben liebt,
dem wirds zerrinnen
in Nichts, wer es verliert
der wird es tausendfach zurückgewinnen.
Da ließ ich Euch und schritt ins Weite
und zum Geleite
ein steter Ruf in meinem Ohr
klang euer Hohn: der Tor, der Tor.

(Tote Heimat.)

Am Wege des Dichters blüht die Blume Leiden. Einsam ist er geworden. Aber die einmal geschenkte Gnade hält ihn fest und erfüllt sein Herz mit dem Frieden Gottes, der denen geschenkt werden soll, die eines guten Willens sind.

Abgrund der Einsamkeit
Muß ich in dir versinken?
Plötzlich weiß ich:
Einer hält
mich und die Welt,
ohne dessen Willen
kein Sperling vom Dache,
kein Haar von meinem Haupte fällt —
und gotteins bin ich mit der Welt.
(Von Kindheit und vom Wege und von den Leiden des Lebens. 2.)

Die alte wundersame Gottinnigkeit, die Heilige schuf und Märtyrern Stärke gab, aus der aber auch der Liederschatz

Digitized by Google

religiöser Lyrik entquillt, in der schlichtinnige wie pathetisch verzückte Sänger die Wunder Gottes und des Himmels priesen, vor allem auch den schönsten Schmuck der triumphierenden Chöre der Seligen, Maria, die Herrgotts- und Himmelsmutter, den Stern der Christenheit, die die Gnade ihres göttlichen Sohnes auf die leidende und ringende Menschheit herab fleht.

Auch Christoph Flaskamp schließt sich diesem „chorus mysticus" an. Bezeichnenderweise hat er gerade auf dieser Station der rein geistlichen Gedichte mehrere freie Uebertragungen mit in den Rahmen des eigenen Werkes gestellt. Denn zu sehr fühlt der Katholik sich hier umflutet von einem Meere herrlicher Tradition. Damit aber empfindet sich der Dichter mitten in einer geistigen Gemeinschaft, zu der ihn seine religiöse Idee hinweist, Tausende, so fühlt er nun, sind den Weg schon gegangen, der ihm ein einsamer Kreuzweg dünkte.

Und horch:
unter dir,
auf allen Höhn,
aus allen Talen
und selbst der dumpfesten Begehr,
die Menschheit strebt,
ein großes Heer,
auf steiler Bahn
mit dir, in dir den Himmel an.
(Auf hohen Gipfeln.)

Nun ist auch ein neues Verhältnis zum Leben möglich, das sich jetzt im Hinblick auf das unbewußte Streben der Menschheit, die „anima naturaliter christiana" läutert und adelt.

Nur nicht spröde werden, splittern,
und zerspringen:
tanzen, schwingen,
klingen.
Was ist Wonne, was ist Schmerz?
Nur nicht hart werden, Herz.
Jedoch sei wach und auf der Hut:
nimm alles Leben auf
und läutre es in deiner Glut —
dann sprich: dies ist mein Fleisch und Blut.
(An mein Herz.)

Hier beginnt der soziale Gedanke sich auszuwirken, wie er für den Christenmenschen einzig in Betracht kommt. Auch er entspringt einer zutiefst romantischen Ansicht, der es ja sogar in der Ausbildung der Theorie von der romantischen Ironie von Fichtes Ich, das das Nichtich setzt, gelungen war, zur eigenen Person ein gewisses Verhältnis zu gewinnen, das man beinahe sozial nennen möchte. (Bruder ich!) Alle menschlichen Gemeinschaften von der Ehe bis zu den kompliziertesten sozialen

Digitized by Google

Aggregaten hin empfangen ihre Weihe und ihre Berechtigung im Religiösen.

Geheimnis
der Liebe und der Zeugung
in Gott.
Wir reihen eine himmlische Schar
um Gott.

(Menschheit, 2.)

Aus der Botschaft des menschgewordenen Gottessohnes, des Mittlers für uns alle, leiten sich die Richtlinien der christlichen Sozialpolitik ab. Flaskamp deckt sie auf in dem Gedichte, das seinem ganzen Buche den Namen gab und das uns wie ein Programmgedicht für die politische Betätigung des Katholiken erscheint.

„Von der Freiheit der Kinder Gottes" spricht er, jener Freiheit, die im Sein begründet liegt, in der Seele, der Persönlichkeit des Einzelmenschen, nicht in der Zufälligkeit seiner sozialen Stellung. So wird auch jeder Klassenkampf hinfällig, der übermäßige Drang nach materiellen Gütern, der Kampf ums Brot „mit sauren Mienen". Und die große Pflicht besteht, die wirtschaftlich schwachen Schultern zu stützen und zu stärken, daß auch sie frei und aufrecht den Vollwert der christlichen Persönlichkeit in sich ausreifen können. Denn nur in Gott ist wahres Leben, nur im Begreifen der inneren göttlichen Harmonie auch der äußere Ausgleich der widerstreitenden Interessen der Menschen, ihrer Berufe und ihrer Gemeinschaften möglich. Und da ertönt das einzige Gebot: „Sei echt", jeder setze da sein Ganzes ein, wo ihn die Vorsehung hingestellt hat. Im Bewahren des alten Volkstums im ganzen, der aufrechten christlichen Persönlichkeit im einzelnen liegt die einzige Gewähr fruchtbarer sozialer Zustände. Es ist ein großer Unterschied zwischen diesem Ideal des christlichen Volkstums und dem demokratischen Massenideal der Moderne, das die Souveränität des Fürsten durch die viel schlimmere Volkssouveränität ersetzt. Im Gegensatze dazu ist das christliche Ideal gegründet auf der Achtung vor der Individualität des einzelnen, auf der Achtung vor dem Gottesgedanken in der Brust eines jeden, auf der Liebe zum Bruder in Christo, für den der Gottessohn in gleichem Maße das Kreuzesopfer gebracht hat, die Befreiung von dem Joch der Sünde, auf der Ueberzeugung von der gottgewollten Freiheit der Kinder Gottes.

Diese Ueberzeugung muß auch unsere Taten lenken, muß uns in die Schranken führen für dieses christliche Menschheitsideal, auch wenn der Kampf hart und aussichtslos erscheint angesichts des Tieres im Menschen, der ihn immer wieder zum

Digitized by Google

Sklaven des Irdischen macht und in die Knechtschaft des Teufels stürzt. Auch wenn sich das Moseserlebnis wiederholt, in dem sich für Christoph Flaskamp der ganze heilige Zorn des Rufers in der Wüste, des beleidigten Propheten, dessen Stimme ungehört verhallte, symbolisiert, ein Erlebnis, das ja gerade in unserer Zeit den wenigen Vertretern eines großen, katholischen, politischen und sozialen Idealismus im eigenen wie im fremden Lager so oft beschieden war. Scheinen wir doch in diesen Tagen das Furchtbare wieder mitansehen zu müssen, daß eine dem Materialismus verfallene Welt mit Hohn das Heilswort des Stellvertreters Christi zurückweist, das allein vielleicht noch Europa vom Untergange retten kann. Wohl versteht man angesichts solcher Erfahrungen den dämonisch-wilden Aufschrei, mit dem Flaskamp seinen Moses die Gesetzestafeln zertrümmern läßt: „Weh, daß du mich gesetzt zum Führer diesem Volke".

Trotzdem aber bleibt eins unverändert wahr:

Die da auf der Scholle hocken
und dem Lebenskampfe weichen,
sattfromm in sich selbst verstocken,
werden nie das Ziel erreichen.
Doch aus Fehlern und Gefahren
sich dem Geist der Sinn gebiert,
stets den Nichtweg zu gewahren,
der zum ewgen Leben führt.

(Lebenslehre.)

Darum konnte das Buch des christlichen Dichters nur ausklingen in den Ruf zur Tat, zur Nachfolge des Meisters:

In Sand und Backstein
ist genug gedichtet
von lieben Deutschen;
reißt alte Felsenlager wieder auf
und baut Altäre, Kirchen und Paläste.

(Alle.)

Und diesem Baustreben ist auch gleich der Werkspruch mitgegeben, nach dem der Idealismus des Christen ganz im Sinne der Romantik sein Erdenwallen einrichtet:

Was die Welt dich schilt,
Drauf kommts nicht an.
Nur was getan,
wo immer es gilt:
mit jedem Stück Welt, das du bewältigt,
hast du dich in der Welt vervielfältigt!

(Werkspruch.)

Christoph Flaskamps Versbuch kommt somit als eine der ersten bewußten Dichtertaten im Gefolge des mit Macht erwachten Strebens nach dem Wiederaufbau unserer Kultur im Zeichen der Christenheit, als des einzigen Retters in der äußersten

Digitized by Google

Not aller Völker und Menschen. Aus den vereinzelten Stimmen ist bereits ein starker Chor geworden. Das alte „Wunderhorn" tönt wieder. Möge die Schar derer, die im deutschen und vor allem im katholischen deutschen Volke seinem Rufe folgen, von Tag zu Tag größer werden. Dann, aber auch nur dann, dürfen wir nach dem ernsten Leidenswege, den wir jetzt wandeln, ein neues Ostern der Auferstehung erwarten.

o o o

Hau- und Bausteine.

Die Idee der Dichtung.

In seiner wertvollen Prosaschule „Die Kunst des Schreibens" (Felsenverlag, Buchenbach in Baden, 1918) bespricht Broder Christiansen (50 ff) „Das Gesetz der Verdichtung", worunter er die innere Notwendigkeit versteht, die den Dichter beherrscht, wenn er bestimmte Charaktere mit bestimmten Umständen und Ereignissen zusammenstellt. Um über diese innere Notwendigkeit entscheiden zu können, muß man den Kernpunkt des Werkes suchen, „dem sich alles andere um- und angebaut hat". Christiansen erläutert seine Ansicht an Marie von Ebner-Eschenbachs „Krambambuli". Den Kern dieser Meistererzählung bildet „der Seelenkampf eines Hundes, dem das Schicksal zwei Herren und also eine doppelte Treue gegeben hat und dann in eine Enge bringt, die nicht Raum hat für beide Treuen, wo er, um Treue zu halten, Treue brechen muß". Es scheint, daß der Dichter volle Freiheit hat in der Erdichtung all' der Umstände, die diesen allgemeinen Fall zu einem ganz bestimmten machen; aber es handelt sich nicht darum, für die Seele einen beliebigen Körper zu suchen, denn „sie würde nicht einen beliebigen wollen," sondern „ihren Körper, den einzigen. Und so auch die Idee: daß jedes Glied der Erfindung gerichtet sei auf diesen Kern, das genügt noch nicht: sondern auf das Höchstmaß seiner Entfaltung. Gelingt es so zu bauen, dann ist es eine wundersame Verdichtung: alle Besonderheiten werfen ein Leuchten in den einzigen Punkt zusammen. So ist es nicht bei Erlebnissen der Wirklichkeit .... Der Dichter aber soll, überwirklich, alle Verhältnisse so wählen, daß sie zusammenpassen zu gegenseitiger Stütze und Steigerung: so daß die Idee ihren Körper findet, den einzigen, darin sie vollkommen wird. Gegenüber der Wirklichkeit erscheint darum sein Gebilde als fester in sich beschlossen. Dieser Zusammenhang von Charakteren, Handlungen, Um-

Digitized by Google

ständen, diese Verdichtung, das ist die innere Notwendigkeit, die wir empfinden; Dichter sind Verdichter. Wie ein Demant Strahlen fängt und in einen Punkt zusammenzwingt zum Blitz, so gibt der Dichter durch die Wahl der Besonderheiten, daß sie alle hinzielen auf den einen Höchstpunkt, seinem Werk die Kraft zu leuchten." Christiansen zeigt das nun im Näheren an „Krambambuli". Seine Ausführungen sind so gedankenscharf, daß sie wörtlich dastehen mögen:

„Der Kern, wir sagten es, ist der Seelenkampf eines Hundes, der Kampf einer alten Treue mit einer neuen. Welche Eigenheiten unter den möglichen, die ein Hund haben kann, müssen gewählt werden, der Idee Leuchtkraft zu geben? Ganz nahe liegt: es muß ein makelloses Tier sein von unvergleichlicher Anhänglichkeit, von einem seltenen, fast menschlichen Menschenverstehen, denn je seelentiefer seine Treue, umso schwerer der Kampf. Und so begabt ihn die Dichterin: und viele Einzelbilder und Züge werden notwendig, ihn so zu zeigen. Und wie muß der Besitzer gewählt sein? Die Untreue wird ihn umso härter verwunden, je mehr der Hund sein alles geworden ist; je mehr er Verständnis hat für Hundenatur allgemein, für die Eigenart dieses Tieres im besonderen: so wird er am besten ein Jäger sein, der schon durch seinen Beruf empfänglich ist für die makellose Schönheit des Tieres; er wird kinderlos sein, und mit seiner Frau nur wenig Gemeinsames leben, sodaß die Hundeliebe fast ohne Wettbewerb einwächst in sein Herz; er wird eine jener Naturen sein, die unter derber Hülle ein zartes Begehren nach Liebe verbergen; vor allem ein Mann selbst von unzerstörbarer Treue. Weiter aber die Umstände: zu welcher Zeit soll der Treubruch geschehen? In einem Augenblick schwerster Entscheidung. Und so gestaltet die Dichterin: bei einem Kampf auf den Tod und wo gerade der treue Hund den Ausschlag geben sollte, da versagt er. . . . In gleicher Notwendigkeit entwickelt sich das Gegenspiel: wird nun nicht der Vorbesitzer ein Wilderer sein müssen, damit der Kampf der beiden Männer Grund habe? — oder vielmehr geworden sein, denn mit einem notorischen Verbrecher hätte der propre Jäger kein Tauschgeschäft machen können. Muß er nicht einen Charakter tragen, innen und außen auf den ersten Blick dem Jäger zuwider? Und um die feindlichen Gegensätze zu schärfen: er muß den Oberförster ermorden; und um ihn aufs höchste zu treiben: er muß den Toten verhöhnen. Und wiederum: der Jäger muß zu seinem Vorgesetzten ein mehr als dienstliches, ein herzliches Verhältnis haben — so wird erzählt, daß der Oberförster der Sohn des geliebten Lehrherrn ist und daß wiederum jenen der Jäger in die Kunst eingeführt hat: jeder dieser Einzelzüge vertieft den Gegensatz; so ist der Antrieb zu einer Entscheidung auf Leben und Tod in höchster Spannung.

Sehen wir nun nicht den unbewußten Gang der dichtenden Phantasie aufgezeichnet und die innere Notwendigkeit des Gefüges? Wie alle Einzelheiten, so fremd sie gegeneinander erscheinen, doch zu einander hinübergrüßen, wie Freunde, die sich nicht zufällig treffen, sondern verabredet zu gemeinsamer Unterwerfung? Daß darum in den Einzelzügen das Grundbild aufleuchtet wie im Strahlenbüschel der Demant? Ein feines Stück hat die Dichterin scheinbar frei noch hinzugefügt: die Untreue des Hundes wird dem Jäger Rettung. Schauen wir genauer hin, so ist die gleiche unbewußte Absicht: der Jäger nimmt die Rettung als was sie ist, als einen Zufall, er schiebt sie beiseite und bestimmt die zweite Kugel für den Hund, in solcher Wertung leuchtet noch einmal auf — und es konnte nicht stärker gesagt werden — wie tief die Untreue des geliebten Tieres getroffen hat." —

Digitized by Google

Damit hat Christiansen ein schönes Beispiel des „Gesetzes der Verdichtung" gegeben und eindringlich gezeigt, wie die Idee mit dem Einzelnen verflochten ist. O. K.

o o o

Anmerkungen und Mitteilungen.

Dichter und Schriftsteller.

Dr. Hermann Candauns hat jüngst in den „Histor.-polit. Blättern" (162[3]) interessante Mitteilungen über „Die Lieder der Dichterin Luise Hensel" veröffentlicht als „vorläufige Bemerkungen" zu der neuen, verbesserten und vermehrten Auflage ihrer Lieder, die zum hundertjährigen Gedächtnistag ihres Uebertrittes zur katholischen Kirche geplant war, infolge der Kriegswirren aber noch nicht erscheinen konnte.

In diesen Mitteilungen finden wir folgende sehr zeitgemäße Erinnerung: „Ueber den Dichtungen L. Hensels hat kein günstiger Stern gewaltet. Sie hat früh begonnen, schon als kleines Kind bringt sie die ersten unbeholfenen Versuche zu Papier oder kritzelt auf Kürbisse; noch nicht 17 Jahre zählt sie, als Frau von Stägemann von ihren ‚sehr hübschen kleinen Gedichten' spricht . . . und dann dauert es nicht lange mehr, bis ihre edelsten und auch formell vollendetsten Lieder entstehen, die zum dauernden Schatz der deutschen Lyrik gehören. Aber der Ehrgeiz des schaffenden Poeten ist ihr fremd. Für ihre ganze Produktion ist gültig, was sie 1852 an Schlüter schrieb: ‚Wenn ich sage, ich habe ein Lied gemacht, so ist das auch wieder nicht wahr; ich habe nie Lieder gemacht, sie wachsen mir so aus dem Herzen; es kommt von selbst und ist eigentlich nur für mich;' und als sie 1854 einen Brief mit der Aufschrift: ‚Frl. L. H., Schriftstellerin' bekommt, quittiert sie mit dem Satz: ‚Es wäre mir ebenso gut, als wenn Dr. Schad mir eine Ohrfeige gegeben hätte.' In der Tat, Schriftstellerin ist sie nie gewesen, fast alles ist bei ihr persönliche und Gelegenheitsdichtung, die Oeffentlichkeit ist ihr gleichgültig oder unangenehm und die Briefe lassen an Dutzenden von Stellen erkennen, wie bescheiden sie von dem Wert ihrer Schöpfungen dachte."

Man kann sich kaum einen größeren Gegensatz denken zwischen der Dichterin, die uns aus diesen Zeilen entgegentritt und der Mehrzahl der längst nicht mehr natürlich und unbefangen, sondern mit bewußtem Streben nach gedanklich ausgebrüteten Programmen schaffenden und auf erkünstelte Wirkungen abzielenden modernen Lyrikern. In dem Sinne, wie die Hensel das Wort gebraucht oder vielmehr abweist, sind die letzteren, wenigstens die große Mehrzahl, viel mehr Schriftsteller als Dichter. Man folge nur einmal recht aufmerksam den Ausführungen Franz Faßbinders über den „Stil der modernen, impressionistischen Lyrik" (vgl. Gral Heft 11/12) und man wird zu der ganz klaren Erkenntnis kommen, daß die höchst komplizierten und bewußt angeordneten Wirkungen dieser Lyrik niemals, wie bei L. Hensel, „ungemacht" und „von selbst" aus dem Herzen fließen können, sondern von verstandesmäßigen Streben und Erkennen gewollt gesucht und erkünstelt werden. Damit ist noch nicht gesagt, daß solche „Artistenkunst" nicht auch Werte der naiven Dichtung enthalten kann, aber es ist doch jedenfalls ein großer Unterschied zwischen beiden; ein Unterschied, der durch den Vergleich einer natürlich gewachsenen Blume mit einer künstlich nachgemachten wohl mehr versinnbildet, als restlos erschöpft werden kann. Man sollte aber unserer Zeit, die ihre einseitige Schätzung der

Digitized by Google

Artistenkunst bis zur Verachtung der natürlich gewachsenen Dichtungsblume treibt, doch immer wieder die einfache Tatsache vor Augen halten, daß eine Kunstblume wohl durch leuchtendere Farben und Steigerung der auf sinnlichen Eindruck berechneten Effekte mehr in die Augen fallen kann, als die natürlich gewachsene, daß aber jedes unverbildete Gemüt das duftlose Produkt einer an sich bewundernswerten Fertigkeit niemals auch dem bescheidensten Wiesenblümchen vorzieht. J. E.

Die neue religiöse Lyrik

muß, wie P. Cornelius Schröder, O. F. M., ausführt, aus der Tiefe schöpfen, aus der Tiefe des neuerwachten, männlich-deutschen, treugläubigen Gemütes.

Diese Forderung erfüllen, wie er meint, namentlich die beiden neuen Gedichtesammlungen von Christoph Flaskamp („Von der Freiheit der Kinder Gottes") und Richard Knies („Die feierliche Zelle"). Schröder sieht in diesen beiden Sammlungen „den vorläufig kräftigsten und klarsten Ausdruck des religiösen Strebens und Lebens weiter katholischer Kreise"; — „freilich nicht der großen, auch heute noch den Glaubensinhalt kindlich-gläubig umfassenden Masse, sondern jener Schicht, die sich in die kellerkalte und kellerdumpfe Luft einer gottentfremdeten Kultur hineinversetzt sieht, teil hat an den Bitterkeiten und Nöten dieser Kultur und sich nun hinsehnt und emporarbeitet zu den reinen, klaren Höhen bewußt erfaßten, begeistert empfundenen Gottesglaubens. In dieser Richtung, die wir in gewissem Sinne auch als Entwicklung vom allgemeinen Glauben zum ausdrücklichen Glauben kennzeichnen dürfen, liegt das Gemeinsame der beiden Gedichtbücher; und hier liegt ebenfalls ihre Bedeutung für die erfolgverbürgende Weiterführung jener deutschen religiösen Lyrik, wie sie Novalis hellseherisch geahnt, Friedrich Schlegel energisch gefordert, wie sie Annette von Droste-Hülshoff aber eigentlich erst erlebnisstark im geistlichen Jahr geboten hat."

In der dichterischen Ausprägung dieser seelischen Grundstimmung, der gefühlserfüllten Einstellung auf das Uebernatürliche, Ueberweltliche, gehen die beiden Dichter verschiedene Wege, und Schröder sucht ihnen nachzugehen:

„Flaskamp, der mit seinem neuesten Bändchen seinem bisherigen poetischen Schaffen einen gewissen Abschluß gibt, ist der größere, reichere und reifere Gestalter. Seine Kunst wurzelt in den besten Ueberlieferungen der deutschen Lyrik, die, um nur den Höhepunkt zu nennen, durch Goethe, Mörike, Greif, Dehmel bestimmt ist. Einfachheit, Schlichtheit, Klarheit des Ausdrucks geht ihm über alles. Charakteristisch für ihn ist vor allem, daß die Rhythmisierung, die Zeilenbildung, der Strophenbau sich genau dem Ablauf der Gefühle anschließt. Durch diese offenbar sehr bewußte Gestaltung gelingt es ihm, seinen inneren Zustand stets als organisches Ganzes heraus- und als einmalig hinzustellen. Hiedurch erhalten seine Gedichte auch jenes der Sprache unfaßbare, dem Gefühle sich unmittelbar mitteilende Etwas, das jedem echten lyrischen Gebilde anhaftet, wie der Duft und die Farbe der Blume anhaftet, und welches bewirkt, daß einem die Verse immer wieder neu erscheinen, kaum etwas von ihrem ersten Reiz einbüßen. Inhaltlich bietet uns Flaskamp nicht nur geistliche, sondern auch weltliche Gedichte: Gedichte, die, wie übrigens das ganze Bändchen, der Gattin gewidmet sind, Naturgedichte, einige lehrhafte Verse und ein paar Kriegsgedichte; doch der Unterstrom der Empfindung ist auf jeder Seite derselbe: das gefühlgesättigte Bewußtsein der Gotteskindschaft.

Dieses heilige Gefühl der Gotteskindschaft durchzittert ‚Die feierliche Zelle' von Richard Knies womöglich noch inniger, noch wärmer; es

Digitized by Google

sprüht dem Leser aus allen mitgeteilten Gedichten entgegen, mögen sie sich nun an die Gattin, den Sohn, die Freunde wenden oder des Dichters Verhältnis zu Gott direkt spiegeln. Zur dichterischen Aussprache seiner inneren Welt genügt Knies jedoch die schlichte, klare Form Flaskamps offenbar nicht. Sein Gefühl flutet in mächtigen Strömen dahin, er kann es nur mit immer wieder neuen, oft gehäuften Bildern wiedergeben; er muß sogar, um es wenigstens einigermaßen gebunden und gestaltet ans Licht zu bringen, zu der reinen Kunstform, dem Sonett, flüchten; und auch diese Form wird sehr oft noch vom starken Fluß der Empfindung durchbrochen und aufgelockert. Infolgedessen wird in vielen Fällen der Genuß peinlich, unangenehm unterbunden. Vielleicht wird aber auch gerade so häufig durch das Auseinanderstreben von Metrum und Sprachakzent die beabsichtigte Gefühlsbetonung des Großen, des Getragenen erst recht hervorgebracht oder doch entschieden gesteigert. Wenigstens kann jeder die Beobachtung machen, daß er, geleitet von der gleichbleibenden Folge des Metrums, eine sonst nebenbetonte oder unbetonte Silbe unwillkürlich betont, sie akzentuell hebt; und hiedurch wird eben der ganze Rhythmus schwerer, nachdrücklicher, eindringlicher, feierlicher. Daß Richard Knies diese Wirkung trotz mannigfacher Störung in hohem Maße erreicht, daß er uns in seiner feierlichen Zelle ein schönes Stündchen gehobenen, andächtigen, gottversunkenen Genießens schenkt, sei dankbar anerkannt."

Aus dieser Darstellung ist u. a. auch klar ersichtlich, warum beide Dichter im vollen Sinne des Wortes nicht „volkstümlich" sind und warum wir auch solche Dichter brauchen, die dem religiösen Empfinden der Gebildeten, ihrem Ringen nach tiefstpersönlicher Erfassung des Glaubensinhalts Ausdruck geben. Der Glaube des Gebildeten, auch des Katholiken, will sich eben an der kindlich-einfältigen Hingabe an die Glaubenslehre nicht genügen lassen; er will wie Jakob mit seinem Gott ringen, sein Glaube ist ihm ein schwerer Kampfespreis, ein schwer errungener Aufstieg aus dumpfen Niederungen. Dieses verschiedene Glaubensleben der kindlich-friedlichen und der aus der Tiefe ringenden Seelen muß natürlich auch in unserer religiösen Dichtung Ausdruck finden, und das sollte unsere Kritik nie vergessen, um sich vor ungerechten, einseitigen Urteilen zu bewahren. Es ist müßig zu streiten, ob der ein größerer Dichter ist, den das einfache Volk versteht, weil der Quell seiner Dichtung kristallklar aus einem Herzen fließt, von dem das Heilandswort gilt: Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, könnt ihr nicht ins Himmelreich eingehen; oder der, der wie ein Vulkan im Ringen nach tiefster persönlicher Gestaltung des Einen Göttlichen sein Herzblut versprüht. Nein, nicht vergleichen, nicht aburteilen, wir brauchen beide: den Dichter der göttlichen Kindheit und den Dichter des göttlichen Leidens. J. E.

„Literarischer Handweiser" in neuer Folge.

Ob man mit der Herderschen „Liter. Rundschau" einverstanden war oder nicht, man mußte anerkennen, daß ihre Besprechungen z. T. sehr wertvoll waren und daß die Einstellung dieses Literaturblattes zweifellos eine Lücke offen ließ. Als nun aber auch der „Literar. Handweiser" vor einem Jahre sein Erscheinen einstellte, er, der seit mehr als 50 Jahren in Deutschland bestanden hatte und trotz mancher Krisengrüchte eigentlich doch immer den Anschein erweckte, eine fest verankerte Stellung zu haben, da stand das katholische Deutschland plötzlich ohne Literaturblatt da, während das katholische Deutschösterreich über das „Allg. Literaturblatt" der Leogesellschaft und den Grazer „Lit. Anzeiger" verfügte, die aber beide in Deutschland nur geringe Verbreitung haben. Es schien mir damals das Natürlichste, für das „Allg. Literaturblatt" die Unterstützung der Görresgesellschaft an-

Digitized by Google

zustreben, zumal die Görresgesellschaft ohnedies nach einem kritischen Organ verlangt, dadurch das größte kritische Organ, das wir haben, auf eine breitere Basis der Verbreitung zu stellen und durch Heranziehen eines umfassenderen Mitarbeiterstabes seine kritischen Leistungen selbst zu heben. Nun, das ist nicht geschehen und so werden wir auf das große Literaturblatt noch länger warten müssen, wenn wir es überhaupt erleben. Dafür haben wir nun aber ein ausgezeichnetes kleineres Organ durch die Herdersche Verlagshandlung erhalten, die an Stelle der „Lit. Rundschau" den „Lit. Handweiser" erscheinen läßt. Seit Mai erscheint nämlich der „Lit. Handweiser" „in neuer Folge herausgegeben von Lateinschulrektor a. D. Ernst M. Roloff", im alten bequemen Formate des „Handweisers", gedruckt auf dem altgewohnten schönen Papier der „Lit. Rundschau" und rettet so schon das Beste an dem äußeren Kleide der beiden Organe in die Zukunft hinüber. Auf Grund der acht vorliegenden Nummern läßt sich ein hinreichend belegtes Urteil über Ziel und Streben des neuen Handweisers geben. Er sucht die katholischen Leistungen in ziemlicher Vollständigkeit zu besprechen, weil erfahrungsgemäß die nichtkatholischen Literaturblätter die katholischen Schriftsteller stiefmütterlich genug behandeln, und er sucht an zweiter Stelle die wichtigsten nichtkatholischen Werke an den katholischen Grundsätzen zu messen. In beider Hinsicht ist die Auswahl der besprochenen Werke durch Ernst M. Roloff mustergültig, wie es ja auch bei dem Herausgeber des „Pädagogischen Lexikons" von vornherein nicht anders zu erwarten stand. Dem entspricht auch die Wahl der Mitarbeiter, zu denen die klangvollsten Namen des katholischen Deutschland wie Djerup, Grisar, Faßbender, Muckermann, Nikel, Pastor, Sawicki, Schmidlin, Spahn, Weinmann, gehören, deren Besprechungen trotz aller Knappheit spannend und anregend geschrieben sind. Ueberhaupt ist die vornehmste, am meisten in die Augen springende Eigenschaft von Roloffs neuem „Handweiser" seine mustergültige Exaktheit; wie in der Wahl der Bücher, ihrer Zuteilung an die Autoren und dem Ausmaß der Länge der Besprechungen, verrät sie sich auch in der peinlichen Genauigkeit aller bibliographischen Angaben, der Einheitlichkeit glücklich gewählter Abkürzungen, der sorgfältigen Auswahl und umsichtigen Zusammenstellung der „kleinen Nachrichten," und besonders in der Zeichnung jeder Kritik mit vollem Namen. Vor allem versteht es Roloff, aktuell zu sein; die Besprechungen erscheinen zu einem Zeitpunkt, in dem man über ein Buch unterrichtet sein will, zwar bald, aber auch nicht zu bald nach seinem Erscheinen, nämlich dann, wenn die Reklame ihre Trommel rührt. Gerade ein Literaturblatt, das für breitere Kreise bestimmt ist, darf keinen Rückstand aufkommen lassen, wenn es nicht zwecklos werden soll. Die „einleitenden Artikel" hat auch der neue „Lit. Handweiser" beibehalten; ich denke von solchen allgemeinen Uebersichten, wie sie Mumbauer über die Literatur des Jahres 1917 gibt, skeptischer als es sonst geschieht, — der Vorzug der Einheitlichkeit des Standpunktes der Literaturmasse gegenüber ist eine Fiktion aus finanziellen, physischen und psychologischen Gründen —, aber diese drei Artikel Mumbauers, der Artikel Flaskamps über Antonie Jüngst, das Artikelchen über Hausjakob, sowie die Besprechungen von Flaskamp, Knies, Spengler beweisen, daß der schönen Literatur im „Lit. Handweiser" eine bevorzugte Stellung zugewiesen ist.

Oskar Katann.

Digitized by Google

Von neuen Büchern.

Dramatische Dichtung.

Peladan, Semiramis. Verdeutscht von Emil Schering. Mit einem Vorwort des Dichters und einem Bühnenbilde. München, Georg Müller 1918. 111 S.

Peladan, den Strindberg so hoch geschätzt hat, fühlt sich als Dramatiker durchaus als Schüler Richard Wagners, so sehr, daß er eines seiner Dramen „Sohn der Sterne" eine Wagnerie in 3 Akten genannt hat. Er sagt, sein Theater sei aus Bayreuth geboren und betrachtet „Semiramis" als einen Höhepunkt seines Schaffens. Aufgeführt im Jahre 1904 im Amphitheater von Nimes vor zwanzigtausend Menschen, will diese Tragödie der Königin, der Geliebten, der Göttin nach Racines Kunst entworfen sein. In der Tat ist eine zweifache Aehnlichkeit vorhanden: die Einfachheit einer ganz im Seelischen liegenden Handlung (daher auch dieselbe Szene im ganzen Stücke festgehalten wird) und die durchaus lyrische Durchführung derselben. Peladan kommt mit ganz wenigen Personen aus und diese sind symmetrisch geordnet. Semiramis, die 15 Jahre dem Krieg und dem Heere lebte, als dessen Gattin sie sich den Soldaten vorstellte (eine dekadente Empfindung) beginnt, von ihren Erfolgen ausruhend, Keth-aour, den als Geisel bei ihr weilenden Prinzen von Aegypten zu lieben und entfesselt dadurch die Eifersucht Zakir-iddins und des ganzen Heeres; Zakir-iddin tötet Keth-aour im Zweikampfe und wird selbst von Semiramis getötet; sie aber nimmt wieder unter den Göttern ihren Platz ein, von denen sie herabgestiegen ist. So erfüllt sich das Ledir-Orakel, das ein Magus und ein Hoherpriester eingangs wechselweise dahin deuteten, daß ihr Geschlecht ihre Gefahr sei. — Peladan bemüht sich, seine Gestalten starke Gefühle aussprechen zu lassen und dehnt die Gespräche dadurch, daß er die Gedanken in breiter lyrischer Paraphrase vortragen läßt. Eingeleitet ist das Drama durch einen Dithyrambus, den der Chorführer in Mitte der Priester an die Sterne richtet und in denen er litaneiartig die sieben Götter preist, während der Chor mit einem „Geist des Himmels denke daran! Geist der Erde denke daran!" jede Strophe beantwortet. Der Zusammenhang dieses poetisch sehr wirkungsvollen Prologs mit den vier Akten ist u. a. dadurch hergestellt, daß der Hohepriester an diesem Gebete teilnimmt und sodann die Bühne hinansteigt, um den ersten Akt mit einem Monolog einzuleiten. O

Lyrische Dichtung.

Seidel, Ina: Weltinnigkeit. Neue Gedichte. 100 S. Berlin. Egon Fleischel u. Co. 1918. Mark 3.—.

Ina Seidel ist menschlich wie künstlerisch eine durchaus eigenartige, starke, selbständige Persönlichkeit von reifer Ausprägung. Ihr neues Gedichtbuch hat in seinem lyrischen Ausdruck starken gedanklichen Einschlag: die Dichterin findet die Deutung und Erlösung ihres Daseins in der mystischen Hingabe an die Natur voll pantheistisch gefärbter Inbrunst. Vielleicht ist diese Inbrunst um einen Ton zu stark gedämpft in einzelnen Gedichten. Bisweilen schimmern theosophische Einflüsse wie seltsame Lichter auf, die in die Vereinigung mit jener mystischen Strömung münden. Die äußere Form ist einfach und gedrungen; wo sie bildhaft auftritt, treffend, wenn auch nicht neuschöpferisch; ins Literarische biegt sie nicht häufig ab. Ursprünglicher als in der Bildgestaltung des lyrischen Erlebnisses ist Ina Seidel im Rhythmus (wohl in der weiblichen Natur begründet); wenn sie hier weiter baut,

Digitized by Google

wird sie das Literarische restlos überwinden. Jedenfalls beweist dieses Buch, wie stark eine Kunst wirkt, die einer geschlossenen, gläubig besessenen Welt- und Lebensanschauung entquillt — ein Eindruck, dem sich auch der nicht entziehen kann, der materiell auf einem anderen Boden steht.

Richard Knies.

Friedenthal, Richard: Tanz und Tod. Gedichte. 57 S. Berlin. Egon Fleischel u. Co. 1918. Mark 2.—.

Vermutlich ein Erstlingswerk, dessen Verfasser das Gebiet seiner wahren Begabung noch nicht erkannt hat. Es scheint, daß er weniger Talent zum eigentlichen Lyriker hat und mehr zur Ballade neigt. Schon die mehr schildernde als gestaltende Form beweist, daß er zum lyrischen Kerngehalt seiner Kriegserlebnisse nicht vorzudringen vermag: er gibt lieber diese selbst wieder. Scheinbar fehlt ihm der Wille zur Konzentration aufs Innerste; ringt er sich aber zu ihm durch, dann entstehen so gute Gedichte, wie „Maria" eines ist. Die Sprache des Bändchens ist noch recht spröd, mitunter sogar unbeholfen, so unbeholfen, daß der Leser peinlich berührt ist. Man wird weiteres abwarten müssen, um das Wesentliche dieses Neulings zu erkennen. Zunächst wird er sein Wesenhaftes selber klar zu erkennen versuchen müssen; das wird dann den Gehalt fest umgrenzen und die Formung fördern und erleichtern. — Trotz Krieg stattete der Verlag gut aus, wenn auch die gewählte Schrift etwas gar nüchtern ist für ein Dichtwerk.

Richard Knies.

Rohmer-Heilscher, Lucie: Aus Traum und Tag. Legenden, Balladen und Lieder. 80 S. Paderborn. Junfermannsche Buchhandlung. Mk. 1.50.

Dieses vom Verlag entzückend ausgestattete Bändchen gehört zu jenen Büchern, deren Gesinnung vor allem dem Leser den Autor menschlich nahe bringen. Man sieht sich auch gezwungen, einen starken Sinn fürs Formale anzuerkennen, und muß sich, legt man das Buch aus den Händen, dennoch gestehen, daß man es nicht mit einem Dichter zu tun gehabt habe. Damit ist nicht gesagt, daß solche Gedichte nicht zu erbauen, zu erheben vermöchten. Leute, die mit „Poesie der Poesie" zufrieden sind und sich beim Lesen nicht anstrengen wollen, werden stets auf ihre Rechnung kommen. Aber wer Geist als ursprüngliches Eigengewächs sucht, wird enttäuscht sein; denn die neue Kunst kann nicht aus dem Literarischen erstehen. Richard Knies.

Das Neue Gedicht. Eine zwanglose Folge. Herausgeber Karl J. Kocmata, Wien. Im Verlag des Ver, Wien. Preis des Bändchens 60 Heller.

1. Zwoelfboth, Johann: Schwert gegen Seele. 16 S.
2. Ehrmann, Friederike: Wege zur Sonne. 16 S.
3. Karpfen, Fritz: Ich rufe Klagel 16 S.

„Ver! (Frühling!) Auf daß der moderne Geist in Allem und Jedem zum Ausdruck komme" — so Titel und Motto einer Wiener Zeitschrift, von der ich das dem Wiener Satyriker Karl Kraus gewidmete Heft kennen lernte. Das war aber so knabenhaft unreif, daß man zum Glauben neigte, Karl Kraus bedanke sich wohl für eine solche Gefolgschaft oder Gönnerschaft. Jugendüberheblichkeit ist auch der Gesamttitel der oben angezeigten Heftchen; denn die Gedichte, die sie enthalten, sind weder dem Inhalt noch der Form nach neu. Zwoelfboth und Karpfen kommen über eine spießbürgerliche Verächtlichmachung und Beweinung des Krieges kaum hinaus. In ihren Versen zittert nicht das tiefe Brüderlichkeitsgefühl eines Werfel, der fanatische, menschen- und menschheitsverachtende Haß Ehrensteins gegen den Krieg, nicht das Freundschaftspathos eines Wolfenstein — ganz zu schweigen von einem Aushalten des Vergleiches mit den Genannten nach der formalen Seite. Diese drei Wiener haben gar keinen Willen zur neuen Form. Karpfen gibt sein Bestes im Volksliedmäßigen, Zwoelfboth kann

Digitized by Google

hin und wieder durch einen zarten pantheistischen Schwung blenden. Beide sind manchmal brünstig geil. Auf Friederika Ehrmanns Verse fällt dieser Vorwurf nicht. Aber eine besondere Leistung sind die unpersönlichen Verse voller Seichtheit und Oberflächengefühlchen auch nicht. „Das Neue Gedicht"?? Bitte, wir warten darauf! Richard Knies.

Wesselski, Albert: Flämische Volkslieder. In deutscher Nachdichtung und mit den Singweisen herausgegeben. 154 S. Leipzig-Innsbruck. Wagnerscher Verlag.

Die politischen Ereignisse haben uns den alten deutschen Stamm der Flamen wieder nahe gebracht und mit ihnen ihre großenteils frische und gesunde Literatur. Von ihren Volksliedern sind mehrere Parallelausgaben und mehrere Ausgaben nur in deutscher Uebertragung erschienen. Die vorliegende gibt einen guten Ueberblick und ist durch die beigegebenen Melodien besonders brauchbar. Der Band enthält auch recht derbe anrüchige Stücke; so kann man ihn nicht wahllos in jede Hand legen. Richard Knies.

Romane, Novellen, Erzählungen.

Schäfer, Wilhelm: Die begrabene Hand und andere Anekdoten. 136 S. München. Georg Müller-Verlag. 1918.

Die Anekdote, in der Form der Novelle verwandt, wählt ihre Stoffe meist aus dem Leben geschichtlicher Persönlichkeiten und bevorzugt insbesondere Begebenheiten, die eine pointierte Verarbeitung zulassen (was eben das Wesentliche an der Anekdote ist). Von dem rheinischen Dichter Wilh. Schäfer erzählt man, es sei einmal sein Ehrgeiz gewesen, im Leben 100 Anekdoten zu schreiben. 33 der geplanten sind in einem besonderen Band erschienen, und die vorliegenden 7 sollen diesem Bande als Ergänzung dienen, wie das Vorwort sagt, das außerdem vermuten läßt, daß der Verfasser die zur Verwirklichung des Planes fehlenden 60 nicht mehr schreiben wird. W. Schäfer ist unter den zeitgenössischen Dichtern wohl der einzige, der diese Gattung Prosa-Epik pflegte und es darin zu großer Meisterschaft brachte. Allerdings muß gesagt werden, daß die Geschichtlein nicht alle gleichwertig sind. Je knapper erzählt, um so kunst- und wirkungsvoller, wie im vorliegenden Bändchen das beste der 7 Stücke „Das Fräulein vom Stein" beweist. Die Titelnovelle ist durch psychologische Erörterungen zu breit geraten. Im „Brief des Dichters" ist der gefühlsselige Klopstock fein charakterisiert dargestellt; „Das Heckerlied" hat etwas von dem schmunzelnden Humor Hebels, „An der Paßhöh" ist von erschütternder Tragik, „Der fremde Hund", sei die Anekdote erfunden oder verbürgt, zeichnet in liebevoll zarten Strichen ein rührendes Bild des wunderlichen Dichters Peter Hille, gibt den Widerschein der Franziskus-Natur dieses seltsamen Menschen. Alles in allem: ein Buch von starkem ethischen Gehalt, in zuchtvoller Form dargeboten; man legt es nicht ohne Gewinn aus der Hand, zumal die durch den Dichter angeschlagenen Töne noch lange, viele wohl sogar auf die Dauer, nachklingen. Richard Knies.

Zahn, Ernst: Das zweite Leben. Eine Erzählung. 1.—50. Tsd. 252 S. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. Mark 4.—, geb. Mark 5.50.

Magnus Im Ebnet, der seinen Vormund erwürgt hat, weil dieser ihn halbtot quälte und der Ehre seiner Schwester nahetrat, wird im Zuchthaus ein nachdenklicher Mensch, der seine Tat bereut und auch nach seiner Freilassung die Lieblosigkeiten, die er als gewesener Sträfling zu ertragen hat, ergeben hinnimmt. Er verzichtet sogar auf die Liebe eines braven Mädchens, verschwendet dagegen seine Güte an ein Zigeunermädchen, das er endlich heiratet, um es vor sittlicher Verwahrlosung zu retten. Das gelingt aber nicht: das Zigeunerblut treibt die Unselige wieder in ihr Lasterleben, aus dem sie als Sterbende zurückkehrt und von Magnus liebevoll aufge-

Digitized by Google

nommen wird. Nach ihrem Tode, nachdem er nochmals seiner ersten Liebe entsagt hat, weiht er sein Leben dem Wohle seiner Mitbürger.

Zahn erweist sich in dieser einfachen und doch überall an die tiefsten Geheimnisse der Menschenseele rührenden Erzählung wieder als vollendeter Meister in der lebensvollen Erfassung und Darstellung tiefgründigen Seelenlebens und stillen Menschen- und Heldentums; aber auch als ein Schriftsteller, der nicht zur Tiefe, sondern wenigstens zu jenen Höhen führen will, die der auf sich selbst gestellten Menschennatur zu erreichen möglich sind. Höher und weiter reicht allerdings seine Kraft nicht; wie in allen seinen Werken kennt er auch in diesem keine Verbindungswege zu einer übernatürlichen Welt der Gnade, und darum haftet seiner Führung des Läuterungs- und Opferweges seines Helden bis zu den Höhen vollen Menschentums etwas Unwahrscheinliches an. Solche Läuterungen vollziehen sich gewöhnlich nur auf den Wegen der Gnade, und weil Zahn sie durchaus nur mit rein menschlichen, natürlichen Mitteln erreichen will, kann man bei aller Anerkennung reinsten, edelsten Strebens auch diesem Werke eine gefährlich irreführende Wirkung auf religiös nicht gefestigte Naturen kaum absprechen: es ist gleichsam eine dichterische Verklärung der Irrlehre, daß man auch ohne übernatürliche Hilfe, ohne Religion, ohne Gnade, aus rein menschlicher Kraft ein guter, edler Mensch sein kann. Ich zweifle daran, daß der Dichter diesen Grundsatz des Indifferentismus beweisen wollte; er hat offenbar aus anderen Gründen die Einwirkung religiöser Kräfte ausgeschaltet, aber das vermag den eben geschilderten Eindruck nicht zu ändern. J. E.

Raithel Hans: Die Stiegelhupfer. Eine Bauerngeschichte aus dem Bayreuther Lande. 150 S. Leipzig, C. F. Amelangs Verlag. Mk. 4.—.

Das ist wirklich eine echte Bauerngeschichte, diese Geschichte des Knechts Adel, der die reiche Liese gern heiraten möchte, aber abgeblitzt sich bei der verwitweten Wirtin Marget ins warme Nest setzt. Was da aber alles drum- und dranhängt, das weiß Raithel mit einer Fülle von erstaunlicher Kenntnis der Bauernnatur, des Lebens und Treibens im Bayreutherland mit viel Humor zu erzählen. Ob der Umstand, daß dabei die Fehler und Schwächen dieses Menschenschlags auffallend hervortreten, auf Rechnung des Verfassers zu setzen ist oder der Wahrheit entspricht, kann nur ein Kenner von Land und Leuten entscheiden. Mehr als ein Stündchen Unterhaltung durch einen gewandten, gut beobachtenden und besonders die menschlichen Schwächen scharf herausstellenden Erzähler darf man freilich in dem Buche nicht suchen. M.

Grabein Paul: Pension Highlife. Roman. 9. Aufl. Leipzig, Oldenburg u. Co. Preis Mk. 4.—.

Die Erzählung der Schicksale einer herabgekommenen Offiziersfamilie: Die Mutter benützt ihre beiden ältesten Töchter in der von ihr eröffneten Pension als Lockvögel für reiche Lebegreise und führt sie dem Laster zu; dasselbe Schicksal winkt auch der jüngsten Tochter Jutta nach ihrer Rückkehr aus der Pension; sie wird zwar durch die Liebe zu einem Offizier davor bewahrt, zieht aber als seine Geliebte zu ihm und weil die Heirat unmöglich, kommt es zu einem Doppelselbstmord. Jutta wird durch hingebungsvolle Pflege eines Arztes gerettet, wird dann Kaffeehauskassierin und schließlich von ihrem Lebensretter — trotz allem Vorhergehenden — geheiratet. — Man vermag nicht den Nutzen solcher Bücher einzusehen, die nicht nur im Schmutz unserer verkommenen Gesellschaft herumwühlen, sondern auch das Laster wie etwas Selbstverständliches behandeln und darum nicht abschreckend und bessernd, sondern noch mehr entsittlichend wirken. Darum — weg damit! M.

Digitized by Google

Literaturwissenschaft.

Stoeßl Otto, Lebensform und Dichtungsform. Essays. Leipzig, Georg Müller, 198 S.

Vorliegende Essays von O. Stoeßl sind schon vor vier Jahren erschienen, werden aber jetzt vom Verlag abermals versendet, wohl deshalb, weil sie damals im Kriegslärm untergegangen sind. Sie sind aber auch wenig gedankenschwer. Stoeßl versucht eine Analyse des Skeptikers zu geben, das Essay zu bestimmen, Balsac zu „würdigen", Stifters Nachsommer als schönstes episches Gebilde zu preisen, über Hamlet, Kraus, Luolinski und Speidel zu plaudern usf., alles mit ganz netten Worten, aber doch recht gedankendünn. Ein paar Einfälle verdienen angemerkt zu werden; so der merkwürdige Vergleich von Lyrik, Drama, Epos mit Individuum, Familie und Stamm; oder der sehr erfreuliche Hinweis (25) auf die Drinalichkeit, Konzertstile in der Erzählung anzustreben. Die schöne Ausstattung des Bändchens wird wohl nicht so bald Nachfolge finden. O. K.

Fischer Eugen A.: Das deutsche Volksschauspiel (177. Flugschrift des Dürerbundes. Georg D. W. Callway, München 1918.) Mk. 1.—.

Der Verfasser dieses Schriftchens will seine Arbeit als eine Aufforderung zur Pflege des Volksschauspiels und als Nachschlageheft aufgefaßt wissen. Er geht von der Erwägung aus, daß ein Wiedererwachen, ein Neubeleben des deutschen Volksschauspiels, das ehemals in unsern Dörfern und Städten so heimisch war, unbedingt in Szene gesetzt werden müsse, so wie es ja auch ein Wiederaufleben des deutschen Volksliedes gibt. „So gut die Jesuiten ein Jahrhundert lang die ganze Theaterwelt beherrschten, so gut in unseren Tagen ein Pater Expeditus Schmidt Passionsspiele einstudiert, könnten sich auch heute noch geistliche Spielleiter finden, da es gilt, eine der schönsten Fähigkeiten des Volkes lebendig zu erhalten" (7). Fischer gibt in seinem Heft eine kurze Zusammenstellung der vorhandenen Stücke mit Angabe von Personenzahl und Dialekt. — Zunächst kommen die Besuch- und Gassenspiele, zu denen auch die Totentänze gezählt werden. Daß heute noch derartige Szenen gefallen können, bezeugt die vor kurzem erfolgte Veröffentlichung eines Totentanzes (Totentanz-Bilderszenen nach Drucken des 15. Jahrhunderts zusammengestellt und für die Bühne eingerichtet. Deutsche Volksspiele des Mittelalters Nr. 2. Breitkopf u. Härtel, Leipzig 1917, 24 S.) durch Gottfried-Haeß-Berkow und Max Gümbel-Seiking infolge „vielfacher Nachfragen" und „begeisterter Urteile von namhaften Persönlichkeiten, angesehenen Zeitungen und Zeitschriften über Vorführungen desselben in vielen großen und kleinen Städten Deutschlands". Dann folgen lange Reihen von Weihnachtsspielen, Passionsspielen, Paradiesspielen und biblischen Spielen, schließlich eine Anzahl geschichtlicher und sagenhafter Stoffe, sowie Raimund, Anzengruber, Nestroy. Der Verfasser gibt an, wo die Texte zu den Spielen zu finden sind. Die landschaftliche Liste zum Schluß zeigt, wie wenig der Verfasser über Oesterreich Bescheid weiß, zugleich aber auch, wie reich Oesterreich bei ihm vertreten ist. O. K.

Verschiedenes.

Germanentum, Slaventum, Orientvölker und die Balkanereignisse. Kulturgeschichtliche Erwägungen von Austriacus Observator. 322 S. Kempten-München, Jos. Kösselsche Buchhandlung. Mk. 4.50, gebunden Mk. 6.—.

Durch Umstände, wie sie jetzt häufig eintreten, ist die Besprechung dieses schon Ende 1917 erschienenen Buches im „Gral" fast um Jahresfrist verzögert worden. Mittlerweile ist nun die große Umwälzung in Oesterreich

Digitized by Google

eingetreten, und auf dem Balkan steht sie vor der Tür. Rein äußerlich genommen, scheinen somit manche der tiefgründigen Betrachtungen des Verfassers durch die — allerdings teilweise schon mit Mene-tekel-Schrift durchschimmernden Ereignisse überholt zu sein. Tieferes Eingehen auf die Gedankengänge lehrt das Gegenteil; man stößt überall auf den festen Grund ewiger Wahrheiten, die alles Sein und Werden der Völker und Staaten bestimmen und darum nie veraltern, immer zeitgemäß sind. Und wenn man jetzt, durch die Tatsachen belehrt, den scharfen Blick des Verf. für damals noch im tiefen Nebel der Zukunft schwebende Entwicklungen bestaunt, so wird man um so williger zugeben daß die jetzt im wildesten Flusse brodelnde Gestaltung doch im wesentlichen jenen Weg wird einschlagen müssen, den die Betrachtungsweise sub specie aeternitas als den richtigen erkennen läßt.. Die Schrift bietet übrigens eine solche Fülle tiefer, aus staunenswerter Kenntnis der Völkerpsychologie geschöpften Gedanken und Anregungen, daß sie auch dann noch zeitgemäß sein würde und jedem Kulturpolitiker, wie überhaupt jedem Gebildeten in die Hand gegeben werden müßte, wenn auch die abgeschlossene Neugestaltung manche Ausblicke des Verfassers als überholt erscheinen ließe. ms.

Das Schwert des Geistes. Feldpredigten im Weltkrieg in Verbindung mit Bischof Dr. Paul Wilhelm v. Keppler und Domprediger Dr. Adolf Donders, herausgegeben von Dr. Michael v. Faulhaber, Erzbischof von München-Freising. Dritte und vierte, unveränderte Auflage. (XIV u. 526 S.) Freiburg, Herdersche Verlagshandlung. Mk. 7.—; in Pappband Mark 8.20.

Die katholische Seelsorge, die nach den Worten des Apostels allen alles sein soll und sich allen Umständen anzupassen hat, durfte auch der Feldheere nicht vergessen, in welchen die Blüte der männlichen Kraft vereinigt war. Sie hat auch die rechte Weise gefunden, den Kämpfern an der Front das Wort Gottes zu verkündigen und die vorliegende Sammlung will eine Auslese der besten Feldpredigten bieten, zu der vor allem Meister der Homiletik, wie die Bischöfe Faulhaber und Keppler, Domprediger Donders im Vereine mit den Armeebischöfen Deutschlands und Oesterreichs Ansprachen und Hirtenworte beigesteuert haben. Ueber den seelsorglichen Wert dieser Sammlung haben zuständigere Beurteiler gesprochen; für ihn bürgen die Namen der Herausgeber. Wir haben es hier vor allem mit der literarischen Bedeutung dieser Sammlung zu tun, und die ist wahrlich nicht gering zu schätzen. Auch die Homiletik ist eine Kunst, wenn wie hier Meister des Stils und des Ausdrucks das erhabene Kunstwerk des Gotteswortes in gedanklicher und sprachlicher Vollendung zu gestalten wissen. Diese Form wird auch bleiben, wenn der Inhalt vielleicht nicht mehr unmittelbar zeitgemäß ist, wenn die Wunden des Krieges unter dem Oelzweig des Friedens zu heilen beginnen. Aber wir werden auch dann noch lange den Trost des Gotteswortes brauchen! Fr. Fr.

Goetz, Albert: Aus der Stille. Gedichte. 40 S. Leipzig. Xenienverlag. 1918. Mark 1.—.

Harmlose Dilettantenreimereien. Wie ist es möglich, daß in unserer Zeit gutes Papier an solche Nichtigkeiten verschwendet wird? Richard Knies.

Schneider, Karl: Der Sonnenwirt. Eine Hunsrückgeschichte. 98 S. Bonn. Albert Ahn-Verlag. Geheftet Mark 3.50, geb. Mark 5.—.

Eine in banalem Zeitungsdeutsch geschriebene Liebesgeschichte ohne jeden künstlerischen Wert. Aendert man die Dialektstellen, so kann sich die leichte Handlung auch ebenso gut irgend anderswo in deutschen Landen abspielen. Was das Milieu seiner Erzählung angeht, so hätte der Verfasser daran

Digitized by Google

denken müssen, daß vor ihm N. Lambrecht zwei ihrer Romane dort spielen ließ, die das Gebiet denn doch in einer Weise darstellen, daß ein Nachfolger sich zusammennehmen muß, wenn er Anspruch auf die Ehre eines Heimatdichters erheben will. Schade, daß in unserer Zeit aller Nöte an eine solche Dilettanterei Papier und Zeit verschwendet wird.

Richard Knies.

Ommerborn, J. C. J.: Genosse Mensch. Tagebuchaufzeichnungen eines früheren sozialdemokratischen Arbeiters. 176 S. Chemnitz. Verlag von Gottlob Koezle. Geb. Mark 3.—.

Dieses Buch wäre ein verdienstliches Werk geworden, wenn sein Verfasser die richtige Form dafür gefunden und wenn er die Grundlagen seiner heutigen Ueberzeugung klar und unzweideutig zur Darstellung zu bringen vermocht hätte. Beides ist ihm nicht gelungen, und so ist die Arbeit als Ganzes gescheitert, wenn auch Einzelheiten durchaus zutreffend sind. Dabei muß aber sofort eine Einschränkung gemacht und betont werden, daß auch recht ansehnliche Schiefheiten auftreten. So ist z. B. einmal (in dem offenbar vor dem Kriege geschriebenen Buch) die Bemerkung gemacht, „die Massen sind nicht die im Grunde guten, harmlosen Vaterlandsfreunde, wie wir es täglich in den roten Preßlehren aufgetischt bekommen." Darüber hat uns der Krieg denn doch eines wirklich Bessern belehrt.

Um auf das Ganze zurückzukommen: Ein dem Namen nach katholischer Sozialdemokrat bietet einige wenige Tagebuchaufzeichnungen (fast scheint es, daß die Form fingiert ist). Jedem Tagebucheintrag hängt er eine christlich orientierte Glosse an, die apologetisch wirken soll, wozu es aber nicht kommt, weil der Verfasser sich nur zu einem Gefühlschristentum zurückgefunden hat und bei ihm deshalb die geistigen Voraussetzungen zu jener Wirkung nicht vorhanden sind. Dazu wird im Vorwort gesagt, der Inhalt der Aufzeichnungen sei vor der Veröffentlichung „um 90 Prozent verdünnt" worden. Ohne Zweifel wird es dadurch doch dem Leser unmöglich, sich ein objektives Bild von dem währen inneren und äußeren Erleben, das die Aufzeichnungen spiegelt, zu machen. Die „Verdünnung" besteht wohl in nichts anderem als in einer Verächtlichmachung des persönlichen Lebens und der sachlichen Motive der früheren Genossen, besonders der Parteiführer und der Leiter der sozialistischen Presse. Dabei hat der Autor von sich selbst eine sehr hohe Meinung. Verschiedentlich läßt er durchblicken, daß er eigentlich ein Dichter sei, weil er alles „verkläre". Zum Dichtertum gehört aber anderes als „Verklärung"; dazu gehört intuitiver Einblick in die Zusammenhänge des Geschehens von der Warte einer überragenden, durch positive Weltanschauung gesicherten Stellung aus, dem sich künstlerischer Ausdruckswille, Konzentration, Ausscheidungs- und Verdichtungsfähigkeit, mit einem Wort: starke Formkraft zugesellen muß. Vielleicht wäre dem Verfasser ein autobiographischer Roman besser gelungen als das, was er selbst eine „politische Tendenzschrift" nennt, was aber keine ist; denn sie hat keine Ueberzeugungskraft. Die Gründe dafür wurden oben erwähnt. — Petzolds kürzlich (Gral XII, 11/12, S. 355) erwähntes Buch „Von meiner Straße" bietet zur Beurteilung der proletarischen Verhältnisse und Anschauungen unvergleichlich viel mehr als dieses Buch, das nicht Fisch und nicht Fleisch ist und nie den Einschluß in wirklich großen Zusammenhängen findet, geschweige denn die Erlösung aus dem Absoluten, der ewigen Wahrheit darzubieten vermag. So vermag man, um gerecht zu bleiben, nichts zu loben als den guten Willen. Richard Knies.

Verlag und Druck der Verlagsanstalt Tyrolia, Ges. m. b. H., Innsbruck. — Preßgesetzlich verantwortlicher Redakteur: Peter Kaiser, Innsbruck.

Digitized by Google

Der letzte Mensch.

Von Bruder Willram.

Die Sonne barst; aus ihrem Marke fluten
Ozeane Licht's und wälzen Feuerwogen
Durch Himmelsweiten; grelle Flammen gluten
Mit weißem Gischt; wie helle Purpurtogen
Schmiegt das Gewölk sich um die Bergesstirnen;
Voll Todessehnsucht heben Silberfirnen
Ihr starres Haupt, — und bleiche Hände — recken
Die Felsen sich wie zum Gebet gefaltet
Zu Gott empor, der jäh mit Todesschrecken
Das Weltall füllt — — und seines Zornes waltet.
Vulkane speien;
aus den Eingeweiden
Der Erde brodelt roter Eiter; — Blut
Heißflüß'ger Laven überströmt der Haiden
Und Halden Grün, und dunkle Wälder brennen
Wie Brandaltäre;
siehl des Meeres Flut
Schäumt donnernd auf, und Wasserberge rennen
Einander an wie kämpfende Titanen,
In Wirbeln wogend sich den Weg zu bahnen
Weithin ins Land;
die Ströme brechen aus
Und peitschen rasend ihre Wellenhorden
Durch Feld und Flur, der Menschheit Glück zu morden.
Rings Schutt und Schlamm und Schreck und Todesgraus!
Erdbeben rütteln an den Marmorschwellen
Lichtfroher Tempel; Turm und Wölbung klaffen
In breiten Rissen, Heilige zerschellen, — —
Es sinkt in Staub, was Fleiß und Kunst geschaffen;
Paläste qualmen;
Haus und Hütte spielen
Die Wogen fort, und Flut und Feuer wühlen
Vernichtend weiter, bis zur Wüste worden
Der Schönheit Erden. — —
Horch! von Adlerschwingen
Schwirrt laut die Luft; die Reiter Gottes sprengen
Im Sturm dahin, und ihre Köcher klingen
Wie Wutgeheul — und ihre Pfeile sengen

Digitized by Google

Mit gift'gem Brand;
fehtl in Verzweiflung ringen
Ein Häuflein Menschen, Adams letzte Söhne
In Wundenqual und wildem Schmerzgestöhne
Mit Tod und Ende. — —
Schrille Flüche schallen
Von Greisenlippen; Männerfäuste ballen
Ohnmächt'gen Zorn's sich himmelan; es krallen
Sich Säuglingsfinger in die welken Brüste
Entseelter Mütter; siechе Mädchenschöne
Verröchelt sterbend, eh' noch wach sie küßte
Der Mai des Lebens;
stolze Knabenleiber
Ruh'n hingemäht in ihrer Jugend Lenzen
Vom Schnitter Tod, und dunkle Locken kränzen
Die bleichen Stirnen, während feile Weiber
Hohläugig stier um die Gestorb'nen lungern
Und frechen Blicks nach deren Schönheit hungern.
Der letzte König sinkt im Prunkgewande
Von gold'nem Thron, und schleift klirrend im Sande
Sein Diadem, das diamantbesäte;
Ihm nach der Priester samt dem Prachtgeräte
Aus Gold und Silber, das den Altar schmückte;
Monstranz und Kelch zerstückelt und zerschlagen
Im Straßenkot;
entwichen seiner Wohnung
Der Leib des Herrn, den Engels Hand entrückte; — —
Und tot der Papstl die funkelnde Tiare
Im Kehricht liegend — eine Trödelware. —
Doch ohne Mitleid, ohne Huld und Schonung
Die Reiter Gottes durch das Weltall jagen,
Die Schalen schüttend mit den sieben Plagen
Auf alles Land. — —
Es bersten Bergesschlünde
In Glut entzwei, wie wenn in Mutterwehen
Der Erdball kreiste; furchtbares Geschehen
Braut in den Tiefen finstrer Meeresgründe;
Die Tierwelt tot;
nur ab und zu noch irren
Verängstigte Vögel durch der Elemente
Entfachte Wut mit matten Flügelschlägen
Und wildem Schrei, daß ihre Rufe sägen
Durch Mark und Bein; —
und fahle Blitze wirren
Aus weißer Lohe, die vom Firmamente

Digitized by Google

Gespenstisch braut, als loderten die Lüfte
Den Gruß des Todes in das Reich der Grüfte.
Es stirbt die Zeit! — — —
Die sich zum Ringe schließen
In Harmonie — des Tages Stunden fließen
Nun langsam ab — und die Minuten tropfen —
Wie Blut versickernd — in die Riesenschale
Der Ewigkeit, bis mit dem letzten Klopfen
Der Herzschlag der Sekunde schweigt;
die Male
Des Erdentages, der zu Tod getroffen
Verbleichend ebbt, sind feuerrote Sterne,
Die traurig, müd, gleich Augen ohne Hoffen
Und geisterhaft aus stummer Himmelsferne
Herniedergrüßen; — —
denn die Nacht bricht an,
Von der es heißt, daß niemand wirken kann.
Ist niemand mehr — — —
ist alles, was hienieden
Einst froh geatmet, aus der Welt geschieden? — —
Ja, alles, alles! — —
Nur noch einer lebt,
Deß' müdes Herz seit vielen hundert Jahren
In Sehnsuchtsqual dem Tod entgegen bebt.
Verfehmt, geächtet und in Greisenhaaren
Hat er die Länder all durchirrt, befahren
Die Meere rings — — —
und niemals Ruh' gefunden
Vor seinem Ich, daß ihm zur Folter ward,
Seit er den Mann — im Stachelkranz, voll Wunden —
Die Last des Kreuzes auf der Schulter — hart
Und herben Hohnes von der Schwelle stieß,
Die Rast ihm weigernd; — — —
mit Millionen Tränen,
Wie sie die Reue, wie der Schmerz sie weint,
Hätt' er gebüßt, doch blieb sein Herz versteint —
Fühlloser Fels, aus dem kein Schicksalshammer,
Wie wuchtig er auch fiel, kein Erdenjammer —
Wie tief er traf — der Sühne Flut geschlagen;
Versargt lebendig in das Nachtverließ
Tötlichen Grauens ward ihm Sinn und Seele;
Und wollt' er beten — wollt' er beichtend klagen
Die Freveltat — verdorrt ihm in der Kehle
Des Wortes Trost; —
nur Flüche, zorngeschmiedet

Digitized by Google

Und gramgeschweißt und hart wie Marmorquadern,
Sind seines Herzens, wenn es übersiedet —
Erwünschte Labsal; — — kochend in den Adern
Rollt ihm die Wut wie schwärend Gift und Eiter;
„O!“ — — knirscht er schäumend:
„hätt ich Jakobs Leiter,
Empor zu klettern — Stuf' um Stufe weiter —
Bis ganz hinan, wo sich die Seraph' reihen
An Jahves Thron, um ihn im Zorn zu fassen —
Und ihm — dem Ewigen — mein tiefstes Hassen
Und meinen Ekel ins Gesicht zu speien!“
So haßte keiner noch der Staubgeborn'nen;
So haßt nur Ahasver und trägt die Dornen
Der tiefsten Qual und schleppt die Bleigewichte
Des Gotteshasses durch die Weltgeschichte.
Die Seele blutend —
und das Herz zerrissen
Ging er durch Elend und durch Schimpf und Schande,
Ein armer Flüchtling, von Gewissensbissen
Gehetzt, gepeitscht im staubigen Gewande
Des Straßenbettlers, der die Hunde reizte,
Und dem die Menschen aus dem Weg wichen,
Vor dem ein jeder sorglos sich bekreuzte,
Weil eingeätzt mit tiefen Furchenstrichen
Das Mal des Fluch's auf seiner Stirne brannte. — —
Mit Faust und Fußtritt wies man ihm die Schwelle,
Statt Trank und Nahrung bot man Hohn und Flüche;
Des Waldes Wurzeln und der Wildnis Quelle
Nur blieben ihm — und Sand- und Marmorbrüche
Als gastlich Obdach, das er mit Schakalen
Und Wölfen teilte;
und zu tausendmalen
Ruft er den Tod, ruft ihn von allen Winden
Herbei zu sich — und kann ihn nirgends finden;
Er spürt ihm nach von einem Ort zum andern; —
Von Pol zu Pol im ruhelosen Wandern
Sucht er den Tod; — —
als Neros Hand am Tiber
Die Fackel warf ins augustei'sche Rom,
Da stand er bleich, geschüttelt von dem Fieber
Der Todessehnsucht in dem Hippodrom,
Wo Christen schwelten an den Marterpfählen,
Und bat den Henker — auf den Knien bat er —
Nur um die Gunst: den Feuertod zu wählen; — —

Digitized by Google

Er bat umsonst! — — —
stumm saß er im Theater
Mit tausenden, als durch Pompeji der Schrecken
Des Todes raste; — sah die Flammen lecken
Aus dem Vesuv und bot der Kraterasche
Das kahle Haupt und glaubte schon ans rasche
Und nahe Sterben; — —
stürmend durch den Regen
Voll Schlamm und Glut flog er dem Tod entgegen;
Und Tempel stürzten; in das laute Krachen
Geborst'ner Säulen scholl sein Wahnsinnslachen;
Die Hände ringend, sturmgepeitscht die Strähnen
Des Silberbart's irrt er umher, doch trifft
Kein Balken ihn, kein Stein mit dumpfem Dröhnen;
Kein Trommelstück, kein Rest von Architraven
Will ihn zermalmen;
Herkulanums Laven
Flucht er herbei; der Schwefelgase Gift
Wünscht er sich brünstig, um an deren Brodem
Jäh zu verperlen seinen Lebensodem.
Er fleht zu Gott, er ruft die Heidengötter — —
Doch all umsonst! — —
und weiter, weiter wallen
Muß er ins Elend; wilde Sturmeswetter
Der Weltgeschichte schleudern ihrer Brandung
Empörten Gischt dem müden Pilger zu;
Und Völker sterben — Königreiche fallen
Sieht er um sich;
nur ihm winkt keine Landung,
Und wandern muß er ohne Rast und Ruh'!
Ob er auch kämpfend sich in Hunnenschlachten
Toll mordend wirft —
ihn flieht der Tod mit Ekel;
Er ist dabei — blickt gier ins Mene Thekel —
Das blutig-dunkle, welches Türkenhorden
Am Bosporus dem stolzen Byzanz brachten,
Und stürzt sich mutig in das grause Morden
Der Christenheere vor Granadas Mauern;
Umsonst! umsonst! — —
mag er wo immer weilen;
Im Lanzenhagel und im Kugelschauern —
Das ist der Fluch: — ihn will kein Tod ereilen;
Zu leben ist — zu leiden ihm beschieden,
Wenn andere sterben! — —
Seht! den Titaniden

Digitized by Google

Beneidet er, der, an den Fels gehämmert
Des Kaukasus, den Zorn der Götter büßte;
O, daß auch er sich einen Adler wüßte,
Der seine Krallen in das Fleisch ihm schlagen
In seinen Eingeweiden wühlen, nagen
Voll Wollust wollte, bis mit scharfem Bisse
Er ihm das Herz in tausend Fetzen risse! — —
Nutzloser Wunsch! — —
Noch hat kein Tag verdämmert
Für Ahasver, der ihm ein Ufer zeigte
Im Meer des Jammers; Reiche, Völker sanken,
Jahrhunderte im Strom der Zeit ertranken;
Auf Helena der stolze Korse neigte
Im Tod sein Haupt;
fiel auch sein Glück in Scherben —
Ihm blieb doch ein's: er durfte sterben — sterben! —
Nicht so der Alte, dessen Scheitel bleichten
Fast zwei Jahrtausende! — noch ungebrochen —
Das Herz durchwühlt vom ungestümen Pochen
Der Todessehnsucht — jagt er unerreichten,
Weltfernen, kalten Zielen zu; die Kraft
Des Gotteshasses hält ihn — stählt ihn — strafft
Ihm die Brust und Glieder für die Pilgerreise
Durch Raum und Zeit;
schon längst hat er vergessen,
Wie oft im weitgedehnten Wandelkreise
Der Jahreswochen er die Welt durchmessen
Von Pol zu Pol; — —
wie oft im ew'gen Eise
Er der Antarktis nach dem Tod gefahndet; — —
Wie vieler Meere Wogenschlag in tausend
Verwünschten Jahren um sein Schiff gebrandet: — —
Wie viele Teifune donnernd, brüllend, brausend
Den Kurs ihm kreuzten und — —
wie oft gestrandet —
Die Wellen ihn schiffbrüchig, nackt und elend —
Die mitleidlosen — ans Gestade spülten,
Nicht duldend, daß die nassen Tiefen kühlten
Des Herzens Qual, die stets sich neu beseelend
Am Lebensdocht, der nicht verlöschen wollte,
Mit ihm durch Länder und durch Meere tollte.
Er hat verlernt, nach Uhr und Stundenschlag
Die Zeit zu messen;
mag sie rastlos gleiten —
Ihm sind Jahrhunderte doch nur ein Tag,

Digitized by Google

Und er muß wandern immerzu, muß schreiten
Bis an die Grenze dunkler Ewigkeiten,
Bis, wo der Stunden schwere Bleigewichte
Im blut'gen Abendrot der Weltgeschichte
Zum letzten Male dumpf und donnernd dröhnen —
Und auch für ihn dann Sabbatruhe tönen. — —
Und sieh —
schon scheint dem Ende zuzureifen
Der Zeiten Gang; — — er schaut die Welt in Flammen;
Aufruhr und Krieg! Volk wider Volk gerüstet!
Und haßgebläht wälzt sich das Ungeheuer
Mit Bombengasen und Granatenfeuer
Von Land zu Land; —
sein Weg ein blut'ger Streifen!
In Trümmer sinkt, es fällt in Schutt zusammen,
Was Menschengeist ersann; zerstampft, verwüstet
Des Segens Saat; in Schmach und Schmutz gesunken
Das Edeltum, rings Treubruch und Verrat!
Diebstahl und Raub und schwarze Judastat! — —
Die Bestie Mensch — vom Rausch des Blutes trunken —
Im wilden Ansturm auf die höchsten Güter:
Thron und Altar! — —
Verfehmt, verbannt, verstoßen
Des Reiches Schirmer und des Volkes Hüter;
Und Christi Kreuz von des Martyriums Rosen
Wieder umblüht, verfolgt, verhöhnt, verachtet! — —
Es kniet die Menschheit stumpf und wahnumnachtet
Vor anderen Göttern; — —
Moloch und Astarte
Sind ihr Idol; Habgier, Genuß die Triebe
Zu freiem Menschentum und freier Liebe!
Und Ahasver? — —
Er segnet diese Stunde
Der Zeitenuhr; und mit verjüngten Kräften
Macht er sich auf zu neuen Wanderzielen. —
Daß nun die Welt, betört vom Sinnenreize,
Von Gott sich wendet — und dem Mann am Kreuze
Hohn spricht und flucht mit frechem Lästermunde;
Daß von der Menschheit Aug' die Schuppen fielen
Des Glaubenswahnes,
labt mit frischen Säften
Den alten Haß, der ihm die Brust durchlodert;
Denn sagt er sich:
„Ist erst zu Staub vermodert
Das letzte Kreuz, dann mag mir Friede werden!"

Digitized by Google

Und wieder pilgert er,
ob auch auf Erden
Kein Ort zu finden, der ihm Heimat hieß. — —
Die Boulevards hat von London und Paris
Er längst verlassen; an der Spree das Babel
Wird ihm zum Ekel; — —
kurze Wochen weilt er
Im ew'gen Rom, das immer noch die Fabel
Des Papsttums träumt und Petri Grab umleiert
Und Heil'ge macht — und die Madonna feiert.
Sein Mund trieft Hohn —
und wilden Hasses eilt er
Nach andren Zonen; sieh! die Wolken, Winde
Und Jahreszeiten wechseln ihren Lauf;
Des Nordens Frost gerbt seine Haut zur Rinde,
Zur rissigrauhen; — Beulen brechen auf
Am siechen Leib; —
er achtet nicht der Schmerzen
Und wandert weiter mit der Qual im Herzen
Ohn' Rast und Ruhe;
Sommersonnen sieden
Ihm das Gebein; im Sand der Wüste waten
Die müden Füße, bis der Palmenfrieden
Einer Oase gastlich winkt; —
und nahten
Ihm Traum und Schlummer, schreckt den Wandermüden
Ein Brüllen auf; in goldgefleckter Mähne
Glost ihn der Löwe heißen Blickes an
Und starrt und zittert vor dem bleichen Mann
Im Wüstensand; —
die hungrige Hyäne
Folgt beutewitternd seiner Spur und schleicht
Den Schläfer an, umschnüffelt ihn — und weicht
Entsetzt von dannen.
Daß er doch ein Aas,
Ein ekles wäre! daß er doch zum Fraß
Der Wildnis würde!
daß er Leichendüfte,
Den scharfen Pesthauch fauler Massengrüfte
Doch von sich hauchte, geile Gier zu reizen! — —
Ihn aber meiden Mensch und Tier; es beizen
Ihm Haß und Gram mit steter Glut und Frische
Das Stirnenmal, damit es nicht verwische
Im Flug der Zeit; — —
so geht er — ein Verruchter —

Digitized by Google

Und Ausgestoß'ner, ein von Gott Verfluchter
Des Elends Straßen;
Nil und Ganges rauschen
An ihm vorbei; von Japans Chrisanthemen
Und Kirschenblüten kaum umduftet, lenkt
Ihn Qual und Unrast nach dem Reich der Mitte,
Wo, weiß umblüht, von Lotosdiademen
Die Buddhatempel in die Wogen lauschen
Des Brahmaputra, d'rin nach alter Sitte
Sich büßend baden — und das Haupt gesenkt —
Brahminen schreiten in Gebet verloren;
Dann harrt er stumm an Dehli's heil'gen Toren,
Daß sie sich öffnen, schaut die Wunderpracht
Des Dalai-Lama, dessen Priestersegen
Sein Lachen reizt — —
und sieht die Sternennacht
In sel'gem Schimmer Kaila's Scheitel krönen,
Den Gottesberg — den stolzen, einzig-schönen —
Und leuchtend sich auf Tibets Firne legen.
Des Indus Quelle netzt ihm Stirn und Wange
Und kühlt den Durst wohl, der die Kehle peinigt,
Doch nicht die Flammen seiner Brust; den Haß,
Den wilden, heißen, muß er weiterschleppen
Als Gottes Fluch auf seinem Pilgergange
Von Land zu Land, durch Wälder und durch Steppen,
An Wiegen hier — —
an Gräbern dort fürbaß;
Der räud'ge Hund, den man zu Tode steinigt,
Weckt seinen Neid, denn er verreckt und endet;
Doch Ahasver, wohin er sich auch wendet,
Den Tod zu suchen, fahndet stets vergebens. — —
Und Selbstmord üben? — —
dieses Hundelebens
Verdorb'nen Abschaum aus dem Wege schaffen,
Dünkt ihm zu feig; so trägt er seine Bürde
Dämon'schen Stolzes durch Jahrtausendweiten,
Vom Haß gestählt, hohnlachend all der Pfaffen
Und all der andern aus der Frömmlerhürde
Des Nazareners, die von Ewigkeiten
Des Lohnes faseln, wenn man — wie sie sagen —
Um Christi willen stumm sein Kreuz getragen. — —
Sein Kreuz! — —
Und glühend steht die Szene
Vor seinem Aug': der Mann im Dornenkranze
Am Boden liegend und von Schwert und Lanze

Digitized by Google

Emporgepeitscht; im Blick die blut'ge Träne
Der Not, des Jammers; mit den Armen tastend
Nach einem Halt; — —
an seiner Schwelle rastend
Ein kurzes Weilchen; doch von ihm mit rauhen,
Empörten Worten herzlos fortgewiesen; — —
Ein neuer Fall! — — ein Schreckensruf der Frauen!
Dann Pöbelscherz! — —
Und die Soldaten stießen
Den Dulder weiter, ihn durch Salems Gassen
Zu Tode führend; — —
und er sieht den blassen
Und blut'gen Schatten elend, trostverlassen
Vorüberwanken und das Kreuz umfassen
Mit letzter Kraft, — —
und sieht die Dulderaugen
Des tiefsten Jammers voll auf sich gerichtet — —
Und fühlt, wie sie sich in die Seele saugen —
Und hört ein Wort, das ätzend — wie vom Munde
Des Richters kommt — —
und ihn versteint, vernichtet:
„Du wehrtest mir der flüchtigen Sekunde
Ersehnte Rast, d'rum sollst du ruhlos wandern —
Dir selbst zum Fluch — von einem Ort zum andern
Durch Erdenweiten und durch Zeitenfernen,
Bis leuchtend zwischen halbverlosch'nen Sternen
Mein Kreuz — das hehre — hoch am Himmel prangt
Und rings die Welt in Furcht und Schrecken bangt;
Dann werden wir noch einmal uns begegnen —
Und den du haßtest — sieh! er wird dich segnen!"
Dies alles, alles — —
schaut und hört er wieder,
Als hätt's soeben sich an ihm vollzogen.
Es schwindelt ihn, er taumelt und sinkt nieder,
Das welke Haupt, von welkem Haar umflogen,
Im Staube bergend; — —
doch mit Hohngelächter,
Von Wut gefedert, kniet er auf und knirscht
Ohnmächt'ge Flüche; gieren Blickes birscht
Voll tiefsten Hasses nun der Kreuzverächter
Die Gegend ab, ob nicht das Spottgebilde
Sich irgendwo des Nazareners fände
Am Wegesrand, daß er es ruchlos schände —
Und seinen Geifer ins Gesicht ihm spucke; — —
Dann faßt er sich und reißt mit jähem Rucke

Digitized by Google

Sich wieder hoch, um müde, schweißberonnen
Und dumpfen Sinnes seines Weg's zu zieh'n;
Und wieder sinken abertausend Sonnen
Auf seiner Fahrt von Pol zu Pol; es flieh'n,
Wo seines Schattens dunkler Flecken gleitet,
Die Vögel fort; —
und keine Wolke breitet
Ein schützend Dach ihm, wenn die Glutenblitze
Des Mittags flammen, und in Fieberhitze
Sein Leib verdorrt;
längst reif für's Grab, gebrochen
Stapft er des Weges — nur mehr Haut und Knochen —
Und zwischen d'rin der Lappen: Herz genannt —
In seines Körpers Kerkerhaft verbannt
Mit all der Qual, die nimmer schweigt und rastet
Und zentnerschwer auf seiner Seele lastet. — —
O, dieses Herz! — —
sein Uhrwerk steht nicht stille,
Als trieb die Räder ein allmächt'ger Wille,
So tickt und pulst es im Gehäus' des alten,
Verwelkten Leib's — und läßt sich nimmer halten —
Und wird zur Marter, die er würgen möchte! — —
O, diese Tage!
wie sie ruhlos traben!
O, diese dumpfen, wirren Folternächte,
Die schaurig-lang und ohne je zu laben —
Nur Furcht und Angst und Fieberträume haben! —
Und dieses Wandern! —
diese Hetzjagd immer
Aus längstbekannten, längst durchmess'nen Weiten
Ins Unbekannte schmerzdurchwühlter Zeiten,
Die zornverriegelt keiner Hoffnung Schimmer
Ins wunde Herz des müden Flüchtlings leiten! —
Das schwarze Tor, durch welches andre schreiten
In das Nirwana, hat ihm seine Flügel
Niemals geöffnet; —
und kein Grabeshügel,
Den je man schaufelte für einen Armen —
Des Wanderns Müden — ward ihm zugemessen;
Ihn hat die Welt, ihn hat der Tod vergessen;
Der Menschen letztes, liebendes Erbarmen:
Die Handvoll Erde, welche selbst dem Sarge
Des Bettlers wird; dazu der kurze, karge,
Doch süße Segenswunsch für ew'ge Ruhe —

Digitized by Google

Sie bleiben ihm versagt; — —
kein Schreiner
Mißt ihm die Bretter für die Totentruhe;
Und keiner, ach, von all den Millionen,
Die dieses Erdballs dunklen Stern bewohnen,
Weiß Rat und Trost für Ahasver; nicht einer
Ist unter ihnen, der zu sagen wüßte,
Wohin der Elende sich wenden müßte,
Um Ruh' zu finden vor dem Fürchterlichen,
Das ihn belastet wie mit Bergesschwere.
Als Kain vom Angesicht des Herrn gewichen,
Da schrie sein Herz — das tote, hoffnungsleere
Des Brudermörders auf in tausend Schmerzen;
Und unstet flüchtend mit dem Dorn im Herzen
Der ungesühnten, schwarzen Schuld, das Mal
Von Abels Blut auf feiger Mörderstirne,
Angst in der Brust und Wahnsinn im Gehirne —
So ging der Frevler, bis die Stunde kam,
Daß in Verzweiflung er sein Ende nahm. — —
Doch Ahasver kann nicht verzweifeln; — darf —
Selbst wenn er wollte — seines Lebens Bürde
Nicht von sich tun; — tausend Martern würde
Er jauchzend tragen, wenn er sterben könnte. — —
Nur sterben! — —
ach! und wär's am Kreuz, wie jener
Zum Tod geschleppte, bleiche Nazarener,
Dem er die Rast an seinem Tor mißgönnte,
Den er mit Flüchen und mit Hohn bewarf! — —
Umsonst, vergebens! — —
Durch die Weh'n und Wirren
Der Weltgeschicke, von dem Wogenprall
Der Zeit umbrandet, muß er planlos irren
Und heimatlos; — — — —
wie, war Jerusalem
Ihm einst nicht Heimat? und er will die Schritte
Noch einmal lenken nach der Kindheit Hafen,
Wo er gelebt in seines Volkes Mitte,
Und seine Väter um den Tempel schlafen
In Königsgräbern; —
zwar schon längst entsunken
Ist Sions Haupt das Herrscherdiadem;
Und keines Purpurs königliches Prunken
Verhüllt die Schmach, die Sions Tochter leidet:
Seit Jahves Haus, das herrliche, gefallen,
Und schonungslos in wildem Völkerwallen

Digitized by Google

Der Weltgeschichte Davids Stadt entkleidet
Des Glanzes ward, der ihre Lenden schmückte;
Zur Wildnis worden, in den Staub getreten
Wähnt er Jerusalem, wie die Propheten
Vorhergesagt; — —
und ach, die tiefgebückte,
Zertret'ne Heimat, seiner Jugend Träume
Geliebtes Kleinod, das der längst Ergraute
Seit Titus Tagen niemals wiederschaute,
Wünscht er zu sehen; — —
seines Hasses Flamme
Loht stärker nicht, als seines Heimwehs Gluten;
Und fehtl dem Alten will, aus Judas Stamme,
Vor Sehnsucht fast die wunde Seele bluten;
Und dem das Elend keiner Träne Naß — — —
Dem Flüche nur der eingefleischte Haß
Anstatt Gebet's von dürren Lippen preßte,
Der Pilger betet; — —
aus Erinnerungen,
Schon längst verblaßten, sucht er nun die Reste
Vergeß'ner Psalmen, die beim Tempelfeste
Er einst im Vorhof selig mitgesungen —
Und lispelt sie mit seines Heimwehs Zungen;
Die heil'gen Sänge, die voll Schmerz geklungen
An Babels Flüssen, da sein Volk die Bande
Der Knechtschaft trug im fernen Feindeslande:
Nun quellen sie gleichwie dem Uferdamme
Entsprung'ne Wasser aus des Alten Seele —
Voll tiefster Sehnsucht:
„daß mich Gott verdamme,
Wenn ich, Jerusalem, nicht dein gedächte,
Wenn ich dich nicht zur Leuchte meiner Nächte,
Zum Sonnenscheine meiner Tage setzte!
Eh' soll die Zunge mir in durst'ger Kehle
Verschmachtend kleben, und kein Tropfen letze
Den trock'nen Gaumen — und am Leib verdorren
Soll meine Rechte, wenn ich sinnverworren,
Von eines Trugbilds dunklem Wahn besessen —
Jerusalem — je sollte dein vergessen!"
Und von des Heimwehs heißer Qual getrieben —
Das alte Hassen und das alte Lieben
In weher Brust — geht Ahasver des Weges —
Und läuft sich müde; —
scharfe Steine ritzen
Die Ferfen blutig, und des Dorngeheges

Digitized by Google

Feindsel'ge Stacheln reißen Kleid und Haut
Dem Wanderer wund, der nimmer rückwärts schaut.
Schon sieht er fern die Silberkuppe blitzen
Des hohen Hermon — und das heil'ge Siegel
Des Judenlands —
den gold'nen Flutenspiegel
Des Genesar; er wäscht im Wellenbade
Des Jordan sich den Staub von Haupt und Füßen
Im selben Wasser, das voll Wundergnade
Naamans Aussatz heilend wusch; — die Flut
Umfängt ihn wohl, doch nicht mit wonnesüßen
Und kühlen Schauern, die das heiße Blut
Ihm zärtlich stillten und den wilden Fraß
Des Herzeleids — von dem er nie genas —
Ihm gütig tilgten und dem Fluchumhegten
Das Mal der Schuld von finst'rer Stirne fegten. — —
Und ungeheilt — nur mit verjüngtem Hassen
Gegürtet — wandert Ahasver die Straßen
Der Heimat zu; — — —
wie kahl, wie düster blicken
Judäas Halden! keine Blumen sticken
Den Saum der Hügel, und die Sinne lauschen
Vergebens aus nach eines Gießbach's Rauschen;
Ward Sarons Flur —
die blanke Lilienweide,
Zur Büßerin im grauen Aschenkleide?
Fast scheint es so; — —
wo helle Streifen liefen
Einst wonn'gen Grün's, und gold'ne Saatenwogen
Vom Glanz umfriedet freundlicher Oliven,
Im Winde wallten; wo des Tales Tiefen,
Starrt nun das Land um alles Glück betrogen;
Wo brünstig einst die Nachtigallen schlugen,
Und wilde Bienen den Jasmin umflogen —
Ist dürre Steppe; —
nackter Fels, wo liegend
Die Feige stand und — ihre Krone wiegend
Vor Sommerfülle — reichen Segen bot
Im Sabbatjahr; die grüne Rebe tot,
Die Stamm um Stamm in wilder Gier umschmiegend
Sich kletternd wand, die schöne Traubenlast
Des Herbstes schleppend; — —
nach der Sichel faßt
Kein Schnitter mehr; der Ton der Hirtenflöte
Ist längst verstummt, versiegt die frohe Weise

Digitized by Google

Des Winzerliedes, das im Zephir leise
Sich schaukelnd schwang zur Zeit der Abendröte;
Verdorrt, vertrocknet auch der letzte Schoß
Des Lebens rings; gestorben, tot für immer
Der Fluren Schönheit und der Berge Schimmer
Im Land, das einst von Milch und Honig floß.
Kein Vogellied ist munt'rer Weggenoß
Den Osterpilgern auf der weiten Fahrt
Zum Heiligtum auf Morias Felsengrunde;
Das Gurren still, das lockende, der Turtel; —
Nur Schwingen rings gleich einem Gottesurtel,
Und Stank und Fäulnis einer Eiterwunde,
Seit Gottes Weinberg — ach — zur Wüste ward.
Voll dumpfen Weh's — —
und doch vor Sehnsucht lechzend
Nach Sions Höhen — jagt der Flüchtling ächzend
Und keuchend vorwärts, bis vor Tag und Tau,
Duftlos umsponnen von dem Dämmergrau
Des blassen Morgens, Salems Zinnen winken
Aus weiter Ferne; — —
wie viel hundert Jahre
Verebbten spurlos, wie des Hauptes Haare
Ihm fast verwehten, seit er dort gewesen,
Wo nun des Tages erste Lichter blinken
Auf bleichen Kuppeln; —
in die Knie sinken
Möcht' er vor Freude; möchte — könnt' er weinen —
Aufschluchzend laut in fesselosen Wonnen;
Doch blieb der Träne heil'ger Wunderbronnen
Ihm stets versagt;
Stein ist er unter Steinen:
Verflucht, verfehmt, geächtet, ausgewiesen
Aus allen Gärten, allen Paradiesen,
Wo noch für Menschen blasse Blumen sprießen
Der Lust, des Glückes,
seit der Galiläer,
Der tiefgehaßte, seines Fluches Lasten
Ihm aufgehalst, sodaß er nirgends gasten
Bei Menschen darf — und niemals ruh'n und rasten
Von langer Fahrt — —
und keinen Fußbreit näher
Dem Grabe kommt, wie schnell er mag auch schreiten —
Ein müder Waller durch die Flucht der Zeiten — — —
Will's nimmer tagen auf Judäas Hügeln?
Einst schwang der Morgen sich auf Rosenflügeln

Digitized by Google

Vom Jordan auf und küßte Stadt und Tempel;
Heut' liegt ein Himmel bleiern-schwer und düster
Auf Berg und Tal, und keines Hauch's Geflüster
Bewegt das Gras; — —
die fahle Scheibe draußen
Am Horizont ist ein verwischter Stempel
Auf altersgrauem Pergament; kein Leuchten
Geht von ihr aus, nur ein dämonisch' Grausen,
Wie solches uns aus Grüften — moderfeuchten —
Entgegenäugt; — —
und heiß — fast zum Ersticken —
Um ihn die Luft; er sucht mit gieren Blicken
Die Gegend ab nach eines Bornes Kühle —
Nach einem Tümpel nur für Durst und Schwüle —
Und späht umsonst; — —
zerfurcht wie sein Gewissen,
In tausend Runsten und in tausend Rissen
Klafft rings das Land, als hätten Henkershände: —
Vulkan'sche Kräfte, Beben, oder Brände
Am Mutterschoß der Erde sich vergreifend
Schandtat geübt;
die matten Glieder schleifend
Schleppt sich der Alte seines Weg's; die Mauern
Jerusalems hat er erreicht; mit Schauern
Tritt er durch's Tor — —
und tausend Stimmen branden
Im Lärm der Straßen schallend an sein Ohr.
Er steht und lauscht; — —
ein heller Knabenchor
Jauchzt seine Hymnen, und in Prunkgewanden
Sieht er die Menschen, Blumen, Palmen schwingend
Im Festzug schreiten; — —
hoch auf gold'nem Throne
Das Haupt umblitzt von diamant'ner Krone,
Ragt einer bleich — gleich einem Gott zu schauen; — —
Und Ahasver faßt unsagbares Grauen. — —
Den sie da tragen, Sions Lieder singend:
Gleicht er nicht ganz dem blassen Nazarener?
Derselbe Mund! dieselbe Stirn! auch jener
Trug solches Haar und solchen Bart; es strahlt
Aus sanften Augen ihm dieselbe Güte,
Die damals ihn im lauten Volksgewüte
Um Mitleid bat; —
dem Bilde, das ihn foltert,
Will er entflieh'n, doch neues Grauen fahlt

Digitized by Google

Ihm das Gesicht;
vom Pöbelhaß umpoltert
Schleppt man zwei Greise mit dem Kreuz beladen
Dem Mann voran, der hoch am Throne sitzt;
Der blickt nun nimmer sanft und mild; es blitzt
Sein Auge Haß statt königlicher Gnaden;
Und jedem Blick folgt harter Hiebe Grausen,
Die schonungslos auf Haupt und Schulter sausen.
Wer sind die Greise? — —
Scheitelkahl, die Stirne
Gepflügt vom Griffel endlos langer Jahre;
Des Silberbartes blutgeklebte Haare
Die bloße Brust umflutend, wie der Firne
Schneemantel sich um nackte Felsen breitet,
So schwanken sie den Leidensweg, begleitet
Von derben Flüchen und von Hohngelach
Betrunk'nen Volks;
und horch! viel tausendstimmig —
Gleich einem wilden, uferlosen Bach
Zum Strome schwellend, wälzt sich gier und grimmig
Der Blutschrei fort:
„Ans Kreuz, ans Kreuz mit ihnen!"
Und der vordem ein König ihm erschienen
Voll Majestät, den sieht als Dämon ragen
Er hoch am Thron, von Haß verzerrt die Mienen;
Nach seinem Namen will er zögernd fragen,
Da brüllt und braust der laute Ruf der Massen:
„Dem König Heil!" — —
„Hosanna, Davids Sohn,
Dem Gottgesalbten! seiner Väter Thron
Soll er besteigen und sich krönen lassen
Zum Herrn der Welt; — —
Hosanna! dem Messias,
Dem Christus Heil, von dem die Seher sprachen
In dunkler Sehnsucht nach der Zeiten Fülle;
Er mag zum Schemel seiner Füße machen
Die Feinde sich!" — — —
Und aus dem Volksgebrülle
Hört man vereinzelnd scharfe Rufe gellen:
„Ans Kreuz, ans Kreuz, mit Henoch und Elias!"
Von Schlägen wund, am Bart von Schandgesellen
Grausam gezerrt, und von den roten Wellen
Des Blut's besudelt, wanken stumm die Greise
Dem Richtplatz zu; — —
sieht beide beten leise;

Digitized by Google

Und Ahasver schaut wilden Grimm's die Szene: — —
So trieben sie mit wilden Lanzenstößen
Den Mann zu Tod, der sich Messias nannte
Vor allem Volk und frei von sich bekannte,
Daß er gekommen, Judas Schmach zu lösen. — —
Wild lacht er auf und fragt:
„Was taten jene?" —
„Sie taten Wunder durch die Macht des Bösen
Und prahlten sich, Propheten, Abgesandte
Des Herrn zu sein, bereit für ihn zu zeugen
Mit ihrem Blut, und wollten nimmer beugen
Das Knie vor ihm — dem König und Messias,
Den frevelnd sie den Sohn der Hölle schalten!"
Da wetterleuchtet es im Aug' des Alten;
Sein Mund grinst Hohn, und Geifer um die Lippen
Schäumt er die Wut dem König ins Gesicht
Und ballt die Faust:
„Ich anerkenn' dich nicht! —
Ich spei dich an; mit Henoch und Elias
Verfluch' ich dich — und deine Gauklerrolle;
Ich fürcht' dich nicht, hohnlache deinem Grollen!
Reiß — wenn du kannst — das Herz mir aus den Rippen;
Zerstückle mich, das gräßlichste Verderben
Sei Wollust mir — —
nur laß mich sterben, sterben!"
Erst dumpfes Schweigen, dann ein Schrei'n und Tosen
Wie Meeressturm; er fühlt sich fortgestoßen,
Am Bart geschleift, von Schlägen wild umprasselt,
Von Schimpf und Fluch und Speergeklirr umrasselt,
Gelähmt, geblendet von des Blut's Gerinsel,
Das purpurn ihm die beiden Augen nächtet;
Er trägt es schweigend; — — wollt ihr das Gewinsel
Des Hundes hören, den ihr feige schächtet? — —
Ihr lauscht umsonst! — —
Denn Ahasver, der starke,
Hat ungebroch'ne, frische Kraft im Marke: —
Die Glut des Hasses — des jahrtausendalten,
Die läßt sein Blut nicht, seinen Mut erkalten.
Man ist am Richtplatz! — —
Ueber Marmorschimmer
Hebt weithin glänzend sich ein Säulenbau
Und gleißt und strahlt und trägt den Prunk zur Schau
Erles'nen Schmuck's; — —
umloht von Goldgeflimmer
Ragt hoch ein Thron, wie solchen nie bestiegen

Digitized by Google

Ein Erdenfürst; — — und Sions neuer König
Betritt die Stufen; —
tief im Staube liegen
Vor ihm die Menschen; jetzt ein stolzes Lächeln
Belebt den Mund, und Mohrenknaben fächeln
Ihm Kühlung zu, denn drückend heiß und föhnig
Ist rings die Luft; —
in tollen Beifallsrufen
Löst sich der Alp der Tausende; da winken
Viel hundert Hände; von den Pferdehufen
Getret'ne zetern; Kriegerhelme blinken
Im fahlen Licht, und die Trompeten schmettern
Jetzt weithin Ruhe. — —
Finster drohend wettern
Des Königs Augen auf sein Opfer nieder,
Das Greisenpaar: — —
„Schlägt sie lebend'gen Leibes
Ans Kreuz!" so herrscht er; horch! und Beifall wieder,
Und Spott und Hohn als kurzen Zeitvertreibes
Ersehnte Lust; — —
man zerrt und reckt die Glieder
Der Märtyrer grausen Griff's und nagelt
Ans Holz die Greise; Schimpf und Flüche hagelt
Es rings um sie, die blutend, betend hangen
In weher Pein — von Todesnot umfangen; —
Und wie die Meerflut ihrer Brandung Gischt,
Den salzigen, an Felsen speit, so zischt
Der Haß des Pöbels zu den Kreuzen auf; — —
Doch Ahasver? — —
Er steht wie steingemeißelt
Stumm vor den Duldern, welche hohngegeißelt
Am Galgen hängen; — —
seines Blutes Lauf
Scheint still zu steh'n vor Mitleid, oder Staunen? —
Nein, Mitleid nicht! — —
doch inn're Stimmen raunen
Ihm warnend zu: „Was soll dein blindes Hassen,
Das dich verzehrt und dich durch alle Straßen
Der Erde peitscht — rastlos auf steter Suche —
Nach was, nach wem? —
Du suchst nach Tod und Frieden!
O, täusch' dich nicht! gezeichnet mit dem Fluche
Des Irrenden, wird dir nicht Trost beschieden —
Und Ruh' und Rast — bis du den Weg gefunden
Zu dem, den du von deiner Tür gewiesen,

Digitized by Google

Und der auf dich schon seit Millionen Stunden
In Sehnsucht harrt, um den verlor'nen Sohn
Ans Herz zu zieh'n in sel'ger Vatergüte —
Ans Gottesherz; — —
denn er, den sie mit Hohn —
Und du mit ihnen — Gotteslästr'rer hießen
Und einem Frevler gleich zu Tode stießen:
War der Messias —
war aus Jesses Blüte
Der Edelsproß, den der Prophet verheißen,
War jener Christus, dessen Kreuz du gleißen
Auf Kronen sah'st, um Könige zu schmücken; — —
Das sich im Sturm den Erdkreis unterjochte —
Und dem zu Lieb' in wonnigem Entzücken,
Als Haß und Irrwahn ihm Verderben kochte,
Millionen freudig Schmach und Tod getragen —
Um Jesu willen; — —
sieh! und für ihn zeugen
Mit ihrem Blut, die man ans Kreuz geschlagen,
Die Greise dort; — — und du willst nimmer beugen
Dein Knie vor ihm — und ihn als Gott bekennen? !"
So raunen ihm die Stimmen zu, so brennen
Des Zweifels Qualen ihm die Seele wund. — —
Da fährt er auf! — —
denn um ihn toben, brausen
Empörte Rufe, Peitschenhiebe sausen
Ihm ins Gesicht:
„Was starrt der ekle Hund
Von einem Juden dort? — — er scheint die beiden
Gekreuzigten ums Schandholz zu beneiden?
Tut ihm die Liebe! — —
hier sind Nägel! klammert
Auch ihn ans Kreuz!" — —
Doch ehe Büttelhände
Den Alten greifen, herrscht des Königs Stimme
Ein kurzes Halt! dann höhnt er laut: „mich jammert
Der greise Narr, dem längst des Wahnsinns Brände
Das Hirn verkohlt; — —
ich opf're meinem Grimme
Kein räudig Aas; doch sorgt, daß er nicht fürder
An eures Königs hohem Krönungsfeste
Mit seinem Stanke Licht und Luft verpestet"
Und dutzend Arme fassen ihn — sonst würd' er
Dem frechen Läst'rer an die Kehle fahren
Gleich einem Panther — und die Wut nicht sparen —

Digitized by Google

Und ihn zerfleischen; — —
doch er bändigt beides:
Den Zorn, die Rache; nur die Sehnsucht lodert
Nach einem Ende seines Herzeleides
Ihm in der Brust; — —
dann spricht er stolz gelassen
Und hebt das Haupt:
„Ich ging auf fernen Straßen
Und blieb der Stimme meines Blutes taub,
Die mich hieher rief, wo der Väter Staub —
Der heil'ge — mir in Heimaterde modert; —
Nun kam ich doch — —
und kam, so will mir scheinen —
Zur rechten Zeit; schon rüsten sich die Deinen
Zum Faschingsscherz, den ich schon einmal schaute;
S' war just wie heut'! — —
die dumme Menge staute
Sich in den Gassen; Knabenchöre sangen
Ihr Heil dem König; Palmenwedel schwangen,
Vor dem Hosanna zitterten die Lüfte —
Und schrak im Kedrontal der Staub der Grüfte. —
Wem galt der Pomp? — —
auch einem Gottgesandten
Wie du dich rühmst: man pries ihn den Messias!"
„Er war es auch!" — —
vom Kreuze ruft's Elias,
Und Steine hagelt es in dichtem Hauf —
Von Wut gezielt — zum greisen Seher auf. — —
Der Alte stutzt —
und zischt mit grimmem Hohne:
„Fünf Tage später an der Richthausstiege
Stand der Messias — eine Dornenkrone
Am Königshaupt — in blutiger Lazerne; — —
Und Fäuste ballten sich, und nah und ferne
Schrie Pöbelhaß sein schrilles: crucifige'!
Dem Menschen zu, der ein'ge Stunden später
Als Gottesläst'rer — und als Missetäter
Den Thron bestieg, der ihm zu Recht gebührte, —
Weil — ein Betrüger — er das Volk verführte. —
Er hing am Kreuze, Hand und Fuß benagelt —
Wie diese da — von Schimpf und Spott umhagelt —
Und rief zu Gott! —
Doch seht! Jehova kannte
Den Frevler nicht, der seinen Sohn sich nannte.

Digitized by Google

Und also starb er!“ — —
Hoch vom Kreuze schmettert
Ein lauter Ruf, und Henochs Stimme wettert:
„Sag' alles, Freund! sag', daß er glanzumwoben
Der Gruft entstieg und Tod und Grab besiegte
Und glorreich dann vor aller Blick nach oben
Zum Vater fuhr, von dem er ausgegangen;
Bald kommt er wieder in der Gottheit Prangen:
Dann wird die Welt, die trotzig ihn bekriegte,
Vor ihm sich beugen — —“
Lautes Hohngelach
Verschlingt die Worte; sieh! vom Throne hebt
Sich nun der König; wilder Aufruhr bebt
Im bleichen Antlitz:
„Wsa der Schächer sprach“
Beginnt er kalt: „war, traun! Prophetenrede! — —
Ich, Sions König, künde Haß und Fehde
All meinen Feinden; als Messias kam ich
Zu dir mein Volk! und als mein Erbe nahm ich
Dich in Besitz! — — sieh! gläubig aufgenommen
Hast du das Heil zu deinem Nutz und Frommen!“
Horch! Beifall braust; — —
Hosannarufe schallen,
Und Palmen schwingen, Weihrauchwolken wallen
Duftströmend auf, und in die Knie fallen
Schon Hunderte:
„Dummgläubiges Gesindel!“
Knirscht Ahasver und steht von Zorn geschüttelt:
„Beugst du dich wieder dem Messiasschwindel?
Ist niemand denn, der aus dem Schlaf dich rüttelt,
Unselig' Volk? — —
willst du noch immer jagen
Nach Truggespinsten und im Herzen tragen
Messiashoffnungen, die nicht bestehen —
Und niemals, niemals in Erfüllung sehen?!“
„Er lästert Gott!“
so bellt es rings, es fallen
Verwünschungen und derbe Schläge schallen
Ihm ins Gesicht, daß blut'ge Bäche quellen
Von Stirn' und Wangen; — —
unter Todesrufen
Zerrt man den Alten zu des Thrones Stufen
Und stößt ihn nieder an die Marmorschwellen,
Daß er sein Haupt vor Sions König beuge —
Und ihm mit Fußkuß Ehr' und Huld bezeuge.

Digitized by Google

So liegt er keuchend, in den Staub getreten —
Ein weher Wurm — und möchte fluchen, beten; —
Doch kann er's nicht. — —
Da — wutgereizt — im Grimme
Sich überschlagend — herrscht des Königs Stimme:
„Du fluchtest mir, von frevlem Stolz besessen,
D'rum soll der Aussatz dir am Leibe fressen!
Denn, wer mir trotzt, den beug' ich, und der büße — —
Und sei wie du — der Schemel meiner Füße!" —
Und will den Fuß ihm auf den Nacken setzen — —
Da springt der Alte — wie von der Tarantel
Gestochen auf; — —
es sinkt der staub'ge Mantel
Ihm von der Schulter, und in breiten Fetzen
Schält sich die Haut von Brust und Lenden, schwärend
An wilder Schwulst, in Eitersäften gährend.
Und heiß durchlodert von des Schmerzes Flammen,
Klafft ihm der Leib von Wunden und von Schrammen;
Und Fäulnis hauchend, den Gestank der Grüfte
Ringsum verbreitend, kniet der Gottverfluchte
Jetzt stumm im Staube; — —
der die Felsenklüfte,
Des Waldes Wildnis sich als Obdach suchte
Seit langem schon, sich selber oft zum Ekel,
Trägt mit dem Fluche nun das Mene-Thekel
Der wüsten Krankheit; —
ganz zum Bild des Jammers
Geworden stöhnt er; ach! kein Schlag des Hammers
Beilt in den Marmor ähnlich tiefe Wunden,
Wie seine sind; zerrissen und zerschunden,
Von Gift und Geifer immerfort umquollen,
Sind ihm die Glieder — gräßlich angeschwollen; — —
So lag der Bettler, von des Prassers Hunden
Beleckt — am Tor; — — so ward zum Würmerfraße
Einst Job — der Dulder; — —
vom lebend'gen Aase
Rückt alles ab; ein Schauder faßt die Menge —
Und Furcht und Schweigen und Entsetzen brüten
Um Ahasver; — —
durch seine Seele wüten
In Todesfrösten tausend Mordgedanken:
„Auf, feiges Tier! — —
nimm deinen Dolch und sprenge
Des siechen Leibes längstvermorschte Planken

Digitized by Google

Und mach' ein Ende!" — —
Solchen Stimmen lauschend
Aechzt er in Schmach und wühlt mit seinen Händen
Den Boden auf, als wollt' er sich verkriechen
In Nacht und Grab, um mit dem wundensiechen,
Zerstörten Leib nicht länger mehr zu schänden
Das Licht des Tag's; — —
da fährt es Schwingen rauschend
Hoch durch die Lüfte; dumpfe Donner rollen
Aus schwülen Fernen, und ein tiefes Grollen
Brüllt aus der Erde, daß die Felsen beben — —
Und durch des Himmels geisterhaften Dämmer
Tönt eine Stimme: wie metall'ner Hämmer
Wuchtschwerer Schlag:
„Kommt, Seher Gottes, fahret
Nun auf zum Sohne, dem ihr Zeugen waret!"
Und seht! o seht! — —
von ihren Kreuzen heben
Verklärten Leib's sich Henoch und Elias,
In Glanz gebadet, duftumhaucht — — und schweben
Dem Himmel zu; — —
dumpf starrt gelähmt vor Staunen
Und Angst — der Pöbel; horch! und Stimmen raunen
Schon hier und dort: — —
„Es ist ein Gotteswunder —
Und jener Jesus, den in Vätertagen
Der Haß der Priester an das Kreuz geschlagen: —
Er war — weh' uns! — der Christus, der Messias! — —
Doch dieser dort — — —"
Schon brennt des Zweifels Zunder
In vieler Herzen: — —
„dreimal wehe!" brüllen
Hört man die Menge; Männer, Frauen hüllen
In Furcht das Haupt; — —
da hebt vom Herrscherthrone
Der König sich; die diamant'ne Krone
Blitzt nicht so feurig wie die Augen gleißen
Im düst'ren Antlitz; bebend um die Lippen
Zuckt Schaum und Wut, und seine Worte weisen
Das Volk zur Ruhe; —
kalt und erzgeschmiedet,
Und doch vom Wohlklang tiefen Leid's umfriedet,
Fließt seine Rede:
„Hat das Spiel der Hölle,
Des Teufels Machwerk dich so ganz verblendet —

Digitized by Google

Du töricht' Volk, daß an des Zweifels Klippen
Dein Glaube scheitert und im Sandgerölle
Von Trug und Schein dein stolzes Hoffen endet
Auf den Messias, den dir Gott gesendet? — —
Ist dieser dort, den ich mit Aussatz schlug —
Und der sich nun gleich einem Wurme windet
Im Staub vor mir euch nicht Beweis genug?!
Doch schwör' ich es, daß seine Krankheit schwindet,
So wie sie kam, wenn er ein Wort nur findet
Ergeb'nen Flehens! — —
ja, noch mehr! verjüngen
Will ich sein Alter; eine zweite Jugend
Will ich ihm schenken; Ruhm soll, hohe Tugend
Die Saatgefilde seiner Zukunft düngen,
Wenn er — — —"
„Genug der Worte, König!"
Ruft Ahasver und kriecht auf allen Vieren
Zum Throne hin: —
„Ich bin dir fortan fröhnig,
Wenn du gewährst, was meine Wünsche gieren; —
Nicht Jugend will ich, flehe nicht Genesung; —
Die frommt mir nicht! ich lechze nach Verwesung
Und such' den Tod, der meinem Lebenspfade
Ein Ende mißt; — —
um diese letzte Gnade" —
Er ringt die Hände: — „will ich fleh'n und werben:
Verdamm' — vernichte mich — und laß mich sterben! —
Dann will ich glauben, daß du Gott verheißen
Und will verröchelnd dich Messias preisen!" —
Stumm starrt die Menge; — —
feierliche Stille
Rings und Erwarten; wie der Mann im Staube,
So harrt des Pöbels mattgeword'ner Glaube
Des Königs Antwort; — —
Sions Herrscher schreitet
Die Stufen nieder, und die Rechte breitet
Sich herrisch vor:
„So stirb, es ist mein Wille!"
Hallt laut sein Ruf; — — —
und tausend Augen hängen
An Ahasver, und tausend Köpfe drängen
Sich lauernd vor, das Wunder anzugaffen: —
Und seh'n den Alten sich vom Boden raffen
Und aufrecht steh'n;
die hag'ren Hände pressen

Digitized by Google

Sich hart ans Herz, um seinen Schlag zu messen,
Und eine Lohe, wie nur endlos-großer,
Meertiefer Haß sie, — oder uferloser,
Furchtbarer Jammer in den Blicken zündet,
Gloßt aus dem Aug'; — —
und seht! ein Dämon lauert
Im bösen Lächeln, das den Mund umschauert
Voll wilden Hohnes, den kein Witz ergründet; — —
So steht der Alte —
stumm, die Faust geballt;
Laut keucht die Brust in schweren Atemstößen
Und hebt und senkt sich, und der Mantel wallt
Wie dunkle Nacht um seines Leibes Blößen;
Horch! nun ein Lachen, das so grausam wettert,
Gleich einer Tube, die zum Kampfe schmettert; —
Und dann der Ruf:
„Du Gaukler, sondergleichen!
Ich spotte dein! Wo bleibt das Wunderzeichen
Doch deiner Allmacht, die — dem Tod befehlend —
Es nicht vermocht, dies morsche Häuflein Elend —
Ach, diesen Leichnam aus der Welt zu räumen?
Verblendet Volk, das in Messiasträumen
Umsonst geschwelgt — und seines Herrschers harrte!
Soll's dieser sein, der dich mit Worten narrte? — —
Und machtlos ist, trotz Königsdiadem,
Mir dieses Lebens ekle Last zu nehmen? — —
So wisse denn! — —
seit Hunderten von Jahren
Ruhlos und ziellos durch die Welt zu fahren,
Den Tod ersehnend — und ihn niemals findend:
Das war der Fluch, den er mir aufgebürdet! — —
Du fragst mich: wer? — — —
Den man mit Qualen schindend
Zur Richtstatt führte; den einst Priestertrug
Betrüger schalt — und alles Recht's entwürdet —
Als Feind des Volk's ans Holz der Schande schlug.
Ich war dabei, half treulich mit am Morden
Voll Haß und Hohn — und schleppte meine Schmerzen —
Des Hasses Schlangen immerfort am Herzen —
Ein stummer Dulder ohne Gunst und Gnade
Durch all der Zeiten buntverschlung'ne Pfade.
Unsel'ger Wahn! — —
Jetzt ist mir klar geworden,
Daß ich geirrt, daß Henoch und Elias
Für ihn gezeugt — und auf zum Himmel fuhren,

Digitized by Google

Woher er kam als Heiland und Messias,
Mit Wunden segnend seines Wandels Spuren! —
Ich glaub' an ihn — —
und gerne will ich beugen
Vor ihm mein Haupt! O, dürft' auch ich bezeugen
Mit meinem Blut, daß er der Gottgesandte —
Der Christus ist!" — —
Zur Erde hingeworfen,
Das Haupt vergrabend in des Mantels Falten,
Liegt Ahasver — und betet — und dem Alten,
Der keiner Zähre lindes Labsal kannte,
Deß' Qual nur loderte, doch niemals weinte: —
Schmilzt nun das Herz, das haß- und gramversteinte;
Und Tränen tropfen, heiße Reuetränen
Vom Auge nieder in des Bartes Strähnen,
Den Boden netzend,
und vom Leib die Schorfen
Der Krankheit wischend, sich gleich Oel ergießend
In off'ne Wunden, alle Schrammen schließend
Am siechen Leib; — —
und sieh! geheilt, begnadet
Mit frischer Kraft, rein und gesund gebadet
Im Quell der Sühne hebt sich Ahasver
Verjüngt vom Staube; — — —
durch die Menge zittert
Ein Schrei des Staunens; Rufe dumpf und schwer —
Wie Donnerschlag, wenn er die Zedern splittert —
Erwachen jäh; zermalmt vom Wunderzeichen
Sinkt der und jener in die Knie mit bleichen,
Blutleeren Wangen; wieder andre raufen
Sich Bart und Haar in ihres Zweifels Aengsten;
Von Schreck gepeitscht — gleich wild geword'nen Hengsten —
Unstet im Kreis. — —
Der König sieht's und lächelt
Ein böses Lächeln, das wie Wetterleuchten
Unheimlich zuckt um den von Geifer feuchten,
Geschloss'nen Mund;
kein Hauch der Lüfte fächelt
Die heiße Glut ihm, welche Stirn und Wangen
Mit Purpur malt, und aus des Auges Düster
Qualmt eine Lohe, welche alles bangen
Und zittern läßt; — —
rings stirbt des Volk's Geflüster
In tiefem Schweigen; nur ein Atemholen
Von Angst und Furcht bebt durch die stumpfe Masse;

Digitized by Google

Und mancher, der im Jubellärm der Straße
Dem neuen König sein Hosanna rief,
Duckt scheu den Kopf und will sich still-verstohlen
Zur Seite drücken; — —
aber Aug' in Auge
Steht Ahasver vor Sions König; tief
Bohrt sich sein Blick gleich einem glühen Dolche
In den des Herrschers; — —
und wie bitt're Lauge
Voll sattgesoff'ner giftgeschwoll'ner Molche —
Spritzt ihm der Hohn — indes er spricht — vom Munde:
„Du der Messias?! — —
gut! so zeig' uns einen
Von denen nur, die ängstlich man mit Steinen
Weit von sich wies, weil sie den Aussatz trugen
Den du gereinigt; — —
einen einz'gen Toten,
Um welchen sie die Leichentücher schlugen,
Zeig' uns, du Gaukler, den dein Wort entrissen
Durch Wunderkraft des Grabes Finsternissen! — —
Du der Messias?! — —
sag', wo sind die Boten,
Die dir gleich jenem folgten — Wind und Welle,
Wie sie gehorchten — augenblicklich — schnelle!
Wo, sag' und wann zwang je dein Götterwille
Des Sturmes Toben und die Flut zur Stille? — —
Du der Messias?!" — —
aus dem Volksgewirre
Schreit einer laut: „Stopft ihm den Lästermund!"
„Er ist ein Fremdling!" — —
„Nein! er redet irre!"
So schwirren Rufe hin und wieder — und
Rasch aus dem Volke tritt ein Jüngling vor; —
An seiner Hand die zitternder Matrone
Bekennt mit Tränen:
„Hör', ungläub'ger Tor! — —
Der da war tot und lag schon auf der Bahre;
Ich — seine Mutter — raufte mir die Haare
In wildem Schmerz; da gab er meinem Sohne
Durch Wundermacht das junge Leben wieder!"
Und vor dem König sinkt zur Erde nieder
Das greise Weib und küßt ihm seines Kleides
Beperlten Saum; — —
ein andrer aus der Menge
Drängt schnell heran und ruft: „er gab mir beides —

Digitized by Google

Gehör und Sprache, der ich taubstumm war!“
Und mühsam schleppt sich aus des Pöbels Schar
Ein Greis herbei:
„daß er den Kerker sprenge
Der ew'gen Nacht, die mit der Blindheit Floren
Mein Auge band, seit mich ein Weib geboren — —
Bat ich — und sieh! — gesegnet sei die Stunde! —
Ein Machtwort heilte mich aus seinem Munde!“
Und während Ahasver mit irren Blicken
Den Herrscher mißt und staunend, starrend steht —
Des Zweifels Beute — —
bebt wie Lobgebet
Ein Hymnus auf, den hundert Lippen schicken
Ans Ohr des Königs:
„Ehre, Macht und Ruhm
Dir, Herr und Heiland! — nimm als Eigentum
Dein sündig' Volk; — demütig beugt sein Glaube
Sich deiner Kraft — und kniet vor dir im Staube!“
So hallt die Hymne zu des Herrschers Preis,
Und alles kniet in ehrfurchtvollem Schweigen
Entblößten Haupt's;
doch aufrecht ragt der Greis —
Ein kahler Fels mit steingewordnen Zügen —
Des Zweifels Beute; heiße Fragen steigen
Im Herzen auf: — —
War jener Vielgehaßte,
Den sie vor Zeiten an das Kreuz geschlagen —
Und dessen Fluch er durch die Welt getragen,
Ein Gaukler nur — und seine Wunder Lügen?
War's Täuschung nur, was ihn so plötzlich faßte
Mit Allgewalt? —
was ihn ins Knie gezwungen —
Und seinem Mund das Zeugnis abgerungen:
Daß er der Christus sei? — —
War Henoch und Elias
Nur ein Phantom, das seinen Sinn geblendet — —
Und wär' dort jener wirklich der Messias —
Sein Herr und — —
Kalte Schauer schütteln
Den Leib des Alten; sieh! und jählings wendet —
Wie hingepeitscht von seines Zweifels Bütteln —
Sich Ahasver an Sions König: „Sage“ —
So ruft er laut und reckt den Arm beschwörend
Zum Himmel auf: — —
„gib Antwort meiner Frage:

Digitized by Google

„Bist Christus du, der Sohn des ew'gen Gottes?“
Unheimlich Schweigen! — —
Sions Herrscher schreitet
Zum Thron hinan; um seine Lippen gleitet
Wie Sonnenschein ein Lächeln sinnbetörend —
Nur leis' durchbebt von einem Hauch des Spottes;
Dann tönt es klar und dröhnend durch die Runde,
Erzhellen Klang's das Wort aus Königsmunde:
„Du sagst's — ich bin es!“ — —
Horch! und Echo gebend
Stöhnt auf der Fels in dumpfen Donnern bebend;
Und durch die Lüfte braust ein tiefes Rollen —
Wie gähen Zornes unterdrücktes Grollen. —
Hoch steht und hehr — von fahlem Glanz umflossen —
Der Herrscher Sions; —
Flammenblitze schleudert
Sein dunkler Blick; — und hart und stahlgegossen
Ertönt sein Wort:
„Wie lang noch, Alter, meutert
Dein müdes Herz und weigert mir den Glauben
An meine Sendung? —
willst du frevelnd rauben,
Was mir gebührt und alle Welt mir schuldet?
Dein Schmähen hab' ich, deinen Trotz geduldet
Im Uebermaße meiner Huld; doch sieh!
Nun steht vor dir des Weltalls Herr und König,
Dem alles huldigt, dem die Engel fröhnig; — —
Nun beug' auch du —
vor deinem Gott das Knie!“
Der Herrscher ruft's — und steht verklärt vor allen
In Taborglanz; in lichter Himmelswonne
Erstrahlt sein Antlitz leuchtend wie die Sonne. —
Und Ahasver sinkt wie gebrochen nieder,
Vom Glanz geblendet, staunensstarr; und wieder —
Doch nicht mehr schroff, in Worten, messerscharfen —
Nein! weich und mild — gleich sanften Aeolsharfen —
Erhebt der Herrscher seine Stimme:
„Bleibet
In meiner Liebe, daß ihr Früchte treibet
Als Erstlinge der großen Gottesherde
In meinem Reich, das ich mit Macht gegründet;
Es stirbt die Welt — und aller Schuld entsündet —
Blüht aus Ruinen eine neue Erde —
Und alle Völker werden mir sich beugen —
Anbetend mich als ihren Gott bezeugen! —

Digitized by Google

Denn seht! ich will mir meinen Thron bereiten
In Wolkenhöhen; — —
und auf Windesflügeln
Sollt ihr den Menschensohn zum Himmel schreiten
Heimkehren sehen zu den ew'gen Hügeln, — —
Und kraftgegürtet mit des Donners Blitzen
Wird er zur Rechten seines Vaters sitzen!" — —
Der König ruft's — — —
und Wogen Lichtes bauschen
Sich dicht um ihn, und die Gewänder rauschen;
Und wo sein Fuß am Teppich aufgeruht,
Ist leerer Raum — und eine gold'ne Glut; — —
Und als die Blicke sich nach ihm erheben,
Sieht man ihn hoch schon in den Lüften schweben;
Und rings ein Duft wie von Jasmin und Flieder;
Stumm kniet das Volk, — —
bis Davids hehre Lieder
Dann laut erbrausen, und die Stufenpsalmen
Im Tücherschwenken und im Weh'n der Palmen
Zum Himmel schrei'n mit donnernden Akkorden:
„Erhebet euch, ihr Fürsten!
ew'ge Pforten
Springt jauchzend auf zur großen Jubelfeier;
Der König kommt der Herrlichkeit gefahren,
Lobsinget ihm, ihr himmlischen Heerscharen
Mit Palmenklang und Harfenspiel und Leier!"
So singt die Menge; — — —
doch ins Freudetoben
Des Jubellärms und fiebernder Ekstasen —
Horch! gellt auf einmal dumpf wie Wettertoben
Der Donnerruf:
„Wer ist wie Gott?!" — dann rasen
Aschfahle Blitze wie geschwung'ne Speere
Grell durch den Himmel, der sich plötzlich dunkelt; —
Tobt eine Schlacht im düst'ren Wolkenmeere,
Das wie von Waffen grausam klirrt und funkelt! —
„Wer ist wie Gott?!"
erdröhnt zum zweitenmale
Der Donnerruf wie wetternde Posaunen;
Aufstarrt das Volk in Todesangst und Staunen.
Da bebt der Fels — —
es klafft der Muttererde
Verschwieg'ner Schoß und deckt die Totengrüfte
Der Väter auf; — —
und sausend durch die Lüfte —

Digitized by Google

O seht! o seht! fährt wie mit Blitzesschnelle
Ein Schatten nieder — in der matten Helle
Erkennbar kaum, wenn nicht der schrille Klang
Des Diademes, das am Fels zersprang,
Es allen sagte, daß ihn Gott gerichtet,
Der zum Messias frech sich aufgeschwungen; — —
Und seine Spur? — —
Hat ihn das Grab verschlungen?
Sieh! dort der Qualm, der wie vom Feuerherde
Der Hölle steigt — aus Tiefen steingeschichtet —
Weist dir den Weg; — —
dort ruht er tot — vernichtet!
Und Wehgeheul! — —
In wilder Flucht zerstieben,
Von Furcht gejagt und folterndem Entsetzen
Die Menschen rings; allein zurückgeblieben
Liegt Ahasver auf nackter Erde — wimmernd,
Ein hilflos' Kind, und große Tränen netzen
Wohl sein Gesicht, doch lindern nicht und letzen
Des Herzens Qual;
es strahlt kein Stern mehr schimmernd
In seine Nacht, die schwarz und ohne Hoffen
Gleich einem Sarg all seine Sehnsucht deckt;
So liegt er regungslos — —
und hört das Tosen
Der Donner nicht; und sieht das irre Glosen
Der Lohe nicht, die von den Wolken leckt; — —
Der Boden dröhnt, vom Wetterschlag getroffen!
Ein Gruftgewölbe, das von Fackelflammen
Gespenstisch leuchtet, ist der Himmel; Gluten,
Nicht Blitze regnet's; — —
brennt das All zusammen?
Peitscht Gott noch einmal mit den Feuerruten
Entfachten Zorn's die Stadt der Frevel? Rufen
Zertret'ner Frauen, halberstickte Schreie
Von Säuglingen, die vor den Tempelstufen
Verendend liegen; — —
Flüche, schmerzgeboren —
Vernimmt man rings; man rauft sich an den Toren,
Und über Leichen stürmen fort ins Freie
Kind, Mann und Greis; — —
und alles sucht den ersten,
Nächstbesten Schutz vor Gottes Zorngewitter.
Doch all umsonst! —
Die Donnerkeile krachen

Digitized by Google

In blinder Wut; des Tempels Mauern bersten;
Paläste stürzen, und der Marmorsplitter
Grausamer Hagel schleudert Tod und Grausen
In ihre Flucht; — —
als läg' der dunkle Rachen
Des Scheols offen, züngeln grelle Feuer
Aus klüft'ger Erde lohend auf — und prasseln
In wilder Gier und sausen fort und brausen,
Vom Sturm gebläht, wie Drachenungeheuer
Mit roten Kämmen durch die Wege; fressen
An Knabenlocken und am Haar der Weiber;
Lebend'ge Fackeln rennen, rasen, rasseln
Halbnackte Menschen — —
Flammenketten schleifend
An Arm und Bein; und halbverkohlte Leiber
Von Männern wälzen sich in Feuereffen
Dem Wahnsinn nah'; — —
sieht in die Leere greifend
Mit irren Armen, brennend Haar und Schleier —
Und dennoch jubelnd wie zur Hochzeitsfeier —
Geh'n schlanke Mädchen, die den Tod als Freier
In Flammen kosen; — —
Kinderleichen türmen
Sich längs der Straßen, und die Gluten stürmen
Das letzte Bollwerk, wo noch Greise kauern
Verhüllten Hauptes hinter Schutt und Mauern, —
Dann bange Stille! — — —
Wo die Stadt der Frevel
Einst prunkend stand, sind Trümmer nur und Leichen:
Ein Hakeldama — furchtbar sondergleichen;
Die Lüfte, stinkend von dem Qualm und Schwefel
Des Hochgerichtes, scheinen eingeschlafen. — —
Schläft auch der Alte, der auf kahlem Steine
Wie leblos liegt — ein Häuflein Elend? trafen
Ihn Gottes Blitze nicht? blieb er alleine
Vom Tod verschont? — —
Er hebt das Haupt; mit irren,
Erloschn'en Augen starrt er in die Runde,
Und aus der Seele dunkeltiefstem Grunde
Ringt sich ein Seufzer; —
kalte Winde wirren
Den Silberbart, sind aber nicht imstande,
Sein Herz zu kühlen, das im Fieberbrande
Des Jammers gährt und der Verzweiflung Beute

Digitized by Google

Zu werden droht; — —
ein Wurm, den man zertreten
Vom Wege schleudert; ein von wilder Meute
Zu Tod gehetztes, wundes Tier, das schweißend
Die Wildnis sucht in bangen Sterbensnöten: —
So fühlt er sich —
und hat — die Wege weisend —
Kein Ziel vor ihm; nur einen Wunsch: zu sterben! —
Und kann es nicht;
muß — weiter wandernd — werben,
Mit Inbrunst werben um den Tod, der allen
Zum Erbteil fällt, die durch das Leben wallen; — —
Jahrhunderte, daß er ihn suchte! — — soll er
Nun neu beginnen? will kein Ende nehmen
Daß Maß der Zeiten? — —
will der finst're Groller —
Der Ewige, von Sternendiademen
Und Glanz umstrahlt — um seine Welt zu richten,
Nicht auch die Zeit, die schmerzende, vernichten? —
Und ihn mit ihr? — — —
Dann, mühsam sich erhebend,
Schaut er um sich und sieht — vor Schreck erbebend —
Ein Trümmerfeld; — —
in Schutt die Stadt der Wonne,
Die heut' noch gleißte mit der Schönheit Prangen;
Hoch im Zenit steht die geborst'ne Sonne
In fahler Glut; — und rote Sterne hangen —
Wie Totenfackeln über Leichensärgen
Vom Himmel nieder; —
in den Lüften rollt es
Wie Wutgeheul, und durch die Tiefen grollt es
Der Erde hin, als läg' im Riesenkampfe
Der Hölle Heerbann mit des Himmels Geistern.
Wälzt sich die Welt im wilden Todeskrampfe?
Will nochmals Gottes Zorn den Abgrund meistern,
Der frech sich bläht, um unter Maledeien
Dem Herrn des Himmels ins Gesicht zu speien? —
Und sieh! o sieh! — —
Fern übers Moabs Bergen,
An deren Fuß die Salzflut dumpf und bleiern
Verlassen ruht, taucht aus der Dämm'rung Schleiern
Ein Flammenkreuz und spannt die Riesenbalken
Weit in den Raum; —
um seine Ränder walken
Gloriolen Licht's, von hellen Purpurbändern

Digitized by Google

Grellrot durchzuckt; —
so ragt des Menschensohnes
Gewaltig Zeichen über Meer und Ländern;
Vor ihm verblaßt — was Sonne hieß; — nur Sterne,
Noch einzeln lodernd in der Himmelsferne —
Sind die Rubinen seines Wolkenthrones.
Der Alte staunt mit vorgequoll'nen Augen —
Und atmet schwer, und seine Blicke saugen
Am Kreuz sich fest mit Hoffnung und mit Bangen; —
Er weiß, daß jener, der am Holz gehangen
Prophetisch sprach:
„Man wird das Zeichen sehen
Des Menschensohnes hoch am Himmel prangen,
Und bebend wird in Furcht und Angst vergehen
Der Menschheit Rest!“ — —
So hat er nicht gelogen —
Und war kein Gaukler, der die Welt betrogen? — —
Sein Wort ist Wahrheit! — —
seht! wie sich aus Nebeln,
Die lang genug der Blicke Freiheit knebeln,
Des Berges Gipfel löst — von Firn umschimmert,
Und vor dem Aug' in weißer Schönheit flimmert;
So hebt sich strahlend in der Gottheit Glanze,
Von dem Hosanna seines Volks umklungen,
Aus dunklem Rahmen der Erinnerungen
Vor Ahasver — —
der Mann im Dornenkranze —
Als der Messias! — —
Alle Zweifel sinken
Wie Nebel ab, und tausend Sonnen blinken
Ins sternenlose, müde Herz; er breitet
Die Arme weit in sel'ger Lust — und gleitet
Anbetend nieder — tiefgebeugt — zum Staube —
Und hüllt das Haupt —
und jauchzt und weint: „ich glaube!“
Er und sein Gott! — —
Nicht länger mehr bejammern
Will er sein Los, seitdem er ihn gefunden,
Den er verstieß; den er zu allen Stunden
Verhöhnte, haßte; mit der Sehnsucht Klammern
Hält er ihn jetzt — und wird ihn nimmer lassen,
Wohin sein Weg auf fernen Pilgerstraßen
Auch führen mag; — —
er springt wie neugeboren
Vom Boden auf und reckt und dehnt die Glieder —

Digitized by Google

Und schreitet aus; — —
und ein Erinnern wieder
Wacht plötzlich auf; was damals seinen Ohren
Entsetzlich klang, ist heut' Musik! — er flüstert
Den Satz sich vor, den niemals er vergessen:
„Und wandern sollst du durch die Zeitenfernen,
Bis leuchtend zwischen halbverloschʼnen Sternen
Mein Kreuz, das hehre, hoch am Himmel prangt,
Und rings die Welt in Furcht und Schrecken bangt: —
Dann werden wir noch einmal uns begegnen —
Und den du haßtest — sieh! — er wird dich segnen!"
Ihm zu begegnen? — —
welche Lust! — der Alte
Lacht der Jahrhunderte, die hingeronnen
In Qual und Not, nun er den Labebronnen
Für all das Hungern seiner Sehnsucht weiß;
Wie sich sein Los auch fürderhin gestalte: —
Er fühlt sich stark, den ungeheuren Kreis
Selbst von Jahrtausenden noch zu durchmessen,
Um ihn zu suchen; — — —
alles Leid vergessen —
Liegtʼs hinter ihm, und rüstig holt er aus;
Kein Schauder schüttelt ihn; am Todesgraus,
Der sich ihm bietet, wallt er achtlos weiter;
Der finstʼre Wandʼrer blickt nun froh und heiter; — —
Das Kreuz am Himmel hellt ihm Ziel und Wege!
Rings Nacht und Tod! — — —
kein Leben weitum rege —
Judäas Berge kahl gebrannt; die Hügel,
An deren Saum sich stille Dörfer hoben,
Gehüllt in Rauch, der seine schwarzen Flügel
Auf Leichen senkt und öde Trümmerhaufen;
Wo vorher schon der Elemente Toben
Verwüstung schuf, als er, der sturmgehetzte —
Von Schmerz gejagt — und einem alten Lieben,
Und von der Sehnsucht dunklem Drang getrieben,
Den müden Fuß auf Heimatboden setzte,
Hat Gottes Grimm in heißen Feuertaufen
Nun auch des Lebens allerletzte Reste
Hinweggefegt; — —
es klafft in tiefen Klüften
Der Boden rings; zerrißʼne Felsenadern,
Und von Giganten fortgewälzte Quadern,
Herausgebrochen aus des Berges Feste,

Digitized by Google

Dräu'n allerorts; — — —
und tückisches Verderben
Droht Ahasver aus tausend Totengrüften. — —
Doch — er muß leben! — —
will und darf nicht sterben,
Bis er ihn findet, den mit Glutverlangen
Die Seele sucht; — —
es färbt ihm Stirn und Wangen
Ein freudig' Rot, und an des Herzens Pochen —
Dem überlauten — dem er glücklich lauscht,
Fühlt er mit Wonne, daß noch ungebrochen
Ihm Kraft und Frische durch die Glieder rauscht.
Der Wandrer schreitet wie mit Jünglingsschritten
Den stein'gen Pfad durch Samarias Berge;
Fern winkt der Karmel in des Landes Mitten;
Das Kreuz am Himmel ist ihm treuer Ferge
Durch Dorn und Dunkel! — —
flach am Himmel breitet
Und dehnt es sich in grellem Flammenglast —
Und grausem Droh'n, als wollte seine Last
Die Welt zermalmen; — —
sieht! der Alte schreitet
In seinem Glanz, und ihm zur Seite gleitet
Der eig'ne Schatten; — — fast unheimlich schlürft
Des Wandrers Fuß im fahlen Licht; daneben —
Im Geisterschritt des Nachtgespenstes Schweben; —
Der letzte Mensch, der einen Schatten wirft! — —
Der Karmel grüßt! — —
wohl trotzt noch seine Kuppe,
Auf welcher einst der Götzenpriester Truppe
Für's Opfer Baal's um fallend Feuer warb,
Weithin ins Land; — —
doch seine Schönheit starb,
Die sich der Vorzeit Sänger mit Entzücken
Entlieh'n — die Braut des hohen Lied's zu schmücken.
Viel Stunden schon — —
wenn diese dunkle Leere,
Die rundum braut, noch Zeit und Körperschwere
Im Raum umfängt — — versickerten, und immer
Noch führt sein Weg an des Gebirges Rücken
Endlos entlang; — —
bis jäh ein bleicher Schimmer —
Wie Mondlicht silbernd — zwischen Sykomoren,
Die halbverbrannt, entlaubt — und wie verloren
In Einsamkeit um Tempeltrümmer steh'n,

Digitized by Google

Ihm freundlich winkt; — —
die dürren Aeste weh'n
Geheimnisvoll im Hauch der Nacht; — ein Locken
Unsagbar süß — wie Klang von Kirchenglocken —
Ach, längstverstummten — meint der Wandermüde
Leis' zu vernehmen; — —
sieht wie froh erschrocken
Lauscht er der Stimme: „Friede, Friede, Friede!"
Scheint es zu rufen; — —
schaudernd, bange zitternd
In Furcht und Angst, und dennoch Freude witternd
Tritt Ahasver beherzt durch's Bäumedunkel
Hinein ins Licht; — —
so nahte [illegible] dem Brande
Des Dornenstrauch's in Madians Wüstensande
Auch Moses einst, als aus dem Glutgefunkel —
Dem lodernden — ihm Gottes Ruf erscholl; — —
Der Alte schreitet unter Schutt und Steinen. —
Gestürzte Mauern, ausgebrannte Nischen,
Geborst'ne Bilder in Mosaik; dazwischen
Ein Säulenbündel, das zur Wölbung schwoll;
Zerspellte Leuchter neben zierratfeinen,
Zersprung'nen Kelchen; — —
wehl der Frevelstunde,
Die hier gehaust! — —
Und sieht im Hintergrunde
Noch einer Apsis wohlerhalt'ne Rundel — —
Dort der Altar! —
in blassem Glanz darüber —
Tief vorgeneigt, als müßt' es jählings sinken —
Ein Marmorkreuz im ungewissen Blinken
Des Dämmerlicht's — —
bald heller und bald trüber
Dem Blick erscheinend, je nachdem der Schatten
Bewegtes Spiel den grauen Stein umschmeichelt; —
Ist's ein Phantom, das seinen Sinnen heuchelt
Und Wahrheit mimt? — —
des Wandrers Augen hatten
Am Kreuz den Dulder kaum erspäht, da hört er —
Und hört es wieder —
sich beim Namen rufen:
„Ich bin es, Ahasver, du Wahnbetörter,
Wegmüder Wandrer, suche nicht mehr länger —
Du bist am Ziel!" — —
An des Altares Stufen

Digitized by Google

Aufschluchzend liegt er, und mit tränenfeuchten,
Erstaunten Augen schaut er in das Leuchten
Der Heilandsblicke, die sein Herz erhellen
Und ihm die Brust in Glück und Wonne schwellen.
Die Arme breitend fleht er mit dem Sänger
Des alten Bundes:
Der Hirsch verlangt, so lechzt mein Sein und Sinnen
Wie nach Wasserquellen
Nach dir, o Herr! —
wann wird mein Tag verrinnen —
Der erdendunkle — mit der Sehnsucht Peinen? — —
Wann, wann — o Herr! — darf ich mich dir vereinen?!" — —
Der Alte schluchzt es; — —
wilde Seufzer ringen
Aus seiner Brust; da tönt wie Harfenklingen
Das Wort vom Kreuze:
„Heut' noch, Ahasver,
Sollst du bei mir im Paradiese sein!" — —
Vor Jubel trunken, doch an Worten leer,
So kniet er stumm — als wär' er selbst aus Stein —
Und schämt sich fast, daß Glück und Lust verrammeln
Der Lippen Tor, um seinen Dank zu stammeln;
Doch Tränen tropfen — groß und heiß und schwer
Als Gegensold auf des Altares Fliesen,
Und — welch ein Wunder! ——
wo sie leuchtend fallen
Wie Frühlingsregen weich und lind — da sprießen
Und blühen Blumen;
wonn'ge Düfte wallen
Wie süßer Weihrauch aus den Blütenkerzen;
Und seht, o seht! — —
aus off'nem Heilandsherzen
Bricht licht ein Schein, der wie mit Flammenpfeilen
Tief nach der Brust des müden Pilgers zielt; — —
Der sinkt zur Erde; seine Augen eilen
Noch einmal suchend nach dem Kreuz — und brechen!
Der Alte starb; —
ein selig Lächeln spielt
Um seinen Mund; die heit'ren Züge sprechen
Von Glück und Ruhe! — —
da mit einemmale
Ein Donnerkrach mit einem Feuerstrahle —
So furchtbar grell, als spie der Flammenrachen
Der tiefsten Hölle seine roten Drachen

Digitized by Google

Vernichtend aus; —
und dann ein Schüttern, Beben
Rundum voll Zorn's, daß sich die Felsen heben,
Und Berge spalten; — —
hüpfen nicht wie Lämmer
Die Hügel rings? — kämpft sich durch Dunst und Dämmer
Ein neues Licht? — denn seht! die Sterne kreisen —
Entglitten ihren ewigen Geleisen —
Wie Feuergarben um das Kreuz am Himmel
Und stürzen nieder — in ein Glutgewimmel
Die Lüfte tauchend; — —
fürchterliches Dröhnen
Erbraust vom Meere, das die schwarzen Wogen
Schmerzbrüllend bäumt; — und endlos hingezogen —
Wälzt klagend sich ein unnennbares Tönen
Durch Raum und Zeit; — —
o müde Welt! dir schlugen
Die letzten Stunden, rüste dich zum Sterben!
Durch Erd' und Himmel jaucht in Donnerfugen
Dein Todesgesang; die Schöpfung fällt in Scherben. —
Sieh! hier der Apsis hochgewölbte Runde
Stürzt polternd nieder; — —
der Altar im Grunde
Wankt wie ein Trunk'ner, und das vorgeneigte
Marmorne Kreuz, das hehr den Dulder zeigte,
Sinkt von der Höhe an die Brust des bleichen,
Entseelten Schläfers leis' herab, als sollte
Der Müde nun — nach seines Daseins Lasten —
Nach Not und Qual — in Gottes Armen rasten
Und selig ruhen; — —
nein! noch mehr: als wollte
Der Herr am Kreuze seine Lippen reichen
Zum Kuß des Friedens — und zu süßem Lohne —
Dem Heimgefund'nen — dem verlor'nen Sohne. —
So ruht nach irren, wirren Wanderfahrten
Durch langer Zeiten wilden Wogenbraus —
Nach Trug und Wahn, die dicht sich um ihn scharten:
Der letzte Mensch am Herzen Gottes aus!

Digitized by Google

Neue Görres-Briefe.

Von W. Schellberg.

(Schluß.)

Der zweite Brief, der als Schlußstein eine höchstwillkommene Ergänzung zu den Verhandlungen mit der bayerischen Regierung bietet, führt an das Ende einer bedeutsamen Epoche von Görres' Leben. Welch eine Fülle äußerer und seelischer Ereignisse diese 15 Jahre umspannen, ist bekannt. In den letzten Tagen des März hatte Görres Straßburg verlassen, ‚einmal, um dem immer wiederholten Vorwurfe, daß ich mich fortdauernd in dem Auslande aufhalte, zu begegnen, und dann, um der Welt zu zeigen, daß ich mich vor niemand, wer es sein möge, zu scheuen Ursache habe' (Brief an von Schenk 4, 686). Er hatte sich nach Frankfurt begeben, wo seine Tochter Sophie mit dem Geschichtslehrer Steingaß verheiratet war. Kurz zuvor hatte er sich in einer Eingabe an den König von Preußen gewandt, um seine Haltung erneut zu verteidigen und eine gerechte Behandlung seiner Sache zu erbitten. Er wollte sich die Wege nach Bayern ebnen, das ihm durch Sailer und seine bedeutsame, im Katholiken veröffentlichte Apostrophe an den neuen König eröffnet ward. Inzwischen waren, trotzdem die preußische Regierung, was die Wiederaufnahme gerichtlicher Verhandlungen angeht, auf dem alten ablehnenden Standpunkt geblieben war, alle Schwierigkeiten dank der Festigkeit des bayerischen Königs beseitigt worden. Freudig bewegt kann ihm Ministerialrat von Schenk am 5. August das glückliche Ergebnis der Verhandlungen mitteilen. Er schließt sein Schreiben: ‚Hienach dürfen wir mit Sicherheit annehmen, daß Sie, verehrter Mann, schon mit Anfang des kommenden Wintersemesters in München eintreffen und dort in Verbindung mit Schelling, Schubert, Oken, Fr. von Baader, Ringseis und mehreren andern trefflichen Männern die Keime des Guten, Wahren und Heiligen in die empfänglichen Gemüter unserer Jugend ausstreuen werden. Vor allem freut sich über die glückliche Beendigung Ihrer Angelegenheit, über die Gewißheit Ihres Hierherkommens der herrliche, ehrwürdige Mann, von dessen Landsitze bei Regensburg aus ich Ihnen diese Zeilen sende — Hr. Bischof von Sailer, der Sie mit inniger Liebe grüßet und segnet.' Der Brief endet mit einer Nachschrift von Sailer: ‚Görres ist unser. Ich danke Gott und dem Könige und Freund Schenk.' Diesen Brief beantwortet

[24]) Der Hof- und Staatsbibliothek zu München schulde ich Dank für die Ueberlassung.

Digitized by Google

Görres bald nach dem Empfang mit dem folgenden nicht datierten Schreiben:

Frankfurt, im Auguſt 1827.

Hochwohlgebohrner Herr Miniſterialrath!
Hochzuverehrender Herr!

Euer Hochwohlgeboren benachrichtigen mich in Ihrer jüngſten Zuſchrift von dem Gange, den ſeither meine Angelegenheit genommen, und von der glücklichen Beendigung, die ſie zuletzt gefunden. Wenn dieſer Ausgang für mich ſelbſt befriedigend ausgefallen, ſo muß mir allerdings das am erfreulichſten dabey ſein, daß er ohne auf irgend einer Seite irgend zu verletzen, gewonnen worden, und ich muß es der Weisheit und Feſtigkeit Sr. Majeſtät des Königs verdanken, daß die Sache auf dieſem Wege zum Ziele geleitet worden. Auſſerdem aber iſt mir die ſtille Fügung, die vom Anfang her durch die ganze Sache durchgegangen, eine Weiſung für mein Benehmen geweſen, und weil ich ſchon aus der Erfahrung meines Lebens weiß, daß wie ſchwach ich ſelbſt ſeyn möge, in ſolchen Fällen mir die nöthige Stärke daher kömmt, wo die Fügung hergekommen, ſo hat ſie mir das Vertrauen gegeben, an allen Bedenken natürlicher Sorgſamkeit vorüberzugehen, und mich dem Berufe, den ſie an mich gelangen laßen, willig hinzugeben. Ich danke alſo noch einmal Sr. Majeſtät dem König für das beharrliche Vertrauen, womit Allerhöchſtdieſelbe mich ſeither beehrt haben; es wird die Angelegenheit meines Lebens ſeyn daſſelbe zu rechtfertigen und fortdauernd zu verdienen. Ich danke auch Euer Hochwohlgebohren für die ſeither mir bewieſene freundſchaftliche Theilnahme und Verwendung; ich hoffe, Sie werden in künftigen näheren und perſönlichen Beziehungen keine Urſache finden, mir das Wohlwollen zu entziehen.

Nach dem geäußerten Wunſche Euer Hochwohlg. werde ich, wenn die Formalien abgemacht ſind, die Vorleſungen mit dem künftigen Semeſter eröffnen, und mich zu dem Ende in der letzten Hälfte Septembers auf die Reiße begeben, da bis dahin theils die Niederkunft meiner Tochter, theils die Beendigung mehrerer Arbeiten mich noch hier zurückhält. Ich werde im erſten Curſe die Geſchichte Teutſchlands bis Rudolf von Habsburg vortragen, und ſie dann im folgenden Sommer-Semeſter bis auf unſere Zeit fortführen. Gleichzeitig werde ich auch einen Curs der Univerſalgeſchichte beginnen, und dieſelbe ſo weit verfolgen, als es irgend bey der Weiſe, in der ich ſie faſſe und behandle, thunlich ſeyn wird, immer in möglichſter Gedrängtheit nach den Bedürfniſſen der Studierenden den gränzenloſen Stoff zuſammenfaſſend. Damit ſoll jedoch beſſerem Wiſſen von Seiten Euer Hochwohlg. kein Eintrag geſchehen, was in mündlicher Uebereinkunft ſich ordnen wird. Meine Geſundheit hat in der Zwiſchenzeit ziemlich ſich geordnet, aber die Erfahrung kann allein entſcheiden, in wiefern ſie gegen die Einwürkung äußerer Einflüſſe geſichert iſt. Ich modifiziere daher meinen früher geäuſſerten Wunſch in Bezug auf meine Stellung zur Univerſität dahin, daß es mir überlaßen bleiben möge, an den blos mechaniſchen Geſchäften, die mit ihr verbunden ſeyn mögen, nur ſo viel Antheil nehmen zu dürfen, als es meinen jedesmaligen Zuſtänden, ſo lange ſie noch wechſelnd und ungewiß ſind, angemeſſen halte.

Euer Hochwohlgebohren haben in Ihrer werten Zuſchrifft ſich von freyen Stücken erklärt, wie es ſich von ſelbſt verſtehe, daß die Königliche Regierung die Koſten des Umzugs und der erſten Einrichtung trage. Ich werde vorläufig von Mobilien nur ſo viel theils heraufſenden, theils oben anſchaffen, als zur anſtändigen Einrichtung gehört, von Büchern aber nur eine Auswahl des Nöthigſten. Ich weiß nicht wie viel in ſolchen

Digitized by Google

Fällen zu bewilligen in den Bayrischen Landen üblich ist, nach ohngefährem Ueberschlage der Entfernungen, des Materials und der Ausgaben mögte das Ganze sich nicht mit weniger als einem halbjährigen Gehalte bestreiten laßen. Ich überlaße darüber die Anordnung dem Ermessen Euer Hochwohlg. und der Entscheidung seiner Majestät des Königs, und würde mir nur vorbehalten, bey Bewilligung einer runden Summe, künftig die noch nachkommenden Bücher und einige Gemählde, alles Andere ausgeschlossen, nachträglich liquidieren zu dürfen.

Mit wiederhohlter Versicherung meiner Hochachtung und Verehrung

Euer Hochwohlgebohrn
gehorsamst Ergebenster
J. Görres.

Von den ersten Münchener Jahren kündet der dritte Brief.[25]) Er läßt hineinschauen in das neue Dasein, das sich in München vor ihm auftut. ‚Das sechste oder siebente Leben', wie er seiner Tochter schreibt, hebt nun an. Görres hat inzwischen seine Lehrtätigkeit aufgenommen, er kostet die neue Arbeit und die neuen Schwierigkeiten, die sich gerade jetzt ihm entgegenstellen. Der Gegensatz dieses Schreibens zu dem an Schlegel gerichteten in Weltanschauung und Beurteilung ist offenbar. Es wendet sich an den bekannten Theologen und Philosophen Anton Günther (1783—1863), der, beeinflußt durch Jakobis, Schellings und Fichtes Philosophie, die katholische Spekulation neu zu orientieren versuchte. Eine Zensurierung seiner Schriften, unter denen ‚die Vorschule der spekulativen Theologie' (1828) und ‚Peregrins Gastmahl' (1830) hervorragen, erfolgte 1857.

München am 20ten April 1828.

Hochwürdiger, hochzuverehrender Herr!

Es war mir sehr erfreulich, durch Ihre neuliche Zuschrift[26]) und die Sendung Ihres Buches mit Ihnen in persönlichen Verkehr zu kommen. Ich hatte schon vor zehn Jahren Ihre Arbeiten in den Jahrbüchern[27]) gelesen, mich sehr an ihnen ergötzt, und mich vielfältig nach dem Verfasser erkundigt, seither habe ich bey meinem unstäten Leben jene Zeitschrifft aus den Augen, nicht aber den Eindruck jener Aufsätze aus dem Sinne verlohren; und so kommen Sie nun selbst mir freundlich entgegen mit Ihrer jüngsten Schrifft[28]).

Aechzend unter der Last der gesamten Universalgeschichte, und unter dem Berge von Scherben, den 3000 Völkerstämme in so vielen Jahrhunderten zusammengetragen, habe ich sie auf die Osterferien zurücklegen müßen, aber auch da hinein haben mich die emsigen Zuträger verfolgt, und ich habe ihnen schon die Tage preiß geben müßen, um ihrer Zudringlichkeit los zu werden. Nun ist aber Ihr Buch keineswegs ein

[25]) Ich verdanke ihn Herrn Oberlandesgerichtsrat E. Landau (Oberkassel-Düsseldorf), dem ich auch an dieser Stelle herzlichen Dank ausspreche für die freundliche Ueberlassung.

[26]) Dieser Brief von Günther findet sich leider nicht unter den von Binder herausgegebenen Freundesbriefen.

[27]) In den Heidelberger Jahrbüchern.

[28]) Es handelt sich wohl um die 1828 erschienene Vorschule der spekulativen Theologie.

Digitized by Google

Solches, dem man im Vorbeylaufen gleich seinen Inhalt abgewinnt, und es fordert und verdient schon, daß man ihm tief in die Augen sieht, und nach seiner Seele fragt. Das habe ich denn seither in den Abendstunden getan, und könnte es Ihnen erzählen, was sich in dieser unserer Unterhaltung begeben, es würde, glaube ich, Ihnen berichten, daß es nicht weniger zufrieden mit mir, als ich mit ihm gewesen. Es weiß guten Bescheid um die Dinge, deren es sich angenommen; hat ein sicheres und festes Urtheil, in dem es in der Regel in die Mitte des Schwarzen trifft; es weiß überall die Punkte, worauf es ankömmt, auszusondern; versteht die Geister an ihren Zeichen zu erkennen, und hat für sich selber guten Rückhalt und sichere Unterlage. Es ist ein sehr gutes Buch, durch die Zeit herausgefordert und einem großen Bedürfniße entgegenkommend, dem es zwar nicht allein abhilft, aber abzuhelfen mit dienen wird. Es ist sehr verständig, daß Sie als Form ein genetisches Fortschreiten, unter stets eingreifender Berichtigung von oben herab, gewählt; das Einzige, was man wünschen könnte, wäre etwas mehr Leben und freye Bewegung im Fortschritte, was sich gegeben hätte, wenn Sie den Dialog statt der Briefform gewählt. Indessen folgt jeder am Besten dem Triebe seines inneren Instinctes, der Ihnen wohl zu dieser Weise gerathen, die auch wieder ihre Vortheile hat, weil sie weniger durchschnitten in größeren Massen sich entwickeln kann. Laßen Sie sich ja nicht abhalten, die Arbeit fortzusetzen, Sie wissen es schon selber, daß Sie nur auf die allerkühlste Aufnahme rechnen dürfen; — ein Katholik, ein Geistlicher, wahrscheinlich ein Kryptojesuit[29]), in Oesterreich, redend von der Philosophie, die bekanntlich in die große Klappermühle gebannt ist, das ist mehr als der Geduldigste verträgt; zum Höhnen sind uns zwar die Zerrmuskeln durch allerley Zufälle lahm geworden, aber ignorieren können wir ohne Gefahr und werden es auch ohne Bedenken, wie immer in dergleichen Fällen. Aber das wird Sie nicht abhalten, vielmehr wird es Ihrem Bemühen nur mehr Intensität geben, der guten Bücher sind mitten in den Fluthen des Quarks so wenige, daß jedes, kömmt Zeit und Gelegenheit, sicher seine Stätte findet, wo es von dem Unkraute ungestört fortwuchern kann. Freylich drucken die Buchhändler, um zu verkaufen, aber man muß das Schlechte eben brauchen als Schwimmgürtel, um das Gute flott zu erhalten, und am Ende werden sich zu einem tüchtigen Werke überall noch Leute finden, die es zu Tage fördern helfen. Den Lohn für Alles, was der Welt nicht dient, muß man ohnehin in die Bank einlegen, deren Dividenden nicht in den Bergen gegraben werden. Daß sie Ihnen Jesuit! zurufen, wird Ihnen nicht nahe gehen, sie halten es mit mir eben so, haben mich sogar zur Verantwortung deswegen aufgefordert; sie mögen lange warten, bis sie dergleichen erleben. Man muß sich geehrt finden, so wohlfeilen Kaufes mit einem Namen belegt zu werden, den hier und da ein einzelnes Individuum geschändet haben mag, dem aber unzählige wackere, brave Leute unsterbliche Ehre gemacht.

Ich habe Ihr Buch durchgelesen, aber doch noch nicht Zeit gehabt, mir seinen Ideengang ganz geläufig zu machen; ich werde dazu später wohl Zeit und Muße finden, und dann weiter mich darüber auslassen. Jetzt schwimme ich in einem Meere von Arbeit, dessen Ufer zu beyden Seiten das Auge nicht erreicht, und auf dem ich alle meine Kräfte zusammennehmen muß, um mich durchzuarbeiten. Meine Aufgabe ist, die Unbill, die man seit so vielen Jahrhunderten an der Geschichte ausgeübt, so viel an mir ist, wieder gut zu machen, die Zerrissene wieder in sich

[29]) Günther war eine Zeitlang Novize im Jesuitenorden.

Digitized by Google

zu einen und zu vereinen, und dann, nachdem die Lüge, die in sie eingedrungen, ausgeschieden und dem Abgrunde zugewiesen, die Gereinigte wieder an die Mitte zu knüpfen, von der sie ursprünglich ausgegangen. und von der man sie gewaltthätig und betrüglich losgerißen. Es übersteigt freylich Menschenkräfte, das was diese wenigen Worte fassen, so in ganzem Umfang auszuführen, aber man geht eben so weit und so tief, als es das vergönnte Maaß gestattet, bricht so viel Acker um als man bezwingen kann, und überläßt, was übrig bleibt, Andern, die nachkommen werden. Soll ich nach dem Versuche urtheilen, den ich den Winter über vor ein paar hundert jungen Leuten gemacht, die auf ganz andern Wegen geführt, anfangs widerspenstig entgegentraten, aber schnell und bleibend durch die Macht der Wahrheit bezwungen wurden, dann muß ich schon glauben, daß es mir einigermaßen damit gelingen werde, bis zu einem gewissen Punkte hin, einer besseren Ansicht Bahn zu brechen, in die ohnehin von vielen Seiten jetzt die Zeit einlenkt. Aber eben darum, und weil ich am Segen bemerken muß, daß die Arbeit mir auferlegt ist, bin ich ihr auch pflichtig und ich muß so viel thunlich jede andere abhalten, die mich in der Hauptsache, die mir ohnehin Beruf geworden, unterbrechen könnte. Ich hatte allerdings, als ich über den h. Franziskus[30]) und über Swedenborg schrieb[31]), ein größeres zusammenhängendes mehrgliederiges Ganze im Auge, das allmählich aus vielem Einzelnen sich gestalten sollte. Darin sollten einerseits mehrere andere Heilige in ähnlichen Verhältnißen, dann aber andererseits den ausgezeichnetesten Mystikern des Mittelalters gegenüber, auch Jacob Böhm[32]) aufgenommen werden. Ich hatte zwar beym Letzteren einige Scheu vor der Schwierigkeit des Unternehmens, ein reicher Geist in einen schwerfälligen Leib der Sprache, wie in einen Elephantenkörper hineingebannt, gibt ganz andere Räthsel zu lösen als der gutmüthige eintönige Schwede, der immer in geraden Linien fortschreitet, und überall in gangbarer Sprache redet. Aber ich hätte doch wohl der Arbeit nicht geachtet, die allerdings auch eine durch die Zeit gebotene ist, hätte nicht erst eine ziemlich den ganzen Sommer wegnehmende Krankheit[33]) in Straßburg den Faden meiner Vorsätze durchschnitten, und hätten dann die ein ganzes Jahr lang dauernden Verhandlungen über meinen hießigen Ruf nicht für den eventuellen Fall Vorarbeiten herbeygeführt, die mir jetzt sehr zu gute kommen. Ich muß daher diesen Vorsatz aufgeben, bis Anderes gethan ist, wenn nicht bis dahin sonst jemand mich der Arbeit überhebt. Sie haben in den wenigen Worten, die Sie in Ihrem Briefe darüber gesagt, ein so richtiges Verständniß der Hauptpunkte, worauf es ankömmt, an den Tag gelegt, daß ich Sie auffordern mögte, bey der Fortsetzung Ihres Werkes lieber selber die Sache auf sich zu nehmen.

---

[30]) Im „Katholik, eine religiöse Zeitschrift zur Belehrung und Warnung", herausgegeben von Fr. L. Liebermann, Straßburg 1826 (V), 4. Heft S. 14—115. Sonderabdruck Straßburg o. J. Neudruck von E(rnst) K(eiter), Regensburg 1879.

[31]) Katholik (1826) (VI) 10. Heft S. 75—96. An diese Anzeige schloß er eine „Nachschrift über Swedenborg, seine Visionen und sein Verhältnis zur Kirche" a. a. O. S. 96—127; 11. Heft S. 222—26; 12. Heft S. 337—356; (1807) 3. Heft S. 302—352. Besonders abgedruckt Straßburg o. J.

[32]) Es ist nötig, Jakob Böhms Einflüsse auf Görres eingehend nachzugehen. In der Schrift „Glauben und Wissen", in dem Aufsatze über Runges Zeiten (vgl. Schellberg 1, 324—342) sind Einwirkungen feststellbar (s. auch oben).

[33]) Ueber seine Krankheit vgl. Politische Schriften 4, 687 f.

Digitized by Google

Jetzt muß ich enden, da wie Sie sehen, das Ende der Dinge diesem Brief gekommen. Ich reiche Ihnen noch einmal freundlich die Hand zum Abschiede, die Sie wohl mit gleicher Erwiederung fassen werden; wir sind jetzt wenigstens in einem Wassergebiete miteinander, und so wird der weitere Verkehr wohl nicht abgerißen. P. Veith[34]), mit dem Sie ja wohl persönlich verkehren, empfehlen Sie mich den Unbekannten gelegentlich zu freundlicher Erinnerung, und laßen Sie insgleichen ihn sich selbst und Ihrem Gebete empfohlen seyn. Auch H. F. Schlegel und seine Frau begrüßen Sie wohl beym Begegnen.

Ihr Ergebenster

J. Görres.

Wort.

Längst unter ging das eigne Wort
im Wort, das kam aus Weiten;
wuchs an und schwoll und stürmte fort
wie großer Heere Schreiten.
Nun ficht's für Abertausend mit
und ist nicht mehr mein eigen,
und in den Hin- und Widertritt
Dröhnt Gottes tiefes Schweigen.

Christoph Flaskamp.

Die Leidmühle.

Sie hatte schon nach Haus geschrieben,
Und als sie an die Türe trat,
Wie kam der Bach so wild getrieben,
Wie schlug so hart das Mühlenrad.

Sie fiel ins Haus und schrie Erbarmen,
Da hob sich aus dem dunklen Gang
Ein bleicher Finger nach der Armen,
Der einen Fluch entgegenschwang.

Und die bitteren Wasser schwollen und trieben,
Und das Rad taumelte im Kreis,
Ueberschlagen wurde das wilde Lieben,
Ausgelöschen das Leben heiß.

Da hat die Mühle Leid gemahlen,
Wenn einer noch vorüberging,
Dem rief sie zu: sieh vor die Qualen,
Die eine falsche Lieb anfing.

Josef Feiten.

[34]) Der Sohn Dorothea Schlegels und ihres ersten Gatten Veith, bekannter bedeutender Historienmaler (1793—1877).

Digitized by Google

Vom deutschen Verlagsbuchhandel.

Von Dr. Johannes Eckardt.

Man möchte nicht glauben, wie wenig selbst jene, die am literarischen Leben ihres Volkes regen Anteil nehmen, von der Technik des Druckes, des geschäftlichen Verkehres wissen, über die inneren Probleme des Verlagswesens, seine Entwicklung, seine Einstellung im kulturellen Leben der Nation überhaupt nachdachten. Die Zukunft fordert, daß wir alles, was wir tun, was wir besonders auf dem reichen Boden der Kulturarbeit schaffen, noch bewußter als bisher uns angelegen sein lassen. Die Zukunft fordert auch, daß wir die Pflege der Literatur um vieles klarer und konsequenter als eine der wesentlichen Stützen für eine geistig hochstehende Generation wissen und betätigen, mit der nur zu verbreiteten Auffassung radikal brechend, Literatur müsse uns unterhalten, amüsieren, leere Stunden mit einem Scheinleben füllen. Wenn wir dieser Vertiefung den Weg bahnen wollen und können, dann müssen wir gleichzeitig auch viel mehr als bisher von der kulturellen Bedeutung des Verlagswesens, das ja die Literatur dem Volke vermittelt, seinen Bedingungen, seinen Aufgaben, unseren Pflichten an ihm reden. Für den Katholiken muß es klar sein, daß er an dem Werden des katholischen Verlagsbuchhandels um der Sache willen, für die er seine Kräfte einzustellen hat, ein besonderes aktives Interesse haben muß.

Aus diesen Gesichtspunkten und in diesen Zusammenhängen wollen die folgenden Darlegungen von der Entwicklung des modernen Verlages überhaupt, von der des katholischen Verlagsbuchhandels im besonderen, seinen Aufgaben für die Zukunft, den Schwierigkeiten, die sich ihm entgegenstemmen, sprechen. Wenn wir anschließend daran die Tatsache zu erklären suchen, warum sich bisher in Oesterreich kein bedeutender Verlag entwickeln konnte, und die besonderen Aufgaben eines solchen Unternehmens skizzieren, so glauben wir ganz im Sinne der zukünftigen Entwicklung des deutschen Volkes zu handeln, die ja — ob auch staatsrechtlich, scheidet hier ja aus — die innere Verbindung der Deutschen des alten Oesterreichs und des alten Deutschen Reiches für ein neues Etwas, um das sich die nächsten Monate ja so eifrig bemühen, gewinnen will, muß und wird. Daß wir mit diesen Darlegungen auch bei unseren Lesern volles Verständnis für die Ziele, nach denen, und die Voraussetzungen, aus denen die Verlagsanstalt „Tyrolia“ zu arbeiten strebt, erreichen wollen, werden die Leser des „Gral“ gewiß nicht

Digitized by Google

nur ganz verstehen, sondern auch aus eigenem Interesse begrüßen. —

Jene Vergangenheit, in der der Sänger von Burg zu Burg zog, von Land zu Land wanderte, jene groß denkende, verklungene Zeit, in der lebensfrohe Fürsten den Glanz ihrer Hofhaltung durch eine Schar von Künstlern zu durchgeistigen wußten, hatten im tiefsten Sinne ein unmittelbareres, innigeres, wirklicheres Verhältnis zur Dichtkunst als unsere Gegenwart, für die sie großteils nur mehr Unterhaltung bedeutet. Die Mönche in stiller Zelle, die mühsam die Werke tiefster Wissenschaft abschrieben, aber auch alte Lieder aufzeichneten, dabei mit sorgsamster Hand die Handschrift verzierend, um so ihre Liebe zur Kunst zu bekunden, und selbst noch die ersten Buchdrucker, die mit schwerem Fleiß Tafel um Tafel schnitzten, um so das Kulturgut ihrer Zeit einer größeren Zahl von Zeitgenossen und der Zukunft zu übermitteln, überragten in vieler Hinsicht die geschäftlich sich überstürzende Hast unserer Tage, deren Maschinen Buch um Buch in die Massen zu werfen eilen, um die Kunst möglichst einträglich zu kapitalisieren. Je mehr der Geschäftsgeist unser gesamtes Kulturleben durchdrang, auffaugte, zu bestimmen wußte, desto mehr mußte der hehre Glanz verblassen, der sich in vergangenen Jahrhunderten um das Buch wob.

Das Buch ist zur Ware geworden. Man darf aber doch auch den idealen Wert der Buchdruckerkunst und ihrer technischen Fortschritte nicht unterschätzen; je größer ihre Vollendung wurde und je mehr sie sich mit kaufmännischem Geiste verband, desto leichter war es, Bücher auch den weitesten Volkskreisen zugänglich zu machen. Konnten vor wenigen Jahrhunderten nur begüterte Fürsten, reiche Patrizier, wohlhabende Klöster Bücher erwerben, so vermag heute selbst der einfachste Mann sich eine kleine Bibliothek zu erstehen.

Immerhin hat diese so erleichterte Möglichkeit, Bücher zu erwerben, das Verhältnis zwischen Verfasser und Leser wesentlich ins Unpersönliche geändert. Als man noch die Bücher nur mit größter Mühe vervielfältigen konnte, als es noch unmöglich war, von einem Buche Massenauflagen zu erzeugen, war der Verleger noch keine gar so wichtige Persönlichkeit in den Beziehungen zwischen Autor und Leser; beide standen sich viel unmittelbarer gegenüber, waren einander viel näher; dieses stärkere persönliche Verhältnis zwischen beiden bedingte auch eine größere Ehrfurcht jener vor der Kunst und Wissenschaft, die sich ihre Schöpfungen zu erwerben suchten. Heute steht zwischen Autor und Leser der Kaufmann, der Verleger. Es gab noch Zeiten, wo er sozusagen der Mäzen des Dichters war. Heute

Digitized by Google

hat sich das Verhältnis zwischen beiden fast durchwegs nur mehr geschäftlich orientiert; wie selten sind Beziehungen zwischen Autor und Verleger geworden, wie sie etwa bei Goethe und Cotta, bei Adalbert Stifter und dem genialen Heckenast da waren. Heute? — Erich Eckertz hat leider nur zu richtig gesehen, wenn er sagt: „Das im Jahrhundert der Renaissance und noch in den Tagen Goethes übliche Abhängigkeitsverhältnis des Dichters vom Fürsten, scheint sich heute in die Abhängigkeit des Autors vom Verleger umzuwandeln. Der Verleger hält sich seine Dichter wie damals der Fürst, und mit Beängstigung darf man einer Epopöe entgegensehen, deren Held nicht ein Mediceer, sondern ein moderner Verleger ist."

Tiefer erfaßt diese bedenkliche Entwicklung Paul Ernst, wenn er bekennt: „Der Verleger steht in der Mitte zwischen Schriftsteller und Publikum, er ist auch der Vermittler zwischen ihnen und wie jeder Vermittler einerseits Diener, andererseits Herr der beiden Parteien. Die Funktionen jedes einzelnen Verlegers, wie die verschiedenen großen Typen der Verleger ergeben sich aus diesen Umständen. Er muß das feine Gefühl dafür haben, was das Publikum wünscht und die Energie, dem Publikum etwas aufzuzwingen, das es nicht wünscht; er macht sich dem Schriftsteller dienstbar, indem er seine Werke verbreitet, er macht den Schriftsteller sich dienstbar, indem er sein Brotherr wird. So bildet sich der Typus des Verlegers, der skrupellos dem Gewinn nachläuft durch schlechte oder mittelmäßige Literatur, aber auch der Typus des Verlegers, der Vermögen und Arbeitskraft zum Opfer bringt, um seine Ideen und seine Autoren durchzusetzen; des Verlegers, welcher der Mäzen, und des Verlegers, welcher der Ausbeuter des Schriftstellers ist. Das Publikum hat keinen eigenen Willen, es hat aber auch keinen fremden Willen; sein Wille entsteht durch sein Zusammenwirken mit den Schriftstellern, in dessen Mitte sich aber der Verleger befindet; der Schriftsteller hat Willen, aber kein Objekt, an dem sich der Wille äußern kann. Dieses Objekt entsteht aus dem Zusammenwirken mit dem Publikum; er bildet sich seine Gemeinde; und in der Mitte dieses Zusammenwirkens steht der Verleger. Diese Arbeit des Verlegers ist unproduktiv, denn er vermittelt nur; sie ist produktiv, denn nur durch seine Vermittlung bilden sich aus Willen und Objekt Werte, die idealen, wie die materiellen."

Der Verleger erwirbt vom Autor das Manuskript, um es dann in möglichst zahlreichen Buchausgaben abzusetzen; ihm muß es in erster Linie darauf ankommen, eine möglichst hohe Auflage zu verkaufen. Und da die Konkurrenz auch auf diesem Gebiete keine geringe ist, muß er durch geeignete Mittel trachten, sein

Digitized by Google

Verlagswerk möglichst bekannt zu machen. Mit Recht stellt Friedrich Frekja fest: „Das Kapital, das alles persönliche Wirken zu Institutionen umschafft, jedes Wirken anonym macht und den Menschen nützliche Spezialdressuren zu geben versucht, hat die persönliche Einwirkung des Dichters auf das Publikum auf eine Geringfügigkeit beschränkt. An die Stelle der Persönlichkeit ist das Buch getreten, das Buch nicht als Werk, sondern als Bedarfs- oder Luxusgegenstand, je nachdem."

Der Verleger darf nicht warten, bis die Bücherfreunde zu ihm kommen; er muß selbst den Weg ins Publikum suchen. So drängt sich ihm als unerläßliche Notwendigkeit die Reklame auf. Sie kann geschmacklos sein — jedenfalls bedingt sie, daß das Buch immer mehr zur Ware wird. Das Buch wirkt in erster Linie nicht mehr durch sich selber, sondern durch die mehr oder weniger gewandte kaufmännische Routine seines Verlegers; selbst das gute Buch wird bestenfalls erst dann seinen Weg finden, wenn der Verleger verstand, es über der Flut der Erscheinungen deutlich sichtbar zu machen und den Besten des Volkes zum Bewußtsein zu bringen. Aus sich selbst heraus, durch seine innere Kraft wirkt eigentlich das Buch bestenfalls nur langsam.

Dieselben Gründe erklären auch, warum der Buchhändler heute kaum mehr in der Lage ist, das Publikum zu beraten. Der Sortimenter kann ja die neuen Bücher nicht kennen; man bedenke nur, daß in deutscher Sprache allein jährlich über 30.000 Bücher erscheinen! Wie soll er, der doch nicht zuletzt Geschäftsmann sein muß, für den die Existenzbedingungen ohnehin von Jahr zu Jahr härter werden, weil die Kapitalisierung des Verlagswesens allmählich zur Zurückdrängung des Sortimentes führt, wie soll er auch noch ideell den Vermittler zwischen Publikum und Verlag, zwischen Publikum und Dichter machen können? Auch ihn verschlingt der Betrieb, auch er rettet sich nur, wenn er das Buch als Ware ansieht, für die er wirbt, agitiert, die er förmlich ausschreit, um sie abzusetzen.

Die Reklame ist auch für Verlag und Sortiment eine rein geschäftliche Sache. Kein Verleger wird sein Buch, wenn er es anzeigt und so den Massen zu empfehlen sucht, so bewerten, wie es vielleicht einmal eine durch die Distanz der Zeit objektiver gewordene Zukunft kritisch beurteilen wird. Die Reklame ist unkritisch; sie bringt es deshalb auch mit sich, daß das Urteil jener Masse, die heute Bücher liest und jener kleinen Zahl, die Bücher auch kauft, unsicher wird und bleibt. Die Masse ist immer der Suggestion verfallen; auch auf dem Gebiete der Wissenschaft und der Kunst. Geschickte Reklame kann ihr heute ein Werk aufzwingen, das in wenigen Jahren kein Mensch mehr

Digitized by Google

liest; sie versteht es, der Menge den angeblichen Wert eines Buches so einzureden, daß das Buch Auflage um Auflage erlebt, zu einem Ereignisse wird, über dessen inneren Unwert, über dessen Zufälligkeit wenige Monate später oft schon sich nicht genug erstaunen können; nicht, als hätten diese Monate die Belanglosigkeits jener Wochen eigentlich überwunden; nein, sie stehen nur wieder im Banne einer neuen Sensation.

So verwirbelt sich das ganze kulturelle Leben in einem Taumel von Urteilslosigkeit, von Tagesempfinden und Augenblicksfühlen. Instinktiv mißtraut das Heute dem Gestern und das Morgen dem Heute. Die für jede wahre kulturelle Entwicklung notwendige innere Kontinuität geht verloren; das organisch werdende Kunsterfassen des Volkes wird immer geringer; im Taumel des Tages erstickt die geheiligte Ruhe der Jahrhunderte. Das ist der Fluch jener Technik, vor der wir staunend stillestehen; wir haben diesen Götzen und seinen bezwingenden Willen anbeten gelernt und vergessen täglich mehr die göttliche Seele im schöpferischen Menschen, aus der die wahre Zukunft werden könnte. —

Die Verkapitalisierung des Buchwesens führte dazu, daß vielfach aus dem Verleger, der in hehrer Erfassung seines Berufes zum Erben jener großen Mäzene hätte werden sollen, der Händler wurde, der mit den Instinkten der Masse spekuliert und dem es vor allem darum zu tun ist, sie in Geld umzusetzen. Deshalb ist der Blick der Verleger oft zu sehr auf das Gestern gerichtet, das dem oder jenem Werke einen großen Erfolg gab, den sie nun auch mit einem ähnlichen Buche erringen wollen. Der Erfolg, nicht innere kulturelle Zielsicherheit bestimmt nur zu oft die Arbeit unseres heutigen Verlagswesens. Zumindest spekuliert mancher sonst tüchtiger Verleger mit Massenartikeln, für die er sich eigentlich schämen müßte, jenen geschäftlichen Ausfall zu ersetzen, der ihm durch das bedeutende, sich erst durchzukämpfende Neue werden könnte. So bekommen selbst angesehene Verlagsanstalten Physiognomien, denen man nicht ganz trauen kann. Der Verleger als Erzieher wird so vielfach eine Unmöglichkeit, weil der Betrieb die Grundnotwendigkeit hiezu in Frage stellt, das Vertrauen. Je furchtbarer diese Verhältnisse sich auswuchsen, je allgemeiner sie wurden, desto notwendiger mußten Verlagsunternehmungen erscheinen, die ideale Ziele vor Augen haben, die noch nicht durch die leidige Profitgier um jedes Verantwortlichkeitsgefühl gebracht wurden.

Das Gefühl der Verantwortung ist natürlich für den, dem dieses Dasein nicht nur um seiner selbst willen gelebt zu werden notwendig erscheint, ein noch viel tieferes. Wer die geistigen Begabungen als „Talente“, als von Gott den Menschen anver-

Digitized by Google

traute Schätze betrachtet, welche die damit Begnadeten der Gesamtheit dienstbar machen sollten; wer in den Werken der Kunst und Wissenschaft Gottesgaben sieht, an denen die großen Massen der selbst nicht Schöpferischen im Hasten der Tage Führung und Halt finden sollen, damit sie in der Vielheit der Erscheinungen sich nicht verlieren, in der Flut des Alltags nicht ertrinken, der wird das Amt des Vermittlers dieser Geistesgaben anders auffassen und ausüben als jener, der aus ihnen nur Geschäfte machen will.

Man darf daher mit großer Genugtuung begrüßen, daß im deutschen Verlagswesen die nach einer Weltanschauung orientierten Verleger allmählich immer stärker zur Geltung kommen; und wäre diese Weltanschauung nichts anderes als das Streben, über die Seichtheit bloßer Spekulation auf niedere Sinne zu einem Erfassen tieferer Daseinsgründe und Daseinsfragen zu kommen. Es läßt sich nicht leugnen, daß der Weltkrieg vielfach in dieser Hinsicht dem ernsteren Streben neuen Boden aufackerte. Er führte mit unerbittlicher Folge zu einer umfassenderen Beschäftigung mit den Problemen unseres kulturellen, politischen, nationalen Lebens. Für uns Katholiken ist es aber klar, daß gerade diese Probleme nur dann zu einer wirklich aufbauenden Lösung führen können, wenn sie nicht um ihrer selbst willen, nicht bloß in Hinsicht auf ihre materiellen Vor- und Nachteile, sondern sub specie aeternitatis gesehen werden.

Je heißer daher diese kulturelle Not, je tiefer jene Unsumme von Problemen und Fragen in unsere Seelen brennen, desto zwingender muß uns die Notwendigkeit erscheinen, die möglichen Lösungen vom katholischen Standpunkte aus den weitesten Kreisen zu bieten. Eine tiefe, innere Folge erweist uns daher die eminente Zeitgemäßheit, noch mehr die unerläßliche Notwendigkeit des katholischen Verlagswesens.

Die Zeit nach dem Kriege wird die Auseinandersetzung mit schwerwiegendsten Weltanschauungsfragen bedingen. Allein die große, eherne Frage: Wofür haben wir alle diese unabsehbar schweren Opfer gebracht? wird uns vor Probleme stellen, die sich nicht nur nach wirtschaftlichen Gesichtspunkten lösen lassen werden. Andererseits reckt sich die Gefahr auf, daß die harten Entbehrungen unserer Gegenwart zunächst den Blick auf die materiellen Existenzfragen lenken; es ist gar nicht ausgeschlossen, daß der Materialismus jenen großen Fonds von idealer Gesinnung, der in diesem Weltenringen ungeahnte Kräfte auslöste, gefährden wird. Nach so großen seelischen Erschütterungen ist die Möglichkeit nicht von der Hand zu weisen, daß eine erschaudernde Ernüchterung die innersten Triebkräfte des Volkes lähmt.

Digitized by Google

Diese Entwicklung bedingt eine umfassende, eine nie ermüdende Behandlung dieser aufgeworfenen schweren Probleme des Daseins. Welch große Aufgabe harrt daher derer, welchen die Führung bei dieser Auseinandersetzung obliegt, der Männer der Wissenschaft, der Herolde der öffentlichen Meinung und der Jünger der Kunst! Auch der Kunst. Denn die Gefahr des Materialismus wird selbstverständlich auch den Geist der Kunst bedenklich gefährden. Kunst ist Leben; Kunst spiegelt das Leben; Kunst sucht die geistigen Richtlinien des Lebens zu gestalten und in ein ihnen folgerichtiges Ziel zu formen. Sie wird so durch das Leben bedingt; und bedingt andererseits auch wieder das Leben, indem ihr beschwingter Rhythmus, ihre begeisterte Kraft den nebelhaften Urtrieben Ziele vor Augen rücken, die sie dann im Handeln und Schaffen nur noch agiler, nur noch stärker, nur noch bewußter machen.

Was könnte darum aber auch eine christliche Kunst für die Zukunft bedeuten, wäre sie stark genug, in ihrer Art die Fragen des Lebens im christlichen Sinne zu lösen und Tausenden so, was sie unsicher ahnen, zur idealen Gewißheit zu gestalten? Wenn eine Zeit aus innerster Not nach dieser hehren Führung der Kunst schrie, dann ist es unsere Gegenwart, unsere unmittelbare Zukunft!

In diesem Sinne steht die Bedeutung des katholischen Verlagsunternehmens auf einmal in einer kaum geahnten Größe vor uns. Diese aus der Zeit geborene Erhöhung eines inneren Wertes beweist uns zugleich, wie der katholische Verlag an sich schon weit hinausragt über jene rein geschäftlichen Unternehmungen, denen es eben nur darum zu tun ist, die Wünsche vieler oder weniger zu befriedigen, die nichts wissen von einer Verantwortung, über deren Erfüllung sie einmal auch vor dem Herrn der Welten werden Rechenschaft geben müssen. —

Das katholische Verlagswesen in Deutschland und Oesterreich hat sich in den letzten Jahrzehnten vor dem Kriege ganz bedeutend verbreitet und vertieft; es ist zu einem Kulturfaktor geworden, der in der Gegenwartsgeschichte des deutschen Volkes nicht mehr verschwiegen werden darf. Ist seine Größe, seine Kraft bereits aber auch nur halbwegs in jenem Verhältnisse zur Zahl der Katholiken, das notwendig wäre, um seine relative Bedeutung behaupten zu können? Und andererseits, ist seine Tätigkeit bereits auf jener Höhe angelangt, die auch nur zu einem Großteil als Aequivalent zu der umfassenden nichtkatholischen Verlagsarbeit angesprochen werden kann? Leider müssen wir beide Fragen verneinen.

Die Gründe hiefür darzulegen, führte hier zu weit. Sie sind einerseits darin zu suchen, daß die deutschen Katholiken finan-

Digitized by Google

ziell verhältnismäßig viel schlechter gestellt sind, als die Nichtkatholiken, und daß andererseits der Kulturkampf die seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts einsetzende Erstarkung des kulturellen katholischen Lebens unterband, die Stärkung unseres Intelligenznachwuchses verhinderte, und unser geistiges Leben aus begreiflicher Notwendigkeit zunächst für Jahrzehnte lediglich politisch und nicht allgemein kulturell orientierte.

Man mag sich fragen, warum denn aber in Oesterreich in dieser Zeit kein überragender katholischer Verlag sich entwickelte. In Oesterreich, das doch keinen Kulturkampf zu bestehen hatte? Fast ist man versucht zu sagen: Hätte es nur auch einen Kulturkampf durchzumachen gehabt! Er hätte die Lässigkeit, die seit den Tagen des Josephinismus das aktive religiöse Leben lähmte, gebannt, er hätte Charaktere geformt, er hätte zum Bekennen gezwungen, er hätte die Lauen, die Halben ausgeschieden und das Starke, Unentwegte zusammengeschweißt. So aber hat die ewige Zufriedenheit mit der Halbheit, die sich bequem so leicht über das Tatsächliche täuscht, sich nicht zur ganzen Tat aufraffen können. Erst die letzten Jahrzehnte fingen an, sich auf ihre großen Aufgaben zu besinnen, klar zu schauen und zielvoll zu arbeiten; auch sie wurden durch den Kulturkampf der deutschen Katholiken aus ihrer Ruhe gerüttelt. Dieses geistige Erwachen mußte erst eine gewisse Größe, ein bestimmtes Maß von Erfolgen erreichen, ehe es aus sich auch eine katholische Verlagstätigkeit bedingen konnte. Es schuf sich zuerst seine Presse; aus der Erkenntnis heraus, im Sturm gegen die Ehereform, gegen die Schule, gegen die Feinde des Konkordats bestehen zu müssen. Die katholische Presse hat den Boden aufgeackert, aus dem dann die Frucht großer geistiger Unternehmungen wachsen konnte. Auf diesem Wege wurde ja auch die Verlagsanstalt Tyrolia, deren Urzelle nichts anderes als ein ganz bescheidenes Wochenblatt, die „Brixner Chronik" war; ähnlich, wie sich die Firma Bachem in und mit der Entwicklung der „Kölnischen Volkszeitung" ausgestalten konnte.

Aber es wäre unrecht, in dem eben besprochenen Mangel die einzige Ursache dafür zu sehen, daß in der Vergangenheit kein großer katholischer Verlag in Oesterreich aufkam. Nicht die Katholiken allein trifft die Verantwortung dafür. Das sehen wir schon daraus, daß auch die nicht gerade auf die katholische Richtung festgelegten österreichischen Verlagsunternehmungen weit hinter den reichsdeutschen zurückblieben. Den Gründen für dieses Versagen nachzugehen, ist nicht nur an sich anregend, sondern scheint uns gerade an dieser Stelle angezeigt, da wir wohl mit Recht vermuten, daß unsere Leser gerade jetzt an dem

Digitized by Google

deutschösterreichischen Verlagswesen, an dem Verlag des „Gral" besonderes Interesse haben.

Eine auch nur flüchtige Beobachtung zeigt, daß der deutsche Verlagsbuchhandel zu einem wesentlichen Großteil von Werken österreichischer Autoren lebt. Erinnern wir uns der nahen Vergangenheit: die Werke Anzengrubers, Marie von Ebner-Eschenbachs, Ferdinand von Saars erschienen in Deutschland. Gehen wir noch weiter zurück! Oesterreichs größter Dichter, Franz Grillparzer, war bis zum Ablauf der Schutzfrist für seine Werke, nur durch Cotta in Stuttgart zu beziehen. Seither gibt es eine Reihe tüchtiger Ausgaben seiner Werke. Oesterreich selbst hat es über eine Auswahl und den Erfolg Sauers, eine Monumental-Ausgabe zu ermöglichen, noch nicht hinausgebracht. So geht es aber auch mit Raimund, mit Nestroy, mit Nürnberger, mit J. J. David u. a.

Auch die wissenschaftliche Arbeit Oesterreichs fand zu einem wesentlichen Großteil erst in Deutschland ihren Verlagsweg. Carl M. Danzer stellt mit Recht fest: „Der österreichische Historiker Helfert veröffentlichte die kaum übersehbare Reihe seiner Werke bei Herder in Freiburg (Breisgau). Heinrich Friedjung erscheint bei Cotta. In der Volkswirtschaftslehre spielt die Wiener Schule eine bahnbrechende, führende Rolle; aber die Werke dieser Wiener Schule, die Arbeiten von Menger, Philippovich, Böhm-Bawerk erscheinen bei Fischer in Jena, bei Duncker u. Humblot, überall, nur nicht in Wien."

Lenken wir unseren Blick auf die Gegenwart, in der Autoren, wie — um von den Werken gelehrter Art abzusehen — Peter Rosegger, Enrica von Handel-Mazzetti, Rudolf Hans Bartsch, Richard Schaukal, Artur Schnitzler, Ottokar Kernstock, Eugenie delle Grazie, Ginzkey, Karl Schönherr, Emil Ertl, Hermann Bahr, Hugo von Hofmannsthal, Wassermann, Hart, Werfel, Meyrink, Walter von Molo — um aufs Geradewohl einige Beispiele herauszugreifen — ihre Bücher, die von Tausenden gekauft werden, dem reichsdeutschen Verlagsbuchhandel anvertrauen.

Vielleicht ist diese Tatsache noch gar nicht so bewußt geworden. Sie gewinnt an Bedeutung, wenn wir sie volkswirtschaftlich bewerten. Dr. Guido Glück hat sie einmal mit folgenden Zahlen konkreter ins Licht gestellt: „Nehmen wir an, einer unserer am meisten gelesenen Schriftsteller (Bartsch, Schönherr z. B.) setzt im Jahre 50.000 Bände aller seiner marktgängigen Bücher ab. Sie stellen einen Handlungswert von 250.000 Mark dar. Die Hälfte von ihnen (das ist wohl anzunehmen) wird in Oesterreich gekauft, das heißt: Oesterreich zahlt an den reichsdeutschen Verleger, wenn wir die dreißig Perzente für den öster-

Digitized by Google

reichischen Buchhändler, die ja im Lande bleiben, abziehen, 87.500 Mark. Da der österreichische Schriftsteller 20 Perzent Honorar bezieht, in diesem Fall 50.000 Mark, ergibt sich ein Unterschied von 35.000 Mark zu unseren Ungunsten. Der reichsdeutsche Handel (Verlag und Buchhandel) beschäftigt Druckerei, Papierfabrik, Buchbinderei, exportiert Ware, macht sein Geschäft, während Oesterreich in diesem Fall „bloß" das Geistige beigestellt hat und — daraufzahlt! Dieses schlechte Geschäft machen wir aber mit allen unseren bekannten Schriftstellern, die ihren reichsdeutschen Verlag haben."

Und nun nehme man die Summen, die dem österreichischen Verlagsbuchhandel jährlich gewonnen werden könnten, wenn man nicht nur den Umsatz eines der gelesensten Autoren berücksichtigt, sondern versuchen würde, den der gesamten österreichischen Schriftsteller, deren Bücher in Deutschland verlegt werden, zu verrechnen! Der niederösterreichische Gewerbeverein stellte 1913 fest, daß Oesterreich für Bücher u. dgl. an Deutschland jährlich fast 70 Millionen Kronen zahlt. Wie Danzer erwähnt, bezog Oesterreich im Jahre 1912 z. B. für etwa 22 Millionen Mark Bücher aus Deutschland, dazu für weitere 10 Millionen Mark Musiknoten, Ansichtskarten, Farbendruckbilder u. dgl.

Carl M. Danzer wies im Frühjahr 1915 in einem klugen und anregenden Vortrage im „Wissenschaftlichen Klub" in Wien darauf hin, daß in Oesterreich wohl der ungarische, der tschechische, der polnische, der kroatische und serbische, sogar der ruthenische und slovenische Verlagsbuchhandel auf einer verhältnismäßig geradezu erstaunlichen Höhe standen, der heimische deutsche Buchhandel aber, der naturgemäß wichtigste von allen, angesichts der Stellung des deutschen Bevölkerungsteiles innerhalb der Monarchie, angesichts der deutschen Armeesprache, des Einflusses der deutschen Literatur auch auf die obersten Klassen aller anderen Nationen des Reiches und endlich angesichts der unbestreitbaren Tatsache, daß unsere deutsche Bücherproduktion doch die einzige heimische Literatur erzeugt, die auch im übrigen Europa unsere Auffassungen vertreten kann, von verschwindender Bedeutung ist.

Es hat nicht an Versuchen gefehlt, einen großen österreichischen Verlag zu schaffen und die österreichischen Autoren durch ihn der Oeffentlichkeit zugänglich zu machen. Zu einem Großteil fehlte diesen Versuchen aber jene geschäftliche Rührigkeit, die den reichsdeutschen Verlagsbuchhandel auszeichnet. Es lag wenig System in der Arbeit österreichisch-deutscher Verleger. Die Herstellung ließ viel zu wünschen übrig; die Ausstattung blieb hinter der, wie sie Deutschlands Firmen boten, zurück, was

Digitized by Google

vor allem deshalb befremdete, weil doch Wien und durch Wien Oesterreich im Kunstgewerbe einen internationalen Ruf hatte. Die alten Firmen kamen vielfach über die veraltete Form des Buchschmuckes nicht hinaus und ignorierten den kultivierteren Geschmack der Gegenwart.

Und so beachtete man ihre Werke nicht, mochten sie noch so tüchtig sein: „sie sahen eben nichts gleich." Dabei soll erklärend nicht vergessen werden, daß die Druckkosten, die Preise für Papier, für Buchbinderarbeiten, für Maschinen — weil Oesterreich industriell vielfach noch nicht die Höhe Deutschlands erreichte — in Oesterreich teuerer sind als in Deutschland. Es muß allerdings auch daran erinnert werden, daß viele Druckereien und Kunstdruckbetriebe Oesterreichs vielfach zumindest denen Deutschlands nicht nachstehen. Carl M. Danzer erinnert daran: Die bedeutendste Kunstzeitschrift Englands „The Studio" hat die Klischees für ihre Bilder zum Großteil bei Angerer u. Göschl in Wien herstellen lassen; die Wiener Hof- und Staatsdruckerei ist für gewisse exotische Sätze (in asiatischen Sprachen) die einzige Firma auf dem ganzen Kontinent.

Es fehlte eben an der zielsicheren und opferbereiten Werbearbeit. Nicht zuletzt hat das Sortiment bei dieser Lage der Dinge den österreichischen Verlagswerken wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Auch die Presse, selbst in Oesterreich, behandelte sie stiefmütterlich. Die folgende Statistik beweist, wie gering die Wirkung des österreichischen Verlagsbuchhandels ist. Der Erfolg eines Verlages — wir denken hiebei zunächst nicht an den finanziellen — zeigt sich zu einem Großteile doch noch immer in der Art und Weise, wie die Presse, vor allem, wie die bedeutenden Zeitschriften — man mag gegen den Geist der Gegenwartspresse einwenden, was man will, man mag die Buchkritik längst nicht mehr so hoch einschätzen, wie sie noch vor einem Menschenalter zu beurteilen gewesen sein mag — zu seinen Verlagswerken Stellung nimmt. Die folgenden Zahlen erweisen, daß die Tätigkeit des österreichischen Verlagswesens einerseits weit hinter der Deutschlands zurückbleibt, daß andererseits aber auch die Werke österreichischer Verleger bei den bedeutenden Zeitschriften viel weniger beachtet und gewürdigt werden als die reichsdeutscher Verlagsfirmen.

So brachte Reclams „Universum" im Jahre 1913 380, im Jahre 1916 396 Besprechungen von Verlagswerken reichsdeutscher Firmen; hingegen nur 16, resp. 15 Referate über Bücher aus österreichischen Verlagsunternehmungen. In denselben Jahren konnten bei den folgenden Zeitschriften folgende Ziffern ermittelt werden: „Alte und Neue Welt" einerseits 315, resp. 288 Referate, andererseits nur 43, resp. 10 Besprechun-

Digitized by Google

gen. „Allgemeine Rundschau“ einerseits 985, resp. 654 Anzeigen, andererseits nur 55, resp. 44 Kritiken. „Süddeutsche Monatshefte“ einerseits 319, resp. 118, andererseits nur 9, resp. 3 Referate. „Deutscher Hausschatz“ einerseits 135, resp. 39, andererseits nur 3, resp. 2 Besprechungen. Die „Oesterreichische Rundschau“, einerseits 238, resp. 137, andererseits nur 46, resp. 17 Kritiken. Der „Literarische Anzeiger“ einerseits 535, resp. 185, andererseits 76, resp. 54 Anzeigen. Das „Allgemeine Literaturblatt“ einerseits 1390, resp. 695, andererseits 154, resp. 86 Besprechungen. „Das literarische Echo“ einerseits (wobei die Anzeigen im „Büchermarkt“ mitgerechnet sind) 1353, resp. 2781, andererseits nur 93, resp. 64 Kritiken.

Die Beispiele ließen sich häufen; sie würden auch bei den anderen bekannten und geachteten Zeitschriften, und ebenso bei den Zeitungen wesentlich kein anderes Ergebnis erzielen.

So konnte sich kein wirklich bedeutender österreichischer Verlag entwickeln. Dabei soll nicht verschwiegen werden, daß einige dieser Verlagsversuche wirklich auch großzügig ans Werk gingen, und daß Spezialgebiete — Theologie, Medizin, Jus — auch in Oesterreich tüchtige Fachverlage fanden.

Man darf den österreichischen Autoren im allgemeinen auch nicht den Vorwurf machen, sie hätten für diese Bemühungen kein Verständnis gehabt und sich ferne gehalten. Tatsache bleibt jedenfalls, daß bisher eigentlich alle Versuche, einen großen österreichischen Verlag zu schaffen, mit schweren Geldverlusten scheiterten.

Die angedeuteten Gründe mögen dies zum Teil erklären. Aber sie lösen die eigentliche Frage doch nicht ganz.

Der Hauptgrund scheint ein historischer zu sein. In Deutschland finden wir schon im 18. Jahrhundert bedeutende Verlagsgründungen: Cotta in Stuttgart, Nicolai in Berlin u. a. Selbst in den Duodezfürstentümern taten sich Verleger auf, die allmählich zu großer Bedeutung kamen. Die kleinen Fürsten Deutschlands hatten an den kulturellen Fragen oft ein ganz erstaunliches Interesse. Das viel größere, mächtigere Oesterreich wies gewiß auch Ansätze zu Verlagsgründungen auf. Man denke nur an die Tätigkeit der Universitäten Wien, Graz, Olmütz und an den Unternehmungssinn der Jesuiten. Wenn Oesterreich diese ersten, wissenschaftlich bedeutenden Versuche nicht ausbaute, so lag der Grund vor allem wohl darin, daß Oesterreich, in ihm wieder vor allem die Deutschen, in dieser Zeit in erster Linie und fast ausschließlich politische, historische Aufgaben zu erfüllen hatten.

Diese Einstellung seines öffentlichen Lebens, das damals das gesamte Kulturleben noch stärker und ausschließlicher bestimmte,

Digitized by Google

als in der Gegenwart, drängte das Interesse der Unternehmer in ganz andere Richtungen. Die kleinen deutschen Fürstentümer hatten damals noch wenige politische Aufgaben zu lösen; für sie war es daher leichter, sich in rein kultureller, schöngeistiger Arbeit zu betätigen.

Dort, wo Oesterreich mehr kulturell als politisch wirken konnte, wie in seinen Vorlanden, dort hat es auch das Verlagswesen gefördert; wir dürfen z. B. nicht vergessen, daß die Firma Herder in Freiburg im Breisgau als kaiserlicher Verlag erstand. Oesterreich hatte sogar eher ein Interesse an der Kulturarbeit in den Vorlanden, als an der in seinem geschlossenen Hauptgebiete. Denn es mußte alles daransetzen, daß die Vorlande innerlich, organisch mit ihm verbunden sind und bleiben, da es wohl wußte, nur so sich ihren Besitz sichern zu können. Die Macht des Kaisers beruhte nicht auf Oesterreich allein; sie war im Boden des Reiches verwurzelt. Die Kaiseridee war damals überhaupt mehr eine Kulturidee als ein politischer Gedanke. Deshalb mochte sie sich auch vor allem kulturell geäußert und, da eben ihre größte Erfüllung im Reiche verankert war, auch dort sich am regsten betätigt haben.

Die kulturelle Entwicklung des Reiches bedingte auch, daß in ihm die Städte zu solcher Blüte kamen. Westlich des Lechs erstarkten die Städte rasch nicht nur zu kommerziellen, sondern auch zu kulturellen Mächten. Reichsstädte, Bischofsstädte sproßten zu nie geahnter Bedeutung auf. In Oesterreich, und freilich auch schon in Bayern — was zeigt, daß hier auch Stammeseigentümlichkeiten stark mitspielten — blieb die Städteentwicklung weit zurück. Dieses Aufblühen der Städte brachte natürlich ein Aufkeimen kultureller Arbeit und so auch ein Blühen des jungen Verlagswesens mit sich.

Daß Oesterreich nicht einfach ein Teil des Reiches war wie jeder andere, sondern das Land des Kaisers, färbte notwendig auch auf die Denkart der gebildeten Oesterreicher ab. Ihr Landesfürst war nun einmal Jahrhunderte lang zugleich auch der Kaiser des Gesamtreiches. Es wäre eine unnatürliche Künstelei gewesen, wenn der Oesterreicher immer zwischen dem Kaiser und dem Landesherrn unterschieden hätte. Damit verlernte er es aber zum Teil auch, einen gar zu großen Unterschied zwischen dem Gebiete zu machen, das sein Fürst als Kaiser, und dem, das er als Erbherr, als Erzherzog, Herzog oder gefürsteter Graf beherrschte. In der Theorie war dieser Unterschied natürlich jederzeit klar. In der Praxis wäre es aber zu langweilig gewesen, jedesmal auf ihn zurückzukommen.

So erklärt es sich ganz von selbst, daß der gebildete Deutschösterreicher schon von altersher großdeutsch dachte und fühlte.

Digitized by Google

Das war aber nicht nur ein politischer Gedanke; er beeinflußte auch das geschäftliche Leben. Dem Oesterreicher bedeutete es kaum eine Einfuhr aus dem „Auslande", wenn er seine Bücher von Verlegern aus anderen deutschen Fürstentümern bezog; denn schließlich unterstanden ja auch diese s e i n e m Kaiser. Und auch die österreichischen Landesfürsten dachten in dieser Beziehung nicht engherzig. Die anderen deutschen Territorialherren mochten mehr Gewicht darauf legen, gerade im eigenen Gebiete dieses oder jenes Unternehmen zur Blüte zu bringen. Der Kaiser gab seine Privilegien fast ebenso gern seinen Reichsuntertanen als seinen Landeskindern; beide waren ja, wenn auch in verschiedenem Sinne „die seinigen".

In anderer Hinsicht war freilich, wenigstens zu Zeiten, gerade bei der österreichischen Regierung die ärgste Engherzigkeit zuhause. So wenig sie auf eine kulturelle oder geschäftliche Absperrung Oesterreichs hinarbeitete, so sehr glaubte sie aus politischen Gründen, die geistigen Strömungen im eigenen Lande bevormunden zu müssen. Die Frucht hievon war die berühmte oder berüchtigte österreichische Zensur.

Wie uns Freiherr von Helfert berichtet, verbot sie nicht nur einzelne Werke, sondern gleich auch alle Bücher eines Verlages, alle Publikationen einzelner Autoren; und oft nicht nur die schon erschienenen, sondern im vorhinein auch schon die, welche etwa noch ausgegeben werden sollten; gerade dadurch aber stärkte sie, ohne es zu wollen, wieder den kulturellen großdeutschen Drang.

Wenn wir für ihn als Beispiel Namen nennen sollen, dann genügt es ja, auf Franz Grillparzer, auf Anastasius Grün oder Gilm hinzuweisen. Grillparzer litt an den österreichischen Verhältnissen und den nicht gerade erfreulichen Erfahrungen, die er mit seinen Werken in seinem Vaterlande machen mußte. Trotzdem konnte er sich von dem Boden nicht losreißen, in dem sein Herz vergraben war. Als er nach schmerzlichen, kränkenden Zurücksetzungen seinen Koffer zu einer Reise nach Deutschland schnürte, in Dresden, Berlin und Weimar gefeiert wurde — der weimarsche Großherzog hätte ihn zu gerne an seinem Hofe festgehalten — da zuckte in ihm der Gedanke auf, aus Oesterreich auszuwandern; aber Grillparzer konnte es nicht; er reist heim und schreibt den „Treuen Diener seines Herrn". Aber er war sich klar geworden, daß Deutschland die Entfaltung der Kräfte ganz anders fördern könnte, als seine Heimat. Ein Ausspruch in dieser Hinsicht ist typisch für Grillparzer. Adam Müller-Guttenbrunn erzählt, der Klassiker Oesterreichs habe einmal zu Prechtler gesagt: „Man übertreibt es oft, aber etwas Wahres ist daran: wir sind Deutsche, ja, aber wir sind halt Oesterreicher,

Digitized by Google

und Sie, lieber Freund, sein's nicht bös, sind n u r Oesterreicher. Die Luft hier ist zu weich, die Frauen sind zu schön und die Strauß'sche Musik geht uns zu sehr ins Blut. Das Tüpfelchen auf dem i fehlt beinahe all unseren ernsten Arbeiten, und wir vergessen dies vielleicht oft nur — weil gerade ein „Werkel" unterm Fenster unsere Lieblingsmelodie orgelt." Grillparzer riet Prechtler, für einige Jahre nach Berlin zu gehen, und meinte: „Glücklich der künstlerisch begabte junge Mann, der in Wien leben kann. Seine Phantasie wird hier im Volksleben und auf allen Wegen Befruchtung und Anregung erfahren — aber der reifende Mann gehört nach dem stetigeren Norden." Grillparzers politische Anschauungen lassen sich in diesem Rahmen nicht näher darstellen, wohl aber aus den zitierten Aeußerungen erschließen. Das politische Leben in seinem Vaterlande konnte ihn daher nicht befriedigen; wir verstehen, daß er sich nur formell daran beteiligte und sehen in der Antwort, die er gab, als man ihn fragte, wie er denn im Herrenhause immer richtig zu stimmen wisse bei seiner Schwerhörigkeit, einen tieferen Sinn: „Ich schau' nur immer auf den Fürsten Windischgrätz: steht er auf, so bleibe ich sitzen, bleibt er sitzen, so stehe ich auf." Gilm wieder, der sowohl gegen die Tyrannen, als auch gegen die Schläfrigkeit der Wiener Hofräte wetterte, schrieb nach dem Sturze Metternichs jubelnd nach Innsbruck: „Wien ist wieder in Deutschland."

In dieser Zeit der kleinlichsten Zensur gewöhnten sich die österreichischen Autoren so recht, mit ihren Werken ins „Reich" hinaus zu flüchten. Wenn sie schon das Damoklesschwert eines österreichischen Bücherverbotes traf, so blieb ihnen doch noch die Möglichkeit, daß ihre Bücher wenigstens in den anderen deutschen Staaten Verbreitung fanden.

Und nun denke man sich erst die Nachwirkung der Zensur auf den geschäftlichen Betrieb der Verleger! Der österreichische Verleger war ruiniert, wenn mehrere der bei ihm erschienenen Werke verboten wurden. Sein erstes und letztes Absatzgebiet war ja doch immer das eigene Land; auch hätte es die Zensur kaum zugelassen, daß er die von ihr verbotenen Bücher ausführe. Dem Verleger im Reich bedeutete ein österreichischer Zensurstreich nur den Verlust eines Teiles seines Absatzgebietes, nämlich des österreichischen. So wurde naturnotwendig, so lange diese Zensur in Oesterreich bestand, der österreichische Verlagsbuchhandel niedergehalten, während er sich draußen in den anderen deutschen Staaten bereits kräftig entwickeln konnte. Der Vorsprung, den daurch der reichsdeutsche Verlagsbuchhandel vor dem österreichischen gewann, konnte bis zur Stunde nicht mehr eingeholt werden.

Digitized by Google

Man könnte vielleicht glauben, mit der Loslösung Oesterreichs vom Reiche, die 1804 mit der Errichtung des vom römisch-deutschen unabhängigen österreichischen Kaisertums begann und 1806 mit der Niederlegung der römisch-deutschen Kaiserwürde durch Franz II. perfekt wurde, hätten sich die Verhältnisse in Oesterreich für die Entwicklung eines selbständigen Verlages günstiger gestaltet. Dem ist aber keineswegs so. Denn einerseits war die Loslösung vom Reiche keine vollständige. An Stelle des Reiches trat ja, als die Jahre der napoleonischen Wirren um waren, der deutsche Bund, der gerade den großdeutschen Oesterreichern doch nur als ein Uebergang zur Wiedererrichtung des alten Reiches galt.

Die wirkliche Trennung geschah erst 1866 und auch sie wurde nach verhältnismäßig kurzer Zeit im Zweibunde zum Teile wieder überbrückt. Außerdem änderte sich das politische System Oesterreichs mit der veränderten staatsrechtlichen Stellung nicht im mindesten. Gerade das erste halbe Jahrhundert des österreichischen Kaisertums war die Zeit der kleinlichsten Zensur. Endlich stand das neue Reich, das ein großes Gebiet mit vielen, einander fremden Nationen einen und regieren sollte, vor den schwierigsten politischen, verfassungsproblematischen Fragen; sie zu lösen mußte sein nächstes Interesse sein. Und diese eherne Notwendigkeit wuchs bis zur Gegenwart, da die nationale Frage von Generation zu Generation nur noch akuter und allgemeiner wurde.

Es kommt dazu, daß der österreichische Staatsgedanke, wie sich ja jetzt erwies, nicht in jenem Sinne Allgemeingut werden konnte, daß er sich auch kulturell hätte äußern können. Die innere Einheit der Völker Oesterreichs blieb eine ideale Hoffnung. Sehen wir ganz vom Politischen ab: Wer Oesterreichs Völker kannte, weiß, wie wenig sie einander verstanden, wie gering das eine das kulturelle Leben des anderen erfaßte, wie wenig sich diese kulturellen Gebiete gegenseitig befruchteten, wie wenig sich die Mannigfaltigkeit Oesterreichs zu einer wirklichen organischen österreichischen Einheit auswuchs. Der österreichische Gedanke blieb ein frommer Wunsch.

Es war nicht anders denkbar, nachdem ein längst überholter Zentralismus die kulturelle Stärke der nichtdeutschen und nichtmagyarischen Nationen des Reiches unterschätzend, das natürliche Selbstbestimmungsrecht von Nationen einzuschränken suchte, die an einem staatlichen Zusammenschluß unter solchen leitenden Gesichtspunkten umso weniger Interesse hatten, als ihre nationalen Tendenzen ganz natürlichen, nachbarlichen, aber außerstaatlichen Boden fanden. Franz Weyr wies mit Recht darauf hin: „Es mag wohl viele Staaten gegeben haben und geben,

Digitized by Google

die an einem Teile ihrer Grenze eine Irredenta hatten, aber ein Staat, der wie Oesterreich-Ungarn sozusagen ausschließlich aus Nationalitäten zusammengesetzt ist, die infolge der national-politischen Anziehungskraft der Nachbarstaten zur Irredenta hinneigen, bleibt ein Unikum in der politischen Geschichte", das sich durch einen „rücksichts- und gedankenlosen Zentralismus" um alle Möglichkeit der Problemlösung bringen mußte.

Ein österreichischer Verlag als solcher, der nicht nur von der geographischen Lage des Verlagsortes sich österreichisch nennen, sondern sozusagen die Geschäftsstelle für die österreichische literarische Welt ohne Unterschied der Nation bilden wollte, war denkbar, ist aber heute nicht mehr möglich.

Oesterreich ist durch den Weltkrieg in seinem Bestande erschüttert worden. Jene Nationen, die neben den führenden mehr zurücktraten, waren inzwischen kulturell herangereift. Naturnotwendig wurde dadurch die Einheit des Staatsganzen gelockert, insofern nicht mehr die politische und kulturelle Vorherrschaft einer Nation die anderen, die ohne diese mehr oder weniger hilflos wären, zum Zusammenhalten zwingt. Für die bisherige Art der Einigung hätte Ersatz beschafft werden müssen; er wäre in der freiwilligen Hingabe der einzelnen Nationen an die anderen und das Ganze, die natürlich nur bewußt wird, wenn alle Glieder bei einander Verständnis finden und von einander wertvolle Kulturgüter eintauschen, zu finden gewesen.

Dazu mitzuwirken, hätte sicher zu den Hauptaufgaben eines österreichischen Verlages gehört. Freilich hätte er kaum je allen Nationen gleich unmittelbar dienen können, sondern eben selbst einer der österreichischen Nation angehören und dann trachten müssen, die wertvollen literarischen Publikationen in Uebersetzungen, aber auch durch besondere Berücksichtigung in den von ihm herausgegebenen Zeitschriften, Zeitungen, Jahresberichten usw. ihrer Bedeutung entsprechend zur Geltung zu bringen. Dadurch hätte er das gegenseitige Verstehenlernen der Nationen fördern und Bande um sie schlingen helfen können, die mit der Zeit sich auch im politischen Leben bemerkbar hätten machen müssen.

Ein großzügig und zukunftsweit denkender deutsch-österreichischer Verlag wird dieses Ziel nach der Umgestaltung Oesterreich-Ungarns kaum für überholt erklären wollen; er wird im Gegenteil eine seiner Aufgaben darin sehen, auf kulturellem Gebiete die geistige Brücke herzustellen zwischen den Deutschen seines Vaterlandes, denen des Deutschen Reiches und den Nationen der neu erstandenen Staaten. Denn die innere Annähe-

Digitized by Google

rung all dieser werdenden Gebilde ist für die Zukunft eine ebenso selbstverständliche, als für alle notwendige Entwicklung. Mit ihr wird sich der geistige Austausch verbinden; vielleicht wird auch er in Zukunft umso ungehinderter, umso sachlicher, umso ideeller sein, je mehr die Beziehungen zwischen den einzelnen Nationen und ihren staatlichen Organisationen im Gegensatz zu der Vergangenheit des politischen Untertones, der politischen Zersetzung entbehren.

Jedenfalls aber wird ein deutsch-österreichischer Verlag in Zukunft noch mit größerem Rechte als bisher mit seiner Arbeit ins Deutsche Reich hinauswachsen dürfen und müssen. War es schon bisher nicht einzusehen, so ist in Zukunft kein stichhältiger Grund mehr da, warum nicht auch der österreichische Verlagsbuchhandel über die 10 Millionen Deutsche seines Vaterlandes hinaus, sich bei den 52 Millionen Deutschen des Deutschen Reiches Ansehen, Geltung und Erfolg erarbeiten könnte, zumal im Krieg doch auch jenes Deutschland, das bisher von England, Frankreich, ja vom Orient mehr wußte, als von Oesterreich, sich bewußt wurde, daß eben dieses Oesterreich an kulturellen Schätzen das Erbe von Jahrhunderten der Zukunft darbieten kann. Aber freilich, es wäre falsch, zu wünschen, daß diese Befruchtung nur einseitig wäre. Die kulturellen Ziele, die hier in Frage stehen, bedingen sich gegenseitig. Deutsch-Oesterreich muß nicht nur das Interesse haben, daß seine Kulturarbeit über die Grenzen seines Vaterlandes hinauswirkt, sondern auch die Notwendigkeit fühlen, Deutschlands Kulturleben bei sich fruchtbar machen zu können.

Das gleiche Interesse muß ein weltausschauendes, europäisches Deutschland haben. Wir wiederholen: Oestererich wird auch in Zukunft für die gesamte deutsche Nation die Brücke zur großen Welt des Ostens sein. Die südlichen Slawen, die Magyaren und die östlichen Romanen lernen Deutschland über Oesterreich kennen. Sie werden die Ereignisse des deutschen Geisteslebens wie von selbst übernehmen, wenn sie es an derselben Stelle verlegt finden, die für die Bekanntmachung der ihrigen bei der deutschen Leserwelt sich einsetzt. Deshalb wird man es in Deutschland wie in Oesterreich auch von diesem Gesichtspunkte aus nur begrüßen müssen, wenn jenem österreichischen Verlage auch Autoren Deutschlands ihre Werke anvertrauen, wie wir es deshalb auch gar nicht ablehnen wollten, daß österreichische Dichter auch in Zukunft Werke in Deutschland verlegten. Wenn wir aus volkswirtschaftlichen Gründen bedauerten, daß eigentlich alle namhaften Autoren Oesterreichs ihre Bücher reichsdeutschen Verlegern übergeben, so könnte sich diese Situation

Digitized by Google

durch die angedeutete Wechselwirkung relativ ja allmählich ausgleichen.

Vielleicht erreichten unsere Darlegungen ihren doppelten Zweck: einerseits die innere Berechtigung und Notwendigkeit des katholischen Verlagswesens und andererseits ebenso die eines großzügig aufgebauten deutsch-österreichischen Verlages zu erweisen. Wenn es ihnen gelang, dann glauben wir für den katholischen deutsch-österreichischen Verlag der Verlagsanstalt „Tyrolia" in Innsbruck-Wien-München das Wort Hermann Bahrs in Anspruch nehmen zu dürfen:

„Unser Augenblick ist da, der Ruf ergeht an uns."

o o o

Der Prophet.

Er wand sich in glühender Brunst,
Da Gott ihm zeugte neue Schöpfergedanken.
Flammen liefen wie Ranken
Die steilen Wände seines Zimmers empor,
Und ein hoher Chor von Erzengeln sang,
Daß es durch die stillen Gassen klang
Wie von ungeheuren Harfen,
Daß Kinder jäh ergranten
Und alle Spiegel Blutschein warfen.

Karl Gabriel Pfeill.

o o o

Die Sehnsucht nach Vergottung.

Ein Hymnus von Karl Gabriel Pfeill.

O Gott, wann bin ich ganz Deiner heiligsten Absicht Gespann, wie der Zugstier willig, mit gesenktem Nacken, in Joch und Zügel geht?

Wann suche ich mich nicht mehr und mein Selbst und nur Deinen Willen noch und Dein Werk?

Wann redest nur Du noch aus meinem Munde?

Wann leuchtest Du bloß, o reines, ewiges Licht der Liebe, aus meinem Auge, das jetzt noch so oft im verderblichen Feuer der Sünde erglänzt?

Wann wirkst Du mit meinen Händen, Herr, in Reinheit Dein Werk?

Digitized by Google

Siehe, tief traf mich schon Dein heiliges Schwert,
Der Schmerzen Schwert, die Geißel Deiner Liebe,
Und schon wandle ich (unwert der Gnade) mit im bleichen, blutigen, unabsehbaren Zuge der Getöteten, die dem Lamme folgen.
Nicht würdig der Gnade, denn oft noch weckte ich Vermessener den alten Adam in mir auf,
Und immer wieder regt sich im Dunkel die alte Schlange
Und schlingt ihre schwarzen, hassenden, widerlichen Ringe um den süßen Baum meines neuen Lebens. —

Wann bin ich ganz befreit, o Herr?
Wann werde ich ganz rein, ganz schön, ganz gesegnet, ganz selig?
Wann streichst Du aus meinem Antlitz die letzten Furchen und Falten der Sünde und gleichst mich ganz Deinem süßen Bilde?
O Heiliger, ich kann nichts tun, als Dir ergeben sein!

Hau- und Bausteine.

Positive Aufgaben des Theaterkulturverbandes.

In den „Preußischen Jahrbüchern" (Oktober 1918) übt W. Mahrholtz Kritik an dem Theaterkulturverband; in den Reden herrsche die lyrische Stimmung vor, in den Satzungen der technische Organisationswille. „Aber Technik und Lyrik finden sich nicht; die Organisation läuft leer, weil sie keinen Inhalt hat, und die Lyrik verpufft, weil sie nicht an den Tatsächlichkeiten des Lebens sich orientiert, sondern frei in der Luft schwebt." Die negativen Maßnahmen überwiegen in den Zielen des Verbandes; zwar fehlt es nicht an positiven Aufgaben, die dem Verband allein einen sachlichen Inhalt und begeisternde Kraft geben können, aber sie stehen nicht im Vordergrunde der Vereinsarbeit. Mahrholtz meint, von den vier großen Aufgaben einer Theaterkulturbewegung, der Schaffung von theatralischen Konsumvereinen, der Propaganda bester alter theatralischer Kunstwerke, der Schaffung von Nationalfestspielen, der Gründung und Förderung von Liebhabervereinen stehe in den Satzungen des Verbandes nichts. Aber wenn auch nichts drinnen steht, Tatsache ist und aus nicht wenigen Reden geht es auch hervor, daß der „Theaterkonsumvereinsgedanke" ein Hauptpunkt der Theaterkulturbewegung ist. Auch die an zweiter Stelle genannte

Digitized by Google

Aufgabe, die Agitation für gute alte Kunst, kommt wenigstens z. B. in Stahls „Dramaturgischen Berichten“ zur Auswirkung. Mahrholtz's Vorschlag geht aber doch in dieser Hinsicht weiter. Er meint: „In der Tat ist vorzüglichstes altes Kunstgut so gut wie unbekannt. Ich erinnere etwa daran, daß die Perser des Aeschylus, die man in München während des Krieges aufführte, große Wirkung taten und gewiß den meisten Nicht-Philologen unbekannt waren. Ich erinnere daran, daß Calderons meisterhafte Autos überhaupt nicht gespielt werden, obgleich es Werke sind, die in ihrer Kraft und Fülle gleichwertig neben den großen griechischen Tragikern stehen. Unbegreiflich ist vor allem, daß im katholischen Süden dieser größte katholische Dichter so gut wie gar nicht gespielt wird, ein Dichter, der wie kein anderer den katholischen „Mythus“ gestaltet hat und so geeignet wäre, den Katholiken höchste Gemütserhebung zu gewähren und dabei dem protestantischen Volksteil den Zugang zur katholischen Gedanken- und Gefühlswelt zu eröffnen, wodurch manches Vorurteil behoben, wahre Toleranz wesentlich gefördert würde. Ich erinnere daran, daß das chinesische, indische, spanische, italienische Theater Meisterwerke enthält, von denen außerhalb der Fachkreise nichts bekannt ist. Ganz zu schweigen ist von dem Schatz unbekannter oder halbvergessener deutscher Bühnendichtungen, angefangen von den wundervollen geistlichen Spielen des Mittelalters, die Falkenberg, Hermann und Gümbel-Seiling erneuert haben, bis auf den so gut wie gar nicht gespielten Grillparzer, auf Ludwig, auf die schon wieder aus der Mode gekommenen Hebbel und Kleist.“ Dieser Gedanke Mahrholtz's läßt sich noch weiter denken, vielleicht überhaupt zu einem literarhistorischen Theater ausweiten, das sich bestreben würde, uns ein Bild hoher Theaterkultur aller Zeiten vor Augen zu führen und das dann auch die Werke der Romantiker, z. B. Brentano, Zacharias Werner spielen müßte.

Neben dieser „gibt es noch andere würdige Aufgaben“, fährt Mahrholtz fort, nämlich: „aus Stiftungsmitteln Nationalfestspiele zu schaffen, in denen unsere deutschen Klassiker — und am besten nur diese — mustergültig aufgeführt würden .... Wir haben in Deutschland Festspiele genug, aber es sind alles keine Volksspiele: teils dienen sie dem Genius eines Einzelnen (Bayreuth), teils sind es Glanzvorstellungen für die Wohlhabenden, wo nicht Reichen (Wiesbaden, München). Volksfestspiele der Klassiker aber müßten, ganz ähnlich wie es in Griechenland war, grundsätzlich frei sein, so daß die Teilnahme nur durch die Reisekosten beschwert wäre... Die planmäßige Erzeugung einer Feierstimmung beim Theaterbesuch

Digitized by Google

träte bei solchen Nationalfestspielen, die selten, wohlvorbereitet, ein Fest für das Volk wären, ganz von selber ein, während sie im ständigen Theater nie zu erreichen ist. Agitation und Mittelbeschaffung für diesen Zweck wäre würdigste Aufgabe eines Theaterkulturverbandes und ganz in Einklang mit seinem idealen Zweck: denn diese Nationalfestspiele wären heilige Feste, die das Volk sich selber gäbe und die für die Würde und das Ansehen der deutschen Dichtung im Inlande wie im Auslande mehr täten als tausend wohlgemeinte Versammlungen, Artikel und Vorträge."

Eine weitere Aufgabe des Theaterkulturverbandes sieht Mahrholtz in der Unterstützung von Liebhabervereinen. „Während jene Nationalfestspiele eine Wirkung der Dichtung ins Weite und Breite hervorbringen würden, wären die Liebhabervereine berufen, im engen Kreise den Sinn für gute Dichtung zu pflegen. Was an schauspielerischer Fertigkeit und Virtuosität in diesen Kreisen fehlte, das würde reichlich ersetzt durch die hingebungsvolle Liebe zur Dichtung um ihrer selbst willen. Nichts von dem Schlendrian des Kunst- und Geschäftstheaters würde bei vernünftiger Leitung und weiser Selbstbeschränkung auf wenige Aufführungen im Jahr in diesen Liebhabervereinen zu finden sein und so würden sie die Kunstpflege im kleinen und von unten her bedeuten, wie die Festspiele ihr im großen und von oben her dienen würde. Die Menschen sind heute im Theater viel zu sehr passiv — Selbsttätigkeit würde sie in vielem klarer und vernünftiger machen und so könnten Liebhabervereine die größte Bedeutung gewinnen für eine wirkliche tiefgreifende Veredlung des theatralischen Geschmacks." — O. K.

o o o

Volkskunst.

Kunst gehört allen. Jeder sehnt sich nach Kunst, und die Kunst hat die Gesamtheit notwendig. Wendet sie sich nicht an das Volksganze, dann ist sie ungesund. Sie wird zum Luxus, wenn sie nur eine gewisse Oberschicht der Volksgenossen kennt. Und Luxus verdirbt Kunst und Volk. Zum Revolutionsaufruf wird sie letzten Endes, wenn sie, beispielsweise in der Literatur, ausschließlich zur Unterschicht des Volksganzen spricht. Der Revolutionsschrei hat aber ebenso wenig etwas mit Kunst, mit wahrer Volkskunst zu tun, wie die Treibhausgewächse einer im Luxus erstickten Kunstwelt.

Was große, nationale Kunst ist, lehrte uns der Weltkrieg wieder — wenn er sie auch nicht auferstehen ließ, wie so viele im hochströmenden Idealismus der ersten Kampfwochen erhofften. Die Reinigung, Erneuerung brachte er nicht. Aber

Digitized by Google

tiefe Erkenntnis ließ er aufwachsen. Und sie muß uns Wegweiser sein bei der Arbeit in die Zukunft hinein. Das höchste Kriegsziel ist eine unbedingte Neuformung des Gesellschaftskörpers. „Das deutsche Volk in seinen breitesten Schichten als verantwortlicher Träger und Gestalter seiner Zukunft — das ist das innere Ergebnis des Weltkrieges," sagt A. Heinen einmal. Diese gewaltige Aufgabe wird das Volk nach all den Erschütterungen der Kriegsjahre nur dann lösen können, wenn es sich nicht nur politisch und sozial eint, sondern sich auch in seinem geistigen Kulturgut wieder zusammenfindet, wie das in der deutschen Geschichte des Mittelalters sich so einzigartig zeigt. „Dann erfährt sicher die Kunst eine Auffrischung. Aus den Schichten, die den höhern Kulturgütern erst zugeführt werden, wachsen unverbildete, schöpferische Kräfte hervor. Sie werden Werke schaffen, die mehr sind, als ästhetische Reize der kulturübersättigten Sinne. Ein neuer Idealismus wird die Kunst befruchten und wie die deutsche Kunst früherer Zeiten wird sie wieder mit dem hohen Anspruch der Seelenbildnerin auftreten dürfen; denn sie hat eine gläubige Gemeinde an den jüngsten Gliedern der geistigen Kulturgemeinschaft." (Emil Ritter in „Volkskunstarbeit nach dem Kriege". „Volkskunst", München-Gladbach, 6. Jahrgang, 1. Heft.)

Große Kunst ist immer Seelenbildnerin, und zwar für alles, was sich „Volk" nennt, also nicht nur für die sogenannten Gebildeten. „Das Volk ist der Inbegriff aller derjenigen, welche eine gemeinsame Not empfinden," so führt sehr richtig Emil Ritter in dem genannten Aufsatze ein Wort Richard Wagners an. Auf Schiller, Goethe, Kleist und Hebbel, auf Bach, Beethoven, Weber und Schubert, auf Dürer, Schwind, Richter und Cornelius — um nur einige Namen zu nennen — haben der Fabriksarbeiter und der Ackerknecht ebensogut Anspruch wie der Herr Kommerzienrat und die höhere Tochter — genau wie der gotische Dom für das Volksganze und nicht nur für einige Bevorzugte da ist. Es muß dem Volk nur möglich gemacht werden, den Weg zu ihnen zu finden. Und das hat die vornehmste Aufgabe aller zu sein, die es gut mit der Kunst und redlich mit der nationalen Zukunft meinen und geistige Führer sein wollen. Alle Organisationen des freien Bildungserwerbes, alle Schulen müssen diesem Ziele noch weit mehr Kraft widmen, als es bisher geschehen ist. Nur planvolles, nicht gelegentliches Arbeiten hilft es erreichen. Dann wird es gelingen, die Gesamtheit des deutschen Volkes mit seiner Kunst, d. h. mit einer wahrhaft nationalen Kunst, die nicht anders als tief christlich sein kann, wieder zusammenzuführen, sie wieder zu lebendigster Wechselwirkung zu ver-

Digitized by Google

einigen. Unmöglich wird, wenn das einmal wieder eingetroffen ist, eine Afterkunst sein, wie sie uns die im schlechten Sinne „Modernen“ vor und während des Krieges gebracht haben.

Die „Volkskunst-Arbeit“ muß auf eine ganz andere Grundlage gestellt werden, als unsere bisher als allein seligmachend angesehenen humanistischen Bildungsbestrebungen, durch deren lebensfremde Art weite Führerkreise die tiefsten Beziehungen zum Wesen des Volkstumes, zum Kern der Volkskunst — verloren haben. Das gilt besonders für das katholische Deutschtum. Flaskamp hat nur zu sehr Recht, wenn er in seinem Büchlein „Die deutsche Romantik“ schreibt: „Tatsächlich ist die Bildung des katholischen Deutschland nicht... eine auf der romantischen deutschorganischen Grundlage weitergebildete, sondern schon durch unsere Schulen, Gymnasien, Universitäten wesentlich eine auf der neueuropäisch-liberalen, auf der rein humanitären, idealistischen, klassizistischen oder einseitig auf äußere Kultur gerichteten realistischen Bildung beruhende, der gerade das Wichtigste einer wahren Bildung, die Gründung auf der geschichtlichen Ueberlieferung von Religion und Kultur im Grunde fehlt.“ Und der protestantische Pfarrer Dr. Luther, der bekannte Vorkämpfer der künstlerischen Volkserziehung, sagte 1916 in einem Vortrage:

„Es handelt sich jetzt darum, die Werte deutscher und nationaler Kultur nicht nur als Werte zu betrachten, sondern unser... Volk wirklich wurzeln zu lassen auf dem Boden, auf dem wir alle gewachsen sind. Wir (er meint die Führer, die Erziehenden) leiden ja noch immer sehr daran, daß wir den allerinnersten Anschluß an das, was deutsch ist, noch nicht gefunden haben, weil wir groß geworden sind im Schatten der Antike. Darum fehlt Unzähligen unter uns der große heiße Schwung der nationalen Seele... Es sollte heute..... unsere Aufgabe sein,... zu lehren, daß man sein ganzes Leben anschließen muß an die Werte, die um uns sind, an die Menschen, die in unserer Nähe atmen, an die Scholle, die uns trägt und ernährt... Darum sollten wir in unseren dramatischen Vereinigungen (L. denkt da zunächst an die Jugendvereine) hineinführen in deutsche Literatur, in deutsche Gottessagen, in deutsches Mittelalter... Wir lebten wohl mit Leuten in Rom und Griechenland, beherrschten Homer und berauschten uns an den Versen des Sophokles; aber die alten Burgen und Kirchen, die alten Wegzeichen... alles das, was an Märchen und Sagen aufwärtsklingt, weil es noch lebendig ist, das war uns doch eine fremde Welt...“

Es ist bestimmt, daß diese Lebensfremdheit der gegenwärtig

Digitized by Google

herrschenden Bildungsart ein gut Teil des künstlerischen Elendes verschuldet, das uns heute überschütten möchte. Eine Rückkehr aus ihm, ein Aufstieg ist nur möglich durch eine Kunst, die wie die Romantik ganz in der Tiefe des Volkstumes wurzelt. Eine solche Kunst aber bedingt die Anteilnahme des ganzen Volkes. Das sind, neben einer Reihe von einschneidenden sozialen Beweggründen („Je geringer einem seelisch wertvollen Menschen der Anteil am zähl- und wägbaren Nationalvermögen zugemessen ist, umso höher wollen wir ihn für das ideale Gut des deutschen Volkes schätzen", E. Ritter an o. Orte) Erwägungen, die uns allen eifrigste Mitarbeit auf dem zukunftstarken weiten Felde der Volkskunstbewegung gebieten.

Wir haben seit einigen Jahren auf katholischer Seite ein Unternehmen, das in dieser Beziehung mustergültig hilft — aber leider noch viel zu wenig bekannt ist. Ich meine die „Volkskunst", eine Monatsschrift für volkstümliche Kunstpflege und Kunsterziehung, die unter der Schriftleitung Emil Ritters im Verlage der „Westdeutschen Arbeiter-Zeitung" in München-Gladbach erscheint. Sie zeigt, ausgehend von den eben dargelegten Gedanken, wie es möglich ist, in allen Arten von Vereinigungen das Volk zu dem unerschöpflichen Born der nationalen Kunst zu führen, es aus ihm schöpfen zu lehren und ihm zu helfen, mit ihrer quellklaren Stärke den Alltag zu verklären. Die sechs ersten Jahrgänge bieten eine Fülle von erstklassigem Material an Vortragsgedichten, an Programmentwürfen, Einführungen zu den Werken unserer großen Dichter, Maler und Musiker. Sie widmen sich der Pflege der Hausmusik und nehmen sich in vorbildlicher Art des Vereinstheaters an, dem ja in der Kunsterziehung eine besonders wichtige Rolle zufällt. Grundsätzliche Ausführungen handeln von allgemeinen Problemen nationaler Kunstpflege. Kürzere Beiträge lehren Festabende künstlerisch gestalten — und so fort.[1]) Der am 1. Juli 1918 begonnene neue Jahrgang erscheint im neuem Gewande, aber auch in einer innern Neugestaltung. Diese brauchte keine grundsätzliche zu sein, weil die Entwicklung der Dinge bestätigte, daß die Volkskunst, die 1912 erstmalig erschien, den rechten Weg betreten hatte. „Die Neugestaltung bezieht sich," so heißt es im ersten Hefte des 11. Jahrgangs, „nur auf die Art und Weise, in der die bewährten Ziele anzustreben sind. Da haben wir manches gelernt und haben mancherlei Anregungen von außen stattgegeben."

[1]) Die 5 Jahrgänge kosten 12 Mark; einschließlich von 7 Restheften des 1. Jahrganges 15 Mark.

Digitized by Google

Die „Volkskunft“, die in Friedensftärke monatlich erfcheint, gliedert fich in 3 Teile. Der Hauptteil enthält Aufſätze und Berichte über das ganze Gebiet der volkstümlichen Kunft und der Kunfterziehungsarbeit. Den zweiten Teil ſtellt der „Volkskunft-Ratgeber“ dar. Er hilft in allen praktiſchen Einzelheiten und wird zum Nachſchlagebuch für alle Vereinsleiter. Unterabteilungen ſind „Volksbühne“ und „Volksmuſik“. Im letzten Teile, den „Volkskunftblättern“, die als abgeſchloſſener Druckbogen jedem Hefte angehängt ſind, werden gewiſſermaßen die Anwendung der Grundſätze und Ratſchläge gezeigt. Sie bieten zur Veranſtaltung von Volks-, Bildungs- und Kunftabenden das Material, und zwar ſo, daß es gleich verwertet werden kann. Da die „Volkskunft-Blätter“ auch geſondert, in hübſchem Umſchlag geheftet, abgegeben werden, wird's möglich, ſie dem Volke ſelbſt in die Hand zu geben. Gerade das halte ich für eine der glücklichſten Einrichtungen des außerordentlich rührigen Verlages. Sie können auf feſte Beſtellung hin das ganze Jahr geliefert werden. (Das einzelne Heft koſtet 25 Pfennig, bei Bezug von mindeſtens 10 Heften 20 Pfennig.) Sie ſtellen ſo eine wahrhaft volkstümliche Kunft- und Literaturzeitſchrift zu billigſtem Preiſe dar. Das 1. Heft heißt „Deutſche Heimat“ und bietet in feiner Gliederung einen Kranz aus Heimatdichtungen von Walter von der Vogelweide bis zu Schoenach-Carolath und ſingt ſo vom deutſchen Wald, den deutſchen Strömen, den heimatlichen Bergen, von der Heide, von Burgen, Dörfern und Gaſſen und von Wandertrieb und Heimverlangen. Das 2. Heft enthält eine künſtleriſch, ſtiliſtiſch und pädagogiſch ſehr gut abgewogene Einführung in Richard Wagners „Tannhäuſer“. Das 3. Heft bringt einen „Mörike“-Abend. Für die nächſten Hefte ſind unter anderem Brentano, Uhland, Droſte-Hulshoff vorgeſehen.

Außerdem iſt mit dem Verlage (München-Gladbach, Kyffhäuſerſtraße 5) eine Auskunfts- und Beratungsſtelle, die in allen einſchlägigen Angelegenheiten ſachgemäße Ratſchläge erteilt und für Volksabende Redner und Vortragskünſtler vermittelt — und eine „Volkskunft-Ausſtellung“ verbunden.

Man ſieht, das Unternehmen iſt großzügig angelegt und bedarf zu ſeiner vollen Auswertung nur der tatkräftigſten Unterſtützung aller in Betracht kommenden Kreiſe, zunächſt alſo aller Katholiken. Gewiß iſt die Arbeit des Kunſtwartes für manches der „Volkskunft“ vorbildlich geweſen. Aber — mit dem Kunſtwart war's für uns Katholiken ein eigen Ding. Er

Digitized by Google

wandte sich dann auch nicht so unbedingt an alle Volksgenossen, wie das die „Volkskunst“ tut.[2])

Freuen wir uns, daß wir endlich auf katholischer Seite etwas Vollgültiges neben den Kunstwart stellen können, etwas, das in vielen Dingen noch tiefer greift als er. Es muß nun unsere Ehrenpflicht sein, alles zu tun, eine immer breitere, tiefere Wirkung der „Volkskunst“ zu ermöglichen. Angesichts der hier schon so oft gebrandmarkten, immer mehr überwuchernden Afterkunst, die uns gerissene Verleger und Theaterdirektoren bringen, ist es heiligste Pflicht aller, kein Mittel ungebraucht liegen zu lassen, das geeignet ist, uns dem Ideal christlich-nationaler Kunsterneuerung entgegen zu bringen. Hier bietet sich uns eines, das uns die unbedingt notwendige Kleinarbeit auf dem Wege zu ihr lehren und erleichtern will, und das deshalb ganz bestimmt Erfolge zeitigen wird.

Theodor Seidenfaden.

o o o

Sprachreinigung und Völkerhaß.

Die Sprachreinigung hat in den letzten Jahren sonder Zweifel an Ausbreitung und Stärke zugenommen. Und das ist recht so. Denn die Beseitigung unnützer pomphafter Worte, das Achten auf die Schönheit der Muttersprache, die Besinnung auf wurzelfeste Sprachschöpfung, sind Werte, die hoch geschätzt werden müssen. Aber leider hat sich die Sprachreinigungsarbeit vielfach nicht nur von diesen Werten leiten lassen. Wir gehen zwar nicht so weit, zu behaupten, daß die „Sprachtherapie“ weniger den Laien als den Philologen überlassen bleiben solle, denn jeder Mensch mit sprachschöpferischer Kraft kann sein Scherflein dazu beitragen, insbesondere Dichter, Schriftsteller, Redner und Prediger. Wir können auch nicht umhin, Ed. Engel und dem deutschen Sprachverein ein großes Verdienst an der erfolgreichen Ausbreitung des Sinnes für sprachliche Kultur und wurzelhafte Sprachbildung zuzugestehen. Aber das darf nicht hindern, die Bedenken anzuhören, die jüngst Leo Spitzer gegen die Sprachvereinsbestrebungen vorbrachte (Fremdwörterhatz und Fremdwörterhaß. Eine Streitschrift gegen die Sprachvereinigung. Wien, Manz, 1918, 66 S., 3 Kr.) und die darin gipfelten, daß in ihm die Philologie eine Bundesgenossenschaft mit dem Chauvinismus eingegangen habe, daß die politische Leidenschaft die sachliche Ueberlegung übertölpelt habe. Spitzer übt an dem Grundsatz des Sprachvereins

[2]) Der Jahrgang kostet 6 Mark bei postfreier Zusendung. Auslandsporto wird besonders berechnet. Die bereits erschienenen Hefte des Jahrganges werden nachgeliefert. Einzelhefte kosten 75 Pfennig.

Digitized by Google

„Kein Fremdwort für das, was ebensogut deutsch ausgedrückt werden kann“ strenge Kritik. Der Sprachverein verpöne das Fremdwort, nicht aber das Lehrwort, das doch auch einmal Fremdwort gewesen sei; die örtlichen Schwankungen brächten es mit sich, daß z. B. in Wien das Wort Sauce weniger fremd klinge, als das Berliner Wort Tunke; man dürfe bei Beurteilung des Fremdwortes nicht nur vom historisch-etymologischen Standpunkte ausgehen, man müsse das von Ort zu Ort wechselnde Empfinden des Sprechenden mit berücksichtigen; ein Fremdwort lasse sich wohl immer durch ein anderes deutsches Wort vertreten, aber es lasse sich kein Wort finden, das alle verschiedenen Bedeutungsunterschiede des fremden Stammwortes ebenfalls ausdrücke, also denselben Umfang habe; ein gutes Ersatzwort müsse nicht nur gleichen Begriffsumfang, sondern auch gleichen Gefühlswert haben, um vollkommener Ersatz zu sein; insbesondere irre der Sprachverein, wenn er meine, daß mit der Beseitigung eines Wortes das Sprachsystem sich nicht ändere, denn wenn z. B. das Wort Familie durch Geblüt ersetzt werde, so werde mit der Zeit die Formel „Prinz von Geblüt“ unmöglich, kurz, jede Veränderung in der Sprache rufe eine andere hervor. Spitzer geht aber in seiner Befehdung des Sprachvereins noch weiter; es handle sich dem Verein nicht um Sprachreinigung, sondern um Lautreinigung! Fremdwort sei ihm, was sich als Fremdling verrate. Dagegen lasse er Sprachbildungen nach fremden Mustern, Uebersetzungen wie Lebewesen (animalia), ausschließlich (exclusive) usw. ungeschoren; er habe Angst vor fremden Lauten, aber nicht vor fremder Denkweise. Es handle sich dem Sprachverein weniger um Sprachreinigung als Sprachvereinheitlichung. Gegen militärische Fremdwörter verfahre der Sprachverein gar sanft, bei freier Wahl zwischen Fremdwort und schlechtem Deutsch entscheide er sich bei militärischen Wörtern für das Letztere. Spitzer meint, der geringe Eifer im Kampf gegen schlechtes Deutsch erkläre sich aus dem Fehlen eines befeuernden Hasses. Die Fremdwörterhetze sei eben mit nationalem Haß verbunden. Die Sprachreinigungsbewegung gehe von subjektiven Kriterien aus, sie sei Ausdruck einer Weltanschauung. Die Sprachreinigungsbewegung sei eine notwendige Begleiterscheinung der alldeutschen Parteirichtung; wie die Alldeutschen die wilden Instinkte gegen die Fremdvölker richten, so die Alles-Verdeutscher gegen die Fremdwörter. Daher auch die größere Toleranz gegen die lateinisch-griechischen Worte und der größere Haß gegen die englisch-französischen. Wie in allen Ländern die Verhetzung des Feindes blühe, so auch in allen Ländern der Purismus. Die Sprachreinigungsbewegung gründe sich nicht auf Wissen-

Digitized by Google

schaft, sondern auf die Weltanschauung. Sie sei zur Dienerin politischer Parteibewegungen geworden. Weniger die Fremdwörter als die Feindeswörter werden durch die Bewegung vernichtet. Spitzer verlangt, daß die Sprachreinigungsbewegung zunächst sich selbst reinige vom Fremdvölkerhaß. Erst dann sei eine ersprießliche Tätigkeit zu erwarten. O. K.

o o o

Stimmen der Zeit.

Bühne und Ethos.

Daß die Bühnenkunst dadurch, daß sie einer festlich gesinnten Menge das gemeinsame Erleben idealer Inhalte bietet, ein unersetzbares Bildungsmittel ist, zeigt J. Overmans S. J. in den einleitenden Worten seines Aufsatzes „Das Theater als Bildungsstätte“*), in dem er die Stellung der Katholiken zum Theater zu bestimmen sucht und die Gedanken zusammenfügt, die in der Theaterkulturbewegung der letzten Jahre unter den Katholiken ausschlaggebenden Einfluß genommen haben. „Dadurch — sagt er — daß viele gemeinsam dem ernsten oder heiteren Ringen zuschauen, daß jeder seine Teilnahme von Hunderten beobachtet fühlt und aller Augen auf dasselbe Schauspiel gerichtet weiß, entsteht nach den Gesetzen der Massenpsychologie ein gesteigerter Drang zu gleichem Empfinden und Fühlen..... Wie von heimlichen Kräften gezogen, streut Zustimmung oder Ablehnung bei allen nach derselben Richtung. Und es ist, als ob der ganze Strom durch jede Seele brauste, so überwältigt sie das Erlebnis, so strahlend erscheint ihr die geschaute Wahrheit, so beglückt empfindet sie die Ueberwindung aller lächerlichen oder fürchterlichen Gegensätze des Lebens. Das Ungestüme trennender oder erniedrigender Leidenschaften legt sich, Geist und Sinne öffnen sich den edelsten Freuden und mitten in der Zersplitterung des vielgestaltigen Betriebes unserer Tage ruhen wir einen Augenblick im klaren Frieden der Einheit, die zuletzt doch alles umschließt. Dieses gemeinsame Empfinden unserer Ideale ist außerhalb der Kirche nirgends in solcher Stärke und Weise möglich, wie im Theater. Selbst wer den lebendigen Zusammenhang mit einem religiösen Bekenntnis verloren hat, wird hier aus der Flachheit und Gemeinheit des Staubes auf die glücklichen Höhen getragen, nach denen das

*) Enthalten in dem großen Sammelwerke „Deutschland und der Katholizismus. Gedanken zur Neugestaltung des deutschen Geistes- und Gesellschaftslebens. Herausgegeben von Max Meinertz und Hermann Sacher.“ (1918). I. Bd., 391 ff.

Digitized by Google

Heimweh seiner Seele verlangt. Und je zahlreicher die Scharen sind, die zu den reinen Tempeln dieser Kunst wallen, desto stärker wird das öffentliche Bewußtsein der ewigen Gedanken, deren Macht dem geistigen und sittlichen Verfall eines Volkes entgegenwirkt." Damit aber dies hehre Ziel der Bildungsstätte erfüllt werden kann, muß sich das Theater „der Gesamtheit unserer Bildungsmittel richtig einordnen", es darf sich nicht „ohne Rücksicht auf andere Bildungsmächte entwickeln", es darf gegen die religiösen und sittlichen Grundlagen unseres Daseins nicht verstoßen. Nur dann ist auch ein Aufschwung unseres Theaters möglich; denn in der Geschichte hat sich „eine Hochblüte des Theaters nur da gezeigt, wo im ganzen die gleiche Weltanschauung Dichter, Spieler und Zuschauer einte.... Heute ist der Kreis der religiösen und sittlichen Gedanken, die dem deutschen Volke gemeinsam sind, sehr eingeschränkt; aber Dichter von Bedeutung haben nur die Wahl, ihr Werk auf diesen Boden zu stellen oder auf allgemeine Wirkung zu verzichten." Diese Worte richten sich natürlich an jene Dichter, die ihre individuelle Moral, ihren ethischen Subjektivismus, ihre ethische Skepsis in unserer Zeit so zahlreich und laut auf der Bühne ausbreiten, obwohl ihre Ueberzeugungen nicht einmal von dem Theaterpublikum, geschweige denn von weiteren Volkskreisen wahrhaft geteilt werden. Die Worte richten sich aber nicht an die katholischen Dichter, um sie etwa aufzufordern, auf die positive Auswirkung ihrer Lebens- und Weltanschauung in ihren Werken zu verzichten; denn einmal fänden diese in weiten Kreisen der rein katholischen Länder noch immer hinreichende Resonanz, so daß also wenigstens eine lokale Hochblüte des Dramas möglich wäre, besonders wenn man weniger an unsere Guckkastenbühne, als an ein Volksdrama großen Stils denkt; zum anderen Teil wünscht Overmans selbst nachdrücklich (und einige seiner Vorschläge zielen darauf hin), daß die erhabensten Gedanken des Glaubens, daß ausgesprochene katholische Gedanken mehr als bisher auf den öffentlichen Bühnen durch katholische Dichter zum Ausdruck und zur Darstellung kommen (404).

Die klassischen Dramatiker kannten dieses aus unseren Zeitverhältnissen erwachsene Problem nicht; ungehindert durch derartige Erwägungen (die, geben wir es nur zu, die ungläubigen Neuerer schwerer als die Gläubigen treffen), traten sie in ihren Werken mit ihrer ganzen sittlich-religiösen Persönlichkeit als Lehrer ihres Volkes auf den Plan. Eine wie ausschlaggebende Bedeutung ethische Lehren in den Werken der bedeutendsten Dramatiker aller Zeiten haben, läßt die Zusammenstellung einiger Daten in Friedrich Wagners Schrift „Kunst und Moral"

Digitized by Google

andeutungsweise übersehen.*) Wie Homer den Griechen als „Grundbuch der Erziehung und Bildung“ galt und die Epen des Mittelalters ihre Hörer für die ritterlichen Ideale begeisterten, so war es bei Aeschylus „die Idee von der Vergeltung, vom fortwirkenden Fluch des Bösen und von der Sühne, die jeder Frevel erheischt“, die Warnung vor der Ueberhebung, die seine Dramen erfüllte. Die Tragödien des Sophokles geben „dem Glauben der Griechen an das alles beherrschende Schicksal Ausdruck und mahnen dadurch zur Demut“, Euripides ist „voll von den ethischen Problemen, die seine Zeit bewegten“. Die Komödie des Aristophanes „behandelt stets aktuelle Angelegenheiten des öffentlichen Lebens und greift rücksichtslos die sittlichen Schäden der Zeit an“. Im Drama Shakespeares konnte zwar die ethische Tendenz infolge der Zurückdrängung der religiösen Elemente nicht so deutlich hervortreten, aber sie fehlt nicht. „Seine Stücke aus der englischen Geschichte offenbaren deutlich seine patriotische Tendenz. Gestalten wie Hamlet, Macbeth, Lear liegen ernste sittliche Ideen zu Grunde. „Sie zeigen die verheerende Macht der menschlichen Leidenschaften und zugleich wie dieselben sich brechen an dem ewigen Sittengesetz.“ (47 f.) Shakespeare „hat fast von jeder der großen Hauptleidenschaften des menschlichen Herzens ein erschütterndes und unvergängliches Bild gezeichnet, so vom Ehrgeiz (Macbeth) von der Herrschsucht (Richard III. und König Johann), von Jähzorn (Lear), vom Stolz (Koriolan), von der Eifersucht (Othello), von der Liebe (Romeo und Julie), von der Wollust (Antonius und Kleopatra), vom Leichtsinn (Richard II.), von der Rachsucht und Habsucht (Shylock), vom Menschenhaß (Timon von Athen), endlich von der Willensschwäche (Hamlet) (82). Corneille und Racine, letzterer meistens in seinen späteren Stücken, bemühten sich „der Religion und Gottesfurcht Dienste zu leisten“ und Moliere hielt den Schwächen und Lastern seiner Zeitgenossen

*) Münster i. W., Verlag der Aschendorffschen Verlagsbuchhandlung, 1917, 126 S., Mk. 3.50. — Das Buch empfiehlt sich an erster Stelle denen, die eine allseitige, durch unnötige Fachausdrücke nicht erschwerte Darstellung des Zusammenhanges von Kunst und Moral lesen wollen. Dem Breslauer Moraltheologen, der zur Beantwortung der in diesen Kreis fallenden Fragen die fachmännischen Vorkenntnisse eines Moralisten, Aesthetikers und Kunstkenners verlangt, eignet ein ausgezeichnetes Verhältnis zur schönen Literatur; er ist direkt fern allem gerade in diesen Fragen so leicht sich einstellenden Rigorismus oder Laxismus und urteilt stets derart umsichtig und weise, daß man über die Fragen nach dem Zweck der Kunst und nach ihren ethischen Tendenzen, über die Darstellung des Bösen, der Leidenschaften, des Nackten, über die sittlichen Regeln für den Kunstgenuß u. dgl. am besten bei ihm Belehrung holen wird. Ethische Gedanken und Willensentschlüsse könnten allerdings in der Darstellung deutlicher geschieden werden. (Vgl. meine „Aesthetisch-literarischen Arbeiten“, 112 ff.) O. K.

Digitized by Google

einen treuen Spiegel vor. Lessing huldigte im „Nathan“ einer religiös-philosophischen Tendenz, Goethe und Schiller haben, obwohl sie theoretisch jeder Tendenz abweisend gegenüberstanden, doch ethischen Gedanken deutlichen Ausdruck verliehen. Schiller hat vor allem die Idee der Freiheit verkündet, die Werke seiner Reifezeit führen alle ernste sittliche Konflikte vor. Goethe hat in seinen größeren Werken (Iphigenie, Tasso, Eugenie) bedeutende ethische Ideen zugrunde gelegt. Im Faust (1. Teil) wird der tragische Fall eines hochstehenden, titanischen Geistes vorgeführt, der Sturz aus Hochmut und Gottlosigkeit und die Sinnlichkeit“. Goethes große Dichtungen lehren, daß diejenigen Menschen, die sich ihren Leidenschaften überlassen, untergehen und nur diejenigen, die sich überwinden, zur normalen Entfaltung kommen. (49 f.) Wagner verkennt freilich nicht, daß bei den neueren Dichtern vielfach schon eine subjektiv gefärbte Moral um den Ausdruck ringt, eine natürliche Folge ihrer Glaubensentfremdung; schon in Shakespeares unchristlicher Verachtung des niederen Volkes (67) sieht Wagner Spuren davon; er bemerkt sie auch in Kleists wiederholter Verherrlichung des Nachemotivs (84 f) und auch Goethe und Schiller sind von solchen Subjektivismen nicht frei; aber im allgemeinen stehen die großen Dichter doch auf dem Standpunkt des natürlichen Sittengesetzes und der gesunden Vernunft. Das drückt auch J. Overmans sehr schön aus, der die alle Stürme überdauernde Kraft der Kirche und die darin liegende Bürgschaft für die Wahrheit ihrer Lehre hervorhebt und daraus schließt: „Also findet der Dichter hier eine unvergleichlich sichere Führung zur richtigen Erkenntnis der großen Zusammenhänge des Seins und damit zu ihrer künstlerisch wahren Darstellung. Auch ein Dichter, der nicht auf katholischem Boden steht, aber im Lichte der geschichtlichen Erfahrung das geistige Können der Menschheit ruhig abwägt, wird Bedenken tragen, sein eigenes Gewicht oder das irgendeiner Philosophie gegen die Weltkirche in die Wagschale zu werfen. Die anerkannten Meisterschöpfungen aller Literaturen haben ihre künstlerische Höhe da, wo sie mit den Anschauungen der katholischen Kirche im Einklang sind, und niemals ist es gelungen, einem antikatholischen Gedanken eine künstlerisch einseitige Verkörperung zu geben.“ O. K.

o o o

Das Volk der Uebersetzer.

Wie sich immer die Zukunft unserer deutschen Literatur nach dem Kriege gestalten möge, eines steht sicher — so schreibt Lothar Brieger im „Literar. Echo“ (21, 4): Die Notwendigkeit der Geschehnisse hat dem Strom des Uebersetzens

Digitized by Google

für lange Jahre einen Damm entgegengebaut. Seit Goethe den Begriff der Weltliteratur prägte, seien wir zum Volk der Ueberſetzer geworden und ein Volk, das überſetzt, überſetze immer ſchlecht. Nur der Einzelne überſetze gut, weil er nur das überſetze, was ihm in ſeiner Sprache neu zu ſchaffen innerliche Notwendigkeit ſei. Die Ueberſetzung ſei den großen Künſtlern die gefährliche, mit Ehrfurcht unternommene Prüfung des eigenen Talentes. Ein kleiner Künſtler enthülle ſich unbarmherzig, ſobald er überſetzt. Nun ſucht aber jeder Schriftſteller deutſcher Zunge ſeinen Neben- oder Haupterwerb im Ueberſetzen, darunter auch mancher, der nie das kleinſte Wort ſelbſt ſchöpferiſch zu prägen vermochte. Weil wir Deutſche unter allen Völkern am meiſten überſetzen, beſitzen wir die wenigſten klaſſiſchen Ueberſetzungen.

„Es iſt ſachlich unmöglich und ein Unfug, einen fremden Geiſt von Rang für die deutſche Sprache gewinnen zu wollen. Nur der Flachkopf ſchreibt in ſeiner Sprache, der ſchöpferiſche Geiſt denkt in ihr. Einen franzöſiſch oder engliſch gedachten Gedanken ins Deutſche umſchreiben zu wollen, iſt ein ebenſo barbariſches als zweckloſes Unterfangen. Ein von fremder Größe angeregter Geiſt kann ſich verſucht fühlen, das Fremde ins Deutſche umzudenken, dann wird neben dem fremden Werk ein neues, ſelbſtändig künſtleriſches Werk entſtehen, das ſich mit ihm meſſen, ja es ſogar vielleicht übertreffen mag. Aber nie und nimmer eine Ueberſetzung von Schriften, deren ſachlicher Inhalt Kenntnis im Deutſchen verdient Ein Kunſtwerk überſetzen wollen, heißt nichts geringeres, als Seele und Leib auseinanderreißen und ſich dabei einbilden, das ganze Weſen exiſtiere in ungetrennter Schönheit weiter. Daß wir zum Volke der Ueberſetzer wurden, war unſere ſchwerſte literariſche Sünde vor dieſem Kriege. Wir ſind ſtolz auf etwas geweſen, was in Wahrheit unſere größte Unreife war. Das Ueberſetzen hat ſeine Berechtigung für Unterhaltungsliteratur . . . aber wir haben heute überſetzt, bei denen jedes Wort genau ſeine ſpezifiſche Schwere hat, und wir bilden uns ein, die großen Künſtler dadurch nicht proſtituiert zu haben.“

Die meiſten Leſer dieſer Ausführungen dürften wohl das Gefühl haben, daß Brieger, von ganz richtigen Erkenntniſſen ausgehend, übers Ziel hinausſchießt — aber in der Hauptſache hat er Recht. Ebenſo mit der weiteren Behauptung, daß das Leſen ſchlechter Ueberſetzungen nur vom Leſen guter Originale abhält. Unſere Nationalliteratur ſei ſo ſtark und reich, daß der normale Menſch vollkommen mit ihr zu tun habe. Aber mit der weiteren Behauptung, daß nur der ein Recht habe, Kunſtwerke fremder Sprachen zu genießen, der ſich entſchließt, dieſe Sprache zu lernen, geht Brieger wieder zu weit. J. E.

Digitized by Google

Anmerkungen und Mitteilungen.

Als Zeichen der Zeit

wertet Christoph Flaskamp im „Literarischen Handweiser" Nr. 7/8 die Tatsache, daß das deutsche Bildungsphilisterium eben am Werke ist, das 61. bis 100. Tausend von Gerhart Hauptmanns seichtem Machwerke „Der Ketzer von Soana" zu verschlingen. Bekanntlich schildert der alternde Dichter in diesem Buche die Bekehrung eines katholischen Geistlichen von der „Unnatur der christlichen Religion" zum finsterm Mysterienkult des verfaulenden Heidentums, zu jener „Religion", die als ihre Gottheit die Allzeugungskraft anbetet, deren Gottesdienst in der schrankenlosen Betätigung der geschlechtlichen Triebe besteht. Ist schon diese Tendenz allein ein Faustschlag ins Angesicht der christlichen Kultur, so wird die Dichtung durch blasphemische Hereinziehung der hl. Messe, der Muttergottesverehrung usw. in diese „bocksgeile Welt" zu einer bewußten Verhöhnung der katholischen Kirche gestempelt. „Und das kennzeichnet unsere Zeit am besten: daß . . . Tausende von ‚Gebildeten' in Deutschland ebenso seicht sind wie diese ‚Dichtung', die sie lobpreisen mit einem beistimmenden Hohn- oder Mitleidsblick auf die christliche Religion, ohne zu bemerken, daß der in dieser Dichtung versteckte Kampf gegen diese Religion allein aus der Geschlechtsliebe heraus ein leerer Spuk ist: Die christliche Religion kennt und preist natürlich auch die (rechtmäßige) Geschlechtsliebe, nur kennt sie noch etwas mehr dazu und weiß sie in einem wirklichern, universalern Zusammenhange als manche vorausjehungslos dreiste ‚Dichter' des 20. Jahrhunderts."

„Die Seichtheit des pantheisierenden Neuheidentums in Hauptmanns neuem Werke wäre noch bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts nicht möglich gewesen, ohne die Einschätzung eines Schriftstellers erheblich herunterzudrücken; erst in unserer Zeit scheint die Anerkennung eines Autors als eines bedeutenden Dichters mit solchen Selbstbloßstellungen und geistigen Armutszeugnissen Tausenden von Literaturbeurteilern und genießenden ‚Gebildeten' vereinbar."

Dieser geistigen Rückenmarkserweichung unserer „Gebildeten" scheint auch das „Stahlbad des Krieges" noch nicht aufgeholfen zu haben!

F. E.

Die moderne Romanliteratur im Dienste der Entchristlichung des deutschen Volkes.

Die von keiner Seite ernstlich bestrittene Erfahrung, daß unter 100 neuerscheinenden Romanen im besten Fall kaum 5 sind, die man katholischen Lesern ohne schwerwiegende religiöse und sittliche Bedenken empfehlen kann, wird in ihrer Tragweite noch durch die erfolgreiche Popularisierung gerade der bedenklichsten und seichtesten Neuerscheinungen durch die modernen Romansammlungen übertroffen. Die Veranstaltung solcher Sammlungen, die um billigen Preis in Massenauflagen vertrieben werden, ist wohl in den meisten Fällen auf den Geschäftsgeist unternehmungslustiger Verleger zurückzuführen, liegt aber tatsächlich in den Händen von Persönlichkeiten, die diese Unternehmungen — gewollt oder ungewollt — ganz im Sinne einer großzügigen freisinnigen, antichristlichen Propaganda leiten. Haben die Verbreitungsziffern dieser Romansammlungen schon vor dem Kriege eine schwindelnde Höhe erreicht, so wurden diese Erfolge doch in einer noch nie dagewesenen Weise übertroffen durch die Absatzziffern der Feldbuchhandlungen. Hermann Hilgers, einer der tätigsten Organisatoren des Feldbuchhandels, wußte darüber im „Börsenblatt f. d. deutschen Buchhandel" schon nach dem zweiten Kriegsjahre, 1916, zu berichten: „An der Spitze des ganzen Absatzes marschiert Ullstein weit vor allem andern.

Digitized by Google

Wir können gar nicht genug Ullsteinbücher herbeischaffen ... An zweiter Stelle steht Kürschners Bücherschatz ... dann folgt Engelhorn... dann die Fischer-Bibliothek ... Wir haben selbstverständlich auch Inselbücherei geführt, die sich sehr gut machte."

Das verdienstvolle Organ der deutschen Borromäusvereine, die „Bücherwelt", hat durch ihren Redakteur A. Rumpf eine fachmännische Prüfung dieser Romansammlungen nach religiösen, ethischen und künstlerischen Gesichtspunkten veranlaßt. Fast alle Bände dieser Sammlungen wurden eingehend von Fachleuten geprüft und das Ergebnis dieser Prüfung hat Rumpf in dem Schriftchen „Volksvergiftung" niedergelegt. Einige Urteile seien daraus angeführt: „Ihr (der Ullstein-Bücher) literarischer Unwert ist so gut wie unbestritten; wie wenig es dem Verlag darauf ankommt, literarisch Wertvolles zu bieten, zeigt der Umstand, daß die Bändchen vielfach aus größeren Werken gerade auf die notwendigen 300 Seiten zusammengestrichen sind." Der Inhalt dieser Bücherei wird als „durchwegs recht modern und prickelnd" bezeichnet; unter 77 geprüften Bändchen fanden sich nicht einmal ein Dutzend, „die man dort dulden könnte, wo dem leichten Lesefutter nun einmal nicht zu wehren ist." Von den 806 Bänden der Engelhorn-Bibliothek wurden 662 geprüft, davon 432 als religiös und sittlich minderwertig befunden. Fischers Romanbibliothek müßte vom Standpunkte einer rein ästhetischen, von Religion und Sitte völlig losgelösten Betrachtung (für uns ist das natürlich keine Aesthetik) als künstlerisch hochstehend gewertet werden, ist aber dem Inhalt nach die Bibliothek des Ehebruchs und der Liebesirrungen. Die Zahl der Bände, gegen die vom sittlich-religiösen Standpunkt nicht schwere Bedenken erhoben werden müßten, ist anscheinend klein. Von einem noch strengeren nur ästhetischen, rein artistischen Standpunkt aus ist die Inselbücherei geleitet, stellt sich aber auch noch entschiedener in den Dienst einer freigeistigen, die religiösen und sittlichen Grundlagen des Christentums zerstörenden Propaganda.

Wenn die Geistesverfassung der überwiegenden Zahl unserer „Feldgrauen", die durch die vorwiegende Wahl oder auch nur Annahme einer solchen Lektüre bezeichnet wird, tatsächlich diesem Lesestoff entspricht, dann tut man wohl daran, alle täuschenden Traumbilder von der „religiös-sittlichen Erneuerung" der Blüte unseres deutschen Volkes durch den Krieg endgültig zu begraben. Uns Katholiken bleibt dann nichts übrig, als wenigstens unser eigenes Haus vor der Ueberflutung durch diesen Strom zu retten und das kann nur geschehen durch eine allem Opportunismus und aller Kompromißsucht absagende, entschieden katholische, auf dem Boden der ewigen Grundsätze stehende Literaturpolitik. Daß mit der Voranstellung des „Rein-Künstlerischen" auf Kosten der religiös-ethischen Werte nicht geholfen werden kann, das zeigt u. a. auch ein Blick auf die oben wiedergegebene Hilgersche Statistik, die beweist, daß die Verbreitung der genannten Sammlungen genau im umgekehrten Verhältnisse zu ihren rein-künstlerisch-artistischen Qualitäten steht; d. h. daß die in dieser Hinsicht minderwertigen Sammlungen am meisten, die höherwertigen am wenigsten verbreitet sind. Unsere geistigen Gegenfüßler erweisen sich im praktischen Leben vielfach als Anhänger jener Literaturpolitik, die zuerst darnach fragt, welche Anforderungen die große Mehrzahl der Leser an ein Buch stellt; denn das trägt erstens am meisten Geld, zweitens gewährt es den Leitern dieser Unternehmungen den allergrößten Einfluß auf die Volksseele und damit die Gewähr, ihre verderblichen Ziele mit Sicherheit durchzusetzen. J. E.

„Rechte" und „linke" Tendenz.

Anknüpfend an die Mitteilung, daß mit der Moskauer Revolutions-Regierung Verhandlungen stattfanden zu dem Zwecke, in Moskau 50 Denk-

Digitized by Google

mäler von Männern zu errichten, die sich um die Revolutionsidee verdient gemacht haben, schreibt Karl Storck im Novemberheft des „Türmer“:

„Man sieht, es handelt sich gewissermaßen um eine ‚Siegesallee‘ der Revolution, und das ist das Lehrreiche an der ganzen Geschichte. So viel von links über den Mißbrauch der Kunst durch die Rechtsstehenden geschimpft wird, sobald sie können, machen sie es genau so. Und dieselben Leute, die Zeter und Mordio schreien, wenn eine ‚rechte‘ Tendenz in einem Kunstwerke steckt, beugen sich verehrend, sobald diese Tendenz ‚links‘ ist. Es kommt nur darauf an, wer am lautesten schreien kann, daß er die ‚Freiheit der Kunst‘ wahre. In Wirklichkeit verstehen die Leute unter Freiheit immer nur ihre eigene Meinung.“

Derzeit haben die gegen „Tendenzkunst“ geschleuderten Bannflüche erheblich an Wirksamkeit verloren, weil die neueste Entwicklung in der Kunst die Tendenz, d. h., was man früher darunter verstand, geradezu fordert und als einen notwendigen Bestandteil echter Kunst erklärt. Aber früher haben wir schon immer davor gewarnt, nur mit sehr weitgehenden Vorbehalten in das Tendenzgeschrei unserer Gegner einzustimmen, weil die Erfahrung lehrte, daß von jener Seite immer nur die christliche, konservative, positive Tendenz, niemals aber die entgegengesetzte ernstlich bekämpft wurde. F. E.

Angleichung an den Zeitgeist.

Im „Deutschen Hausschatz“ fühlt sich Christoph Flaskamp durch den neuerdings um F. W. Foerster im katholischen Lager entbrannten Meinungsstreit zu folgenden grundsätzlichen Bemerkungen angeregt:

„Wer seit Bekanntwerden mit den Schriften F. W. Foersters erkannt hatte, daß ihr Geist nicht in erster Linie im christlichen, geschweige im vollen katholischen Lebensgrunde wurzle und aus ihm schöpfe, sondern hauptsächlich und wesentlich aus neueuropäisch-freigeistiger Lebensanschauung, den mußte der wachsende Anhang Foersters in katholischen Kreisen bedenklich stimmen, weil er den seelisch unsicheren Zustand des katholischen Deutschtums offenbarte, die eigenartige Zusammensetzung oder vielfache Zersetzung der katholischen Gemeinschaft deutlich werden ließ. Denn daß dieses Herausgewachsensein der Foersterschen Anschauungen aus und Verwachsensein mit wesentlich anders als katholisch gerichteten und ihre enge Berührung mit Tendenzen freigeistiger internationaler Strömungen kaum bemerkt und kaum Stellung dagegen genommen wurde, zeigte eben, wieviel von einer ehemaligen Sicherheit in Kenntnis und Wahrung der katholischen Lebensform in der deutschen katholischen Gemeinschaft schon verloren gegangen, wieweit eine Angleichung an den Zeitgeist schon vollzogen sein muß.“

Daß diese „Angleichung an den Zeitgeist“ auch die hauptsächlich wirkende Ursache der Unsicherheit, Zaghaftigkeit und Unfruchtbarkeit unserer Literaturarbeit ist, wissen unsere Leser zur Genüge.

Nachahmen oder schaffen?

In der Zeitschrift „Die christliche Welt“ (XXXII, 44) weist Karl Stockmeyer zur Erklärung der Tatsache, daß uns die Kunst des Expressionismus so besonders unerhört erscheine, auf den unmittelbar vorhergehenden Impressionismus hin, dessen Ideal, wie auch des Naturalismus, die möglichst genaue Abbildung des Naturgegebenen war. Demgegenüber mußte das expressionistische Kunstwerk, das losgelöst von der Natur, nur als Ausfluß des künstlerischen Willens erscheinen wollte, als Unsinn erscheinen. Aber in Wahrheit kommen wir mit dem expressionistischen Kunstideal dem poetischen Gedanken nahe, wonach Kunst die Fortsetzung des Naturschaffens durch den Menschen ist. Nicht nachahmen soll der Mensch die Natur, denn damit bliebe seine Arbeit für das Naturganze bedeutungslos, auch wird jeder Versuch, die Natur nachzuahmen, gegenüber deren Vollkommenheit als Stümperei erscheinen. Der Mensch soll etwas schaffen, was die Natur

Digitized by Google

nicht kann, er soll sie fortzubilden suchen. Soweit dieser Wille im Expressionismus lebt, stellt er den Keim einer Zukunftskunst dar."

Aber die Tatsache allein, daß die Expressionisten im Gegensatze zu den Impressionisten das Kunstwerk losgelöst von der Natur, als Ausfluß des künstlerischen Willens erscheinen lassen wollen, genügt unseres Ermessens noch nicht, den bis zum Mißtrauen oder zur Lächerlichkeit sich steigernden Eindruck der „Unerhörtheit" expressionistischer Kunstwerke zu erklären. Den wahren Grund finden wir in dem von Stockmeyer einmal angeschlagenen Gedanken, daß in allen Seelen das zerstörerische, chaotische Element lebt, das für uns aber nur das Material ist, um das selbstbeherrschte, harmonische Geistesleben daraus aufzubauen. Von dieser Welt des Geistes soll die Kunst Kunde geben. Dazu gehört aber vor allem, daß die in der Menschenseele wuchernden Zerstörungstriebe, die in ihr ein Chaos schaffen, von innen heraus überwunden werden. Das ist aber erfahrungsgemäß nur dem gläubigen Menschen möglich, und weil unsere Künstler als geistige Auslese einer ganz ungläubigen Welt dieses ordnende Prinzip verloren haben, so tragen sie das Chaos unbeherrscht und ungeordnet in ihrer Seele und können in ihrer Kunst, die eine Darstellung des im Innern lebenden Geistigwesenhaften sein soll, auch nur das Chaos darstellen, ihre Werke erscheinen normalen Naturen als Dokumente geistigen Wahnsinns. Daran ist der Expressionismus unschuldig, die Schuld liegt einzig in dem unbeherrschten Geistesleben der Künstler. Nur ein gläubiger, ein katholischer Künstler könnte als Expressionist in dem oben dargelegten Sinne erst das wahre, große, expressionistische Kunstwerk schaffen. J. E.

Versenkung ins Allgemeingefühl.

fordert Eugen Lerch in einem Aufsatz „Politische und kulturelle Größe" vom wahren Dichter. Die andern, die in Sondergefühlen stecken bleiben, sind ihm nur Literaten, die er also anredet:

„Und ihr Literaten, wenn ihr aus Literaten zu Dichtern werden wollt, so gibt es keinen andern Weg, als euch der ‚Massensuggestion' hinzugeben, statt euch für besonders erleuchtete Geister zu halten, weil es euch geglückt sei, ihr zu entgehen. Denn diese ‚Massensuggestion': das ist das Lebensgefühl, das unser Volk durchbraust, und wer das nicht mitfühlt, der sollte darüber trauern, statt sich damit zu brüsten. Denn er ist im wahrsten Sinne des Wortes ‚von Gott verlassen'. Er sollte sich bemühen, sich einzufühlen in diese Stimmung, unterzutauchen in diesen Strom. Das ist alles andere als ein Rat, ‚patriotische' Stücke zu schreiben — das ist nur der Hinweis auf den einzigen Weg, der euch über euer beschränktes Ich hinausführt — hinaufhebt zur Größe."

In diesen Worten steckt Wahrheit, aber nur halbe Wahrheit. Soll sich der Dichter auch dann von der „Massensuggestion" fortreißen lassen, wenn ein Volk in Zeiten schwerer moralischer Erkrankung wahnsinnig wütet gegen sein besseres Selbst, wie wir es in diesen Tagen mit Schrecken erleben? Wäre es für einen Dichter der Weg zur Größe, mit- und voranzumarschieren im Strome der Niedrigkeit und Gemeinheit, unterzutauchen in den aufgewühlten Bodensatz der Menschennatur? Man wird dieses „Allgemeingefühl", von dem sich der Dichter leiten lassen soll, doch unbedingt beschränken müssen durch die erste und wichtigste Forderung wahrer Kunstgröße, nämlich, daß die Kunst nur in der Darstellung und im Einklange des Wahren, Guten und Schönen zur Vollkommenheit und Größe emporreifen kann und sich dem Gegenteil nie versklaven lassen darf, auch dann nicht, wenn sich das Allgemeingefühl, die Grundstimmung eines ganzen Volkes im Zeichen des Gegenpols jenes göttlichen Dreigestirns entwickelt. In solchen Zeiten moralischer Erniedrigung besteht die wahre Größe des Dichters darin, dem irregeleiteten Allgemeingefühl das Ewigkeitsgefühl der hohen Ideale entgegenzustellen. J. E.

Digitized by Google

Zur Sehnsucht der modernen Seele,

über die Friedr. August Klimke, S. J., ein hochbedeutsames Buch geschrieben hat, liefert Werner Mahrholz in der „Frankfurter Zeitung" (Nr. 252) einen bemerkenswerten Beitrag, aus dem wir einige Sätze hervorheben:

„Als Pietismus der Geistigen läßt sich die Bewegung bezeichnen, welche heut im geistig-seelischen Leben der Nation sich bildet. Als Pietismus muß man diese Bewegung ansprechen, weil sie, trotz aller gegenteiligen Versicherungen ihrer Wortführer, auf einen religiösen Individualismus mit mystisch-asketischem Einschlag gestimmt und aus der Verzweiflung an der Welt geboren ist, als Pietismus der Geistigen, weil sie im Gegensatz zu dem alten Pietismus im 18. und 19. Jahrhundert keine Volksbewegung, sondern eine Intellektuellenbewegung ist. Es ist bei der ganzen Lage unseres Geisteslebens selbstverständlich, daß nach dem Jahrhundert des Historismus dieser neue Pietismus sich weder auf die christlichen Kreise beschränkt noch auch allein von christlichen Gedanken und Gefühlsgut lebt . . . Wie der Altpietismus des 18. Jahrhunderts aus der verzweifelten und gedrückten Lage des Kleinbürgertums entstanden ist als ein Mittel der Selbstbehauptung und Selbstkräftigung, so ist dieser Pietismus der Geistigen entstanden aus den Leiden der Intellektuellen an der Mechanisierung und Entseelung aller Lebensfunktionen, an der Not und dem Druck einer übermächtig gewordenen Technik. Unter dem erschütternden Eindruck der letzten Jahre die alle Mysterien und alle Nachtseiten des Lebens einer bis dahin durch Verkörperlichung und Aesthetismus mühsam berechtigten Welt neu und unabweisbar ins Bewußtsein zwangen, kam bei den tieferen und feineren Geistern der Intellektuellenschicht, die bis dahin vielleicht verfehlte Qual des Lebens zum Durchbruch und setzte sich gegen alle optimistischen Beruhigungen und Harmonisierungen durch . . . Die Ungerechtigkeit des Weltlaufs, die Verblendung einer sich selbst vernichtenden Welt, Leid und Tod in vielerlei Gestalt, rätselhafte Schicksale aller Art: all das . . . wurde zur quälenden Frage nach dem Sinn des Daseins . . . Und nachdem einmal der Durchbruch der Erkenntnis des sündigen Zustandes dieser Welt erfolgt war, nachdem die ganze Halt-, Ziel- und Sinnlosigkeit dieses gegenwärtigen Lebens erkannt war, suchten die Erkennenden, gefoltert von Qual und Pein, von Scham und Reue, in einem höheren Reiche Erlösung von der Qual des Gegenwärtigen . . ."

Eigentlich viele und schöne Worte für das alte einfache Wort: Not lehrt beten. Wenn es richtig wäre, daß die aus dem Zusammenbruch aller Schlangenlügen von der Gottwerdung des Menschen aus eigener Kraft, vom stufenweisen Fortschreiten des Menschengeschlechtes zu höchster Vollkommenheit geborene Verzweiflung an der Menschheit, die auch vom Zeitalter des Materialismus nicht ganz unterdrückte Sehnsucht nach religiöser Verinnerlichung neu erweckte, dann stünden wir in Deutschland offenbar erst am Beginn eines religiösen Aufschwunges. Denn der Zusammenbruch aller Träume von allgemeiner Menschenverbrüderung, von echter Humanität ohne Religion, von der Beglückung der Menschheit durch materiellen und technischen Fortschritt ist erst nach Abschluß des Weltkrieges so gewiß und so offenkundig geworden, daß auch der weltfernste deutsche Professor ihn nicht mehr leugnen kann. M.

Wo ist die Wahrheit?

Die fünfzigste Wiederkehr des Todestages der Bühnenschriftstellerin Charlotte Birch-Pfeiffer hat auch den alten Streit über den künstlerischen Wert oder Unwert ihrer Stücke neu erweckt. So urteilte z. B. Paul Wittko in der Berliner Börsenzeitung, die Birch-Pfeifferschen Stücke hätten nur durch Bühnenkniffe und dick aufgetragene Philistermoral das Publikum gewonnen. Die Birch habe mit der Kunst soviel wie

Digitized by Google

nichts zu schaffen gehabt, wohl aber mit Vorliebe fremde Eier in ihrem Nest ausgebrütet, darum fehle ihren Gestalten jeder echte Tropfen individuellen Blutes. Ihre Sprache sei stets unwahr, nüchtern und ungrazös wie ihre körperliche Erscheinung (!) gewesen.

Dagegen kommt Hermann Kienzl in der „Straßburger Post" nach unvoreingenommener Prüfung des Verhältnisses der Birch-Pfeiffer zur Kunst zu dem Ergebnisse, man könne nicht vorübersehen an den unvergeßlichen Eindrücken, die Schauspieler uns in den von ihr geschaffenen Rollen geschenkt haben. Das seien gesegnete, lebendige Gestalten, man könne die Erinnerung nicht Lügen strafen, die uns sage: Es waren schöne Freuden, sie quollen unmittelbar aus der Natur. Lasse sich das schauspielerische Kunstwerk nicht leugnen, so behelfe sich der Literat mit dem Verlegenheitskompliment: „Gute Rollen zu schreiben, das verstand die Birch-Pfeiffer." Damit sei ihr Verdienst aber nicht abgetan. Kienzl nennt es töricht, den Schauspieler dermaßen auf Kosten des Verfassers zu preisen, als ob die sicheren Werte eines von der Bühne herab empfangenen Eindrucks ganz allein vom Darsteller kämen. Immer bleibe der Schauspieler gebunden an den Entwurf des Dichters. Eine Mißgestalt oder Todgeburt werde niemals gefällig, nie lebendig allein durch die Vorstellung.

Wir haben diese Urteile zweier Kritiker, die, jeder in seinem Kreise, das größte Ansehen genießen, auch aus dem einfachen Grunde einander gegenübergestellt, um den allzu blindgläubigen Lesern solche Urteile wieder einmal klar vor Augen zu führen, wie wenig objektive Geltung all die kritischen Orakelsprüche unserer Presse haben und wie viel Zeit vergehen muß, bis sich die widersprechenden Meinungen klären, wenn man nach 50 Jahren über ein verhältnismäßig so einfaches Problem, wie das der Birch-Pfeiffer, noch nicht im Reinen ist. Zum Verständnis der Schwierigkeiten einer solchen Klärung müßte freilich einmal des näheren ausgeführt werden, wie der Zerfall unseres früher mehr einheitlichen nationalen Kunstlebens in lauter kleine, abgeschlossene Inseln — auf jeder lebt eine andere Klique oder Richtung und schreit aus Leibeskräften: Wir, nur wir haben die wahre Kunst! — das kritische Urteil trübt, parteiisch, ungerecht und hochfahrend ab prechend macht. So kann man z. B. ganz genau feststellen, daß das In-die-Mode-kommen der gespreizten, unnatürlich geschraubten Artistenkunst alle Dichter der Gegenwart und teilweise auch der Vorzeit, die Einfachheit, Natürlichkeit, Klarheit als die Grundpfeiler ihrer Kunst erkennen, bei der Modekritik in Verruf gebracht und zum Todschweigen oder zu hämischer Verkleinerung ihres Schaffens verurteilt hat. Eine spätere Zeit wird gewiß dieses Unrecht wieder gut machen, eine Zeit, in der die Wedekind, Schnitzler und andere Talmigrößen ihre Rolle ausgespielt haben. Aber wir Katholiken sollten uns heute schon vom Scheine eines geistigen Heloten- und Mitläufertums frei machen, indem wir uns nicht unsere literarisch-kritischen Urteile von Vorkämpfern für eine antichristliche Weltanschauung suggerieren lassen, sondern aus der Tiefe und Fülle unserer katholischen Weltanschauung schöpfen. F. E.

o o o

Von neuen Büchern.

Moritz Graf Strachwitz, Sämtliche Lieder und Balladen. Mit einem Lebensbilde des Dichters und Anmerkungen, herausgegeben von Hanns Martin Elster. G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung, Berlin. Geh. Mark 3.—; geb. Mark 4.50.

Drei Momente lassen sich nennen, die dem Grafen Moritz Strachwitz und seiner Dichtung selbst in unserer an literarischen Lockungen überreichen

Digitized by Google

Zeit eine kleine stille Gemeinde erhalten, die sich an seinen Worten erbaut, die in seiner Lebens- und Liebesandacht schwärmt, die den dröhnenden Schritt seiner Helden bewundert. Zunächst trifft ihn das Los der jungge-storbenen Dichter. Er verschied in der Blüte seines Lebens, im Alter von fast sechsundzwanzig Jahren, auf einer Rückreise aus Italien in Wien; in einer Zeit, da sein künstlerisches Wollen sich verdeutlichte und sein Können ihm gleichzukommen schien, da er an der Schwelle der Meisterschaft stand. Eine solche scheinbare Grausamkeit des Schicksals wird immer aufgehoben durch eine gütige, reiche Gabe, die es allen aus der Fülle des Lebens und Schaffens jäh hinweggerissenen verleiht durch die Gabe ewiger Jugend. Nicht allein das tiefe ergreifende Mitleid mit ihrem frühen Scheiden und dem Abbruch aller Hoffnungen macht sie stets zu Lieblingen vieler Feinge-sinnten; der ewige Frühling, der in ihrer Dichtung lebt und webt, erwirbt ihnen viele Herzen, der sie immer von neuem entzückt. Es fehlt ihnen zwar die Zeit der Blüte und reichen Ernte, aber dafür bleiben sie auch bewahrt vor dem Fluch des Verwelkens und Absterbens, das den Lebensabend und die Erinnerung so manches alternden Künstlers entstellt. Was sie noch hätten leisten können, ergänzt die geschäftige Phantasie der gleichgesinnten Verehrer; sie genießen das Vorhandene mit umso größerer Andacht und spüren nicht die schwere Last des Gedankens, daß auch ihre Kraft einmal erlahmen könnte. Sie sind tot und bleiben ewig jung und lebendig. Dieses Los traf auch Strachwitz; und daher kommt es, daß er immer noch geliebt und gelesen wird, allein aus einer ganzen Reihe mitlebender und — stre-bender, gleichbegabter Dichter, die mit ihm jung waren, aber alterten und vergessen wurden.

Ein zweites Moment, das ihm immer noch Freunde und Leser besonders unter der Jugend gewinnt, ist sein elementarer Dichtertrieb; der Rhetoriker und Pathetiker in ihm, der sich an Schiller vorzüglich begeisterte, ist seine kräftige, gesunde Natürlichkeit, das innere Brausen und Rauschen, das in seinen Versen aufklingt, ist endlich seine von Widersprüchen nicht freie gei-stige Art, die zu voller Festigkeit und Selbständigkeit nicht gelangen konnte. Und gerade dieser Umstand wurde ihm dann zum fast tragisch wirkenden Verderben. Er war nicht haltlos, aber auch nicht fest; darum legte er selbst den Keim zu seinem frühen Tode, dessen Wachsen und Kräftigwerden schon bald niederdrückend in seinem Leben sich bemerkbar machte. Glückliche Ju-gend jauchzt aus seinem Erstlingswerke; Illusion und Ideale stehen überall auf; über Wachsen und Werden springt sie hinweg und eilt himmelstür-mend den höchsten Zielen zu. „Ich sah die Morgenwolke leuchtend steigen," schrieb er mit Anastasius Grün unter dem Titel „Lieder eines Erwachen-den". Das ist die Aeußerung des zwanzigjährigen Dichters. Der fünf-undzwanzigjährige ist ernster, stiller, dafür größer und gehaltvoller. Jetzt wählte er Goethes Worte als Motto: „Freunde, treibet nur alles mit Ernst und Liebe; die beiden stehen dem Deutschen so schön, den ach! so vieles entstellt." Lebenslust und -Mut sind noch da; aber nun gemäßigt und überlegt; sie klingen nicht mehr schrill wie früher bisweilen, sondern voll und wahr. Aus den Worten der Leidenschaft, des Unmuts, des Grolls schauen jetzt des Dichters erkennende und verstehende Augen.

Ein drittes endlich, das den Dichter immer noch und seit Jahren wieder besonders in den Vordergrund des literarischen Interesses rückt, ist seine Balladendichtung, die ihn ja auch aus dem Schaffen seiner Zeit und der Dichtung des neunzehnten Jahrhunderts als Meister hervorragen läßt. Er war es zunächst, der die englisch-schottische und die nordische Ballade in romantisch-realistischer Form volkstümlich und individuell neugestaltete. Dramatische Wucht und Lebendigkeit waren ihm hier vor allem eigen. Auf diesem Gebiete schuf er darum auch sein bestes und bekanntestes Gedicht: „Das Herz von Douglas", von dem Fontane die schönen Worte schrieb:

Digitized by Google

„Um *eines* Stückes willen geliebt werden, aber nun auch gründlich, ist das Schönste, was einem Dichter zuteil werden kann." Besonders laut klang Strachwitzens Balladendichtung noch einmal in unserer Gegenwart. Detlev von Liliencron und Börries von Münchhausen haben ihre Erinnerung mächtig geweckt; jener voll und stark, erweitert durch die ganze Kraft naturalistisch-realistischer Sprachkunst und impressionistischer Sprechweise, dieser dekorativ gesteigert und vertieft zur Offenbarung einer Weltanschauung. Da zeigte sich nach einem halben Jahrhundert die Kunst des Frühvollendeten noch einmal keimfähig. Das gibt der Hoffnung Gewißheit, daß „Alles Gute, Helle, Jubelnde, Gläubige" in seinem Werke fortleben wird, „solange junge deutsche Herzen schlagen."

In richtiger Erkenntnis des Wertes dieses Dichters wollte der Herausgeber seine Stimme in der Gegenwart wieder klar und rein zum Tönen bringen. Er widmete seine Gesamtausgabe dem Andenken des Literarhistorikers und Dichters A. K. T. Tielo, der sein kurzes Leben (1874—1911) der Erforschung des Schaffens des Schlesischen Balladensängers weihte und ohne dessen Vorarbeiten diese Edition unmöglich gewesen wäre. Tielo veröffentlichte 1902 eine umfassende Dissertation „Die Dichtung des Grafen Moritz Strachwitz", die er in umfangreichen Aufsätzen vervollständigte und abrundete. Auf Grund dieser wissenschaftlichen, philologischen, literarischen und ästhetischen, an den Forscher sich wendenden Studien beabsichtigte er dann ein populäres Buch über des Dichters Leben und eine Auswahl seiner Schriften zu geben. Er sammelte zu diesem Zwecke unermüdlich Material, das das Lebensbild Karl Weinholds in dessen Gesamtausgabe der Gedichte des Grafen zu berichtigen und auszubauen geeignet war. Als dann Tielo plötzlich starb, griff Hans Martin Elster seinen früheren aber wegen Tielos Vorbereitungen zurückgestellten Plan einer Neuausgabe der Werke Strachwitzens wieder auf. Er erhielt den Nachlaß Tielos, der sich mit dieser Arbeit beschäftigte, und unternahm nun die Abfassung eines vollkommen neuen Lebensbildes des Dichters nach Tielos und seinen eigenen Forschungen, das an die Spitze der Gesamtausgabe zu stehen kam. Denn für eine Gesamtausgabe entschied er sich bei dem Fehlen eines guten und vollständigen Neudrucks der ersten Ausgaben und des im Nachlaß Aufgefundenen. Eine Menge Neues war hinzugekommen, das zwar das Bild der menschlichen und dichterischen Persönlichkeit Strachwitzens, das wir bisher besaßen, nicht ändern und umgestalten, wohl aber vertiefen und verdeutlichen konnte. Weinholds Gesamtausgabe (1877, 1891) war mangelhaft, das Lebensbild ungenau und unvollständig, die übrigen Ausgaben waren unzuverlässig mit zum Teil anspruchslosen Vorbemerkungen. Für den Text ging Elster darum auf die Erstdrucke zurück. Dadurch gab er einen sauberen und zuverlässigen Text, der vor allem genau den unter den Augen des Dichters herausgekommenen Erstdrucken entspricht, von denen er nur durch die Erneuerung der Orthographie und Interpunktion abweicht. Das umfassende, stilvolle Lebensbild, das in die neue Ausgabe einführt, geht auf die Gesamtheit der bisher vorliegenden Biographie des Dichters zurück, nicht allein auf die bekannteren, sondern auch auf die weniger genannten und an verborgenen Stellen gedruckten. Das meiste Ergänzende und Berichtigende darin stammt, wie gesagt, aus Tielos und Elsters Forschungen, sodaß eine vollendete Leistung möglich wurde, die streng historisch, gerecht in allen Einzelheiten und verbürgt in jedem Zug ein deutliches Bild des Lebens und Schaffens des schlesischen Dichters zeichnet. Die Fülle des Gebotenen, besonders des Neuen darin, ist so groß und weittragend, daß selbst derjenige, der die Quellen genau kennt, nicht einmal in der Lage ist, das Gesagte von Schritt zu Schritt nachzuprüfen, zumal der Herausgeber zum Teil aus privaten Mitteilungen und Nachrichten schöpfte. Das vermindert aber nicht das freudige Gefühl, das den Leser ergreift, wenn er überall merkt, daß nicht allein der

Digitized by Google

Verehrer des Dichters und seiner Kunst, sondern auch der Kenner seines Schaffens und Ausbeuter seiner Aeußerungen zu ihm spricht. Am Schlusse des Bandes stehen Anmerkungen, die bei dem Mangel an ausreichenden handschriftlichen Vorlagen keine Textvarianten geben, dafür einen um so reicheren Gewinn dem Literaturfreund bieten, der es liebt, in die Werkstatt des Dichters zu sehen und zu erkennen, wie der Stoff aus der Quelle geschöpft und zum Kunstwerk gestaltet wurde. Eine Reihe verstreuter bibliographischer Notizen ist sehr willkommen. — Die Gesamtheit dieser Eigenschaften der Edition Elsters beweist, daß mit ihr die mustergültige Strachwitz-Ausgabe geschaffen ist.

Romane, Novellen, Erzählungen.

Weingartner Josef, „Ueber die Brücke", Roman. Preis K 9.60, Mk. 6.60. Verlags-Anstalt Tyrolia 1918.

Gerade in einer Zeit, wo wieder da und dort Sturmzeichen eines neuen Kulturkampfes emporzüngeln, erscheint wie eine Apologie des Priesterstandes ein Buch, ein Priesterroman, das sicher ohne eine solche Absicht — wenigstens in der Richtung auf die große Politik — geschrieben und schon vor dem Weltkriege abgeschlossen, allen denen, die es ehrlich meinen, Einblick geben könnte in den Bildungsgang der Priester unseres deutschen Alpenlandes; das uns in schlichter, ungeschminkter, aber durchaus wahrhaftiger Darstellung vorführt, wie sie aus dem Volke hervorgegangen, fest im Volke wurzeln und mit dem Segen des Himmels aus dem Boden der Heimat und aus ihren geistigen Schätzen die Kraft schöpfen zur Ausübung ihres idealen Berufes. Es ist ein Roman, vielleicht nicht ganz im landläufigen Sinne spannender Handlungen und Verwicklungen, mehr von der Art der stillen Bücher wie H. Hesses „Peter Camenzind" oder M. Audox' „Marie-Claire", das Bekenntnisbuch eines Priesters und Lehrers, der einst selbst ein Zögling des Brixner Seminars, mit warmherzigem Danke der Lehrjahre an dieser Stätte des Friedens gedenkt und eigene Erlebnisse und Erfahrungen nicht zufällig, sondern einem inneren künstlerischen Gebote folgend zum Roman geformt hat. Das Buch birgt in dem zeitlichen Rahmen der vier Seminarjahre, in der Enge der tirolischen Berge, welcher Schauplatz sich nur durch ein paar Ferienreisen des Helden erweitert, eine reiche Fülle inneren Geschehens, den Kampf eines jungen Herzens um seinen hehren Beruf, sein Ringen nach innerer Läuterung im Verhältnis zu den Genossen, deren fest umrissene Charaktere erst das farbige Bild vollenden, seine tapfere Auseinandersetzung mit den Anwandlungen weichlicher Schwärmerei in der Freundschaft und in der Liebe. Die Schilderungen der kleinen und größeren Feste und Ausflüge, die den Gang des Alltags in dem Bildungshause der alten Bischofsstadt unterbrechen, bieten Gelegenheit zu farbensatten Gemälden aus unserem herrlichen deutschen Südtirol, die recht aus eigener Anschauung eines schönheitsfrohen Sinnes geboren ans Herz greifen, aber auch mit dem Gange der Handlung durchaus organisch verbunden sind. Zur Erklärung des Titels sei auf Seite 6 verwiesen. Eine Wier (ein Wasserlauf) fließt vor dem Priesterseminar vorüber, über die eine kleine Brücke führt. Wer in Brixen das Studium der Theologie erwählt hat, von dem heißt es im Volke, er gehe „übers Brüggele". Der Ausdruck erhält neben der wörtlichen eine sinnbildliche Bedeutung. Manches was in den letzten Jahrzehnten unter der Flagge tirolischen Schrifttums segelte, erregt beim Tiroler, der sein Land und Volk kennt, ein Kopfschütteln, so sehr es im Auslande und bei den deutschen Brüdern als echte Schilderung genommen wurde. Hier aber ist jeder Zug wahr und getreu — das kann nicht genug betont werden — und wir können im Interesse unseres geliebten Vaterlandes nur wünschen, daß solche Bücher als Herolde unseres Wesens über die Grenze wandern. Diese innere Wahrheit prägt sich auch im Stil

Digitized by Google

aus, der schlicht und ungesucht und überall von gesunder Frische ist und dem vor allem nicht der geringste Manierismus anhaftet, wie er zu vermeintlicher Steigerung der heimatlichen Note bei anderen nicht selten zutage tritt. Fragen wir nach dem Leserkreise, so werden wir zweifellos in erster Linie das Buch in die Hand aller jener wünschen, die selbst aus dem Priesterhause in Brixen hervorgegangen sind und die in Zukunft „übers Brüggele" gehen; weiterhin aber denken wir an alle, die für den Werdegang des Priesters einige Stunden der Teilnahme finden und denen die objektive, wenn auch von Sympathie durchwehte Schilderung eines ihnen sonst fremden Standes willkommen ist. Gerade der Hauch tirolischen Wesens wird dem Romane auch dort Freunde gewinnen, wo nur die Liebe zu unserem Land und Volk das geistige Bindeglied zu dem Stoffe abgibt. Damit kommen wir zu dem eingangs geäußerten Gedanken zurück. Ein prachtvoller Abschnitt zeigt uns die Theologen im Burghofe von Runkelstein. Ein Kreis von Fremden folgt ihnen mit neugierigen Blicken und tauscht spöttische Bemerkungen aus. Aber ihr sonniger Frohsinn, der in wohlklingenden Chorgesängen seinen Ausdruck findet, bewegt schließlich einen älteren Herrn aus dem deutschen Norden zu dem Bekenntnisse, daß er den frohen Sängern im stillen Unrecht getan, als er vermutete, die schwarze Schar könnte ihm die Stimmung im liedverklärten Schlosse verderben. — Möchte auch Weingartners Buch dazu beitragen, bei unseren deutschen Stammesbrüdern alte Vorurteile zu zerstreuen!

Dr. Rudolf Huber, Innsbruck.

Ernst Otto: Semper der Mann. Eine Künstler- und Kämpfergeschichte. 516 S. Leipzig, L. Staackmann. Mk. 5.—, gbd. Mk. 6.—.

Dieser Dritte in der Reihe der Semperromane („Asmus Sempers Jugendland", „Semper der Jüngling") trägt anscheinend noch mehr autobiographische Züge als die beiden vorgehenden, und das verleiht der Darstellung Frische, Natürlichkeit und Leben. Es steckt jedenfalls viel Selbsterlebtes und -Empfundenes in dieser Dichtung, die alle Vorzüge und Schwächen der früheren Werke des Verfassers in sich vereinigt. Wohltuend berührt den Leser der starke, fröhliche Optimismus, der das Ganze durchweht, die ungebrochene Zuversicht des Helden, sein unverzagtes Ringen um den Preis des Künstlertums. Freilich — über sich selbst kann Otto Ernst nicht hinaus, zum großen Kunstwerk fehlt die schöpferische Kraft, er bleibt auch in diesem, offenbar höheren Zielen zustrebenden Werke der Tages- und Unterhaltungsschriftsteller. Katholische Leser werden sich überdies oft genug durch die mit dröhnendem Pathos hervorgestoßenen Kampfrufe eines seichten, vulgären Freisinns, der zwischen Radikalismus und Philistertum hin- und herpendelt, abgestoßen fühlen. Doch es müßte schon ein sehr haltloser Leser sein, den diese Kampfrufe und Deklamationen in seiner Ueberzeugung irre machen, ganz abgesehen davon, daß auch in dem freisinnigen Polterer immer ein recht gemütlicher harmloser Mensch steckt. Wer sich also gegen diese Gefahr gewappnet fühlt, der wird in dem Buche, abgesehen von mancher Stelle voll sonnigem Humor und gemütvollem Frohsinn, ein beachtenswertes Zeitbild finden mit einer Fülle von anregenden Streiflichtern auf gesellschaftliche und politische Zustände, namentlich aber auf unser Kunstleben. Schon diese letzteren Schilderungen allein machen das Buch lesenswert und sichern ihm volle Lebenswirkung. F. E.

Dr. Gertrud Zauth, Jörg Wickram: Der Jungen Knaben Spiegel. Mit dem Dialog: Eine Wahrhaffige History von einem ungerahtnen Son. Neudruck nebst Einführung und Nachwort. Verlag von Karl J. Trübner, Straßburg, 1917; XXXIII und 154 S., Preis gbd. Mk. 12.—.

Schon Wilhelm Grimm hat der Erneuerung des „Knabenspiegels", des ersten deutschen bürgerlichen Romans (1554), von dem Elsässer Schwankdichter, Satiriker und Minnesänger Georg Wickram von Kolmar das

Digitized by Google

Wort geredet. War es dem Romantiker bei dieser Empfehlung hauptsächlich darum zu tun, auf diesen realistischen Roman als auf ein beachtenswertes Gegenstück zu den romantischen Rittergeschichten des 16. Jahrhunderts hinzuweisen, — der Romantiker Graf Franz Pocci hat noch 1855 den alten Stoff in stark zusammengezogener Form erneuert —, so mußten für den Neudruck dieses didaktisch-pädagogischen Romans im 20. Jahrhundert andere Gründe maßgebend sein: er soll den heutigen Lesern im ursprünglichen Gewande und in der charakteristischen Sprache des elsässischen Volkes des 16. Jahrhunderts ein getreues Spiegelbild der kulturhistorischen Stimmung und Auffassung der bürgerlichen Kreise ebendieser Zeit abgeben. Zugleich hat sich die gelehrte Herausgeberin die Aufgabe gestellt, in kurzen Umrissen „einen Einblick in den wundervollen Ueberfluß der elsässischen geistigen Strebungen und der eigentümlich-alemannischen satirischen Geistesveranlagung im 16. Jahrhundert" zu gewähren, das literarische Werk Wickrams und in dessen Zusammenhange die Entstehung gerade dieses Romans, worin der Oberelsässer zum erstenmal aus dem Leben der Wirklichkeit schöpfte und das bodenständige, heimische Schrifttum von der welschen Fessel befreite, aufzuzeigen. Der Dialog vom ungeratenen Sohn wurde ebenfalls der Erneuerung für wert erachtet, weil er mit dem Roman psychologisch eine Einheit bildet und zweifellos dartut, daß der Held Wilbald des Knabenspiegels durch ein menschliches Erlebnis des Künstlers Gestalt gewonnen hat. Auf diesen Umstand ist die Tatsache zurückzuführen, daß die Schilderungen dieses Knabenschicksals auch den heutigen Leser merkwürdig ergreifen und fesseln. Oswald Floeck.

Jacobsen, Jens Peter: Frau Maria Gruppe. Bilder aus dem 17. Jahrhundert. Deutsch von Else v. Hollander. 1.—10. Tsd. 322 S. Weimar. Gustav Kepenheuer-Verlag. 1917. Brosch. Mark 2.—, geb. Mark 3.—, Geschenkbd. Mark 5.—.

Ein Buch der Leidenschaft, des Glück- und Liebebegehrens. Das Mädchen Marie Grubbe sucht Heldentum, Größe im Manne, und ihre erste junge Liebe zu einem berühmten Feldherrn enttäuscht sie. Von da geht es Stufe um Stufe bergab. Marie wird die Gattin eines Königssohnes, die Ehe scheitert und wird abgelöst durch ein freies Liebesverhältnis. Auch dieses zerbricht und es folgt ein zartes reines Intermezzo. In reifen Jahren heiratet Frau Grubbe einen Justizrat und bricht die Ehe mit einem Knecht ihres Mannes. Dieser Knecht wird ihr dritter Mann, und ihm, der ihren Stolz durch eine rohe Behandlung bricht, bleibt sie in treuer Liebe bis zum Ende zugetan. — Was will der Dichter? Eine Symphonie der Leidenschaften geben? Eine Darstellung der Unberechenbarkeit der Weibnatur, deren Erlösung in der Verbindung mit dem Manne eben durch jene weibliche Unberechenbarkeit und durch die das Weib nicht ins Letzte verstehende Art der ihr begegnenden Männer tragisch scheitern muß? Jacobsen war Naturforscher und litt unter seinem Atheismus. Wollte er eine Naturgeschichte der Ehe von seinem Standpunkt aus schreiben? Jedenfalls: das Ethos des Buches ist spröd und nur auf Umwegen klarzustellen, weil es nur aus dem Negativen zu folgern ist. — Die Form im Ganzen ist nicht bewältigt: das deutet schon der Untertitel des Romanes an. Aber in Einzelheiten ist sie glänzend; besonders das wesentlich Lyrische in dem Werk ist von einer Gewalt der Stimmung, die aus allerfeinfibelstem Nervengeäder strömte. Diese Nervosität der Form hat wie der geistige Gehalt einen starken Stich ins Dekadente. Die Kunst der in entsetzlichen Wehen sich gebärdenden neuen Zeit wird eine wesentlich andere, keine zergliedernde, sondern eine sammelnde und einende sein. Richard Knies.

Albrecht Schaeffer, Josef Montfort. Insel-Verlag, Leipzig 1918, 454 S. Preis brosch. Mk. 5.—, in Pappe 7.50.

Neun Geschichten, z. B. „Die tanzenden Füße", „Carlos Pasada",

Digitized by Google

„Gettatura", „Der gelbe Flecken", usw., in Tagebuchform erzählt von dem chinesischen Hausfaktotum Li des Barons Josef von Montfort, gruppieren sich um diesen Helden, dessen eigentümliche Seelenstruktur — Magie, wie er sie selber nannte, ihn immer dazu führte, etwas Unerhörtes und Grauenvolles zu sehen oder zu erleben. Mit der ihm eigenen Unerschrockenheit und Ungerührtheit steht er auch den seltensten Vorfällen auf dem Gebiete der Nachtseite der menschlichen Seele, den sonderbarsten Traumzuständen, Erscheinungen usw. als bloßer Zuschauer, ja, wo es nottut, als Helfer gegenüber. Es reizt ihn, seine merkwürdigen seelischen Eigenschaften zu prüfen und gerne hätte er einmal die Erfahrung gemacht, daß seine psychische Beschaffenheit infolge der Unerhörtheit und Ungeheuerlichkeit des Geschehens versagt. Der Gespenster-Hoffmann ist der Vater dieser Art grauenvoller Geschichten; während man aber bei ihm die Virtuosität der Erfindung und die Durchführung seiner Callotschen Manier anstaunt, verliert der Leser bei der Schaefferschen Nachahmung nicht selten den Faden, sicherlich aber die Geduld, diesen tollen Ausgeburten der ausschweifenden dichterischen Phantasie bis zu Ende zu folgen. Oswald Floeck.

Leonid Andrejew, Das Joch des Krieges. Roman. Aus dem russischen Manuskript übertragen von Hermyna v. Zur Mühlen. 1.—5. Tausend. Max Rascher Verlag A. G., Zürich 1918, 183 S. Preis brosch. Mk. 4.50.

Dieses dreiteilige Kriegstagebuch eines kleinen Petersburger Privatbeamten, vom 15. August 1914 bis 14. Jänner 1916 geführt, ist der in fortwährend sich steigernder Beängstigung und Seelenqual erpreßte Verzweiflungsschrei einer gedrückten Menschenseele über das Joch des Krieges, seine Opfer und Schrecknisse, seine Entbehrungen und Leiden, über die vollständige Umkehrung der sittlichen Begriffe und menschlichen Gesellschaftsordnung. Mehr oder weniger hat jeder, der in den verschiedenen von der Kriegsfurie heimgesuchten Ländern mit offenen Augen das Kriegsungetüm wachsen und mit den gräßlich verzerrten Zügen einer Meduse, deren beständiger Anblick schließlich versteinert, sich entwickeln sah, dieselben Betrachtungen anstellen, diese den schmerzlichen Erfahrungen an sich, seiner Heimat und seinen Lieben machen müssen. Insoferne kommt diesen Tagebuchaufzeichnungen typische Bedeutung zu. Oswald Floeck.

Maltzahn E. von: Ein Mann. Roman aus der Gegenwart. 198 S. Berlin, Martin Warneck. Gbd. Mk. 5.40.

Endlich wieder ein Buch, das sich aus den Niederungen der fabriksmäßig erzeugten Unterhaltungsliteratur wenigstens durch das starke Wollen heraushebt, heldenhaftes Beharren auf seiner Ueberzeugung dichterisch zu verklären. Der Held dieses Romans ist ein Offizier, ein wahrer Ehrenmann, der seiner christlichen Ueberzeugung, die ihm den Zweikampf verbietet, eine glänzende Laufbahn zum Opfer bringt, und nachdem er seinen Mut noch durch eine heldenhafte Lebensrettung bewiesen hat, auch die verdiente Anerkennung seines Heldentums findet. M.

Adler, Max: Die Tanzsymphonie. Ein Roman aus der Zeit. 134 S. München und Berlin. Georg Müller.

Der Verfasser wird zu den „Expressionisten" gezählt; expressionistische epische Kunst ist sein Roman aber nicht: was in diesem Buche aufgezeichnet, ist zum weitaus größten Teile Lyrik. Vielleicht sagt man selbst damit schon zuviel; denn mitunter glaubt man die Diagnosen eines Psychiaters über einen seiner Beobachtung übergebenen Patienten zu lesen. Eine Verpflichtung hat jede Kunststrebung: nämlich die der Gestaltung; hier wird aber nicht gestaltet, sondern psychologisch zergliedert. Selbst der Sprachstil, so raffiniert sein Helldunkel, an eine gewisse Pseudoromantik gemahnend, mitunter auch ist, ist nicht der des Künstlers, des Dichters, sondern der des Psychologen. Es sei nicht geleugnet, daß innerhalb dieser

Digitized by Google

Sphäre „Form“ vorhanden ist; sie ist aber nicht erreicht durch wesenhafte Bildkraft, sondern durch nüchterne Verstands- und Begriffsmäßigkeit, durch abstrakte Reflexionen — oft hat man auch den Eindruck einer philosophischen Abhandlung. Nicht Leben ist synthetisch gestaltet, sondern psychologischer Extrakt des Lebens durch Auflösung abgezogen und eingedickt. Wahrhaft expressionistische, d. i. Ausdrucks-Kunst, kann nur das Ergebnis einer geschlossenen, ganz und gar unironischen Welt- und Lebensauffassung sein, die durch einen starken Glauben (auch an das Ueberwirkliche) bis in die letzte Wesensfaser gewurzelt ist. Nur dann kann auch die Kunst die in ihrem Wesen begründeten und ihr innewohnenden Möglichkeiten ethischer Erlösung entbinden. Dem Roman Adlers gelingt das nicht, weil ihm jene Voraussetzungen fehlen.

Ein reiner Jüngling ringt um die Lösung seiner Lebenskrisis. Das Mittel: Besitz des Weibes, Vereinigung mit ihm, unter den Voraussetzungen einer im wesentlichen ästhetischen Kultur (trotz des gegenteiligen Anscheins im Hauptmotiv) versagt — muß versagen. Der Zusammenbruch könnte in seiner Tragik reinigend und erlösend wirken, wenn nicht eben der Mangel einer klaren Scheidung zwischen ästhetischer Kultur und einer ethosträchtigen Religion die Grundlagen des Ganzen erschütterte und ins Wanken brächte.

Zur Psychologie des Ringens und Strebens und der Sehnsüchte und Sehnsuchtswege der Zeit vor dem Kriege, um zur Synthese des Lebens zu gelangen, bringt das Buch ohne Zweifel viel. In die Hände Unreifer gehört es freilich nicht. Richard Knies.

Literaturwissenschaft.

Konrad Ferdinand Meyer und Julius Rodenberg. Ein Briefwechsel. Herausgegeben von August Langmesser. Berlin, Gebr. Paetel, 1918. 322 S.

In diesem Briefwechsel Rodenbergs mit K. F. Meyer zeigt sich der Berliner Redakteur von seinen besten Seiten. Kaum hat er nach Erscheinen des „Jürg Jenatsch“ die Bedeutung K. F. Meyers erkannt, als er schon für eine Besprechung in seiner „Rundschau“ sorgt und beim Dichter anfrägt, ob er nicht auch einmal der Rundschau etwas geben könne; und sofort ist auch eine persönliche Bekanntschaft geschlossen, die zu einer Freundschaft wird. Eifersüchtig wacht Rodenberg all die Jahre hindurch, daß der Schweizer ja keine Novelle irgendwo anders veröffentlicht als in seiner „Rundschau“; Gedichte ja, die darf er auch anderswo veröffentlichen, aber die Novellen müssen der „Rundschau“ vorbehalten bleiben, „Nord und Süd“, „Die deutsche Revue“ u. a. Zeitschriften mögen sich mit anderen Beiträgen begnügen. Immer wieder mahnt Rodenberg den Dichter leise, immer wieder aber betont er auch, er solle sich nicht beeilen, sondern das Werk ausreifen lassen. Und wenn eine Novelle fertig ist, dann wird sie so bald als möglich vorgenommen und mit möglichst eingehendem Urteil beantwortet; dabei spart Rodenberg mit seiner Kritik nicht, sie erstreckt sich bis auf einzelne Ausdrücke und Sätze. Man kann eingehend verfolgen, wie dankbar K. F. Meyer Rodenbergs Vorschläge und Urteile aufnimmt, was besonders deutlich bei der Schaffung des Lutherliedes zutage tritt. Meyer selbst meint am Schlusse, dieses Feilen und Putzen sei freilich „kleinlich und erbärmlich“, aber wenn einmal das Gedicht blank dasteht, so verbrennen wir unsere Briefe“ (168). Da das nicht geschehen ist, können wir Rodenbergs Einfluß abschätzen, alle Werke K. F. Meyers, vom „Heiligen“ angefangen durch eigene und durch Rodenbergs Aeußerungen beleuchtet sehen und mitunter auch ganz anregende Urteile über Wildenbruch, Spitteler, Gottfried Keller lesen. O. Katann.

Digitized by Google

Scheller Will: Stefan George. Ein deutscher Lyriker. Hesse u. Becker, Leipzig 1918. 142 S.

Ich wäre dem sehr dankbar, der mir einmal die besonderen Kunstmittel Stefan Georges so analysieren würde, daß über die Fäden seines künstlerischen Seins kein Zweifel mehr möglich wäre, kein Zweifel mehr darüber was wir als Gewinn und was als Verlust zu buchen haben. Scheller ist der Ansicht, das sei schon von seinen Vorgängern Breysig, Gundolf, Klages usw. geleistet. Tatsache ist, daß er kaum ein Gedicht künstlerisch analysiert. Sein vornehmstes Können liegt in einer großen Zungenfertigkeit, in dem Streben, einfache Dinge möglichst umständlich zu sagen, mit einem Wortschwall, der viel dahinter vermuten läßt, hinter dem aber wenig steckt. Daß eine außerordentliche Willenskraft das konsequente Schaffen des einsamen Stefan George beherrscht, darüber besteht von vornherein keine Meinungsverschiedenheit, ebenso über seine große Wirkung auf die Lyrik unserer Zeit. Scheller will aber auch zeigen, daß Stefan George die Kunst nicht als Kunstzweck betrachte, daß er von der Kontemplation zur Didaktik, von der Lyrik zur religiös-sittlichen Praktik übergegangen sei, daß er die Feilheit, Schamlosigkeit unserer Zeit verurteile, Verkünder einer besseren Zukunft, religiös gestimmt sei usw., aber er vermag es nicht, das aufzuweisen und seine Behauptung zu belegen. Gerade das aber wäre seine Aufgabe gewesen. O. K.

Verschiedenes.

Dr. J. Eberle, Zertrümmert die Götzen (zwölf Aufsätze über Liberalismus und Sozialdemokratie). 250 S. — Die Ueberwindung der Plutokratie (vierzehn Aufsätze über die Erneuerung der Volkswirtschaft und Politik durch das Christentum). 350 Seiten. — Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck. Preis jedes der beiden Bücher Mk. 5.60, gebd. Mk. 7.50.

Zwei Bücher, die an die Universalität alles Seins und Wissens glauben, an die Katholizität alles Wahren, Guten und Schönen und die deshalb, beschäftigen sie sich auch vorzüglich mit politischen und nationalökonomischen Fragen, auch der Gralgemeinde vieles zu sagen haben. Künstler, Aesthetiker, Kunstfreunde weichen gerne den furchtbaren, erniedrigenden Realitäten des Wirtschaftslebens, vorzüglich seiner modernen Dekadenz aus, höchstens versuchen sie es unmehr zu „ästhetizieren", zu beschönlichen. Freilich, Kunst und Wirtschaftsbrutalismus sollen nichts miteinander gemein haben; so sich eine Scheinkunst in den Dienst von Tagesgötzen des Goldes stellt, sinkt sie zur Dirne herab. Aber Kunst und Wirtschaftsgenialität, Kunst und organische, christliche Wirtschaft ergänzen einander, pflügen das gleiche Feld in menschlichen Seelen, sorgen beide dafür, daß der lebendige Geist sich an schönen, guten, wahren Formen erbaue. Und deshalb muß die Kunst aus solchen Büchern schöpfen, die ihr ein längst versunkenes, organisches Wirtschaftsideal nicht bloß in seufzender, historischer Reminiszenz vor Augen zaubern, sondern vor allem als stufenweise konkret realisierbare Zukunftsmöglichkeit in schöner, klarer Sprache darstellen. Wenn der moderne Kapitalismus sich seine dekadenten Mystiker bezahlt, so soll umgekehrt die gesunde, gottestrunkene, himmelwärtsweisende Kunst sich ihre Nationalökonomie schaffen, sie, sich und die Menschheit dadurch beglückend, soll des weiteren aber auch die Lehren gesunder Soziologie in ihrer eigenen Sphäre zur Anwendung bringen. Wenn Dr. Eberle den Wirtschaftsliberalismus, die mammonistische Wirtschaftsgesinnung, den Judaismus anklagt als die Zerstörer gesunder Volkswirtschaft und ein Reformsystem aufbaut, angefangen von der grundlegenden romantischen Herzenserneuerung der einzelnen Wirtschaftsindividuen bis zur technisch-praktischen Reform der Staatswirtschaft, des Bankenwesens, des Nur-Industrialismus, der Latifundienagrikultur, so behandelt er allerdings nur die wirtschaftspolitische Seite des Problems. Trotzdem

Digitized by Google

spinnen sich tausend Fäden an, die zur analogen Verworrenheit der Kunsttheorien hinüberleiten und zur analogen Erlösung aus dem ästhetischen Chaos, zur Rückkehr zum christlichen Kredo. E. K. W.

J. Schrönghamer-Heimdal, Das kommende Reich. Entwurf einer Weltordnung aus dem deutschen Wesen. Haas und Grabherr, Verlag, Augsburg. 316 S. Mk. 7.—.

Eine neue Staats-Utopie auf alter Grundlage. Schon Varro predigte den Römern: Divine natura dedit agros, ars humana aedificavit urbes, was in der Gleichnissprache Schrönghamers etwa lautet: Nieder mit Warenhaus und Kapital, zurück zum Volkstum und Walddorf. Es steckt sehr viel für weitere Kreise Beherzigenswertes in diesem Buch, ein neues „Zurück zur Natur", das ja nicht oft genug gepredigt werden kann; ein gesunder Sozialismus, der auf der Bodenreform aufbaut; dazu noch Antisemitismus, Antikapitalismus, arisch-germanischer Rassenglaube — und das alles vermengt zu Zukunftsplänen, die mit unserm Sieg als einer Selbstverständlichkeit rechnen. Ob nicht Manches jetzt erst recht (allerdings anders als hier erhofft) zur Wirklichkeit wird? — S. 207 muß es statt Goethe Schiller heißen. Dr. Hubert Rauffe.

Er kennt seine Pappenheimer —

Fulda, Ludwig: Die Nichtige. Traumschwank in vier Aufzügen. 181 S. Stuttgart und Berlin. J. G. Kotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1918. Mark 3.—, geb. Mark 4.50.

Ein junger Lederhändler leidet an dem Wahn, ein bedeutendes Künstlertalent in sich zu tragen: er malt, komponiert und dichtet — oder wenigstens: er versucht sich in diesen Künsten, ohne Erfolg. Zuerst glaubte er, daß die Tagesfrohn die Ursache seiner Unproduktivität sei. Als sein Sozius ihn vom Geschäftsdienst befreit hat, geht aber die Sache immer noch nicht. Nun muß seine Frau schuld sein. Diese Frau ist ein Ideal von Gattin und Hausfrau. Doch der „Künstler" ist unzufrieden mit ihr: er wünscht sich eine ehrgeizige Frau, die ihn aufstachelt; eine geistig bedeutende Frau, die ihn anregt; eine flotte Frau, die ihn sinnlich stachelt. Schluß des ersten Aktes. Nun erscheint ein „Traumkobold", der (zur Aufklärung des Publikums) hölzerne Jamben spricht. Der „Künstler" Theophil aber beginnt nun fast drei Akte lang ein Traumleben. Zuerst sieht er sich als Gatte seiner ehrgeizigen Frau. Sie propagiert ihren Künstler mit dem Erfolg einer großen Blamage am Schluß. Zum zweiten macht er seine Traumerlebnisse mit einer geistig bedeutenden Frau. Erfolg: Theophil muß vor ihrem aufgeblasenen Blaustrumpftum und ihrer Mannweibdraufgängerei als geistige Null und als Pantoffelheld zu Kreuze kriechen. Der dritte Streich: Theo hat im Traum mit einer „flotten Frau" auszukommen. Ergebnis: Hahnrei und Gerichtsvollzieher. Gesamtschluß: Erwachen aus dem Traum und auch aus dem Wahn, ein Künstler zu sein.

Also: Genre „Hasemanns Töchter", mit einigen derben Späßen „gewürzt", wodurch aber die Fadheit nicht gemindert wird. In der sogenannten „Schwank-Literatur" wird Fuldas neues Stück zu den „kleineren Uebeln" zu zählen sein. Richard Knies.

Verlag und Druck der Verlagsanstalt Tyrolia, Ges. m. b. H., Innsbruck. — Preßgesetz ich verantwortlicher Redakteur: Peter Kaiser, Innsbruck.

Das neue Reich. Wochenschrift für Politik, Kultur und Volkswirtschaft. Schriftleiter: Dr. J. Eberle. Die Bezugspreise betragen vierteljährig: In Deutsch-Oesterreich direkt per Kreuzband vom Verlag Wien I., Schulerstraße 1, K 7.50, durch den Buchhandel K 7.—. In Deutschland: Direkt per Kreuzband vom Verlag München, Schellingstraße 41, M 6.—, durch den Buchhandel M 5.—, per Post M 5.12.

Digitized by Google

Duft, Glanz und Ton.

Gedichte von Ferdinand Mayer.

Weihrauch.

Erdfärbig ringelt Weihrauch in die Luft
Und sein Gewölke kreist wie fahles Licht
Ums Goldgefäß der heiligen Monstranz.

Er fühlt, wie eine Hand voll Fieberduft
Der Hostie Gebild und blühend flicht
Sich in sein Kräuseln einer Ahnung Glanz.

Leis leuchtet er nach innen und es spielt
Sich in das irdische Gestieb von Grau
Erlesnes Licht. Aufatmend hält er an.

Und lieblich wie der Benedeiung Bild
Verwandelt sich der Rauch in holdes Blau
Und schwingt als himmlisches Gewölk hinan.

o o o

Vorm Weiher.

Betaut vom Glanze ziehst du leise
Erlesene und große Kreise
Und ringelst sie vergnügt dahin.

Doch langsam engst du die Grenzen
Der großen Ringe und das Glänzen
Der Kreise welkt gelassen hin.

Ein Schattenquell umspült die Dinge
Und nur die kleinsten deiner Ringe
Erhalten den erlauchten Schein.

So zieh auch ich die Kreise kleiner
Und reife ruhiger und reiner
In immer engere hinein.

o o o

Digitized by Google

Das Orgelspiel.

Wie Herzblut springt es aus den Flötentönen
Und strömende Musik durchbraust den Raum
Des Riesendoms. Die Pfeiler dämmen kaum.
Die Gnadenflut und waten tief in Tönen.

Der Wölbung Bogen tragen stolz das Dröhnen
Und jauchzend sammelt sich am Orgelsaum
Die Seligkeit aus Gottes Brust. Ein Traum
Erlösung wird zur Wahrheit in den Tönen.

Als stürzten alle Himmel auf die Pfeifen
Des Chores hin, so wühlt es in den Bräuden
Des Glanzgetöns vom Geist der Cherubsheere.

Und um die Säulen flattern Sonnenstreifen
Und leuchtend liegt das Spiel auf allen Wänden,
Wie wenn die Klangflut goldnes Spinnweb wäre.

o o o

Asenat.

Von Julius Zeyer.*)

Im fünften Jahre des Ueberflusses, zwei Jahre bevor das Jahr des Hungers anbrach, sprach Pharao zu Joseph, den er in seinem zweiten Wagen fahren und vor ihm ausrufen ließ: — Neiget Euch, neiget Euch! — also sprach er zu ihm: „Reise in das Land On und sage seinem Herrscher, dessen goldener Thron nur noch von dem meinigen überragt wird, sage ihm, er möge mit dir verfahren, wie ich in meinem Rate mit ihm besprochen und bestimmt habe und daraus wirst du die Größe meiner Freigebigkeit und die Tiefe meiner Liebe für dich erkennen, für dich, der du meine ägyptische Erde und all ihr Volk erlöset hast.“ — So sprach Pharao und Joseph reiste in das Land On.

Damals regierte dort ein Fürst, dessen Name im Laufe der Zeiten verhallt ist, während der Name seiner Tochter, Ase-

*) Von der Böhmischen Akademie der Wissenschaften in Prag autorisierte Uebersetzung aus dem Tschechischen des Julius Zeyer von Wilhelmine Frankl-Rank.

Digitized by Google

nat, niemals verklingen wird, weil sie eine vom Herrn des Schicksals Auserkorene war. Asenat lebte nicht unter dem Dache ihres Vaters und ihrer Mutter, sondern in einem Turm aus vielfarbig schimmerndem Marmor. Dieser Bau stand etwas entfernt vom Gebäude des Herrschers des Landes On. Ein Garten voll Tamarinden und Rosen, Papyrusgesträuche und Palmengruppen, reich an künstlichen, mit blauen und rötlichen Lotusblumen überdeckten Seen, trennte den Turm vom Palaste, und eine hohe Mauer aus grünem Granit, die durch fünf bronzene, breite und mächtige Tore Einlaß gewährte, verband den Turm und die Gärten mit dem Palast zu einem Reiche voll königlicher Pracht.

Obwohl bei ihrem Vater, lebte Asenat dennoch abgeschieden wie in einer Wüste und außer ihren Eltern und sieben Jungfrauen, schön wie sieben Planeten, die mit ihr im Turme lebten und ihr dienten, erschaute niemand ihr Angesicht. Asenat war vollständig Herrin ihres Willens und alles, was mit ihr geschah, geschah nach ihrer Bestimmung und ihrem Urteil. Sie wollte die Welt nicht sehen und nichts von ihr wissen und kein Mann, mit Ausnahme ihres Vaters, hatte ihr Antlitz jemals erblickt. Man sagte, ihr Stolz sei so groß wie ihre Schönheit, die im ganzen Aegypterlande berühmt war. In der Nähe hat sie wohl kein Fremder gesehen, es war aber bekannt, daß, wenn Asenat das flache Dach ihres Turmes betrat, ihre Schönheit in die Tagesferne strahle, und der verwunderte Wanderer, die Ursache seines Geblendetseins nicht kennend, seine Augen mit der Hand beschatte und seitwärts blicke und betroffen frage: Welch' neuer Stern ist auf dem dunkelazurnen Himmel Aegyptens aufgegangen?

Asenat betrat allerdings selten die Höhe ihres Hauses. Sie verweilte am liebsten in ihrem innersten Gemache, versunken in die mystische Tiefe unbestimmter Ahnungen, rätselhafter Sehnsüchte und mehr empfundener als ausgesprochener Gebete. Dort im Saale stand ihre goldene Ruhestätte, umgeben von Götterbildwerken und deren Symbolen: Amon und seine Gans, Maut und ihr Geier, Etab und ihr Käfer, Hathor und ihre Kuh, Osiris und sein Widder, Anubis und sein Schakal, Hor-m-Chut und seine Sphinx, Toth und sein Ibis standen um das Prunklager, und die Augen aller dieser Götter und geheiligten Tiere bohrten sich auf die Stätte; wo Asenat, in ihrer Regungslosigkeit und Pracht selbst einem Götzenbild ähnlich, zu sitzen pflegte und, sich sozusagen in den aus den Götteraugen fließenden magischen Strömen badend, ihre Seele in den Limbus prophetischer Träume tauchte, die ihr eine überirdische Herrlichkeit und Seligkeit in unbestimmter Zukunft verhießen. Dieses Emporschwingen aus irdischen und

Digitized by Google

alltäglichen Verhältnissen bezeichneten dann die Uneingeweihten, aus der Ferne und Oberflächlichkeit urteilend, als Stolz und Hochmut.

Die größte Ehrfurcht erwies Asenat dem Gotte Ra; seine Bildsäule stand dem Sonnenaufgang zugekehrt. Uralter Sage nach entstammte ihm ihr Geschlecht. Denn einstmals regierte Ra königlich als Sterblicher über Sterbliche, die sich aber in ihrem Uebermut gegen ihn auflehnten und verschworen. Da berief Ra in den großen Tempel des Landes On die übrigen Götter und sprach zu ihnen: Blicket auf das Menschengeschlecht! Ich habe es erschaffen und es lästert mich und meine Langmut ist zu Ende! Was damit beginnen? — Und Tafnut mit dem Haupte der wilden Löwin nahm das Amt der Bestrafung auf sich und begann das Menschengeschlecht mit der Wurzel auszurotten. Es entstand ein so fürchterliches Gemetzel, daß Tafnut durch eine lange Reihe von Nächten ihre Füße in den Strömen von Menschenblut badete. Und die Götter füllten sieben Tausend Gefäße mit Blut und brachten sie vor Ra, der, darüber entsetzt, sich erbarmte und schwur, den Rest der Sterblichen zu verschonen. Und so wurde das Menschengeschlecht vor völligem Untergang bewahrt.

Vor der Bildsäule des Ra goß Asenat die seltensten Wohlgerüche aus und zündete das kostbarste Räucherzeug an. Vor dem großen Fenster, dem er sein Antlitz zugewendet hatte, ging der Ausblick in den Hof des ehrwürdigen, ihm geweihten Tempels. Dieses Heiligtum war vom Palaste des Herrschers etwas entfernt, allein noch nahe genug, um Asenat den blauen, künstlichen, zwischen den Palmen glitzernden See erkennen zu lassen, auf dem in hellen Sternennächten bei feierlichen Anlässen mit herrlichen Fahnen geschmückte und von Silberlampen beleuchtete Schiffe in langen Reihen die Wellen durchfurchten; nahe genug, daß sie auch die mystische Musik genau zu hören vermochte, welche von den Verdecken dieser Schiffe erklang, wo Harfenspielerinnen und Bläserinnen, deren dunkle Umrisse klar sichtbar waren, ihren Harfen und kostbaren Blasinstrumenten feierliche Töne entströmen ließen. Auf dem Vorderteil der Schiffe erschienen in blauen Nächten die schlanken Gestalten von Tänzerinnen in ihren festlich-heiligen Gewändern.

Und einmal, als die Nacht azurner als alle die vorhergehenden war, die Sterne leuchtender als gewöhnlich und die Festlichkeiten im Tempel des Gottes Ra von vornehmerer Pracht als je zuvor, empfand die erregte, von der Höhe des Turmes blickende Asenat mit einem Male eine bis dahin ungeahnte Bewegung. Es war ihr zu Mute, als träte sie aus sich heraus, als käme ihr Sein in andere Verhältnisse, als wüchse sie

Digitized by Google

und vertiefe sich ins Namenlose, und ein nie gekanntes, unbestimmtes Wonnegefühl bemächtigte sich ihrer. Freudentränen stiegen ihr in die Augen und eine leise, innere Stimme flüsterte ihr zu, sie beträte nun das Tor der großen, ihr bestimmten Schicksale; es sei die Stunde gekommen, in der ihre prophetischen Träume Leben gewännen und ihre großen Ahnungen, die ihr den Gipfelpunkt menschlicher Glückseligkeit verhießen, nahe der Erfüllung seien. Dieses plötzliche Erlebnis war so überwältigend, daß Asenat wie tot auf das inmitten der Bildwerke der mächtigen Götter stehende goldene Lager niedersank. Erst mit dem Morgen kam ihr das Bewußtsein wieder.

Und es geschah, daß an demselben Morgen zwei ihrer Jungfrauen unter dem Turmfenster, wo sie eine junge Palme pflanzen wollten, beim Graben des Erdreiches ein goldenes Kästchen fanden und dieses ihrer Gebieterin überbrachten, die es öffnete und darin einen zusammengerollten Papyrus erblickte. In dem Deckel des goldenen Kästchens waren die Worte eingegraben: „In meinem Schoße berge ich große und heilige Geheimnisse, zwischen meinen goldenen Wänden ist das Buch des dreimal größten Hermes-Toth versteckt".

Da erbebte Asenat wie bei einem großen Schrecken: Hermes-Toth! War sein Buch nicht erhabener und geheimnisvoller als selbst das „Buch der Toten", das man den Abgeschiedenen unter das Haupt in den Sarg legte als Reisestärkung nach Amenthes? „Das Buch der Toten", in dem sich ein Kapitel mit der Aufschrift befand: „Dieser mit blauer Schrift auf einer Alabastertafel gezeichnete Kopf wurde in Hermopolis zu Füßen des Gottes Toth gefunden, zur Zeit des Königs Menkeuré, vom Fürsten Hostafetes, auf seiner Fahrt zur Besichtigung der Tempel. Er brachte die Tafel in das königliche Heiligtum. Oh, großes Geheimnis! Als er dieses heilige und reine Kapitel gelesen hatte, sah und hörte er nichts mehr, näherte sich nie mehr einem Weibe und genoß weder Fleisch noch Fisch jemals wieder."

Es gab aber ein Buch, das dieses geheimnisvolle Buch an tiefer Weisheit noch überragte, nämlich das des dreimal großen Hermes-Toths dreimal geheiligte und dreimal ehrwürdige Buch, und siehe, dessen Abschrift befand sich in den Händen Asenats und die tiefsten Wahrheiten und erhabensten Erscheinungen blickten sie an aus den Zeichen der geheiligten Schrift dieses Papyrus. Und diesen Zeichen entstieg ein Schein und Asenat kam es vor, als ob in ihrem Innern sich ein ähnlicher Glanz ausbreite, wie das Dämmern eines neuen Lebens. Und ihr war zu Mute, als ob alle ihre Gedanken und alle ihre bisherigen Verhältnisse in den Nebel der Vergan-

Digitized by Google

genheit versänken und ein Etwas, das bisnun nicht gewesen, in ihr Inneres einträte, aus dem Dunkel des Nichtseins in ein bestimmtes Sein. Es war ein ebenso großer als schwer zu fassender Zustand. Ihre Blicke bohrten sich in das Buch, in dem sie folgende Worte las: „Horche in Deinem Innern und tauche unter in die Unendlichkeit von Raum und Zeit. Dort widerhallt das Lied der Sterne und die Stimme der Zahlen und die Harmonie der Sphären! Jede Sonne ist ein Gedanke der Urewigkeit und jeder der Planeten die Form eines Gedankens Um diesen göttlichen Gedanken zu erkennen, darum nur wallfahrtet ihr Seelen mühselig hinauf und herunter über die Bahn der sieben Planeten und durch ihre sieben Himmel!"

Asenat griff nach der Stirn und schloß die Augen; es kam ihr vor, als beleuchte eine Fackel in unirdischer Flamme den Weg ihrer Seele ins Unbekannte, ins Ungeahnte, ins Geheimnisvolle. Dann riß sie die Augen völlig auf und blickte um sich, als ob sie jetzt erst zu sehen begänne. Und sie sah mit einem neuen Gesicht. Alles erschien ihr anders als bisher. Wie anders erschienen ihr nun die Götzen und wie anders sah sie Land und Natur! Wie war der Himmel tief, durchsichtig und hell! Die kaum aufgegangene Sonne erschien ihr dämmerig gegen den Glanz des hinter ihr sich öffnenden Abgrunds des Lichtes, in dem sie untersank. Und was schwamm durch die Ströme von Leuchten und Blitzen? Siehe, war es ein Phantom, ein Bild, das von Ewigkeit her bestehende Urbild der Insel Chemi, nach der später das Aegypterland gebildet wurde? Eine heilige Angst bemächtigte sich Asenats und sie wurde sich dessen bewußt, daß sie der Unendlichkeit, der Ewigkeit ins rätselvolle Angesicht schaue und daß ihre Blicke in die Tiefen des Empyräums tauchen.

Das Haar stand ihr zu Berge und sie schloß abermals die Augen. Das Bewußtsein, sich im Reiche der Zeichen und Wunder zu befinden, beschwerte und beunruhigte sie; es streifte sie der kalte Hauch des Todes und es war ihr, als stürbe sie. Im Dunkel der geschlossenen Lider bewegten sich beschattete und blaue Sonnen in wildem Reigen und verursachten ihr eine Ohnmacht. Als die Erscheinungen dieser Sonnen langsam verlöschten und verschwanden, besänftigte sich das Klopfen ihres Herzens, das aufgepeitschte Blut beruhigte sich in den Adern und das Bewußtsein kehrte wieder in ihre Seele. Langsam öffnete sie die Augen, blickte aber nicht weiter zum Fenster hinaus; eine Zaubermacht zwang sie, sich mit dem Papyrus zu beschäftigen, und sie begann ihn zu entrollen. Da erschaute sie die Aufschrift: „Offenbarung des Hermes." Groß war ihr Erstaunen darüber! War es ihr denn nicht durch ihren Vater bekannt, daß die „Offenbarung des Hermes" nie-

Digitized by Google

mals auf einem Papyrus niedergeschrieben worden und nur durch symbolische Zeichen auf der verborgenen, den Uneingeweihten völlig unbekannten unterirdischen Säulenreihe angedeutet war und daß deren mündliche Ueberlieferung nur von Oberpriester auf Oberpriester überging? Und siehe, da lag das große Geheimnis vor ihr und ihre Augen durften es enträtseln. Ihr Herz schlug abermals stärker und wilder, abermals empfand sie, daß ihre Seele sich auf die Reise ins Unbekannte begäbe, von Endzielen angezogen, einer Bahn folgend, auf der die Kräfte des Körpers versagten wie am Grabesrand. Ohne zu zaudern begann sie zu lesen:

„Eines Tages sann ich über das Dasein der Wesen und ihre Entstehung nach und meine Einbildung trug mich der Höhe zu und mein ganzes körperliches Empfinden erlosch wie in einem tiefen Schlummer. Da war mir, als ob ein unendliches, unbegrenztes Wesen mich beim Namen riefe und spräche: „Was willst du hören, was sehen, was erfahren und erkennen?“ Und ich antwortete: Wer bist du? „Der allerhöchste Um“, wurde mir entgegnet, „ich weiß, wornach du dich sehnst, und ich bin überall mit dir.“ Ich will, sagte ich dann, die Belehrung über die Wesen, ich will wissen, was sie sind und will die Gottheit erkennen. Da erklang die Antwort: „Es wird dir gegeben sein, den Gedanken zu erfassen und zu begreifen.“ Und mit einem Mal wurde mir alles offenbar und siehe da, was erblickte ich: Ein sanftes Licht voll süßen Zaubers drang von allen Seiten auf mich ein und es wimmelte in diesem von Erscheinungen niegeschauter Schönheit, als plötzlich ein Anprall von gräßlicher Finsternis eindrang, einer Finsternis, in welcher angsterregende, schlangenartige Gestalten schwärmten, und diese Finsternis war wie ein Meer aus trüber Feuchtigkeit voll Rauch, wie er dem Feuer entströmt, und ein gespensterhafter Lärm durchdrang sie. Plötzlich aber kam aus diesem Düster ein Aufschrei ohne Worte und schien die Stimme des Lichtes zu sein. Sofort schlug eine dünne, durchdringende Flamme aus der tiefen Feuchtigkeit hervor, schlug empor zu den Höhen des Aethers. Und in den Abgründen der Finsternis fing es an zu wimmeln und was formlose Masse war, begann Gestalt anzunehmen und sich nach der Stimme des Lichtes zu reihen, die nun in der Höhe ertönte....“

Asenat war berauscht, berückt. Die Worte, welche sie gelesen, waren wie Schwingen, die sie in die Höhen emportrugen. Aufschrei des Lichtes! O, wie sie das begriff — auch in ihrem Innern erklang der Aufschrei und das Licht ergoß sich durch ihre Seele, sanft, süß, ehrwürdig und heilig! In der Begeisterung ihrer Dankbarkeit berührte sie mit ihren Lippen den

Digitized by Google

Papyrus, verneigte sich vor den heiligen Hieroglyphen und las also weiter:

„Hast du deine Vision begriffen?“ wurde ich befragt und ich gab die Antwort: Nein. Da wurde mir gesagt: „Das Licht, welches du zuvor erblicktest, das war das göttliche Um, der alles umfaßt und alles in seiner Macht hat und in welchem die Unwesenheit aller Wesen ist. Die Finsternis, in der du sie untertauchen sahst, das ist die Welt der Materie. Die Stimme des Lichtes, die aus dem Dunkel des Abgrundes kam, ist, Um entspringend, das Wort: Gottes Sohn.“ — — — — — Was sprachst du, fragte ich, nicht fassend, und es erklang die Antwort: „Was in dir zu sehen, hören und zu begreifen vermag, ist das Wort und darum nur siehst, hörst und begreifst du, weil das Wort in dir ist. Um ist der Vater, das Wort der schöpferische Sohn und beider Vereinigung bildet das Leben — — — —“

Als Asenat diese Sätze zu Ende gelesen hatte, bewegte sich ihr Herz wie in allerhöchster Freude und als sie den Papyrus abermals mit den Lippen berührte, da, siehe, sproß aus jedem Zeichen des letzten Satzes der Handschrift ein weißer Lotos hervor, erglänzte und fiel still auf den Marmorboden nieder. Und Asenats Augen weiteten sich wie zwei dunkle Sonnen und saugten sich in die Schrift des Papyrus ein und die Lotosblüten drängten sich immer dichter und dichter und regneten auf das Pflaster nieder, so daß das ganze Gemach von ihnen bedeckt war und es entströmte ihnen ein so betäubender Duft, daß Asenat, von demselben überwältigt, das Buch aus ihren langen, zarten, mit Türkisen geschmückten Fingern fallen ließ und sie selbst, einer gebrochenen Blume gleich, auf ihr goldenes Lager hinsank. In ihrem halbohnmächtigen Zustand kehrten sich ihre Blicke dem Aufgang zu und siehe, was sich ihr für eine glänzende Vision darbot: es öffnete sich der Himmel, aus dessen wolkigem, weißem Tor schritten zwölf Fächerträger des königlichen Hauses. Auf ihren Schultern trugen sie einen großen goldenen Schild und auf diesem ruhte ein junger, unsagbar schöner Mann in einem fließenden Gewande aus weißem Battist, mit einer Sternenkrone auf dem Haupte, in welcher eine Sonne aus Rubinen flammte. Und zwölf Jünglinge trugen seine Rüstung, sein Szepter und seinen Mantel und hinter ihnen schritt eine Menge von Priestern mit Tiaren auf den Köpfen, auf der Brust goldene Platten tragend, die mit kostbaren Edelsteinen besetzt waren, und wahrlich, kein Pharaone hatte jemals ein glänzenderes Gefolge! Fahnen flatterten durch die Lüfte und das Gedröhn von Fanfaren, metallenen Trompeten und Posaunen war dem Donner von Wasserfällen gleich. Und die Fahnen senkten sich mit einem

Digitized by Google

Male vor der erstaunten, kaum atmenden Asenat und der Gekrönte auf dem Schilde blickte sie an und wie Frühling erstrahlte sein Lächeln. Eine nie zuvor gekannte süße Freude schwellte ihr Herz und in ihrem halbohnmächtigen Zustande seufzte sie tief auf. Ihre Augen schlossen sich und die Vision entschwand wie ein Traum. Müd erhob sie nach einer Weile ihr Haupt und blickte um sich. Da sah sie ihren Vater: der Herrscher des Landes On war leise eingetreten und stand vor ihr, faßte sie bei der Hand und sprach: „In seinem Ruhme und seinem Glücke hat sich Pharao meines Hauses erinnert. Ich bringe dir eine große Neuigkeit. Unter allen Jungfrauen der ägyptischen Erde hat Pharao dich ausersehen, die Gattin seines Vertrauten zu werden, des Erlösers der ägyptischen Erde, Josephs aus hebräischem Stamme."

Asenat aber freute sich nicht. Sie vernahm vielmehr die Botschaft mit großem Unwillen, es war ihr wie dem Vogel, der durch einen Steinwurf aus seinem schwindelnden Fluge zur Sonne in den Staub niedergeschmettert wird. Aller irdische, durch Jahrhunderte von Geschlecht zu Geschlecht in ihrer Familie vererbte, in ihr unbewußt schlummernde Stolz bäumte sich in ihr auf. Ihre Blicke flammten in wildem Zorn und mit zitternden Lippen rief sie aus: „Ich hätte nicht gedacht, daß mein eigener Vater mir meine Erniedrigung freudig künden wird! Bin ich die Tochter eines Sklaven, daß mich Pharao an einen einst unfreien Mann vergeben will, den er irgendwo im Dunkel eines Kerkers gefunden hat? Mich an einen Mann aus dem Stamme niedriger, durch die Wüste nomadisierender Hirten auszuliefern! Was bedeutet mir Pharaos Wille? Und hätte er auch das Recht, über mich zu verfügen, wie dürfte er den Bräutigam für mich anderswo als in der Reihe seiner eigenen Söhne suchen?"

Darauf verhüllte sie ihr Angesicht mit einem dunklen Schleier und trauerte in ihren Gemächern über die ihr widerfahrene Erniedrigung und über die getötete Fähigkeit ihrer Seele, in erhabenen Visionen zu leben, die, wie es den Anschein hatte, in ihr plötzlich erloschen war. Und das geschah an demselben Tage, als Joseph, Pharaos Vertrauter, im Lande On ankam und vor dem Tore des Herrscherpalastes anhielt. Das Tor flog auf und im Schatten der Palmen, im Rauschen der Wasserkünste und im Säuseln des Papyrusgesträuches ertönten die Rufe der Läufer, die dem mit schneeweißen Schimmeln bespannten Wagen, auf dem Joseph ruhte, vorangflogen: „Neiget Euch, neiget Euch!" — Der Widerhall dieses Rufens drang bis in Asenats Gemächer. Sie saß auf dem Boden, ihr aufgelöstes Haar hüllte sie wie ein Mantel der Nacht ein und ihre verzagten, in Tränen schwimmenden Augen

Digitized by Google

waren düsterer als der Schein verschwiegener Sterne. Die Rufe vernehmend, erhob sie sich. Mit einem wilden Griffe riß sie den Trauerschleier herab, ein edler Wahnsinn malte sich auf ihrem Antlitz und sie trat an das Fenster, um ihren Fluch gegen den Sendling Pharaos zu schleudern, der nur nach dem Lande On gekommen war, um alle ihre Träume, alle ihre prophetischen Visionen zu vernichten. Sie erhob die Hände, blickte in den Hof herab und ihre Lippen öffneten sich ein wenig, das Zauberwort des Fluches auszusprechen. In diesem Augenblicke erschaute sie Joseph im weißen Schimmer seines Battistgewandes und seiner silbernen Rüstung. Auf seinem Haupte strahlte eine Krone aus zwölf Sternen, zwischen welchen eine Sonne aus Rubinen flammte, in der Hand hielt er einen Olivenzweig. Was aber bedeutete der Glanz aller Edelsteine gegen seine strahlende Mannesschönheit? Man sagte ja, daß die Götter alle Schönheit in zehn Teile geteilt hätten, mit einem derselben alle Sterblichen begabend, während die übrigen neun einzig und allein Joseph zugefallen seien! Doch nicht seine Schönheit allein überraschte Asenat so sehr; was sie vor Erstaunen fast erstarren ließ, das war die schauernde Erkenntnis, daß ihre aus den Tiefen des Empyräums kommende Vision in diesem Manne zum Leben erwacht war! Das war er, der Held, den zwölf Fächerträger auf einem goldenen Schilde aus dem Tore des Empyräums getragen hatten! Asenat blieb regungslos, alles Blut strömte ihr zu Herzen und ihr Herzschlag setzte aus. Da erhoben sich Josephs Blicke zum Fenster empor. Tiefes Rot flog über sein Angesicht, seine Augen senkten, sein sternengekröntes Haupt neigte sich. Ihr Herz begann wieder zu klopfen und ein Meer unendlicher Liebe ergoß sich in die Tiefen ihrer Seele. Asenat wurde sich in diesem Augenblicke bewußt, daß diese Liebe Ewigkeiten überdauern, ja, daß sie niemals in ihr erlöschen werde, weder hier, noch in der Dämmerung jenseits des Grabes. Langsam trat sie vom Fenster zurück und verhüllte abermals ihr Antlitz, doch nicht mehr in Trauer. Die Umwelt hörte auf, eine Wirklichkeit für sie zu sein. Sich in ihren Schleier hüllend, schied sie sich unbewußt, symbolisch von ihr ab und ihre ganze Welt war in ihrem Innern, eine neue, durch eine Vision verkündete, nun durch einen einzigen Blick aus dem Auge des sternengekrönten Mannes zum Leben erwachte Welt.

Der Herrscher des Landes On aber ging Joseph entgegen und führte ihn in sein Haus, in ein hohes, goldstrotzendes Gemach, umarmte seinen Gast und sprach zu ihm: „Willkommen sei unter meinem Dache, der die ägyptische Erde erlöst hat! So wie dieses Haus sein Tor, so öffnet sich mein Herz angel-

Digitized by Google

weit für dich. Ich neige mich vor dir und neige mich vor Pharaos Willen. Es geschehe, wie er mit mir beschloß."

Joseph war sehr erstaunt und erwiderte: „Was ist meinem Herrn gefällig und was ist Pharaos Wille?"

„Weißt du denn nicht," antwortete der Herrscher des Landes On, „daß Pharao dir meine Tochter zum Weibe gibt?"

Josephs Herz klopfte heftig und ängstlich und er sprach mit ruhiger und schmachtender Stimme: „Sage, Herr, war die Mädchenerscheinung am Fenster des hohen Turmes deine Tochter?" Und sein Atem stockte, die Worte erstarben ihm auf den Lippen.

„Wie du sagst," entgegnete der Herrscher, „so ist's. Und siehe, ihre Mutter führt sie herbei, dich zu begrüßen."

Asenat stand zur Seite ihrer Mutter hoch und schlank im Schimmer ihres silberdurchwirkten Gewandes; der Schleier, der vom Scheitel ihres Hauptes floß, umwand sie einer Schlange gleich bis zu den Fersen und an ihrer Brust glühte eine Rose aus hellem Golde. Eine unaussprechliche Lieblichkeit und Anmut ging von ihrer Erscheinung aus und ihr Vater nahm ihre Hand, legte sie in die Hand Josephs und sagte: „Nimm diese Hand, die bis nun nur den Göttern gedient, und das Herz, welches nur für sie geschlagen hat. Niemand auf der ganzen ägyptischen Erde hat sich vor ihren Bildern eifriger geneigt, als Asenat! Ihnen war ihr ganzes Leben geweiht."

Und Asenat flüsterte wie im Traume: „Vor Götterbildern habe ich mich geneigt, nun sei du, o Herr, der Gott meiner Seele!"

Da wurde Joseph totenblaß, erbebte vor Grauen, ließ ihre Hand fahren und schrie auf: „Schändlich ist's, sich vor Dämonen und ihren Bildern zu neigen! Ferne bleibe mir jene, die meinen Herrn, meinen Gott nicht kennt!"

Und er rief seine Diener herbei, die Pferde zu bringen, um aus diesem Hause des Götzendienstes die Flucht zu ergreifen.

Asenat stand vernichtet und stumm, dann aber flüsterte sie: „Du gehst davon und fluchst mir und ich habe dich gesegnet! Ich habe mich dir unterworfen und du zahlst mir mit Schmähung, die wie ein Schwert mein Herz durchbohrt und unterwühlt wie die Säule meines Stolzes sinke ich in den Staub, um zu sterben!"

Taumelnd ging sie von dannen, gestützt von ihrer laut schluchzenden Mutter. Ihre Blicke erloschen und Totenblässe bedeckte ihr Angesicht. Als Joseph ihr großes Leid sah, seufzte er tief auf, trat an sie heran, legte seine Hand leicht auf ihre Stirn und sprach: „Ich segne dich und du bist mir teuer wie eine

Digitized by Google

Schwester. Dennoch aber gehe ich von hinnen, denn dein Götzendienst treibt mich von dir fort."

Sein Haupt neigte sich, Tränen schossen aus seinen Augen und langsam schritt er dahin, wo seine Pferde in der Nähe des bronzenen Palasttores ungeduldig den Boden scharrten.

Asenat blickte ihm nach, sie vermochte nicht zu glauben, daß es möglich sei, ihn für immer zu verlieren. Als er verschwunden war, ging sie schnell in ihr Gemach, zerriß ihr Gewand und trauerte Tag und Nacht. Weder Mutter noch Vater ließ sie vor ihr Angesicht, ohne Tränen und ohne Trost versank sie in das Todesleid ihres Kummers. Dann erhob sie sich, schaute um sich und auf die Standbilder der Götter, deren Blicke sich aus der Härte des Metalls und Steines auf sie bohrten.

Wie ein Sturm ergriff es ihre Seele und ein Fluch kam aus ihrem Munde.

„Ihr habt mich betrogen, ihr Lügengötter," rief sie leidenschaftlich, „ihr habt mich betrogen und ich sage mich von euch los! Sinket in den Staub wie mein Stolz und seid vernichtet, wie mein Glück und mein Leben!"

Mit übermenschlicher Kraft riß sie die Götterbilder von den Postamenten herunter und ihre Trümmer donnerten über das Pflaster, daß der Turm von Grund auf erbebte. Dann bewaffnete sie sich mit einem Hammer und zerschlug die zerbrochenen Götzen in Stücke. Ermüdet von ihrem Wüten warf sie sich schließlich auf den Boden zwischen die Trümmer der Bildwerke nieder und eine unendliche Leere, einer trüben Wüste gleich, bemächtigte sich ihrer Seele.

„Wehe mir," lispelte sie, „meine Welt zerfiel in Schutt, was wird nun mit mir werden?"

Ihre Augen wendeten sich dem großen Fenster zu, durch welches ihr die Morgenröte entgegenleuchtete. Da schien ihr plötzlich, als wäre der ganze Osten ein einziger, ungeheurer, rosenfarbiger Lotos, der seinen Kelch öffnete und in diesem Kelche lohte eine unermeßliche Tiefe in rubinrotem Scheine. Aus dieser Bodenlosigkeit ergoß sich eine ganze Milchstraße smaragdgrüner und himmelblauer Sterne und einer der schönsten flog wie ein Blitz durch den grenzenlosen Raum und versank in den unter dem Turme liegenden Gärten, und siehe, was im Fluge wie ein Stern erschien, das war nun ein schöner Jüngling, schön wie die Morgendämmerung selbst, und sein Gewand war glänzender als die Blitze; die mächtigen Fittiche, welche ihn hieher getragen, waren azuren und silberne Lichter zitterten auf dem dunklen Blau wie kräuselnde Gewässer. Hell waren seine Augen und in den Händen hielt er einen Stengel, auf dem drei frische und duftige weiße Lotose blühten. Und

Digitized by Google

wie ein Lichtstrahl war er durch die geschlossene Tür still in das Gemach eingedrungen und stand vor Asenat. Sie verneigte sich vor der lieblichen Erscheinung, von der Ehrfurcht ausging, und eine unerklärliche Freude bemächtigte sich ihrer; verwundert fragte Asenat: „Wer bist du und warum bist du in mein Gemach eingedrungen?“

Lächelnd hob der Himmelsfürst die Hand, schüttelte die Lotose und der süßeste Duft ergoß sich mit dem Tau aus den Blüten.

„Ich bin ein Bote,“ sprach er dann, „und meine Botschaft ist schön und bedeutungsvoll wie diese Blüten. Sie sind Kinder der Feuchtigkeit und Wärme, und darum das Symbol des Geistes und der Materie. Er, der von Ewigkeit her ist, ist der Geist des Feuers und alles, was ist, ist durch ihn erschaffen. Und alles, was die Urmutter, die feuchte Erde, begonnen, vermag Er allein in bestimmte Form zu kleiden.“

„Er?“ fragte Asenat träumerisch und sinnend, „wer ist Er und wer kennt Ihn? Ist Er es, den der dreimal große Hermes-Toth in seiner Vision sah?“

„Hermes wußte von Ihm“, erwiderte der Bote, „und der menschliche Geist weiß von Ihm von dem Augenblick an, wo Er sich seiner selbst bewußt geworden ist, und weiß von Ihm, Hermes gleich, durch die Vision. Alle großen Eingeweihten lernten Ihn durch die Vision kennen, sie erblickten Ihn für einen Moment im Glanze großer Wahrheit, Urwahrheit. Aegypten kannte Ihn in dem geheimnisvollsten Geheimnis seiner Tempel, die Wahrheit überschritt aber niemals ihre Schwelle und das Aegyptervolk verfiel dadurch in die Sklaverei der Materie. Trotz deiner allzu nebelhaften Ahnung hingst auch du dem Irrtum an, aber dein Zorn, bei dessen Anfall du die Götzen zerschmettert hast, war die Eingebung der in deiner Seele versteckten Wahrheit; unbewußt hast du dich gegen die Gewalt der Materie aufgelehnt. Und die Macht der Materie beginnt zu schwinden. Wisse, daß der Sieg des Geistes bereits naht. Im Hintergrunde der Zeiten drängt sich heute schon ein jetzt noch in Aegypten verachtetes Volk, das den zukünftigen Zeiten ein Licht leuchten lassen wird, entzündet an der heiliggeheimnisvollen Flamme der Tempel deiner Heimaterde; es ist ein Hirtenvolk, das hebräische Volk, dem Joseph entstammt. Gott wählt die Demütigen zu seinen Helden und der Demütigste der Demütigen wird König der Welt sein. Seinen Namen singen heute die Sterne in ihrem Reigen, aber die Erde wird den Namen erst vernehmen, bis die Fülle der Zeit gekommen sein wird. Dann wird in Armut und Niedrigkeit das Heil der Welt geboren werden.“

Asenat erbebte, von einer unfaßbar scheinenden Offenbarung überwältigt und flüsterte ängstlich: „Herr, wie bin ich

Digitized by Google

würdig, solch' große Botschaft zu hören? Warum hast du mich zu deiner Vertrauten gewählt? Willst du mich durch die Größe deiner Verkündungen vernichten und meine schwache Brust des Atems berauben?"

Die Erscheinung strahlte Asenat mit einem guten und schönen Lächeln an und Mut kehrte in ihre Seele ein. Sie blickte ihn an und der Bote schüttelte die Lotose und siehe, einer der Blüten entfiel der Samen, den legte er auf seine Handfläche und sprach: „Blicke her, ich teile dieses Samenkorn. Was ersiehst du in demselben mit deinen durch meine Macht geschärften Augen? Es enthält, bevor es zu keimen begonnen, bereits die vollständig geformten Blätter, völlig ausgebildet, das verkleinerte Bild dessen, was einst aus ihm sprießen und wachsen wird als liebliches und zauberhaftes Gewächs. Darum gilt diese geheimnisvolle Blüte der Menschen von Alters her als Symbol des Auftauchens der Offenbarung aus den Tiefen des ewig Unsichtbaren, als Gleichnis des in eine Form gebannten Urgedankens der ewig unsichtbaren Göttlichkeit, als Sinnbild des verborgenen Zukünftigen in der vergänglichen Gegenwart. Auch du, Asenat, bist wie diese Lotosblüte! In deinem Schicksal ist ein anderes Geschick enthalten, von Urewigkeit an bestimmt, es steckt völlig in dir, so wie im Samenkörnchen dieses Lotos ganz verborgen eine liebliche, zauberprächtige, künftige Blüte liegt. Trauere nicht, sondern freue dich! Joseph, der Erlöser der ägyptischen Erde, wird dein Gatte werden und aus deinem Geschlechte wird die Mutter des zweiten, größeren Erlösers geboren werden, nicht nur des Erlösers der ägyptischen Erde, sondern der ganzen Menschheit: des Erlösers, von dem ich dir versprochen, und dessen Namen die Sterne im Jubel singen! Ja, freue dich, denn aus deinem Geschlecht wird die Mutter der Mutter-Jungfrau kommen, der Mutter des Erlösers, der allen Völkern der Welt neues Leben verleihen wird!"

Eine unbeschreibliche Glückseligkeit erstrahlte in Asenats Innern. Der Bote Gottes schüttelte nochmals die Lotose und es entströmte ihnen ein Duft, der Asenat wie in eine Wolke hüllte und ihre Sinne fesselte, und wie in Morgendämmerung sah sie durch die wohlriechende Wolke in der Tiefe des Himmels die süßeste Vision: Siehe, es erschien ihr ein kleiner, weißer, schattiger Raum voll Wohlgeruch und Stille und jener Bote, der mit ihr gesprochen, stand abermals dort in noch weißerem Glanze als vor ihr, er hielt abermals Lotosblüten und Lilien in den Händen und neigte sich vor einer in ihrer himmlischen Menschheit so anmutigen Jungfrau, wie sie die Welt zuvor nie gesehen hatte, und wie eine Reihe von Sternen flossen ihm die Worte aus dem Munde: „Gegrüßt seist du Maria, voller Gnaden! . . . ."

Digitized by Google

Asenat hörte diese Worte immer wieder tönen und es erfüllte sie eine solche Seligkeit, daß sie für einen Augenblick in völlige Ohnmacht verfiel. Als sie das Bewußtsein erlangt hatte, stieg der Schatten des himmlischen Boten durch die strahlende Luft und verschwand im sonnigen Glanze, der sich weit über den Himmel ergoß. In Demut berührte Asenat mit der Stirne den Boden. Glückselig erhob sie sich dann und trat aus dem Gemache und dem Turme heraus, wissend, daß jenseits der Schwelle ein neues Leben ihrer harre. Sie fühlte sich als neues Wesen.

In diesem Augenblicke flog das bronzene Tor auseinander und Joseph fuhr neuerdings in den Hof unter die rauschenden Palmen ein, sprang ab und eilte auf sie zu. Sein Herz hatte ihn zurückgetrieben in das Haus des Herrschers des Landes On; unbewußt, wie im Traume wandelnd, war er dahin wiedergekehrt. Nun stand er vor Asenat, das rechte Wort nicht wissend, denn der Schmerz des Verlustes machte ihn sprachlos. Sie jedoch in ihrer Demut und in der Glorie der Spuren der kaum entschwundenen himmlischen Vision, strahlend in keuscher Schönheit wie ein irrender Stern am Himmelszelt, senkte ihr Haupt und sagte: „Gelobt sei der Herr, dein Gott und der meinel"

Da erkannte Josef die wunderbare Veränderung, die mit ihr vorgegangen war, und von Verwunderung und Liebe ergriffen, verneigte er sich vor ihr, nahm seine Krone ab und setzte sie auf das Haupt Asenats zum Zeichen, daß er sie zum Weibe nehme.

o o o

August Lieber, dem Sänger Tirols, zum Gedächtnisse.

Von Prof. Dr. Menne (Köln).

Seit alters ist vornehmlich der deutsche Süden das Land der Anmut, des Singens und Sagens gewesen, und bis auf die Gegenwart ist es so geblieben; besonders in den deutschösterreichischen Landen. Von Reinmar dem Alten und seinem ihn weit überstrahlenden Sangesschüler Walter von der Vogelweide, Tirols größtem Sohne, reicht über Hugo von Montfort und Oswald von Wolkenstein eine fortlaufende Kette tirolischer Sänger bis in unsere Tage. Jüngst ist wieder ein strahlendes Glied aus dieser Kette gerissen worden, der in Innsbruck ansässige Hochlandsänger August Lieber, ein Lyriker von stark ausgeprägter Eigenart und hinreißender Gewalt.

Wenn auch kein geborener Tiroler, so ward ihm doch früh Tirol seine zweite, heißgeliebte Heimat. Er stammt aus Camberg im Nassauischen Taunus, wo er am 3. August 1847 als

Digitized by Google

zweitjüngster Sohn des dort wohnenden Legationsrates und Vizepräsidenten der Ersten Kammer des Herzogtums Nassau geboren wurde, ein Bruder Ernst Liebers, des Zentrumsführers. Als Nassau 1866 seine Selbständigkeit verlor, trat Lieber nach Oesterreich über, wo ihm Tirol fortan eine andere Heimstätte bot. Damit kehrte der Urenkel wieder dorthin zurück, wo der Urväter Heimat gewesen, ins Hochland der Alpen. Denn das in Camberg ansässige Geschlecht Lieber entstammt in unmittelbarer Geschlechterfolge dem Graubündnerischen semperfreien Romanenhause Calivers (Ca Casa Livers), das heute auf dem alten Erdenfleck Ladir ob Ilanz (im Vorderrheintale) unter dem alten Namen noch blüht.

Nicht lange hat Lieber sich der trauten, walddurchrauschten Geburtsstätte erfreut. Voll heißer Sehnsucht gedenkt ihrer der Dichter in den „Hochlandsklängen" (S. 9):

O Taunusheimat, traute, waldumrauscht,
Wie hab ich deinem Zauber gern gelauscht!
Mir hat auf meinen Wanderfahrten allen
Wie du, m e i n L a n d, kein anderes gefallen!

Wie warst du schön in goldner Aehren Kranz,
Wie zaubrisch, wenn der Mond den Silberglanz
Wob um der Mauern schweigende Ruinen,
Die ernst von a l t e r Z e i t zu träumen schienen! - -

Des Stundenrufers Horn, — ein Eulenschrei, —
Ein Marder huscht am Fuß des Turms vorbei,
Getragen von des Nachtwinds leisen Schwingen
Fernher des Posthorns trübe Weisen klingen.

Nach Absolvierung seiner Gymnasialstudien in Feldkirch und später in Metz erwarb er sich 1867 an der Akademie zu Nanzig (Nancy) das Diplom eines Bacheliers ès lettres. Längere Reisen führten ihn dann nach Paris und Rom. Im Oktober 1870 bezog er die medizinische Fakultät der Innsbrucker Universität und promovierte hier 1876 zum Doktor der gesamten Heilkunde. Schon am 18. Juli desselben Jahres vermählte sich der junge Arzt mit Maria Anna, der ältesten Tochter des damaligen tirolischen Landtagsabgeordneten und Bürgermeisters von Brixen am Eisak, Franz Ostheimer. 1878 nahm er als Reserve-Oberarzt am Okkupationsfeldzuge in der Herzegowina teil, mußte aber schon nach einigen Monaten, an der Malaria fieberkrank, heimkehren. Mehrjähriges Siechtum, die Nachwehen der Krankheit, fesselten ihn oft monatelang ans Krankenlager. Halb wiederhergestellt, nahm er 1880 seine ärztliche Praxis wieder auf, durch 10 Jahre aber noch durch neuerliche Rückfälle des Leidens heimgesucht.

Digitized by Google

Um 1884 begann er seine touristische Tätigkeit mit besonderem Eifer. Innerhalb 10 Jahren brachte er es auf 1085 Touren, wobei eine Anzahl von Erstbesteigungen von Berggipfeln der tirolischen Alpen seinen Namen in Bergsteigerkreisen bekannt machte. Zwischendurch ging wissenschaftliches Arbeiten, so über „Resorption von Eisensalzen", über „Volksmedizin in Deutschtirol" und das Büchlein „Erste ärztliche Hilfeleistung auf Alpenwanderungen" (2. Auflage 1889); ferner archivalischer Art wie „Beiträge zur Geschichte der Stiftalpe im Voldertale" und „Die Speckbachergufel im Gamshag". Daneben war er einer der vier Mitarbeiter an dem „Gejaidbuche Kaiser Max I.", das später von Prof. Dr. Mich. Mayr (1901) veröffentlicht wurde. Daß er außerdem noch als Dozent für Somatologie und Schulhygiene an verschiedenen höheren Bildungsinstituten Innsbrucks tätig war, sei nebenbei erwähnt. Die furchtbaren Schauer des Weltkrieges haben schwer auf ihn gedrückt. Er, der tief Schauende, sah das kommende Unheil; wie er es vorausgeahnt, so kam es; fast mit Naturnotwendigkeit brach es herein. Und alle die furchtbaren Schrecknisse des Zusammenbruches, den Absturz in die Tiefe, in das Chaos mußte er noch miterleben. Er kränkelte die letzten Tage, und um Mitternacht vom 29. zum 30. November 1918 ist er, „einem Engel gleich", sanft von dieser Erde, an der er oft so schwer getragen, hinübergeschlummert.

Trotz seiner anstrengenden ärztlichen Tätigkeit und der genannten Studien wissenschaftlicher Art fand er noch Zeit zu dichterischem Schaffen. Manche Stücke seiner lyrischen Gedichte entstanden auf den Bergen, die er über alles liebte. Spät erst trat er mit den Kindern seiner Muse an die Oeffentlichkeit. Es erschienen in der Folge „Hochlandsklänge" (1900, 3. Aufl. 1906), „Auf stillen Pfaden" (1. und 2. Aufl. 1902), „Aus tiefen Schachten" (1906) und „Christus" (1917), jetzt sämtlich im Verlage der Verlagsanstalt Tyrolia-Innsbruck, Wien und München. *) Es ist kein großes, weitumfassendes Dichterwerk, was in diesen 4 Büchern beschlossen liegt. Aber auf engem Raume entfaltete er echte, tiefe Kunst. Gleich Friedrich Wilhelm Weber, mit dem er manches als Mensch und Weiser gemeinschaftlich hat, steht er von Anfang an als ein nahezu Vollendeter da, mit der Erfahrung und Reife des sturmerprobten Mannes, aber auch mit dem Mute und der Begeisterung des Jünglings.

Mit seinen „Hochlandsklängen" schwang er sich gleich in die vorderste Reihe der Dichter unserer Alpenwelt,

*) Die ersten 3 Bändchen sind zurzeit vergriffen; die Neuherausgabe ist nach Eintritt günstigerer Wirtschaftsverhältnisse in Aussicht genommen. Der Verlag.

Digitized by Google

als einer von besonderer Art und Prägung, mit einer Sprache, die das Echo der Stürme und Hochgewitter im Hochgebirge ist. Als kühner, wagemutiger Bergsteiger hat er die Berge in ihrer geheimsten Schönheit belauscht. Größe und unbeugsame Kraft, hohe, herbe Sittlichkeit, erfrischend und stählend wie Firnenwind — das hat Lieber von den Bergen. In seinen Gedichten ist die wahre Hochlandnatur in Ton und Farbe mit allen Abstufungen vom weichen, wehen Frühlingswind bis zum brausenden, wildjauchzenden Föhn, bis zum Sturmgebrause des Hochgewitters mit den reichsten Farben in den wechselnden landschaftlichen Bildern so satt und intensiv glühend, wie Böcklin oder Rüdisüli sie lieben. Und wer so innig mit der Natur verwachsen ist wie Lieber, dem zeigt sie Gestalten, die dem Auge des Menschen sonst verborgen bleiben, dem Seherblicke des Dichters aber sich offenbaren. Er pflegt traute Zwiesprache mit schäumenden Gießbächen und rauschenden Bäumen, mit Felsen und Gletschern, mit wirbelndem Schnee und strömendem Regen. Sein Seherauge erschaute, oft erstmals, die wilden Jungfern des Halltales, die Lawinen, die Sommers in öder Felsschlucht hausen, aber im Winter sich zum grausen Hochzeitstanze rüsten und auf den Wanderer in tödlicher Lust herabstürzen. Er ersieht die Schneekönigin, die sich auf funkelndem Throne, vom weichen Schwanenpelze umwallt, niederläßt; ebenso die hehre Gestalt der Frau Erde und erlauscht und erschaut den wilden Sturmgesellen Föhn:

Hoiho, da kam er
Der Föhn!
Hunderttausend hochaufrauschende
Windesharfen des Bergwalds
Sturmfreudig tönen sie
Ihm entgegen ein Lied,
Das Lied, das er selber
Durch ihre Saiten gerauscht
Aus seiner eigenen Seele,
Das Lied der Freiheit!
Er aber fuhr
Grimmig mit Schnauben ins Jungholz
Und lustig scheltend
Packt er mit derbem Griff
Das grüne Völkchen
Und zaust und schüttelt sie
Wild durcheinander,
Und laut hallt sein Lachen,
Wie sie zischen
Ohnmächtig in kindischem Zorn.

Digitized by Google

Neben hohen, hymnenartigen Tönen entlockt der Sänger seiner Laute auch innige, weiche Klänge, so z. B. in dem schlichten, ergreifenden „Abenddämmerung“ mit so herrlichen Strophen wie den folgenden:

Im Grunde dämmert's — Schattenhände spinnen
Und weben Schleier übers stille Tal,
Und mit des Stroms gedämpfter Woge rinnen
Und schweben N e b e l hin im Abendstrahl.

Umwallt vom Purpurglanz der Firnen,
Gleich Königen hehr, die ew'gen Berge stehn,
Gleich stolzen Denkern, denen um die Stirnen
Im Scheiden noch die Lichtgedanken wehn.

Steig nieder zu dem Aermsten, dem hienieden
Kein Stern mehr leuchtet, keine Lippe lacht;
Senk auf die müden Lider ihm den Frieden,
Den Frieden des Vergessens, stille Nacht!

Auch als Menschheitserzieher spricht der Dichter in kurzen Sprüchen von Manneswürde und Mannestreue, vom echten deutschen Wesen. Lieber ist ein ganzer Mann, ein deutscher Mann; treu, stark, rein und fromm, edelmütig, vielleicht scheinbar etwas rauh, immer aber aufrichtig und wahrhaftig. Ein hohes Freiheitsgefühl — auf den Bergen wohnt die Freiheit — ist seinem Wesen eigen, wie das sein Wahlspruch bekundet:

Des Mannes Rücken
Ward nicht gemacht, sich zu bücken!

Dieser Spruch sollte zum Wahlspruch und Kampfruf aller aufrichtigen, wahrhaft deutschen Männer werden, namentlich jetzt.

Zeigt Lieber in den „Hochlandsklängen“ sich als den bewährten Künder der alpinen Majestät, so erscheint er in dem Büchlein „A u f s t i l l e n P f a d e n“ von einer anderen Seite; hier entsprang ihm der neue Liederquell auf den stillen Pfaden des ärztlichen Berufes. Da sieht der Arzt vieles, was für andere außer Betracht bleibt, da schaut er auch in die Tiefen der Menschenseele; und die wechselnden Bilder menschlichen Elends und menschlicher Leidenschaft, Verirrung und Buße, hat er, verklärt von großzügiger Menschenliebe, in Liedern niedergelegt: ernste, oft düstere, grausige Bilder aus der Menschen Erdenwallen. Meist im Balladentone gehalten, erregen diese Gedichte durch ihre Schlichtheit und den Mangel jeglicher Mache und Effekthascherei Bewunderung. Das Menschenherz in seinem Hassen und Lieben, in seinen kaum ergründlichen Tiefen liegt vor dem Seher ohne psychologische Spitzfindigkeit offen da. Das verleiht vielen Gedichten eine erschütternde Wirkung. Ein Glanzstück ob seiner dramatischen Steigerung ist das Gedicht „Abgestürzt“. In diesem deutet der Dichter in

Digitized by Google

fesselndem Bilde das unnennbare, unwiderstehliche Sehnen, das den Menschen immer wieder auf die Berge zwingt, zum ewigen Himmel empor. Gleich dem Hochlandsaar zieht es den Klimmenden zur Sonne, zum Licht, zur Erkenntnis, und:

Schon schwebt er und hebt sich ums dräuende Eck
Und klimmt über brüchige Klippen keck
Und schreitet leicht zur eisigen Kluft;
Jetzt scheint er zu hangen in blauer Luft.
Jetzt faßt er jauchzend mit sicherem Griff
Den letzten Zacken am Felsenriff. —
Und jetzt? — Jetzt nur noch die Spanne weit —
Und drüben winkt die Unendlichkeit,
Die schon der Blick, der trunkene, mißt,
Da wankt die Platte! — Fahr wohl, Tourist!

Das ist ein Beispiel höchster Anschaulichkeit unter vielen. Ergeht's nicht gerade so dem Menschengeist, der sich im titanenhaften Uebermut anmaßt, mit seinem winzigen Erkenntnisvermögen die Unendlichkeit zu erforschen?

Die dritte Dichtergabe „Aus tiefen Schachten" stellt sich den anderen ebenbürtig zur Seite. Hier hat er aus den tiefen Schachten seines Herzens neue, vielfarbige, funkelnde Edelsteine hervorgeholt und sie prächtig blinkend zugeschliffen. Herrliche Naturbilder, z. B. „Waldfriede" oder „Sturm im Bergwald" wechseln mit Stücken lieblichen Humors wie „Regenlamentobrief" und vornehmlich „Auf ärztlicher Fahrt", wo der Dichter von einem Bäuerlein sich in köstlicher Weise erzählen läßt, daß nicht der Herrgott, sondern die Englein Tirol gemacht haben, und als Seitenstück hiezu das sinnige Märlein vom Tiroler Heimweh („Du mit dem tiefen Heimweh in der Seele").

Endlich als letzte größere Gabe seiner Muse die vier tiefgedachten, sprachlich vollendeten, plastischen christologischen Stücke in fünffüßigen, rhythmisch bewegten Jamben „Christus", die Hauptgeschehnisse aus Christi letztem Heilswerk: des Judas Verrat, Ecce homo!, Crucifixus est! und Er ist auferstanden! Namentlich fesselt das erste wegen der Lösung des Problems. Viele, viele Jahre hat er mit dem Judasproblem gerungen, bis ihm mit einem Male die Lösung kam: „Des Menschen Seele lebt in seinem Blute" — die Habgier und der Ehrgeiz. Als Judas im Rate der Hohenpriester steht, da:

Mit Staunen hat des Judas Ohr vernommen
Von einer Rolle, die er nie erträumt,
Von einer Würde, die er niemals ahnte,
Die ihm der Hohepriester jetzt geschenkt.

Digitized by Google

Rasch wird zur Wahrheit in des Toren Seele
Die schmeichlerische Lüge des Verführers,
Und wie nun Kaiphas fragt: „Willst du's vollbringen?"
„Ich will's vollbringen!" tönt's ihm kalt zurück.

So rundet sich das Bild vom Dichter und seinem Werk zu einem hellen, durchsichtigen, harmonischen Ganzen ab: ein Mann, der, was heute so selten ist, Rasse hat, ein homo sui generis im wahrsten Sinne des Wortes, ein echter, hochedler Sänger und durchdringender Seher, der sein deutsches Volk über alles liebt und ihm reine, wahrhafte Himmelsblüten darbietet, ein naturfrischer und naturstarker Mensch; kein Alltagsdichter, der sich an pikante, prickelnde Szenerien oder schmutzige Geschehnisse hält, neurasthenische Abnormitäten analysiert oder psychopathischen Blödsinn cubisiert und futurisiert und dadaisiert oder sonst sich an die niedrigsten Instinkte eines „süßen Pöbels" wendet. Es wäre ein Vergehen wider die Kunst, ihn mit solchen Gauklern auch nur zu erwähnen. Um solchen Publikums Gunst hat er nie gebuhlt. Wie allen Großen und Edlen und Echten wird erst, nachdem er gestorben ist, auch ihm die Nachwelt ganz bieten, was die Zeitgenossen ihm blind versagten. Im übrigen, ihm lag nicht viel am Evoë-Rufen der wandelbaren Menge, die heute Hosianna jubelt und morgen zum Kreuzigen aufruft. Lieber meint einmal von seinen Liedern:

Was macht's, wenn sie vergessen sind
Schon morgen von dem bunten Hauf?
Es kommt e i n stilles Menschenkind
Und hebt sie selig lächelnd auf.

Aber dieser Dichter hat trotzdem schon längst seine stille Verehrer-Gemeinde. Jetzt, wo er tot ist, wird er leben.

Dem Schreiber dieses Nachrufes war der Verstorbene in Freundschaft eng verbunden. Seit 17 Jahren führte uns — bis 1911 zuletzt — die Gelegenheit der Wanderfahrten jährlich fast zusammen, und oft standen wir mitsammen auf den stolzen Bergen, die er so heiß geliebt hat, wie nur eine Mutter ihre Kinder lieben kann. Und wenn uns die Berufsarbeit lange Monate trennte, flogen Briefe um Briefe herüber und hinüber. Diese zahlreichen Boten seines innigtreuen Herzens sind und bleiben mir die köstlichsten Zeugen von seiner Hand. Wenn einmal die Zeit dafür gekommen ist, mögen sie veröffentlicht werden; dann mögen auch andere, gleichgesinnte Herzen darin sich versenken und staunend wahrnehmen, was für Perlen in der Tiefe seines edlen, aufrichtigen Herzens rub-

Digitized by Google

ten. Dann mag auch noch aus der Menge seiner unveröffentlichten Gedichte manches wahrhafte Poetengut seine Verehrer-Gemeinde überraschen. Der rührige Tyrolia-Verlag aber möge alles sammeln, was jetzt noch erreichbar ist, später nur zu leicht verschwindet, auf daß mit seinem Gesamtwerk auch das Gesamtbild des Tiroler Hochlandsängers sich vollende.

o o o

Gedichte

von Anna Hilaria Preuß, geb. von Eckhel.

Anna Hilaria Preuß, geb. von Eckhel, hat sich bereits mit ihrem Tagebuch einer Dorfschullehrerin, das unter dem Titel „Im Karst" im Verlag der „Süddeutschen Monatshefte", München, nun schon in 3. Auflage erschien, bestens eingeführt und einen angesehenen Namen gemacht, wozu dort und da veröffentlichte, starke, sicher geformte Novellen wesentlich beitrugen. Auch der im laufenden Jahrgang der „Bergstadt" veröffentlichte Roman „Nanni Gschaftlhuber" vertieft den Wert ihres Namens als Künstlerin; er zeigt vor allem, wie tief in dieser Dichterin das österreichische Blut wallt, wie fein sie den zartesten Regungen der Seele ihrer Heimat zu lauschen versteht. Anna Hilaria Preuß hat die heldenmütige Tragik ihres Vaterlandes fern von der Heimat kaum weniger glutvoll, inniger und schmerzlicher durchlebt als Tausende der Kämpfer am Isonzo, an der Piave, in den Gebirgen Südtirols. Wie ein erschütternder Aufschrei aus wundem Herzen klingt der mächtige Ton aus ihrer Gedichtsammlung „Dir, Deutschösterreich", die sie für eine Buchausgabe vorbereitet. Die gebräuchliche Kriegspoesie, auch die das Mittelmaß erreichende, kann mit dieser elementaren Größe einer naturstarken Dichterin gar nicht im Zusammenhange genannt werden. Ihre Verse werden bleiben; und deshalb sollen sie uns ergreifen, erschüttern, selbst dann, wenn die Hoffnungen und Freuden, von denen sie singen, längst beweinte Träume, längst gestorbene Zukunft wurden. Die Seele, das Herz, aus denen sie aufwuchsen, sie können und werden leben, um dem deutschen Volke die Kraft zu geben, trotz all des bitterschweren Leidens bestehen zu können. — Wir freuen uns, einige dieser Gedichte vor der Buchausgabe unseren Lesern vermitteln zu können. Dr. Johannes Eckardt.

In der Nacht.

Ich bin heute Nacht vor Gott getreten,
um für mein Volk in der Heimat zu beten,
die Nacht war dunkel.
Ich hab nicht geweint, ich hab nicht geklagt,
ich habe nur meinem Gott gesagt:
Beschütze mein Oesterreich vor dem Zerfallen,
wenn sein Volk es wert ist, in Deinen Hallen,
in Deines Lebens heiligen Hallen zu stehen;
und ist es nicht wert: — laß es untergehen.
Die Nacht war dunkel und hoffnungslos,
da plötzlich enthlühte aus ihrem Schoß
eines Sterns Gefunkel.

Digitized by Google

Er lag wie ein Wunder auf Gottes Haupt
und ich habe wieder an dich geglaubt,
mein Volk in der Heimat!

Gottes Frage.

Ich bin vor Gott getreten Tag um Tag,
hab Nacht um Nacht gelegen auf den Knien,
emporgewandt das Auge zu den Sternen,
und hab mit Gott gerungen und gehadert
die schwere, lange Zeit: um meine Heimat,
um meines Volks Bestehen ging der Streit.
Du Gott, gib Sieg, so schrie ich ihm ins Antlitz
und hob empor heißhungrig meine Hände
und wollt den Sieg ihm aus den Armen reißen.
Ganz unbewegt und stille blieb der Gott
und sah mich an, bis meine wilde Gier

verstummte vor dem heilig ernsten Blick,
bis meine Hände sanken, die mit Fäusten
gefleht im Drohen, bis ich stille ward. —

Da neigte sich der Gott zu mir hernieder
und sprach die Worte: „Wer das Leben hat,
der hat den Sieg. — Geh hin zu deinem Volke
und schau es an und frag es nach dem Leben."

Ich komme, Oesterreich, heut mit Gottes Frage:
Gib Antwort mir, ob du das Leben hast,
ich harr der Offenbarung auf den Knien.

Oesterreichisch Blut.

Ich schelte Euch nicht,
auch in meinen Adern hält Gericht
Oesterreichisch Blut,
ich verstehe Euch gut!

Oesterreichisch Blut
ist alter Wein,
gefangen im dunkelsten Kellerschacht.
Er schläft wohl lange dort unten,
er braucht wohl zum Erwachen Zeit,
doch sind seine Geister einmal befreit,
dann sind es heiße Geister!

Digitized by Google

Denn diese Geister, die sogen ein
Bergsonnenschein
und Atem vom Meer,
Nord und Süd
in ihrer Seele zusammenglüht!
Schwer, — schwer
sind diese Geister!
und wieder tanzfroh wie Walzerschritt,
sie bringen lenzfreudiges Lachen mit
und des Augenblicks sprühend Gefunkel,
und sind wieder dunkel
wie in Bergschacht vergrab'ner Rubin.

Reich sind die Geister:
in sprühendes Edelgestein
greifen die vollen Hände hinein,
zu verschwenden.
Und, Gott erbarm,
wieder so arm:
bang und zag
stehen sie im Tag,
zweifelbeschwert
beim Vollenden!

Das lähmt ihren tanzenden Siegerschritt:
sie tragen uralte Erinnerung mit
zur jungen Schönheit des neuen Seins,
sie tragen alle Schwere des Weins,
den gekeltert vor urdenklicher Zeit
ein Mensch, der gewußt hat vom Erdenleid
und von den Rätseln der Ewigkeit.

Wille, wach auf!

Sie schelten dich, Oesterreich, und ich hör zu,
kann die Faust nicht ins Antlitz schlagen
dem, der schilt,
denn als Höchstes im Leben die Wahrheit gilt.

Oesterreich, mein Oesterreich, mein Herrlichstes du,
Oesterreich, hör zu:
ich will dir Wahrheit sagen!
So schau mich an, mein Herz ist wund
um deinetwegen
und rotes Blut entquillt meinem Mund,
nicht Worte:

Digitized by Google

Blut! — Blut, dem Herzen der Frau,
Oesterreich, schau:
um deinetwegen!
Wandle zum Segen
diese Worte, dies Blut.

Sieh, deine Felder sind reich an Brot,
sieh, deine Völker sind in Not,
weil sie kämpfen um Pflug und Hacken,
weil sie die Arbeit gemeinsam nicht packen
an der Erde, die aller Heimatland.
Weil sie, wie eine geifernde Meute,
Beute wollen und nichts als Beute,
dem eigenen Zahn, dem eigenen Magen
und nicht zur gemeinsamen Scheune tragen
gemeinsames Gut.

Oesterreich, sollst einen Willen entflammen,
der dir schweißt deine Völker zusammen
in einem Ring.
Hämmre, hämmre, hämmre, Schmied,
auf den Ring und sing dein Lied:

Ich will hämmern und schweißen
im Ring der Not,
was zu zerreißen
sich feindlich bedroht,
mein Wille ist: Sieg!
Wille, durchdringe die feindlichen Teile,
als Funke, als Keim,
Wille, zersetze was faul ist, heile,
sei du der Reim,
der immer und immer wiederkehrt,
das Lied beflügelt, das Lied beschwert;
Wille, — Wille, — Wille, —
wach auf, wach auf in der Heimat Land,
pack deine Völker mit Siegerhand.
So viel Kraft liegt brach, so viel Edelgut,
Wille, wach auf in Oesterreichs Blut!

Vorbei.

Heimat! — aus meiner Seele ringt sich ein Schrei,
sonst kann ich nichts sagen!
Was Vater und Mutter gegeben,
wofür ich gebetet als Kind —

Digitized by Google

vorbei — — — — — —
verweht von dem Zeitenwind. — — —

Was ich im Herzen getragen,
getragen im Blut,
Sein meines Sinns, Leben vom Leben,
Gedanke, — Hoffnung im Hirn; —
ich greif nach der Stirn
sie hält noch, — ist nicht entzwei
und Oesterreich — — — vorbei!

Mein Grab in fremder Erde!

Mutter, ich hör dich immerzu rufen nach mir
Tag und Nacht,
seit ein fremdes Banner die Heimat bewacht.
Immerzu, immerzu, im eifrigsten Arbeitsdrang
hör ich deiner Stimme bittenden Klang,
was andre sprechen, was andre fragen,
Mitten hinein hör ich dein hauchendes Klagen
aus dem Schoße der Nacht, aus totmüdem Schlaf
fahr ich empor, weil deine Stimme mein Ohr noch traf:
„Hol mich, mein Kind, bin so weit von dir ab
in feindlicher Fremde liegt jetzt mein Grab."

Mutter, ich kann dich nicht holen, aber schlaf in Ruh'
auch heute, wie jemals deckt meine Liebe dich zu,
und Heimat ist Sonne und Erde und Meer
und drüben steht Gott und kein feindliches Heer.
Und was uns das Leben auch angetan,
das Leben, Mutter, geht seine Bahn
und gebiert das Werden aus dunklem Schoß,
O Mutter, du weißt es, das Leben ist groß:
Du ruhst ihm als Tote fest an der Brust
und mich die Lebende hält seine Faust,
und um uns Beide der Zeitstrom braust.
Und weil du mich lehrtest deutschen Laut,
Ruf ich hinein in den Strom,
Ruf es mit Siegeswillen und Lust:
Ihr Wogen staut
Vor dem Dom,
Den Gott sich gebaut:
Deutsches Volk ist der Dom!

Nur wer den Karst kennt.

Wer im August weit übern Karst gegangen
durch gelbe Gluten,

Digitized by Google

der kennt das feige, sünd'ge Ruhverlangen:
am Weg verbluten!
Wer dann durch dieses durstende Ermatten
den Hauch fühlt rinnen
von Thymianduft, wen dann die Föhrenschatten
tankühl umspinnen,

Nur der versteht das grenzenlose Sehnen
im Lebenshaften:
die Stirne fest an Gottes Schulter lehnen
und still so rasten!

Wiegenlied.

Schlafe, mein Kind, was da rauscht, sind die Föhren,
schlafe, mein Kind, du sollst es nicht hören:
an unsrer Hütte Fenster vorbei
schallt Schlachtengeschrei! —

Mein Gott, Herr Jesus und Jungfrau Marie,
an deiner Wiege beug ich das Knie!

Schlafe, mein Kind, was da rauscht, ist der Regen,
schlafe, mein Kind, und träume von Segen,
von Birnen und Aepfeln und wogendem Korn; —
durch unsre Felder rauscht Gottes Zorn!
Er rüttelt an unsern Bäumen! —

Du sollst mir schlafen und träumen
von Gottes Lieb! Am Morgen lacht
aus deinen Augen der Traum der Nacht
in meine angstvolle Seele, mein Sohn,
und freudig ertrag ich dann Gottes Fron.

Wiegenlied.

Schlafe, schlafe, mein lustiger Fratz,
sonst kommt der Ratz —
sonst kommt die Katz —
und beißen und kratzen
husch — husch! — miau, — miau!
Mit Zähnen und Tatzen,
dich, meine kleinste, zierlichste Frau!

Und bist du gebissen, du armes Ding,
dann schenkt dir keiner den goldenen Ring!

Digitized by Google

und bist du zerkratzt und häßlich und wund,
dann holt dich keiner zur Abendstund
und führt dich zum See, wo Maria kniet
und Jesu wiegt und hinunterſieht
auf ſchlafende Englein, wie Püpplein zu ſchau'n,
und keines wird ſie dir anvertrau'n,
bist du nicht brav!
Mein Töchterle, ſchlaf!
Schlafe, ſchlafe, mein luſtiger Fratz,
ſonſt kommt der Ratz —
ſonſt kommt die Katz.

An Kaiſer Franz Joſeph I.

Unſer Kaiſer, ich komme zu dir
an die Pforte der Ewigkeit: —
lös mich vom Eid!

Ich bin ein Weib,
ich habe mir geſchworen,
aber in mir war es eingeboren,
Von Vater und Mutter, Geſchlecht um Geſchlecht:
Bei Habsburg die Liebe, bei Habsburg das Recht!

Unſer Kaiſer, ſchau dir dein Oeſterreich an
Von der Höhe der Ewigkeit,
ſchaue — ſchaue — Kaiſer! und dann —
dann lös uns vom Eid!

Wir Deutſch-Oeſterreicher ſprengen jetzt alle Ketten,
Wir wollen als Volk unſer Deutſchtum retten,
Wir tragen's in Sprache, wir tragen's im Blut,
es iſt unſer letztes, das heiligſte Gut,
vom Brande der Heimat die Opferflammen
wir raffen die lohenden Scheite zuſammen!
Vom Weinen um Oeſterreich ſind unſere Wangen noch bleich,
aber wir ſtehen zum großen, wir ſtehen zum Deutſchen Reich!

Unſer Kaiſer, von der Höhe der Ewigkeit,
lös uns vom Eid!

Digitized by Google

Anmerkungen und Mitteilungen.

Eine neue Wagner-Biographie.

Unter diesem Titel wurden die ersten zwei Bände der monumentalen Wagner-Biographie von Max Koch-Breslau im 3. Jhg. der Zeitschrift „Der Aar" (1912/13, 8. Heft) zur Anzeige gebracht. Ihnen gesellt sich als krönender Abschluß des Ganzen — man kann es füglich Koch's Lebenswerk nennen — der dritte Band zu, der, wie ursprünglich beabsichtigt, allerdings nicht zum 100. Geburtstag des Meisters (im Mai 1913) erschien, indes, wie das vom 12. August 1914 datierte Vorwort aufzeigt, schon vor Ausbruch des Weltkrieges fertiggestellt war. Durch diesen selbst wurde das Erscheinen des Schlußbandes bis zum Sommer 1918 verzögert (Band 63/65 der Biographien-Sammlung Geisteshelden, Berlin, Ernst Hofmann u. Co., 1918, XVI+774 S., Pr. geh. Mk. 17.50; Leinenband Mk. 22, Halbleinenband Mk. 25).

Getreu seiner Aufgabe, „den Musiker Wagner als eine der größten Erscheinungen innerhalb der Geschichte der deutschen Dichtung, des deutschen und europäischen Dramas zu erfassen, natürlich unter der Voraussetzung, daß das Drama aus den allgemeinen nationalen und kulturellen Verhältnissen hervorgeht und seinerseits wieder auf sie zu wirken bestimmt ist," hat der Verfasser in den inhaltsschweren zwei Büchern, dem 5. und 6. dieses Bandes, den dornenvollen Aufstieg des heftig befehdeten Herolds des „Kunstwerks der Zukunft" von Luzern bis zur Berufung nach München geschildert und im weiteren Verlaufe des über Gipfel und Abgründe führenden Lebensweges Richard Wagners die in der Gnadensonne der königlichen Gunst des zweiten Ludwig von Bayern heranreifende künstlerische Ernte, das Idyll von Triebschen, endlich die unter unsäglichen Mühen und Opfern glücklich vollendete Gründung des Bayreuther Festspielhauses beschrieben. Musikalisch-dramatisch werden diese zwei für die deutsche Kunst tiefbedeutsamen Lebensabschnitte des Meisters gekennzeichnet durch den „Fall" des Tannhäusers in Paris; durch die „böswillig vorgespiegelten und getäuschten" Wiener Tristan-Hoffnungen; durch die Schöpfung der „Meistersinger" aus dem Geiste der urdeutschen Kultur des 16. Jahrhunderts, neben dem „Ring des Nibelungen" die rundeste Leistung deutscher Art und Kunst im Sinne des Herderschen Gesamtkunstwerkes; die Feuertaufe des heißumstrittenen und von Freund und Gegner als nicht lebensfähig ausgerufenen Tristanwerkes (1865) in München; die berühmt gewordenen Musteraufführungen von „Lohengrin" und „Tannhäuser" ebendaselbst im Sommer 1867, denen sich drei Jahre später die Wagner-Festtage in Weimar würdig anreihten; die Vollendung seines germanischen Bühnenfestspiels, von dessen innerstem Zusammenhang mit den glänzenden Waffentaten von 1870/71 der Verfasser von „Deutsche Kunst und deutsche Politik" sich aufs tiefste durchdrungen zeigte, und dessen festliche Vorführung im August 1876 im Bayreuther Kunsttempel — nach Hans von Bülows Worten „das wichtigste Kunstgeschichtsereignis des Jahrhunderts" —; endlich durch die Dichtung (19. April 1877 vollendet) und Gestaltung (Juli-August 1882) seines Bühnenweihfestspiels „Parsifal", das kein Geringerer als der „Freundlichste der Freunde", Franz Liszt, eine „Offenbarung im musikalischen Drama", „das Wunderwerk des Jahrhunderts" nannte. Dessen Aufführungsrecht hätte nach dem unzweifelhaften Willen seines Schöpfers (Brief an König Ludwig II. vom 28. Sept. 1880) Wahnfried für immer gewahrt bleiben sollen, was auch betriebsame Verteidiger raublustiger und habgieriger Theaterbörsen dagegen einwenden mögen.

Das vorwiegend dramatische Streben in Richard Wagners künstlerischer Entwicklung bis zur Vollreife hat der Literarhistoriker Koch ebenso überzeugend dargetan, wie er nicht müde wird, die Lehre vom erlösenden

Digitized by Google

Mitleid als das entscheidende dramatische Motiv Wagners aufzuzeigen, das sich, angefangen von seiner romantischen Jugendoper „Die Feen" über den „Holländer", „Tannhäuser", „Tristan" und den „Ring des Nibelungen" in immer höherer Vollendung bis zum „Parsifal", hier in höchster, echt christlicher Verklärung, durch sein ganzes Lebenswerk wie ein roter Faden hindurchzieht. Und auch nach der musikalischen Seite hat der Meister gerade im Bühnenweihfestspiel seine grundsätzliche Forderung nach Einfachheit (im Aufsatz über Anwendung der Musik auf das Drama), die nicht durch die Mannigfaltigkeit der Themen, sondern durch ihre Wandelbarkeit, durch die geschlossene Durchführung eines einzigen Motivs, erzielt wird, in so vorbildlicher Weise vertreten, daß selbst der in blindem, krankhaftem Hasse von dem einst so hochverehrten Meister abtrünnig gewordene Nietzsche seine staunende Bewunderung nicht verhehlen konnte.

Wagners anspruchsvolle, impulsive, vulkanische Natur, sowie die Besonderheiten seiner Genialität haben ihm viele Feinde geschaffen. Nicht nur diesen, teils aus persönlichen Beweggründen seiner Widersacher, teils aus grundsätzlich verschiedenen Standpunkten und entgegengesetzten Weltanschauungen seiner Kritiker entstandenen Gegnerschaften, sondern vor allem jenen wertvollen Freundschaften, den Förderern und liebevoll, ja opfermutig Wagner zur Seite stehenden Weggenossen und treuen Gehilfen, — allen voran der hochgesinnte, auf die ernste ästhetische Erziehung seines Volkes hinarbeitende „Mitschöpfer", der später so unglückliche Bayernkönig, Wagners hochherziger Mäzenas, der bis zur Selbstaufopferung treue Schildknappe und Schwertgenosse Hans von Bülow, endlich Liszts Tochter, die Kosima, dieses durch ihre Tatkraft „erstaunliche Weib", die treueste Hüterin der Bayreuther Idee und Wagners Erbes, — ist der Biograph in zuverlässiger Gründlichkeit nachgegangen, hat manche schiefen Urteile und böswilligen Verdrehungen des Tatsächlichen richtigstellen und zugleich von seiner inneren, wärmsten Teilnahme Zeugnis geben können. Mit seinen ausführlichen, umfangreiche Belesenheit und eingehendste Sachkenntnis verratenden Darlegungen — die am Schlusse des Bandes aufgeführte Literatur umfaßt 160 S. — verbindet sich die frische, nicht selten mit persönlicher Note belebte, durchwegs gediegen klare Darstellungsform, die die Lektüre gerade dieses dritten Bandes äußerst fesselnd macht. In der Behandlung rein musikalischer Fragen steht Kochs Biographie hinter den bisherigen Lebensschilderern des Bayreuther Meisters, die rein musik-wissenschaftliche Arbeit von Guido Adler (Vorlesungen, 1904) ausgenommen, nicht zurück, wie ich bereits im Aar (a. a. O. S. 259) hervorheben konnte. Durch den frühen Tod Julius Knieses, des hervorragend fachkundigen Lisztschülers und Bayreuther Bühnenleiters, erfüllte sich die gemeinsame Absicht des Verfassers und Verlegers, das Werk durch Einfügung eines besonderen musiktechnischen Abschnittes aus der Feder eines Fachmannes zu bereichern, nicht und wird die Verwirklichung dieser Absicht, wie das Vorwort ausweist, einer zweiten Auflage vorbehalten. Wie die ersten zwei Teile, so erfreut sich auch dieser Band eines mehrfachen Bildschmuckes und der wertvollen Nachbildung des interessanten Briefes von Wagners Witwe an den Verfasser vom 17. September 1889. Des Meisters Gruß an das Grab seines Vorbildes Karl Maria von Weber i. J. 1844 hat sich inzwischen an ihm selber erfüllt: „Nie hat ein deutscherer Musiker gelebt, als du! Sieh', nun läßt der Brite dir Gerechtigkeit widerfahren, es bewundert dich der Franzose, aber lieben kann dich nur der Deutsche; du bist sein, ein schöner Tag aus seinem Leben, ein warmer Tropfen seines Blutes, ein Stück von seinem Herzen."

Oswald Floeck.

Adam Müller und die ästhetische Geometrie.

Die Schönheit ist nicht Chaos, sondern Ordnung. Nicht die Titanik des Verismus und Naturalismus ist echte Kunst, sondern die Selbstbeherrschung nach Maß und Zahl. Gott, der Schönheit Urgrund ist der splendor ordinis. Deshalb nennt P. Desiderius Lenz O. S. B., der Auktor der Beuroner Kunst,

Digitized by Google

die sich auf dem wiederentdeckten Kanon des Normalmenschenpaares Adam und Eva, Christus und Maria, des Richters am Tage des Gerichtes und des apokalyptischen Weibes aufbaut, die Wissenschaft vom Schönen, ästhetische Geometrie. 1500 Jahre ist von der Zahl als Kern und Kraft und Licht aller Aesthetik und aller Kunst nicht gesprochen worden, es sei denn in Andeutungen und unklaren, flüchtigen Ausdrücken. Ein Einziger, ein Romantiker aus dem Kreise Schlegels, Werners, Hofbauers, ein Vergessener, den die neuerblühte Romantik hoffentlich bald wiederentdecken wird, Adam Heinrich Müller, scheint Lenzens ästhetische Geometrie vorausgeahnt zu haben. Es ist dies um so interessanter, als dieser romantische Säkularmensch, ein Universalgenie, sich auch in Meistern anderer Wissenschaften widerspiegelt, so in Vogelsang, so lang vor diesem in Görres.

Adam Müllers Philosophie ist die „Lehre vom Gegensatz" (1804. Berlin). Aufbauend auf des jüngeren Kants Versuch, den Begriff der negativen Größen in die Weltweisheit einzuführen, findet er in der Mathematik, der Geschichte des Positiven und Negativen die reinste Wissenschaft. Allerdings nicht im Sinne moderner Realisten, da er geradezu den himmlischen Charakter der Mathematik betont, alle anderen Wissenschaften als angewandte Mathematik versteht und ausdrücklich nach einer Synthese sucht zwischen dem üblichen „spitzfindigen Skeptizismus der Geschichte" und dem „groben Dogmatizismus der Mathematik." „Stetigkeit und Zahlheit stehen einander entgegen; die Lehre von der Stetigkeit (Geometrie) steht der Lehre von der Zahlheit (Arithmetik) entgegen. Der Zahlheitsbegriff: Eins ist nicht möglich, ohne das Kontinuum (den Stetigkeitsbegriff der Einheit). Der Stetigkeitsbegriff: Dimension (Winkel) ist nicht möglich, ohne den Zahlheitsbegriff: Zwei. Die Eins ist eine gestetigte Zwei: Die Dimension ein gezähltes, gebrochenes Kontinuum. Daher ist Arithmetik oder Lehre von der Zahlheit nichts anderes als Lehre von den Stetigungen (Gleichungen) und Geometrie, Lehre von der Stetigkeit nichts andres, als Lehre von den Zählungen (Messungen)" (S. 62). Dies seine ins Mathematische projizierte Lehre vom Gegensatz, die er eingangs also formuliert: „Sobald wir irgend eine Einheit, sei's nun unter der Gestalt eines Prinzips, einer Endursache, eines Dinges an sich, vollständig absolut und isoliert aufstellen, ebensobald stürzt sie versteinert und tot wieder zurück, wie jede Mannigfaltigkeit, die rein und absolut ohne alle Beziehung auf irgend eine Einheit dargestellt werden soll, chaotisch ineinander fließt und sich augenblicklich verflüchtet." (S. 20.)

Einheit und Vielheit die Pole dieser Welt! Alles Wahre, Schöne, Gute ist Synthese beider. Die Mathematik als die reine Wissenschaft spaltet sich dem Gesetz der Polarität gemäß in ihre zwei Komponenten Arithmetik und Geometrie. Das Objekt der ersteren ist die Zahl, das der letzteren die Figur. Die Zahl zum Zeichen erweitert, begründet die Wissenschaft, die Philosophie, die Figur aber zum Bild geworden ist Prinzip der Kunst, der Poesie, Zahlenlehre, Zeichenlehre, Wissenschaftslehre einerseits, Figurenlehre, Bilderlehre, Kunstlehre andererseits. Hier begegnen sich Adam H. Müller und P. Desiderius Lenz. E. K. W.

Goethe und die Romantik.

In genialer, weil einfachster, selbstverständlichster Weise hat Christoph Flaskamp (Die deutsche Romantik. J. Schnell. Warendorf) die Romantik als die Vollansicht der Lebenswirklichkeit erklärt. Uebersieht der Materialist, der Naturalist, der echte Westmensch geflissentlich-feig die Seele, gestattet er dem Menschen höchstens gnädigst einen halb sinnlichen, halb geistigen Intellekt als bloße Funktion seiner Nervenzellen und Gehirnganglien, flieht der Supersupranaturalist, der ideologische Idealist (der typische Ostmensch) konsequent alles Stoffliche, Körperhafte, die Welt als das böse Prinzip von Uranfang, graut ihm sogar vor jener seelischen Wirkungsmöglichkeit, die als „Wort" sich verleiblicht, so versöhnt beide

Digitized by Google

Extreme, beide Einseitigkeiten und beschränkten Weltbildnisse der östwestlichen Zentralmensch, der Mittler, der Christ, dem die ganze Erde und der ganze Himmel, der ganze Mensch und seine und der Welt ganze Natur verständlich ist, Fleisch von seinem Fleische, Geist von seinem Geiste. Goethe, der Heros des strengen, die Augen vor der besseren Hälfte Weltwirklichkeit schließenden Klassifizismus, blieb „dieser Universalität des Daseins gegenüber einer zusammenschließenden konsequenten Anschauung nicht fähig". Er ließ sich bloß „von den Einzelheiten des Herderschen Zusammentrags an Universalien anregen", klebte eklektizistisch nach Willkür das Gefällige mechanisch aneinander, ohne die Gegensätze organisch zu verarbeiten und aus deren Vermählung ein neues, beide in ihrem echten Kern umfassendes Dritte zu erzeugen. „Er engte sich, die Weite und den folgerichtigen, folgeheischenden Zusammenschluß der Gegensätze ja zuweilen empfindend, ahnend und oft in seinen künstlerischen Schöpfungen und liebhaberwissenschaftlichen Studien aphoristisch berührend, doch immer wieder auf eine gegenwärtige Erfahrungsgrenze der Menschheit ein wie Kant auf eine Grenze der Vernunfterkenntnis." Aus der bloßen, traditionslosen Erfahrung aber ohne weltorganische Gesamtanschauung bleibt jeder Kunstversuch ein bloßer Zusammentrag, bleibt mechanischer Eklektizismus, statt organischer Neuschöpfung.

Durch solche Untersuchungen karrikiert Christoph Flaskamp das Goethe-Buch H. St. Chamberlains (J. Bruckmann, München), der in Goethe jene zwei „Allegorien" findet, die Polarität und den Rhythmus, darin alles Leben inbegriffen sich offenbart. Ist diese Lebenswirklichkeit aber nur Allegorie, ist die göttliche Trinität und ihre ewige Diastole und Systole nur Projektion der menschlichen Psyche in den Weltraum, nicht aber diese Abglanz jener, dann ist das Goethesche „geniale Nebeneinander" höchste Genialität, dann müssen wir auf Erden wurzelnd, aus Erden geboren darauf verzichten, mehr in uns zu tragen, als eine bloße farblose Abstraktion beider Erdenpole, als den Symbolen alles Wissens und Lebens.

Lebt jedoch eine Uebernatur und spiegelt sie sich, die ja doch in der Unendlichkeit auch geometrisch die beiden Poltangenten verknüpft und mithin beide Pole überschaut mit einem Blick, spiegelt sie sich offenbarend in einem Sammelbecken von Licht und Sonne hier auf Erden, dann darf uns das „geniale Nebeneinander" nicht mehr genügen, dann bedürfen wir des romantischen, organischen Ineinanders. Wenn H. St. Chamberlain bei Goethe vier Antinomien unausgeglichen nebeneinander findet, die Beschränkung auf das Maß samt der Erfassung des Ganzen, das Unterscheiden samt dem Verbinden, die Monade neben der Gemeinsamkeit, die Natur neben Gott, und dies rühmt, so belehrt uns die Romantik, belehrt uns Adam Müllers Lehre vom Gegensatze, daß es nicht genügt, Extreme in ihrer Extremhaftigkeit aneinander zu kleben, daß die Pole vielmehr synthetisch, auf dem Umweg über die Uebernatur vermählt werden müssen, ein Leib und eine Seele werden müssen. Indem sie, ehedem eins, sich entzweiten, um sich wiederzufinden, leben sie, dehnen sie sich aus und ziehen sich zusammen, ein Weltenherzschlag, atmen sie ein und aus, ein Weltenatmen, spielen sie rythmisch ihr Leben.

Goethes „Abebnung des Lebens und seiner dreiförmigen Bedingtheit in die rein zwiefältigflächige von Natur und Geist" ohne jenen Aufblick zur Uebernatur „stammt in nächster Linie von der geschichtsvergessenen Aufklärung, in weiterer von der Geschichte, Ueberlieferung leugnenden und abbrechenden Reformation, von der Renaissance und vom Humanismus, die dazu führten, anderthalbjahrtausend Jahre organischer Menschheitsentwicklung als nicht gewesen zu ignorieren und zu perhorreszieren". Wo Goethe nicht absichtlich lebensfremd und wirklichkeitsfeindlich romantisch zu sein scheint, dort vergißt er die tiefste aller romantischen Forderungen, die organische Vereinigung und Umarmung der Extreme und begnügt sich

Digitized by Google

aphoristisch in seinem Mangel an übernatürlicher Orientierung und katholisch-traditioneller Verwurzelung mit deren bloßer Aneinanderleimung oder abstrakten, doktrinären Gegenüberstellung. E. K. W.

Ein bemerkenswertes Urteil über den „Kunstwart"

den sein Herausgeber Avenarius seit einigen Jahren grandios als „deutscher Wille" erscheinen läßt, wird in der von Christoph Flaskamp geleiteten Bücherschau der katholischen Familienzeitschrift „Deutscher Hausschatz" (S. 270) gefällt. In der Besprechung des von Ferd. Avenarius herausgegebenen und im Kunstwartverlag erschienenen Buches: „Klinger als Poet" finden sich hier folgende treffende Bemerkungen:

„Was es (das genannte Buch) an Bildlichem zeigt, ist über Klingers Graphik . . . orientierend und unterrichtend, was Avenarius an Textlichem, weitschweifig und doch nicht reichlich, dazu gibt, ist für solche, die an dem unentschiedenen Kunstwartwesen ihr Genüge finden, wohl aus der Seele geschrieben, für andere, die in der Kunst einen höheren Sinn ihres Volkes und ihres Daseins ergründen wollen, ist es nichtig, und für solche, die zum erstenmal die Sprache der Form und den Wert künstlerischer Phantasie verstehen wollen, ist es verwirrend. Es bringt sie auf eine falsche Bahn, die auch der Kunstwart in reichlich schulmeisterlicher Selbstgefälligkeit eingeschlagen hat und nicht mehr verlassen konnte. Was der Kunstwart einmal Gutes hatte, das Empfänglichmachen der Gemüter für die Vielheit der Kunstformen, ist mangels jeglichen festen Erkenntniswillens und daraum auch mangels der Einsicht in den eigentlichen volklichen und religiösen Wert einer Kunstform fast verloren gegangen. Geblieben ist eine liberal verschwommene und dabei doch dünkelhafte Wort- und Lehrmanier, die vom Hundertsten ins Tausendste, aber nirgends auf den Kern geht. Bedauerlich ist nur, daß diese scheinbar gemütvolle Wortbegeisterung auch in manchen katholischen Kunstfreunden Anklang und Widerhall gefunden hat, wie die nicht seltenen zitatweisen Bezugnahmen da und dort zeigen."

Diesen letzten Satz möchte ich in seiner Geltung erweitern und aus verschiedenen Fächern meiner Erfahrung durch die Behauptung ergänzen, daß gerade der „Kunstwart", den auch ein großer Teil unserer literarischen Jugend als künstlerisches Evangelium verehrt hat und noch verehrt, in dieser Jugend kein einheitliches, am Leuchtturm katholischer Wahrheit orientiertes Kunstgewissen und Kunstempfinden aufkommen ließ und darum in seiner Geltung und in seinem ausschließlich-schulmeisterlichen Rechthabenwollen überall bestritten werden muß, wo man zielbewußt und folgerichtig am Aufbau eines neuen Kunstlebens nach katholischen Grundsätzen arbeitet. J. E.

Peter Altenberg, der größte Dichter Wiens seit Grillparzer!

Ein Witz? — Ironie? — Nein, blutiger Ernst! Der Wiener Architekt Adolf Loos sucht in der Morgenausgabe des Tagblattes „Die Zeit" vom 9. Jeber den Wienern ihren jüngstverstorbenen Dichter Peter Altenberg zu „erklären", „verständlich zu machen". Schon der Umstand, daß ein Dichter, der solange unter den Wienern — wenn auch nicht als Wiener, er hieß nämlich mit seinem Vaternamen Engländer — lebte, sich ihnen bis heute noch nicht selbst „erklärt" und „verständlich gemacht" hat, daß diese Arbeit erst ein anderer besorgen muß, gibt dem unparteiischen Beurteiler zu denken. Aber auch Herr Loos glaubt selbst nicht daran, daß sich die Wiener von ihm den Nachtcafé-Peter als zweitgrößten Dichter aufschwatzen lassen: „Keine Stimme", so klagt er, „wäre stark und mächtig genug, den Wienern begreiflich zu machen, daß seit dem Begräbnistag Grillparzers kein größerer ihrer Söhne zu Grabe getragen wurde." Kein größerer als der Peter Altenberg, von dem sein Stammesgenosse Felix Salten — ein Wissender — sagt, daß er seine Seele in Damenlokalen,

Digitized by Google

in Freudenhäusern, in den Bohème-Cafés spanischen Tänzerinnen, Aschanti-Mädchen, Wiener Liedersängerinnen „hingab". Und was nach dieser „Hingabe" von der Seele Altenbergs für seine Dichtungen übrig blieb, wird wohl kaum hingereicht haben, um das Monumentalbild des zweiten Grillparzer zu vollenden. — Am besten hat vielleicht Fritz Baader (Hamburger Nachrichten Nr. 21) diese seltsame Mischung aus orientalischer Ekstase und kalter Liederlichkeit mit dem Satze charakterisiert: „Ein nervenkranker Mensch seit früher Jugend, stellte er einen der empfindsamsten Aufnahmeapparate eines dekadenten Zeitalters dar. Und er war ein Stilkünstler gepflegtester Kultur . . . Er war von einer manierierten Kürze. In seinen besten Stunden aber gelang es ihm auch, einen Gesichtseindruck, eine Empfindung, eine ästhetische Anmerkung auf ihre letzten Formeln zu bringen, das Wesentliche wie in einer markanten schauspielerischen Geste festzuhalten." Das ist viel für einen Menschen, der bei Tag schläft und bei Nacht in zweideutigen Lokalen seinen Wohnsitz aufschlägt. Aber für einen Dichter ist es zu wenig. M.

Der Kulissensteher.

Ob mit dem neuen Ueberdichter Carl Sternheim wirklich ein neuer Typus führender Dichter aufgetreten sei, wagt Wolfgang Schumann im 23. Heft der Zeitschrift „Deutscher Wille" ernstlich zu bezweifeln.

„Wir kennen so manche Art grundsätzlicher Stellung zur Welt, den großen Umgestalter, der eines Zeitalters Inhalt in sich trägt und ihm seine eigene höhere Schau entgegenwirft, den genialemsigen Spiegler einer Zeit, der in tausend Gestalten widergibt, was Tag um Tag vom Leben draußen ihn berührt hat, den tiefsinnigen Zusammenfasser des Geistes einer Zeit, der die wesentlichen Züge herausholt und in Gestalt und Formel zwingt, den glühenden Denker, der aus der Gegenwart die Zukunft heraushorchen und sie gestaltend verkünden will, den Einsamen, der sich von aller Welt abschließt und seines Herzens Innerstes ausschüttet, den Phantasiestarken, der für sich und seine Wahlverwandten eine eigene neue Welt errichtet — sollen wir neben solchen Gattungen, die alle von Großen der Geschichte vertreten werden, nun eine neue anerkennen, den Kulissensteher? Den kleinen ‚Intellektuellen', der hinter einer Kulisse des Welttheater steht, eifrig Notizen sammelt über alles, was Kammerdienern verräterisch und bezeichnend erscheint, und aus den Notizen Lustspiele und Novellen drechselt? Bis zum Beweise des Gegenteils nehme ich an, daß die Welt sich nicht allzulange durch dieses Verfahren verblüffen lassen wird."

„Ein dämonischer Gartenlaubephantast".

So nennt Rudolf Kurz in Jacobsohns „Schaubühne" (XIV, 8) den Dichter Gustav Meyrink, in einem „Warnung vor Meyrink" überschriebenen Aufsatze.

Daß eine solche Warnung von dieser Seite kommt, ist auch ein Zeichen der Zeit. Und die „Warnung" ist scharf:

Meyrink „ist ein Ramschbazar für Erregungen. Verkuppelt Theosophisches mit dem mythologischen Schutt der Ethnographie. Statt durch dichterische Gebilde zu wirken, zerrt er mit der Dämonologie exotischer Völkerschaften die Nerven. Der Bildungsparvenu fühlt sich aufs Angenehmste befriedigt. Die theaterhafte Seltsamkeit der geistigen Requisiten streichelt sein Bedürfnis, sich bei der Lektüre des Buches als ein Ausnahmsmensch zu empfinden. Er unterscheidet nicht zwischen einer Vision, die sich schwer aus dem Leiden des Dichters ringt, und einer handgemachten Versatz-Figur, die aus einem alten Wälzer in einen Zettelkasten — tatsächlich oder imaginär — gerettet ist... Meyrink ramscht seine Erfolge mit dem Prestige eines streng bewahrten rhoterischen Lebens."

Kurz gesteht, daß ihm dieses Urteil durch die Lektüre des neuesten Buches von Meyrink, der „Walpurgisnacht", aufgenötigt wurde: „Dieses

Digitized by Google

schmählich hingehauene Buch, ohne Respekt vor dem Geist, ohne Sinn für die Kostbarkeit des Wortes, ohne Scheu vor den Geheimnissen der dichterischen Schöpfung, ist laut Verlagsnotiz in fünfzigtausend Exemplaren gleichzeitig in das deutsche Lesepublikum geschleudert worden ..."

Nicht ganz so temperamentvoll, aber immerhin kräftig und entschieden wird die „Walpurgisnacht" im „Literar. Echo" (Kritiker: Paul Lingens) abgelehnt: „Die ‚Walpurgisnacht' steht .... so tief, daß man Einspruch erheben muß. Hier ist kein Gesetz mehr, keine Kunst, nichts Künstlerisches, nichts ewig Gültiges, nichts rein Menschliches. Nur ein Appell an die Neugier, an den phantastischen Instinkt der Zeitgenossen ... Die deutsche Kunst und Literatur sollten sich ein solches Buch schönstens verbitten."

o o o

Von neuen Büchern.

Sammelwerke.

Romantische Bücherei. Herausgegeben vom Eichendorffbund. Verlag Parcus u. Co., München. Jeder Band, vornehm gebunden Mk. 3.—.

Der Herausgeber dieser Sammlung hat mit den mir vorliegenden fünf Bändchen eine äußerst glückliche Hand bewiesen: ein einheitlicher romantischer Grundgedanke bleibt gewahrt und doch ist eine große Vielseitigkeit erreicht. Den Anfang macht eine Sammlung Eichendorffscher Gedanken, die E. Jollkiever (unter dem Titel Eichendorff-Brevier) ausgewählt und mit einer (etwas dürftigen) Einleitung versehen hat. Auch wer glaubt, seinen Eichendorff gut zu kennen, wird überrascht sein: manch kluges Wort in seinen Romanen wird überhört im Rauschen der Bäume und Singen und Klingen seiner bunten, farbfrohen Welt, und seine Dramen und sonstigen Werke werden selten gelesen. Hier spricht nun der ganze Eichendorff, auch der der Briefe: Natur und Kunst, Jugend und Liebe, Leben und Tod, Gemüt und Geist, Volk und Staat — in diese Garben ist die reiche Ernte gebunden. „Das Pöbelregiment ist dumm, das Säbelregiment noch dümmer", heißt es in einem Brief an Theodor von Schön vom Januar 1849, und in einer seiner amtlichen Publikationen: „In der Geschichte gibt es nichts Willkürliches. Was sich bleibend gestaltet, ist nicht eigenmächtige Erfindung weniger, sondern aus dem Innersten des Volkes hervorgegangen." — Der Neudruck von Brentanos Straßburger „Chronika eines fahrenden Schülers" ist allein durch die sieben Bilder Eduard von Steinles gerechtfertigt, die hier wieder beigegeben sind. Sie sind wohl etwas grob in der Form, aber von einer Innerlichkeit der Gesinnung, die dem Dichterwort völlig gerecht wird. Des vergessenen Woldemar Nürnberger (M. Solitaire) düster-gespenstige Erzählung „Ein Tag in der Dorfschmiede" weckt die Erinnerung an den hundertsten Geburtstag dieses Romantikers, den Storm (wohl wegen seiner Meeresnovellen) sehr geschätzt hat und von dem er verschiedentlich seinem Freunde Heyse die eine oder andere Erzählung für den „Deutschen Novellenschatz" empfahl. Heyse verhielt sich demgegenüber aber ablehnend und das mit einem gewissen Recht: Phantasie und Schilderungskraft besaß Nürnberger, aber sie sind einer innerlich unbeherrschten Idee wie etwas Fremdes auf den Leib gezogen; es fehlt die Einheitlichkeit und damit die Geschlossenheit des Eindruckes. Wie stark wirken dagegen die zwei modernen Erzähler, die das vierte und fünfte Bändchen beigesteuert haben: Horst Wolfram Geißler und Gerhard Brauer. Der erste mit seinem lästig-tollen Cagliostro-Capricio „Der Zauberlehrling", dieser mit seiner wuchtig-schweren „Zwölf-Apostellegende"

Digitized by Google

aus der Hussitenzeit. Bei dem einen die frohfrische helle Luft, wie sie ähnlich — ärmer zwar und reifer — durch den Taugenichts und Mozarts Prager Reise weht; bei dem andern die bange Zeit fanatischer Religionskämpfe, deren drückende Stimmung die chronikartig aufgebaute Erzählung mit starker Kraft zu gestalten und festzuhalten versteht. Hubert Ulm hat diese Prosaballade, deren einzelne Bilder wie aus Holz geschnitzt erscheinen, sieben kräftige stimmungsvolle Federzeichnungen beigegeben.

Zum Schlusse sei betont, daß die Ausstattung der einzelnen Bändchen dem Inhalt angepaßt und im allgemeinen eine sehr glückliche ist.

Dr. Hubert Rausse.

Dramatische Dichtung.

Pulver Max, Alexander der Große, Ein Drama in einem Vorspiel und fünf Aufzügen. Kurt Wolff-Verlag, Leipzig 1917. 128 S.
„ „ Robert der Teufel. Ein Drama in einem Vorspiel und fünf Akten. Kurt Wolff-Verlag. Leipzig 1917. 86 S.

Max Pulver ist unter den neuesten Neuklassizisten zweifellos eine der ansprechendsten Erscheinungen. Zwar — man kann zweifeln, ob er der neuklassischen Schule angehört; hat er einerseits zur Werfelgruppe Beziehungen, so gibt es doch auch wieder Berührungspunkte mit dem Summakreis. Daß er diese zwiespältige Haltung auch in seinen Dramen zeigt, lehrt ein Vergleich seines „Alexander" mit seinem „Robert". Beide Dramen sind religiösen Charakters und haben das Motiv der Hingabe des eigenen Selbst, der Unterordnung des „Ich" zum Gegenstand. Während „Alexander der Große" den Wandel in der Seele des nach Unsterblichkeit dürstenden Siegers darstellt, der mit einer poetischen Unsterblichkeit nicht genug hat, sondern ein Heros sein und als solcher gelten will, aber schließlich sieges- und glücksmüde in sein Inneres kehrt und dem indischen Jogin folgend sich selbst zerbricht, um im Nirwana einer besseren Erkenntnis seiner selbst entgegenzugehen, während dieser „Alexander" ganz auf geschichtlichen Tatsachen und der buddhistischen Lehre aufgebaut ist, liegt „Robert dem Teufel" die katholische Legende zu Grunde. Pulvers „Alexander" ist ein von philosophischen Gedanken getragenes, ernstes, etwas schwerflüssiges Produkt, dessen Verse in einem Purpurmantel einherstolzieren; sein „Robert der Teufel" dagegen hat einen durchaus religiösen Inhalt und die Einfalt und Einfachheit des Legendentone vermählt sich mit einer, altdeutscher Poesie abgelauschten Leichtflüssigkeit der poetischen Sprache. Von den beiden Dramen ist „Alexander" das bedeutend längere Stück, trotzdem aber das schlechter motivierte; denn gerade an den zwei wichtigsten Stellen geht die psychologische Entwicklung Alexanders hinter der Bühne vor sich; man kann es nicht begreifen, daß der im 2. Akt so schrankenlos übermütig gewordene Alexander im 3. Akt sein selbstisches Wesen plötzlich abgelegt haben soll, und findet auch den Eintritt der Sieges- und Glücksmüdigkeit im 4. Akt unmotiviert. Roberts seelische Entwicklung dagegen ist wesentlich einfacher, und weist auch keine derartigen Lücken der Motivierung auf. Im Vorspiel, in das Pulver wie auch im „Alexander" die Exposition des Stückes verlegt, bekennt Robert der Teufel die ganze Ungeheuerlichkeit seiner weltbekannten Uebeltaten, er erkennt, daß er zerstören muß, weil er von seiner Mutter der Hölle geweiht wurde und faßt (offenbar von der Gnade gerührt?) den Vorsatz, in Reu und Erbarmen zu fliehen. Der erste Akt zeigt dann, daß der Papst ihn erst lossprechen will, wenn er Buße getan, und wie ein Engel dem die Buße erteilenden heiligen Einsiedler den Willen Christi verkündet: Robert solle sich „als Narr und Stummer stellen vor jedem Menschenantlitz, und zur Speise nur nehmen, was er fremden Hunden abjagt. Auch soll er liegen, wo die Hunde liegen," bis es dem Herrn gefällt, ihn zu erheben. Das Stück zeigt nun, wie Robert der Teufel dieser Buße gerecht wird; wie er

Digitized by Google

willig mit den Hunden ißt und schläft und wie ihm diese harte Buße sanft erscheint; wie er sie auch dann hält, als er den Kaiser von Feinden bedrängt sieht, und in den Kampf erst eingreift, als es ihm der Engel befiehlt; wie Robert sich nach glücklich vollbrachter Tat wieder in sein Los fügt, so schwer ihm auch der Verzicht auf die Waffen und die kaiserliche Anerkennung fällt; auch als der böse Seneschall sich für den Retter des Kaisers ausgibt und als Preis die Hand der Kaiserstochter erhalten soll, bleibt Robert stumm, denn es „war nicht mein, was ich durch Gott vollbracht." Ja selbst da die stumme Tochter des Kaisers plötzlich die Sprache erhält, den Betrug des Seneschalls aufdeckt und Roberts Ruhm verkündet und der Kaiser ihm zum Dank Tochter und Thron anbietet, selbst da bleibt Robert der Teufel, ganz in Gottes Willen ergeben, seiner Buße treu. Er legt seine Bußrolle erst dann nieder, als der vom Engel unterrichtete Eremit ihm die Erlösung verkündet. Dann aber sind seine ersten und letzten Worte:

„Du Himmelskönig, dir sei Ehr und Dank!
Du hobest mich, als ich zur Tiefe sank.
Du hast dich selbst gebückt und mitgetragen
An meiner Last in meinen schwersten Tagen.
Du hast geringe Buße nicht verschmäht;
Und ob mich Tod und Wahnsinn rings umspäht',
Und ob mich tausend Marter heiß durchdrangen:
Du bliebst bei mir und hieltest mich umfangen,
Du Allerbarmer, daß ein Tröster bliebe
In tiefster Not: Du milder Gott der Liebe."

Wie man sieht, ist dieses Legendenspiel, in dem die Flügel der „lichten Boten" Gottes rauschen, nicht um eine Mittelachse (wie die meisten Dramen) aufgebaut, sondern es findet eine fortwährende Steigerung der Handlung statt, bis die höchste Stufe der Prüfung erreicht ist, worauf sich die Lösung sofort anschließt. Der neugegründete Verein zur Pflege christlicher Bühnenkunst hätte hier ein Drama vor sich, dem er seine Liebe mit Recht schenken könnte. O. K.

Raoul Konen: Der junge König. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Ahn, Bonn. 1918. 272 S. Mk. 6,60.

Das Schicksal der Hohenstaufen, die durch den ungezügelten Drang in die Ferne die Heimat verloren, wird hier mit kräftiger, gewandter Hand dramatisch gestaltet. Konradin siegt in Feindesland, aber die Unterschätzung des Feindes, vor der ihn sein treuer Marschall Kroff gewarnt hat, entreißt ihm den Sieg. Die Aufopferung eines Genossen ermöglicht ihm den Rückzug, aber der Zauber einer welschen Schönheit, Lucia, deren Vater er erschlagen hat, macht ihn taub für die flehenden Stimmen der Heimat und überliefert ihn den Feinden, die ihm in gemeiner Weise den Prozeß machen, indem sie ihm das Zurückweisen eines räuberischen Ueberfalles heimtückisch als Mord auslegen und die Richter einschüchtern. Trotzdem der Schwiegersohn des Königs Karl von Anjou und der päpstliche Legat energisch für Konradin eintreten, fällt sein Haupt. Szenen voll blühenden Lebens führen zu Augenblicken von erschütternder Wirkung. Charaktere wie den Marschall Kroff und die Mutter Konradins wird man nie vergessen. Oft hat man das Gefühl, die Gegenwart trete uns in der Maske der Vergangenheit entgegen.

Und doch befriedigt das Werk nicht ganz. Konradin ist aus viel zu weichem Stoff, um als Träger des Staufenlosen zum tragischen Helden gestaltet zu werden. Seine zerfließende Gefühlsduselei, die zur Rücksichtslosigkeit und Grausamkeit gegen die besten Freunde und die Mutter wird, macht ihn so widerlich, verächtlich, daß selbst die Reue keinen rechten Ausgleich für das Empfinden des Lesers bringt. Gewiß wirkt die Einsicht, daß er

Digitized by Google

durch die innere Trennung von der Heimat seine Lebenswurzeln abgeschnitten hat und die Enthauptung nur das Symbol des inneren Zusammenbruches ist, tragisch, aber sie würde weit mächtiger und reiner wirken, wenn der Dichter sie nicht aus einem willenlosen Schwächling, sondern aus einer kraftvollen Persönlichkeit heraus entwickelt hätte.

Die Sprache ist an einzelnen Stellen etwas geschraubt. Größere Knappheit würde öfters den Eindruck verstärken. Alois Pichler C. H. R.

Friedrich Lienhard: Phidias. Schauspiel in drei Aufzügen. Greiner u. Pfeiffer, Stuttgart. 1918. 95 S. Mk. 2,50.

Das Aufstreben Athens unter der Führung des Perikles stachelt den Neid Spartas. Den großen Staatsmann und Redner beneidet Kleon um die Volksgunst. Der junge Bildhauer Menon gönnt dem Phidias die milesische Hetäre Melissa nicht. Sein Neid liefert dem Kleon Waffen. Phidias wird angeklagt, Gold, das für die Athenestatue bestimmt war, unterschlagen zu haben. Im berühmten Freunde soll Perikles getroffen werden. Die Gerichtsverhandlung gibt den Spartanern Anlaß, ihre Kriegsandrohung mit dem Hinweis auf die Würdelosigkeit und innere Uneinigkeit der Athener zu beschönigen. Der gemeine Neid zerstört, treibt jedoch gerade dadurch die Edlen an, das Höchste zu leisten. Athen wird zum großen Krieg hingerissen, dessen Kennwort Sophokles prägt:

Einschmelzung Spartas in die Menschlichkeit
Des ganzen Hellas — oder Untergang.
Durchglutung sämtlicher Hellenenstämme
Mit freier Schönheit oder Untergang.

Perikles fühlt sich als Künstler: „Mein Stoff ist Griechenland." Phidias findet erst nach der Ermordung Melissas die Kraft, den Zeus von Olympia zu schaffen an der einen Stätte, „wo Frieden das friedelose Griechenvolk vereint".

Wirksam setzt das Schauspiel ein. Phidias steht in seiner Werkstätte vor einer verhüllten Statue, die er seit Monaten nicht zu vollenden vermochte, und wird eben von Kleon vor das Volksgericht geladen. Er weist den Demagogen mit erquickender Grobheit hinaus. Bei einem scharfen Auftritt mit Menon droht dieser: „Fall ich — beim Zeus, so fällt Melissa mit." Perikles ist entschlossen, loszuschlagen, „wenn sich das sogenannte freie Volk in Kleingezänk verirrt". Die Volksversammlung, die mit der Niederlage Menons und Kleons und der Kriegserklärung an Sparta endet, ist kraftvoll gestaltet. Im dritten Aufzug führt uns Lienhard in die Werkstatt zurück an die Bahre der Milesierin. „Milet zieht aus — Olympia zieht ein" bemerkt Phidias dumpf. — Das Bild, als Weib begonnen, hat sich mir verwandelt über Nacht in Männlichkeit." Er folgt der Einladung des Oberpriesters, in Olympia dem ewig Schönen zu dienen, „auch wenn der Kriegsbrand alle Welt durchflammt".

Mißlich wirkt, daß Phidias, weil er sich dem Gesetze der Verantwortung nicht beugen will und unbedingtes Vertrauen fordert, zum Anlaß des verwüstenden Krieges wird, noch mißlicher, daß der Kampf um den Besitz einer Hetäre als äußere Handlung des Stückes den Rahmen für die hohen Ideen bildet. War es überhaupt ratsam, in die Heidenwelt zurückzugehen, um die läuternde Kraft des Leidens darzustellen — an sich eine höchste Aufgabe für den Künstler in unserer Zeit? An der Bahre unserer Hoffnungen brauchen wir das Lied vom Kreuze. Alois Pichler C. H. R.

Bernoulli, Carl Albrecht: Der Pechvogel und die tolle Bande. Lustspiel in drei Akten. 127 S. Basel. Druck und Verlag von Frobenius A. G. 1918.

Personen: Hans, genannt Hans im Glück, ein Nichtstuer; Franz Pamz, ein städtisches Genie; Georg, ein verarmter Herrensohn; Agnes, soeben

Digitized by Google

von ihrem Gatten geschieden; Rosine, Hansens Freundin. Diese Personen reden durch drei Akte fades, witzloses Zeug. Die kärgliche Handlung, ohne ethische Spannung und Untergründung, hat keine Steigerung und keine Pointe und endet schließlich ausgesprochen episch. Zugeben kann man, daß die Personen hin und wieder treffend charakterisiert sind. Unsere „Lustspiel"-Literatur ist um eine Niete reicher. Richard Knies.

Romane, Novellen, Erzählungen.

Paul Keller, Hubertus. Ein Waldroman. 276 S. Breslau, Bergstadtverlag W. G. Korn. Mk. 5.50, gbd. Mk. 7.50.

Was uns Paul Kellers Dichtungen so lieb, so vertraut macht: das tiefe Gemüt, die köstliche Romantik, träumerischer goldblitzender Humor und noch viel anderes — das alles findet sich auch wieder in diesem Buche. Aber wenn ich dieses Buch zusammenhalte mit jenen ersten, die Paul Kellers Ruf begründeten: „Waldwinter" oder „Die Heimat" — finde ich doch einen auffallenden Unterschied. Die in diesen früheren Büchern so prächtig geschlossene Handlung scheint zu zerflattern, sich mehr in einzelne Bilder aufzulösen. Der „Waldroman" Hubertus hat eigentlich keinen rechten Mittelpunkt, keinen „Helden". Das hat der Dichter selbst gefühlt. Darum sucht er uns in einer Vorrede davon zu überzeugen, daß der „Wald" in diesem Buche der eigentliche „Held" sei. Die scheinbare Hauptperson, Hubertus sei tatsächlich nur Berichterstatter. Das erstere will uns nicht einleuchten, das letztere ist richtig. Hubertus erzählt in diesem Buche, was er in einem einsamen Walddorfe erlebt, und das ist ziemlich viel. Die „Sensationen": Verführung, Raub, Mord, Brandstiftung, erscheinen, wenigstens im Vergleich zu dem idyllischen Charakter früherer Werke, etwas zu gehäuft, und der düstere Zauber, der sich um die Gestalt der alten Waldhexe webt, mag abergläubische Gemüter wohl gruseln machen. Sogar ein Kapitelchen aus einem Detektivroman bekommen die Leser in den vergeblichen Nachforschungen nach dem Mörder und Brandstifter vorgesetzt. Doch diese Feststellungen sollen nur soviel besagen, daß das neueste Buch Paul Kellers sich von den früheren auffallend unterscheidet; ob bei dieser Wendung von einem Auf- oder Abstieg gesprochen werden kann, mag am besten jeder Leser nach seinem eigenen Empfinden entscheiden. M.

M. von Hutten, Des Weges Ende. Roman. 238 S. Köln, J. P. Bachem. Mk. 4.—, gbd. Mk. 5.—.

Immer tiefere und wirksamere Seelenkonflikte behandelt die begabte Verfasserin in ihren Romanen. In diesem vorliegenden führt sie uns den tragischen Konflikt im Seelenleben einer edlen Frau, einer treuen Mutter vor, die den großen Irrtum ihres Lebens mit dem Verzicht auf ihr Lebensglück bezahlt. Dieser Irrtum besteht darin, daß sie nach dem Tode ihres Gatten ihren Lebenszweck darin sucht, das ererbte, durch Mißwirtschaft ruinierte Bauerngut unter unzähligen Opfern ihren beiden Söhnen zu erhalten und mit dieser Aufgabe so verwächst, daß sie starrsinnig ihren Söhnen das Selbstbestimmungsrecht über ihre Zukunft verweigert, weil sie nicht einsieht, daß die vermeintliche Wohltat das Lebensglück der Kinder zerstört. Erst nach schweren Kämpfen und erschüttert durch den Selbstmordversuch ihres Aeltesten, dem sie durch Verweigerung des Gutsverkaufes die rettende Verbindung mit einem edlen Mädchen unmöglich gemacht hat, entsagt sie ihrem Starrsinn und zieht sich vergrämt in die Einsamkeit zurück. Dieses einer tiefen Tragik nicht entbehrende Schicksal hat die Verfasserin in einem meisterhaft entwickelten, in sich abgeschlossenen Bilde mit dichterischer Kraft gestaltet und mit einer Fülle feiner Züge in der Charakter- und Landschaftszeichnung ausgestattet. Und obwohl kein ausgesprochener Zug religiösen Lebens an die Oberfläche der Handlung tritt, vollzieht sich dieselbe

Digitized by Google

doch nach den ewigen Gesetzen göttlicher Gerechtigkeit und insofern kann man sagen, daß ein erhebender Hauch sittlicher Kraft aus der Seele dieses Buches den Leser umweht. F. E.

Franziska Bram, Der Meister. Der Roman eines Spiritisten. 252 S. Köln, J. P. Bachem. Mk. 4.—, gbd. Mk. 5.—.

Unter den Romanen, die sich bisher mit einer vorurteilslosen Darstellung des Lebens und Treibens in den spiritistischen Zirkeln befaßten, ist der vorliegende wohl einer der besten. Nicht nur, daß die Schilderung der Vorgänge in diesen wenig zugänglichen Kreisen, auch der Personen, eine außerordentlich lebendige, die Verwicklung und Lösung sehr geschickt und spannend dargestellt ist — auch um die Person des Helden und seiner Angehörigen webt ein düsterer, tragischer Zauber, der jeden Leser in seinen Bann zieht. Ja, tragisch und menschlich ergreifend sind die Schicksale der Hauptpersonen, aber auch die Nebenpersonen sind scharf und treffend charakterisiert und dadurch lebendiger Anteilnahme des Lesers sicher. Zugleich entrollt die Verfasserin ein Spiegelbild moderner gesellschaftlicher Zustände des Großstadtlebens mit einer Sicherheit und Schärfe, die ihrer Beobachtungsgabe ein glänzendes Zeugnis ausstellt. So geht von dieser ungeschminkten Darstellung auch eine starke ethische Wirkung aus, die ohne jede Spur von Tendenz einzig durch wahre Spiegelung des Lebens der großen Irrungen wirkt. F. E.

Max Geißler, Sterngucker, Roman. 260 S. Hamburg, Gebr. Enoch. Mk. 5.—, gbd. Mk. 6.50.

In keinem seiner früheren Romane hat Geißler so entschieden das Recht des Dichters in Anspruch genommen, sich ohne eine andere Anlehnung an die Wirklichkeit, als zur Vermeidung des Unwahren unbedingt nötig ist, eine Welt ganz frei aus der Phantasie zu bauen, Gestalten und Ereignisse zu erschaffen, wie er sie braucht, um seinen Dichtertraum zu erfüllen, nicht wie sie wirklich über die Erde gehen. Paul Keller hat für einen solchen Versuch die Form des Märchens gewählt („Das letzte Märchen") und wie mir scheint, mit größerem Recht, denn die Personen, die Schicksale und Ereignisse in Geißlers neuesten Roman sind doch m. E. gar zu unwirklich konstruiert und gar zu auffällig zur Erreichung des Zweckes zugeschnitten. Es geht in diesem Roman zu wie in einem Märchen. Der Muster- oder vielmehr Wundermensch Zacharias Pilz, der alles kann, dem alles gelingt, sammelt in seinem Landhaus einen Kreis von Menschen um sich, die alle „Sterngucker" sind, irgend einem seltsamen Ideal, einem in den Wolken liegenden Ziel nachstreben und fast alle in einer unwahrscheinlich glücklichen Weise, wie es sonst nur in Märchen üblich ist, ihr Ziel und irdisches Glück erreichen, mit Ausnahme des Wüstenwanderers und Malers Margallo, der als halber Bettler, aber voll von wunderbaren Eindrücken, heimkehrt. Gewiß, der Dichter öffnet den Blick in eine Wunderwelt idealen Strebens, in die man gern hineinsieht; aber die romantische Wirrung und Verwirrung ist oft so dicht über die Handlung gebreitet, daß man den Faden verliert und den Genuß durch mühseliges Suchen gestört fühlt. Für einen Leser, der nicht an die Kraft der Menschennatur glaubt, rein aus sich selbst die Höhen der Vollkommenheit zu erreichen, hat Geißlers goldener Dichtertraum überdies etwas Unmögliches oder Verwirrendes, denn solche Idealmenschen, wie er sie uns zeigt, werden sonst nur auf den Wegen der Gnade, aber nicht aus eigener Kraft geboren. Als Meister der Sprache läßt Geißler oft wunderbare Schönheiten aufblitzen, verirrt sich aber manchmal auf der Jagd nach Seltsamkeiten, die sich sogar auf die Wahl der Namen erstreckt, bis an die Grenze des Manierierten. M.

Georg Hirschfeld, König Mooseder. Roman. 1.—4. Tausend. Im Montanus-Verlag zu Siegen 1918. (Welt- und Leben-Bücher, Band 2 304 S.

Digitized by Google

Der in Oberbayern spielende Roman Georg Hirschfelds schöpft aus dem vollen Leben: wie der große Krieg einem von den Reichen und Mächtigen, der durch den Krieg sich durch glückliche Spekulationen noch bereichern konnte, ans Mark des Lebens greift, wie er ihn, den angesehenen Großmüller und Grundbesitzer, der sich trotz seines Reichtums altväterliche Schlichtheit und ein warmes patriotisches Empfinden, echte Menschenfreundlichkeit und deutsches Fühlen bewahrt hat, geistig einsam macht, da ihn seine nächste Umgebung nicht versteht und vor allem sein genußsüchtiges, von Lebensgier beherrschtes Weib sich von ihm abwendet, das hat der Verfasser in lebensvoller Schilderung zutage gebracht. Der König Mooseder sieht an uns wie ein Charakter von statuarischer Bildhaftigkeit, er mutet uns an wie eine kräftige Bauerngestalt von altem Schrot und Korn, wie sie Zahn gerne zeichnet. Um ihn ranken sich eine Reihe von gut beobachteten Nebenfiguren, so z. B. der sächsische Maler, der ungeachtet seiner heißen Liebe zur Kunst, angesichts der furchtbaren Not der ihn umspielenden Gegenwart, Reber zur Schippe griffe, um doch in etwas dem Vaterlande dienen zu können, die Heldengestalt des Landsturmhauptmannes mit dem Eisernen erster Klasse, und seine junge, ihm eben angetraute Frau, die Toni. Aber nicht die treffliche Charakterisierung, nicht die Schilderung des kurzen Liebestraumes, auf die der verklärende Schimmer echtpoetischer Gestaltung fällt, nicht die Schicksale des Königs Mooseder oder der Seinen verleihen dem Buch Wert und Interesse, sondern der kerndeutsche Geist, der dem Materialismus in jeder Form widerstrebt, der hochherzige Idealismus, der zu Opfern bereit ist, mag auch das Herzblut darüber verquellen, das ist's, was den tüchtigen Roman in die Reihe der beachtenswerten, mit dem Kriege zusammenhängenden Erzählungen stellt. Oswald Floeck.

Adam Müller-Guttenbrunn Meister Jakob und seine Kinder. Roman. Leipzig, L. Staackmann 1918. 350 S. Mk. 5.—.

Müller-Guttenbrunn bietet in diesem neuen Roman, der sich zeitlich seinen Romanen „Götzendämmerung" und „Glocke der Heimat" vorschiebt, ein farbensattes Kulturbild deutschen Kolonisten lebens aus dem fruchtbaren Banat unmittelbar nach der ungarischen Revolution in der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Er schildert die Geschicke Meister Jakobs, eines Wagnermeisters und seiner Familie; am ausführlichsten erzählt er von dessen Tochter Susi, die einen Bauernsohn, von dem sie ein Kind hat, nicht zum Manne erhalten kann, weil dessen standesbewußter Vater seinen Kastengeist nicht verleugnet; eine abermalige Liebesgeschichte verwickelt sie in eine Giftmorduntersuchung, aus der sie schließlich gerechtfertigt hervorgeht, sodaß sie zum Schlusse den dritten Bewerber heiratet, der seit Jahren um sie wirbt. Diese Gestalt einer rüstigen Meisterstochter steht im Mittelpunkt des Romans, der am Anfange und Schluß durch eine knappe, aber umfassende Schilderung der Geschichte der übrigen Familienmitglieder verbreitert wird. Immerhin ist diese Ausweitung des Stoffes für Müller-Guttenbrunn typisch, ein Erzähler wie Greinz hätte die Geschichte Susis noch viel ausschließlicher zum Hauptgegenstand seines Buches gemacht. Müller-Guttenbrunn aber liebt die Ausweitung der Geschichte ins Breite durch Häufung kleiner Züge und Begebenheiten. Er vermeidet es, eine freskoartige Komposition zu geben, wo die großen Linien ins Auge springen, in der große Szenen und Gruppenbildungen breit und dramatisch ausgebaut sind, und sich für immer dem Gedächtnis einprägen. Zwar bietet auch er einige schöne Genreszenen, ein Kirchweihfest, ein Hochzeitsfest, eine Stiglitzszene, aber diese schönen, mit epischer Breite ausgeführten Bildchen sind fast durchaus Episoden, die Hauptszenen des Romanes erfreuen sich im allgemeinen nicht dieser Ausmalung und ein Illustrator würde, von beiden genannten Episoden abgesehen, schwere Mühe haben, die Hauptmotive des Romanes zu illustrieren. Dieses Ausweichen vor allem Genrehaften in der Ausführung der Hauptmotive,

Digitized by Google

dieser Mangel an großen Linien, an Gruppenbildungen, bildet auch einen Grund für den etwas müden Ton, der über der Erzählung Müller-Guttenbrunns liegt. Ein paar Stellen über Fronleichnam (25) und kirchliche Heilige (219) wünschte man dem katholischen Glauben entsprechender formuliert, wie denn auch die sonst sympathischen Priester Müller-Guttenbrunns, als echte Josephiner gezeichnet sind, die das Kirchliche und Religiöse möglichst abschwächen, was aber historisch richtig gesehen sein dürfte. O. K.

A. Brausewetter, Stirb und werde! Roman. 428 S. Berlin, Martin Warneck. Preis Mk. 6.60, gbd. Mk. 7.80.

Dieser Roman des christusgläubigen protestantischen Autors behandelt ein Thema, das ihn von vornherein weit hinaushebt über die seichte, nichtssagende Unterhaltungsliteratur: Den seelischen Werdegang des protestantischen Geistlichen Martin Steppenreiter, dessen Stellung als Seelsorger einer Kleinstadt dadurch unhaltbar wird, daß er durch seinen strengen Eifer und die hohen Anforderungen, die er an alle Mitglieder seiner Gemeinde ohne Rücksicht auf Amt und Würde stellt, mit der weltlichen Macht in scharfen Konflikt kommt. Durch den ihm wohlgesinnten Landrat in die Großstadt versetzt, berauscht er sich bald an dem großen Erfolge seiner Rednergabe und seiner künstlerischen Anlagen. Er fängt an, seine strengen Anschauungen dem Zwange zu opfern, seine Stellung in der Gesellschaft durch Duldung der Lüge und Unmoral zu erkaufen und beruhigt sein Gewissen durch die Täuschung, man müsse mit und in der Welt leben, um sie zu bekehren. An einem Sterbebette, an das er von einem Balle weg gerufen wird, erwacht sein Gewissen, bricht die große Lüge seines Lebens zusammen. Auf einem Wege, der durch gewaltige Kämpfe und schwere Opfer bezeichnet ist, kehrt er zurück zur Wahrhaftigkeit, Innerlichkeit und Schlichtheit eines nicht äußerlich glänzenden, verborgenen, demütigen apostolischen Lebens. Diese Wandlung ist mit psychologischer Schärfe und dichterischer Begabung in einer Weise durchgeführt, daß auch der katholische Leser, ohne abgestoßen zu werden, mit geistiger Anteilnahme ihr folgen kann. Man fühlt sich fast versucht, hier von einem protestantischen Seitenstück zu den vorbildlichen katholischen Priesterromanen. P. O. Sheehans zu sprechen. J. E.

Jos. Mockenhaupt, Es waren Königskinder . . . Eine Westerwaldgeschichte. 164 S. Regensburg, Jos. Habbel, gbd. Mk. 3.—.

In diesem Büchlein spricht ein Dichter, aber noch kein Gestalter. Es ist im einzelnen ein Werk voll zarter, rührender, verträumter Schönheit, aber kein organisch gewachsenes, abgeschlossenes Ganzes, vielmehr eine Folge von aneinandergereihten, allerdings zeitlich und innerlich zusammenhängenden Bildern. Aber das merkt doch nur der verstandesmäßig urteilende Kritiker, kaum der naive Leser, der dem stillen Zauber dieser träumerischen, die ganze Tiefe des deutschen Gemütes in ihrem dunklen See widerspiegelnden Dichtung verfällt. Denn — obwohl hohes Lob, muß es doch gesagt werden: — Das ist kein Unterhaltungsfutter, sondern wahre Dichtung. Man kann über das andere Beiwort streiten: ob „große", einfache, volkstümliche, noch nicht ganz gereifte — aber Dichtung ist es doch, und darum darf dieses schmale, leider nicht nur einfach, sondern geschmacklos ausgestattete Büchlein nicht mit der großen Mehrzahl unserer Belletristik in einen Topf geworfen werden. M.

M. Herbert, Der blutige Lehrpfennig. Erzählung aus dem Leben eines Geistlichen. 115 S. Köln, J. P. Bachem. Gbd. Mk. 3.—.

„ „ Sankt Ehrhards Haupt. Erzählung. 119 S. Regensburg, J. Habbel, gbd. Mk. 2.—.

Die erste der beiden Erzählungen ist ein tiefes Seelengemälde und schildert die unter dem Eindrucke entsetzlicher Folgen der Verdammung einer reuigen Sünderin vollzogene Wandlung eines jungen Seelsorgers von übergroßer

Digitized by Google

Strenge zu verzeihender Milde. — Sankt Ehrhards Haupt behandelt ein ähnliches Thema: Die Rettung einer zum Tode verurteilten Kindesmörderin durch die jungfräulich-strenge Aebtissin des Damenstiftes Niedermünster, die zuerst den Verführer des Mägdleins, ihren Bruder Ulrich Pankraz, leidenschaftlich verurteilt, jedoch im Gebet ihr Herz zur Milde wendet und die Verführte auf ihrem Todesgange durch Erhebung des heiligen Hauptes, dessen Anblick jedem Verurteilten Gnade bringt, vom Fuße des Schaffots errettet. — Beide Erzählungen gehören in ihrer meisterhaften Abrundung und Konzentration zu dem Besten, was die begabte Dichterin geschaffen hat.

M.

Jungnickel Max, Jakob Heidebuckel. Berlin-Schöneberg. Franz Schneider-Verlag. 56 S. Mk. 3.—.

„ „ Aus den Papieren eines Wanderkopfs. Berlin-Schöneberg, Franz Schneider-Verlag. 95 S. Mk. 4.—.

Max Jungnickel, der neuerdings immer mehr die Aufmerksamkeit auf sich lenkt, romantisiert. Sein Jakob Heidebuckel ist einer der zahlreichen Nachkommen der romantischen Taugenichtse, die singend durch die Welt vagabundieren, weil sie im Grunde naive Dichtergemüter sind. Aber es ist doch eine versüßte, affektierte Romantik, die Jungnickel bietet. Seine Naivität schminkt sich, man hat stets das Gefühl, daß der Dichter sagt: Nicht wahr, ich kanns. Noch schlimmer wirkt die starke Dosis Naturalismus in dieser Geschichte. Denn dieser Vagabund führt sich als ein regelrechter Mörder seiner Geliebten ein, die ihm dann fortwährend als sein Ideal vor der Seele schwebt. Das Büchlein zerflattert fast, so lose komponiert Jungnickel. Kleine Skizzen zu geben, scheint seine Stärke zu sein. Sein zweites Buch „Aus den Papieren eines Wandeskopfs" ist überhaupt als Skizzenbuch eines Dichters am besten zu verstehen; es bringt allerlei Stimmungsbildchen vom russischen Kriegsschauplatz, Genrebildchen, Reflexionen über Postkutsche, Bild, Dorfschulmeister, Müller, wie sie in Zeitungsbeilagen usw. gerne veröffentlicht werden. Dazwischen einige hübsche lyrische Gedichte, die an den Volkston anknüpfen. Die romantische Veranlagung Jungnickels findet oft wirklich poesiedurchtränkte Bilder, um aber tiefere Wirkungen zu erzielen, müßte er weniger an der Oberfläche des Lebens haften und auf jede Koketterie mit seiner Naivität verzichten.

O. K.

Heinrich Zerkaulen, Die Spitzweggasse, Ein Tagebuch von Sommer und Sonne, Koeselsche Buchhandlung, Kempten-München 1918, Kleinachtel, 83 S.

Ein ganz schmales Büchlein, voller heimlicher Köstlichkeiten, voll Neckerei, Narretei, Wehmut und Tragik, aber überall sprühen Sonnenlichter auf dem moosgrünen Teppich der Schilderung. Das Ganze möchte ich wirklich einem verworrenen, ein wenig verzauberten Walde vergleichen. Viel Schönheit ist in ihm, und doch ist sie nirgends zu fassen. Und die ganze Stimmung des Wipfel- und Quellenrauschens, der Geheimnisse läßt sich in den weichen, lockenden Tönen eines Waldhorns fassen. — Das Buch atmet die schöne Verworrenheit, die so gern der Romantik zum Vorwurf gemacht wird und die ihre großen Geister doch im Grunde überwunden hatten. Man merkt auf Schritt und Tritt, wie stark Zerkaulen noch in seiner Entwicklung steckt. Aus diesem Grunde ist es schade, daß das Büchlein in dieser Form ans Licht kam. Hätte Zerkaulen gewartet, so wäre vielleicht vieles, was jetzt noch Most ist, reifer Wein geworden. — Ueber den Inhalt läßt sich kaum etwas sagen, Jungnickel hat bei einigen Stücken leider Pate gestanden. Gerade diese Weiche, Süße, hätte Zerkaulen gut vermeiden können, denn er bewies bisher, daß er wohl sonnige Töne anzuschlagen hat, daß er aber auch den Sturm und Regen nicht scheut. Möchte ihm selbst das Buch bald eine liebe Episode werden, die ihn zu einem reiferen Werke geleitet.

Paul Lingens.

Digitized by Google

Literaturwissenschaft.

Dr. Oskar Katann, Aesthetisch-literarische Arbeiten. 1918. Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck, Wien, München. 371 S., Mk. 11.—.

Der den Lesern dieser Zeitschrift ja hinreichend bekannte Kritiker Dr. Oskar Katann sammelt in dem vorliegenden Band eine Reihe von Aufsätzen, die in dem Jahrzehnt von 1908 bis 1918 geschrieben und die, mit zwei Ausnahmen, bereits in katholischen Zeitungen und Zeitschriften (Reichspost, Gral, Aar, Kultur, Bücherwelt, Ueben den Wassern) veröffentlicht wurden. Und doch ist es mehr als nur eine „Sammlung" geworden, mehr als Vereinigung zufälliger Einzelheiten, — das Buch zeigt mit aller Deutlichkeit, mit welcher Bewußtheit der Kritiker Katann seit langem alle jene Fragen durchdenkt und durcharbeitet, die ihm den festen Boden für seine Tätigkeit abgeben. Hier ist, in 19 Abhandlungen, zunächst ein Programm gestaltet, (die ästhetischen Arbeiten), dem dann in denen mehr literarischen Charakters die praktische Verwirklichung folgt. Katann denkt auch dementsprechend hoch von der Kritik; sie ist ihm nicht Dienerin der Kunst, sondern gleichberechtigte Gefährtin. In dem auch formell so fesselnden „Gespräch über Kritik" (S. 202—210), in dem drei Debattanten, These und Antithese, Beweis und Widerlegung, in Wechselrede tauschend, die Vielseitigkeit dieses Themas bis zur schließlichen Einigung erörtern, heißt es: „Eine Unterordnung der Kritik unter die Kunst findet so wenig statt als eine Unterordnung der Aesthetik unter die Geschichte, der Wissenschaft unter die Kunst oder des Verstandes unter das Gemüt, beide stehen gleichberechtigt nebeneinander und können als nicht meßbare Größen eigentlich gar nicht miteinander verglichen werden." Kritiker nennt Katann allerdings auch nur den, „der einem ästhetischen System zustrebt, wobei die Schlegel und Lessing für alle Zeiten vorbildlich sind". (S. 209.) Und so beginnt das Werk denn mit den „Prolegomena zur Aesthetik", in denen zunächst in steter Auseinandersetzung mit der Fachliteratur der Begriff dieser Wissenschaft festzulegen versucht wird. Und ihr Zweck: Erkenntnis des Geschaffenen, nicht Anleitung zum Schaffen, wie die normative Aesthetik behauptete und wie mancher Nichtberufene zu seinem Leidwesen erfuhr. Die Wege zu dieser ästhetischen Erkenntnis zeigen die „Grundgedanken einer neuscholastischen Theorie des Schönen": „Findet die bei Beobachtung der Forderungen des Geistes größte, vollkommendste Entfaltung der Wesenseigentümlichkeit des Sinnes statt, dann haben wir eine ästhetische Erkenntnis vor uns." (S. 27.) Ein Weg also, der von der Schönheit der Ursache, zum Genuß und zur Freude als deren Folge führt. Schönheit gestaltet sich in der Kunst, dessen System ein dritter Aufsatz in feinsinniger Deutung untersucht. Ein Problem der Poetik ist „die Frage der Nachahmung". (S. 72—85.) Das Original um jeden Preis hat Goethe schon verspottet, Nachahmung ist das Normale in der Geschichte aller Künste. Sie vervielfältigt die bereits gewonnenen Werte, verfeinert sie, macht immer breitere Kreise für sie reif; aber die seltenen Genies sind die Eroberernaturen, die mit ihren neu gewonnenen Werten die Kunst vor dem Erstarren und dem Verfall bewahren. Notwendig sind beide. „Die Tendenz" dann ist eine fast rein terminologische Untersuchung, die, schon um Wiederholungen zu vermeiden, in einer späteren Auflage mit der folgenden Arbeit „Die Wahrheit der Dichtung" zu einer Einheit verschmolzen werden müßte. „Dichtung und Moral" wurde zuerst im „Gral" veröffentlicht. Die außerordentlich klare und das schwierige Problem erschöpfende Abhandlung leidet für meine Auffassung unter dem sonderbaren Zugeständnis am Schlusse: „Am allerwenigsten freilich ist der Künstler für die Beurteilung dieser Frage (Moralität einer Dichtung) kompetent, der in der Regel die Volksseele schlecht genug kennt." (S. 120.) Das mag für zahlreiche moderne l'art pour l'art-Künstler gelten, paßt aber in dieser Allgemeinheit in die Katannschen Theorien selbst nicht hinein. Gut ist die „Freiheit der Kunst"

Digitized by Google

behandelt, ein jetzt wieder höchst aktuelles Thema. Die „ästhetische Lebensanschauung" führt moderne Uebertreibungen ad absurdum.

„Ueber das Tragische" leitet dann, nachdem das ästhetische Fundament gelegt ist, zu den zehn literarischen Arbeiten über, aus denen ich die das reiche und weit zerstreute Material in klarer Weise ordnende und sichtende Abhandlung „Vom Wesen der Literaturwissenschaft", die feinen, man darf wohl sagen abschließenden Definitionen „Zur Theorie der Novelle", „Gespräch über Kritik", „Werk und Wertung" besonders hervorhebe.

Alles in allem: ein reiches und nicht leichtes Buch, das an den Leser hohe Anforderungen stellt, das aber auch keiner ohne Nutzen wieder aus der Hand legt. Das zuverlässig gearbeitete Register ist ein sicherer Führer zu dem umfangreichen, hier niedergelegten wissenschaftlichen Material.

Dr. Hubert Rausse.

Dvorak Max: Idealismus und Naturalismus in der gotischen Skulptur und Malerei. R. Oldenburg. München und Berlin 1918. 128 S. Mk. 6.—.

Dieses Buch des Wiener Kunsthistorikers kann für die Literaturgeschichte des Mittelalters ähnliches wie Wölfflins Bücher bedeuten. Dvorak macht darin den Versuch, die mittelalterliche Kunst, statt sie in ihrer äußeren Entstehungsgeschichte zu betrachten, aus ihren inneren Motiven zu erklären und die gotische Kunst aus dem christlichen Geiste der Zeit abzuleiten, um so zu einer ebenso einheitlichen Auffassung des Mittelalters zu gelangen, wie sie seinerzeit die Romantik besessen habe. Dvorak sieht die Werke der großen Theologen des Mittelalters als den Schlüssel zum Verständnis der Gotik an, wie er überhaupt der Ansicht ist, daß die Gotik nur aus dem durchgängigen Spiritualismus des Mittelalters zu verstehen sei. Er stellt den Entwicklungsgang der poetischen Kunst, besonders in ihrem Verhältnis zur Natur, in engen Zusammenhang zu den ästhetischen Lehren des Mittelalters, insbesondere Thomas von Aquins, und zeigt, daß der Begriff der forma substantialis als Abglanz der verborgenen nur der intellektuellen Erkenntnis erkennbaren Urschönheit in der mittelalterlichen Kunst eine wichtige Rolle spielt, als etwa in der Neuzeit das klassische Schönheitsideal. Und wie er nachweist, daß die in der Aesthetik Thomas von Aquins niedergelegte Beziehung der Schönheit zum menschlichen Erkenntnisvermögen für die Entwicklung der Gotik maßgebend wurde, so stellt er auch die theoretischen Begriffe der claritas, integritas und so weiter in diesen Zusammenhang ein. Durch den Einfluß des Begriffes des honestum entsteht ein neuer Schönheitsbegriff, indem die materielle schöne Form als Ausdruck der geistigen Vorzüge erscheint. Der thomistischen Erkenntnis, daß die Kunst als Gestaltungsgesetz in formalen Momenten begründet sei, schreibt Dvorak die schwerwiegendsten Folgen für die Entwicklung der Kunst zu. Dvoraks Buch ist auch ein Zeichen der Erstarkung des romantischen Gedankens und verdient schon aus diesem Grunde hier angezeigt zu werden; darüber hinaus würde aber die Anwendung einer ähnlichen Methode auf die Literaturgeschichte wohl manches darin einer neuen Betrachtungsart und Lösung zuführen.

O. K.

Kriegserlebnisse.

Neumair Josef, Im serbischen Feldzug 1914. Erlebnisse und Stimmungen eines Landsturm-Offiziers. Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck. 384 S. Brosch. Mk. 5.30, geb. Mk. 6.60.

Josef Neumair, der seit Jahren Mitarbeiter des „Gral" ist, schildert in diesem Buche seine Erlebnisse und Stimmungen im Serbischen Feldzug 1914. Die Blätter entstanden, wie er sagt, meist an Ort und Stelle des Erlebnisses und wurden im Wesentlichen unverändert zusammengefaßt. Diese Unberührtheit verleiht dem Buche seinen Charakter; sein hervorragendster

Digitized by Google

Zug ist seine unbedingte Echtheit und Wahrhaftigkeit. Neumair gibt seine mannigfachen Erlebnisse und Stimmungen wieder, einfach und schlicht, ohne jede Großmannssucht, wie er sie erlebt hat, und wer ihn persönlich kennt, weiß, daß in jeder Seite der ganze Neumair steckt, daß nur er und kein anderer so schreiben kann. Seine Schildereien sind ungemein frisch, lebendig und ursprünglich und ihr Stil hat so gar nichts papierenes an sich. Charakteristisch für ihn und gerade darum ein Beweis der Echtheit dieser Erlebnisse ist der offene Blick für alles Neue und der rasche Wechsel der Stimmungen; die Gefühle des Mutes, der Vaterlandsliebe, der Lebenslust machen jäh und plötzlich den Stimmungen des Mitleids, der Besorgnis, der Trauer Platz, um ebenso rasch wieder über die niederdrückenden Stimmungen den Sieg davon zu tragen. So kommt es, daß dieses Buch es, wie kein anderes mir bekanntes, vermag, die heute schon fast vergessenen Gefühle der ersten Monate des Krieges, als der Krieg noch jung war, in uns wieder lebendig werden zu lassen: den reinigenden Gewitterdonner der Kriegserklärungen, die Erlebnisse beim Einrücken und Abschiednehmen, die fieberhafte Tätigkeit der Ausrüstung und die Ungewißheit der endlosen Märsche, die Ueberanstrengung der ersten Gefechte und Kämpfe, das Leben in der Etappe, auf der Grenzwacht, im Hinterlande, den schrecklichen Rückzug über die Drina, all das erleben wir noch einmal und wundern uns, daß das alles so sein konnte, denn so hat sich das Bild des Krieges verändert. In anschaulichen Bildern schildert Neumair seine Erlebnisse vom Soldatendienst und von der montenegrinischen Landschaft; er hat für das Kostüm der Landesbewohner und das Straßenleben des Orients ebenso klaren Blick wie für die Schönheit der schwarzen Berge, die ihm mitunter wie seine Tiroler Berge vorkommen. Seine Liebe zu Oesterreich, zu Tirol, zum Deutschtum, tritt überall hervor und daß er auch die Literatur nicht vergessen konnte, beweist so manche Seite seines Buches, auf der er sich ein Gedicht in Erinnerung ruft, die Kriegsgedichte Schaukals bespricht oder von den Aufführungen im Burgtheater gelegentlich eines kurzen Wiener Aufenthaltes plaudert. Ich bin überzeugt, daß Neumairs zweites Kriegsbuch, das seine Erlebnisse bei der Offensive gegen Serbien 1915, die ihn bis Durazzo und zum Orchidasee führten, ebenso reich on lebendigen geschilderten Ereignissen und Stimmungen sein wird, wie sein „Serbischer Feldzug 1914."

O. Katann.

Verlag und Druck der Verlagsanstalt Tyrolia, Ges. m. b. H., Innsbruck. — Preßgesetzlich verantwortlicher Redakteur: Peter Kaiser, Innsbruck.

Digitized by Google

Gebete.

Von M. Herbert.

I.

Wenn einst ich komme, Herr, am jüngsten Tag
Und meine Form aus Staub und Asche hebe,
Geweckt von Tubastoß und Paukenschlag,
Erschauernd fühle, daß ich ewig lebe,
Wirst du die Frage aller Fragen tun:
Ist dir um deine Liebe ernst gewesen?
Bist du gegangen in den Eisenschuhn
Der Selbstverleugnung? Und vom „Ich“ genesen?
Hast du gewußt, daß Liebe Opfer ist?
Daß Liebe Schmerz und größte Lebensnot?
Hast du gemessen, fragt dich Jesus Christ —
Dein Liebesmaß an meinem Liebestod?

II.

Gib nicht den Schmerzen meine Seele,
O Herr der Freude, Herr des Lichts,
Daß sie mich ganz zu Asche zehren,
Zu dürrem Staub, zu grauem Nichts!
Zerschmettre nicht in deinen Tiefen
Den Schmetterling, das Sonnenkind!
Nimm nicht den Glanz aus meinem Auge,
Mach mich nicht stumm und taub und blind!
Laß mir den Weg zu deiner Schöne,
Ruf mich in deinen Sternentanz,
Gib Anteil mir an deinem Himmel
Und seinem ew'gen Strahlenkranz!
Leih mir des Adlers freie Schwinge,
Des Palmbaums jungen Liebessaft,
Der Scholle tiefes Lenzersehnen,
Gib mir des Springquells Mut und Kraft!
Schenk Anteil mir an allem Leben,
Das vorwärts drängt ins Glück hinein!
Ich will ein Saitenspiel der Engel,
Ein Psalm zu deiner Ehre sein.

III.

Mein Gott, die Becher ewigen Trostes
Kredenzt mir deine Einsamkeit.

Digitized by Google

Ich kann mich ganz in dir verlieren,
So himmelnah, so weltenweit!
Ich fühl dein tiefes Unmichwissen;
Wie könntest du verlieren mich?
Wär ich ein Blatt, vom Baum gerissen,
In deinem Sturme flöge ich.
Wär ich ein Tropfen nur im Meere,
In deinen Fluten blieb ich doch.
Ich bin ein Teil von deiner Ehre
In meinem letzten Stäubchen noch.
So will ich steh'n und Hände falten,
Ob jedem Bitt'ren, das geschah.
Du hast mich, Schöpfer, wert gehalten
All deiner ew'gen Gloria.

IV.

All meine Sinne sammle, Herr, zu dir!
Wend ab vom Eitlen meines Leibes Auge,
Vor müßger Rede schließe du mein Ohr,
Daß ich zum Schau'n und Hören, Ew'ger, tauge.
Weit über meinen Irdischkeiten, Herr —
Da jubeln deine Farben, deine Töne,
Dein Lichtesglanz, die Chöre deiner Lust,
Die Heiligkeiten deiner Himmelsschöne!
Dort laß mich sein, dort mache mich daheim!
Nimm mir die Sprache, neu sie mir zu geben!
Entzücke mir das Herz! Entzünde mich
In deinen Gluten und zu deinem Leben.
Gib mir Geschmack an Not und Bitternis,
Daß ich des Leidens Sinn und Segen finde,
Die Unergründlichkeit der Schmerzenswelt —
Und nur an dich die große Sehnsucht binde.

V.

Ach, wer kann mir von dir erzählen,
Wenn du nicht redest, du nicht sprichst?
O, welches Buch sollt' ich erwählen,
Wenn du aus meiner Seele wich'st?
Dein Atem muß die Brust mir heben,
Dein Feuer schürt der Seele Glut,
Sonst muß sie reglos ohne Leben
Erstarren gleich der Lavaflut.
Kein andrer kann zur Gnade wecken,
Als, Gnadenvoller, du allein.
Du nahmst dem Lazarus die Decken,
Du hobst vom eig'nen Grab den Stein.

Digitized by Google

Du tiefstes Leben, du Belebet!
Du Triebstrom heiß der müden Kraft,
Du starker Träger und Erheber,
Zerbrich der Seele Todeshaft!

VI.

Herr, laß mich nah an deinem Herzen
Erlauschen deinen Atemzug!
Gib mir die Gotteskindschaft wieder,
Die deines Wesens Stempel trug.
Es soll nun hinter mir versinken,
Was einst mich hielt mit eh'rner Hand,
So wie den Phönix laß mich steigen
Aus meiner Leidenschaften Brand.
Neunmal gereinigt will ich kehren
Zur ersten Unschuld . . . Wende nicht,
O Zeuger, ab von der Erzeugten
Dein reines Vaterangesicht.

VII.

Ich lebe nicht, o Herr, wenn du nicht lebst!
Wo fänd ich Glück und Zweck und Ziel hienieden,
Ständ über meinen Kämpfen, meiner Not,
Als letztes Ende nicht dein Heil und Frieden.
Daseinsvergeudung wär mein ganzes Tun,
Ein Schlag ins Wasser meiner Tage Streben,
Zerschellte Lieb und Treu mein strandend Gut,
Wär deine Kraft nicht tief in meinem Leben.
Wär deine Lieb nicht über aller Lieb,
Wie zweifelnd trostlos wäre mein Erblassen
Und meine Trauer um gestorb'ne Treu,
Könnt ich von Händen deiner Treue lassen.
Ich wuchs aus dir und deiner Ewigkeit,
Ich bin ein Stammeln deiner großen Worte,
Ich bin ein Hauch aus deiner Wahrheit Sturm,
Ich bin ein Harrer an der goldnen Pforte.

VIII.

Gott, abertausend Seelen branden rings,
Es schwellen um mich uferlose Leiden,
Die Sünden brausen gleich dem Ozean,
Und alle Qualen! Not und Haß und Scheiden!
Doch bin ich mit dir ganz allein, allein.
Für meinen Fuß ward wundervoll geschlagen
Die Königstreppe und der gold'ne Steig
Zu deinem Herzen, Gott, aus uns'ren Tagen.

Digitized by Google

Der du auf Bitten, wie auf Wolken thronst;
Zu dem ihr Schicksal alle Völker tragen,
Du Gott der Könige, Gott des Heldentums,
Bist doch auch Hörer, Löser meiner Fragen.
Für meine Seele bist du, Höchster, da,
Als wär sie einzig, wie du selbst, geboren,
Auf dich gestellt, als letzten Ankerplatz,
Als wärst du mir, so wie ich dir verschworen.

o o o

Die Belagerten.

Drama in einem Akt von Leo Weismantel*).

Personen:

Der Stadthauptmann
Die Stadthauptmännin
Der Bischof
Der erste Offizier; zur ersten Wache gehörig
Der zweite Offizier
Der dritte Offizier
Der erste Soldat } zur ersten Wache gehörig
Der zweite Soldat }
Der dritte Soldat } z. zweiten Wache gehörig
Der vierte Soldat }
Soldaten der ersten Wache
Soldaten der zweiten Wache
Eine Soldatenfrau, Eheweib des dritten Soldaten
Der erste Narr
Der zweite Narr
Ein Alter
Chor der tanzenden Mädchen
Ein tanzendes Mädchen
Der Henker
Ein Arzt
Der erste Bote
Der zweite Bote
Der dritte Bote
Der vierte Bote
Ein Spion
Soldaten, Bürger und Domherrn der belagerten Stadt

Zeit und Ort des Spiels:

Eine mittelalterliche Stadt zur Zeit der Belagerung. Die Not der Belagerten ist auf das Höchste gestiegen, der Hunger wütet wie eine pesthafte Krankheit und scheint die bisher Standhaften zu sofortiger bedingungsloser Uebergabe zu treiben; diese Uebergabe wird vom Feind noch in dieser Stunde erwartet. — Eine wallartige Bastei, aus der Stadtmauer vorsprin-

*) Dr. Leo Weismantels preisgekrönter Rhönroman „Mari Madleu" wies Stellen von solcher dramatischer Bewegtheit, Anschaulichkeit und Präzision auf, daß man kaum überrascht war, zu hören, Würzburg würde von ihm einen Einakterzyklus zur Uraufführung bringen. „Die Reiter der Apokalypse" bedeuteten nun auch für Weismantel einen vollen Erfolg; mit kühnem Sprung faßte der überaus begabte Dichter auf den Brettern der

Digitized by Google

gend, gegen die Stadt zu in drei terrassenartig verbreiterten Stufen niedersteigend. Zwischen der ersten und zweiten, wie zwischen der zweiten und dritten Stufe zieht je ein Laufgraben; von der obersten Plattform der Bastei läuft nach innen, die beiden Laufgräben und Stufen überbrückend, ein Weg. Links dieses Weges, auf der zweiten Stufe, das Feldherrnzelt; rechts des Wegs, thronartig aufgebaut, ein Feldherrnstuhl.

Soldaten der ersten Wache (stehen auf der obersten Plattform der Bastei).

Der erste Soldat: Was kommen dort für zwei seltsame närrische Känze, — der eine wie ein alttestamentlicher Prophet im maskenhaften Aufzug, doch seine Augen leuchten Irrsinn.

Der zweite Soldat: Es ist der alte Rabbi aus dem Judenviertel; nicht alle tragen die Leiden einer Belagerung wie Soldaten, — der eine wird zu einem Rebellen, der dort ward zu einem Narren; er hält sich für den Propheten Jeremias, weissagt den Untergang der Stadt Jerusalem und fordert Uebergabe an den Feind, — die Narren reden Wahrheit oft. —

Der erste Soldat: Und wer ist der andere? Zuweilen sah ich schon, wie zwei Blinde einander sich zu führen suchten, sie fanden sich eher zurecht, wie die zwei Narren. Welch jammervoller Anblick, wenn Menschen in ihrem Unglück niedersteigen zum Tier. —

Der erste Narr (kommt, das Gebell eines Hundes nachahmend auf allen Vieren herbei).

Der zweite Soldat: Das ist ein närrischer Gerber; seit er vor Hunger seinen alten treuen Hund geschlachtet und verzehrt, hält er sich selbst für einen Hund und bellt —

Der zweite Narr (kommt herbei und steigt zu den Soldaten hinauf): **Ist einer von euch der König Sedekias?**

Der erste Soldat: Ich bin es.

Bühne Fuß; wie man hört, denken bereits auch andere Bühnen daran, die drei Einakter in der nächsten Spielzeit aufzuführen. An diesen praktischen Erfolgen wird Weismantel lernen; nichts fördert den jungen Dramatiker stärker, als die Möglichkeit, sein Werk lebendig vor sich zu sehen, so seine Mängel eindringlicher zu fühlen und seine Stärken bewußter zu erleben. Weismantel wird aus den Aufführungen seiner „Reiter der Apokalypse" vor allem lernen, nicht nur in der äußeren Form prägnant, streng zusammenfassend zu sein, sondern auch die innere Struktur vor Wucherungen zu bewahren, sie bei aller Monumentalität linear aufzureißen, nicht durch das Anklingen von unwesentlichen Motiven zu überladen, und so die lapidare Wirkung die volle Klarheit der Charaktere und des aus ihnen aufsprossenden Handelns trübend, zu schwächen. Solche unerhört harten Themen wie die vom Hunger, von der Pest und vom Krieg verlangen eine unerbittlich strenge Linienführung; sie kann aus innersten Stilgesetzen nicht konsequent genug sein; sie darf nicht ausbiegen, nicht verweilen, sie muß

Digitized by Google

Der zweite Narr: Das spricht zu dir, Sedekias, durch den Mund seines Propheten Jeremias der Herr der Heerscharen, Israels Gott: Wenn du dich aufmachst und hinausgehst zu den Obristen des Königs von Babylon, so wird leben deine Seele und wird diese Stadt nicht niedergebrannt werden mit Feuer; und am Leben bleibst du und dein Haus.

Der zweite Soldat: Rabbi, siehst du nicht, dieser ist ein Soldat, ein gemeiner Krieger, nicht aber der König Sedekias.

Der erste Narr (springt bellend auf den Wall; packt dort Steine auf und nagt an ihnen).

Der zweite Soldat: Was treibt der Narr?

Der erste Soldat (zum ersten Narren): **Das sind keine Knochen, Herr Meister Hund, selbst für eines Hundes Zähne zu hart und einem Hundemagen zu schwer verdaulich.**

Der erste Narr (wie in plötzlicher seherischer Erleuchtung): **Und es wird ein Tag kommen, da die Menschen die Steine betasten und nachsehen, ob sie nicht zu Fleisch geworden vor Erbarmen zu den Menschen** (er stirbt).

Der zweite Soldat: Den hast du zum Narren geritten, Hunger, du apokalyptischer Reiter, das war ein böser Streich von dir; nun hast du ihn verrecken lassen wie einen Hund, für diese Milde lob ich dich, gestrenger Herr.

Zweiter Narr: O König Sedekias, fürchtest du die Botschaft des Herrn, daß du dein Königskleid vertauscht hast mit dem Rocke des geringsten deiner Knechte; aber begabt hat der Herr seinen Propheten, ich werde dich herausfinden unter allen deinen Knechten, o König Sedekias. So du aber nicht hinausgehest zu den Obersten des Königs von Babylon, so wird diese Stadt gegeben werden

---

mit angehaltenem Atem, voll schauervoller Mystik, fast rasend in Besessenheit ins Dunkle rasen, Form werdend für die grause Zügellosigkeit der apokalyptischen Reiter. Dieser Ueberreichtum, mit dem Weismantel seine drei Einakter etwas belud, verkieft allerdings den Glauben an die Kraft dieses starken Dichters; er ist nicht billig und alltäglich; das hohe Ethos des Ganzen hebt auch seinen Wert.

Dieser Ueberreichtum einer stürmischen Dichterkraft offenbart sich auch in der hinstürmenden Glut der Sprache, die reich an biblischer Symbolik, oft zart und biegsam, oft wieder schwer und wuchtig bezaubert und fesselt. Eine ganz unheimliche, visionäre Leidenschaft hat sich hier künstlerisch einen bezwingenden Ausdruck schaffen können; ein Dramatiker bewies sich, dessen weiteres Schaffen unsere ganze Aufmerksamkeit verdient. Wir freuen uns, im „Gral" den ersten der drei Einakter (ihm folgen die „Sieger" und „Die sündhaften Krieger") vor der, vielleicht im Herbst 1919 erscheinenden Buchausgabe veröffentlichen zu können.

Dr. Johannes Eckardt.

Digitized by Google

in die Hände der Chaldäer und diese werden sie niederbrennen mit Feuer; auch du wirst nicht entrinnen aus ihrer Hand. (Ab.)

Die Soldaten der ersten Wache (treten in Reih und Glied).

Die Soldaten der zweiten Wache (ziehen unter Trommelklang und Pfeifen auf die Bastei).

Der erste Offizier: Ein neuer Befehl des Herrn Stadthauptmanns.

Soldaten (brechen in krampfhaftes Lachen aus).

Der erste Offizier (leiser, gedämpfter): Euer Lachen ist wie ein Krampf, ein zuckender; der Stadthauptmann gebot lustig zu lachen bei jeder Verkündigung auf dem Wall; — wie ihr lacht, gehorcht ihr nicht; euer Lachen ist Rebellion! Es verrät dem Feinde unsere Not und ihr sollt lachen, daß er glaube, wir feierten Feste oder höhnten seiner.

Soldaten (lachen wie vorher, doch sich mehr Mühe gebend).

Der erste Offizier: Der Feind hat in den letzten Tagen versucht, durch Spione sich den Wachen dieser Bastei zu nähern, mit Speise und Trank die kirre zu machen, die er hungrig wähnt und durstig. Der Stadthauptmann läßt euch verkünden, daß dem Tod verfällt, wer mit dem Feinde anders als höhnisch über die Mauer spricht, — der Befehl ist zu Ende, — lacht!

Soldaten (lachen).

Der erste Offizier (will mit der ersten Wache abziehen).

Der erste Soldat (deutet auf den toten Narren): Sollten wir den nicht mitnehmen? Er ist vor Hunger —

Der erste Offizier: Kerl, weg mit der deutenden Hand; deute hinaus auf den Feind!

Der erste Soldat (tut, als zeige er dem Offizier eine Beobachtung im Gelände an): Da, — da, — vor unseren Augen ist er vor Hunger verreckt wie ein Hund, Herr Leutnant. —

Der erste Offizier: Laßt ihn liegen bis zur Nacht. —

Der erste Soldat: Ich könnt ihn auch nicht wegtragen. —

Der erste Offizier: Warum nicht?

Der erste Soldat: Mir ist's selber zum Sterben schwach.

Der erste Offizier: Dann lauf, daß du noch vom Wall und dort hinter das Zeughaus kommst, dann magst du zusammenfallen, — doch vergiß nicht, daß du dabei lachen sollst.

Der erste Offizier und die Soldaten der ersten Wache (unter Trommelschlag und Pfeifen ab).

Digitized by Google

Die Soldaten der zweiten Wache (verteilen sich auf dem Wall nach rechts und links).

Der dritte Soldat (bleibt allein sichtbar auf der obersten Plattform stehen, gegen den Feind Ausschau haltend).

Die Soldatenfrau (kommt aus der Stadt, kriecht, auslugend, daß niemand sie sähe, gegen die Bastei und springt schließlich in den obersten Laufgraben, sich an dessen Rückwand aufreckend): — **pst! — pst! — pst!**

Der dritte Soldat (blickt erschrocken um und wendet sich, da er sein Weib erkannt hat, wieder gegen den Feind; tut, als spreche er für sich in den Wind): **Stell dich dichter an die Mauer, daß dich keiner von drüben sieht; was willst du? Was bist du nicht zu Haus geblieben?**

Die Soldatenfrau: Unser Gregor, der Bub, und Liese, das Mädchen, die spielten, Mann. —

Der dritte Soldat: Bist du auf Leibes- und Todesgefahr hiehergekommen, mir das zu sagen?

Die Soldatenfrau: Sie spielten mit bunten Schussern, und wer verlor, mußte dem anderen ein Pfand geben, — erst drei Lebzelten, — dann nur noch einen, — dann zwanzig Nüsse, — dann ein Stück hartes Brot. —

Der dritte Soldat: Ich weiß.

Die Soldatenfrau: Und dann mußte Gregor, wenn er verlor, dem Lieschen einen Kranz aus Löwenzahnblumen in das blonde Haar flechten und Lieschen, wenn es verlor, um Gregors Kinderwaffen, seinen Helm, seine Muskete und seinen Spieß Eichenlaub winden. —

Der dritte Soldat: Unsere Kinder sind so arm geworden, daß sie keine Lebzelten, keine Nüsse, kein Stück trockenes Brot mehr verspielen können, — drum versuchen sie's mit Ehre und Ruhm, hahahaha! — geben dem abgemagerten Dirnlein einen Kranz wie einer Königin und dem Lausbuben den Schmuck des Siegers, — ich kann's nicht ändern, geh!

Der Spion (winkt von jenseits): — st! — st! —

Der dritte Soldat: Dort winkt einer von drüben; geh, Weib, — Weiber sollen nicht dabei sein, wenn Männer kämpfen.

Der Spion: Ich komme in Frieden, siehst du mein weißes Fähnlein nicht?

Der dritte Soldat: Dann geh offen ans Tor und begehre Einlaß.

Der Spion: Ich komme von Eurem Vetter aus Klippstadt da drüben. —

Digitized by Google

Der dritte Soldat: Ich hab keinen Vetter in Klippstadt und brenne dir eins auf, so du nicht gehst.

Der Spion: Hab mich durch den Eisenring Eurer Feinde geschlichen, Euch einen Riemen Fleisch zu bringen und einen Laib Brot, — wollt Ihr mir so lohnen? Nehmt —, ob's von einem Vetter kommt oder nicht; sind gute Menschen durch ihre Güte nicht enger versippt, als Leiber durch das Blut es sein können?

Die Soldatenfrau: Und dann spielten sie darum, Vater, — wer verlor, durfte dem anderen in die Wange beißen, — es war ein rohes Spiel, ich hab's ihnen verwehrt.

Der dritte Soldat: Bist du gekommen, daß ich dich dafür loben soll?

Der Spion: Mißtraut Ihr mir, weil ich Euch ein Feind scheine, vielleicht gar ein Spion? — Der eine Laib Brot und der eine Riemen Fleisch hält das Schicksal Eurer Stadt um keine Sekunde auf. Ich aber habe ein Gelübde getan, einem Dürftigen von dem zu geben, was ich im Ueberflusse besitze, da auch mir einmal eine gleiche Guttat widerfahren, glaubt es mir. Ich komme nicht um Euretwillen, will mein eigenes, bresthaftes Gemüt beschwichtigen, — glaubt das, da Ihr mir keinen Edelmut zutraut.

Die Soldatenfrau: — und heute hat der Gregor verloren und die Lise, die zarte Blumenlise, hat ihm in die Wange gebissen, — nicht zum Spiel, o Herr Gott, — sie hat ihm ein Stück weggebissen vor wahnwitzigem Hunger.

Der dritte Soldat: Was sagst du?

Die Soldatenfrau: Nun liegen sie alle zwei in Krämpfen, — ob sie noch leben, bis du von der Wache kommst, das weiß ich nicht.

Der dritte Soldat: Spring zum Stadthauptmann, — bitt mich frei von der Wache.

Die Soldatenfrau: — ich war bei ihm, — er duldets nicht.

Der dritte Soldat: Warum nicht?

Die Soldatenfrau: — könntest ja doch nicht helfen! Hast du ein Stück Brot mit, daß du helfen kannst?

Der dritte Soldat: — Du da drüben, — gib mir dein Brot, — bind's an eine Stange, reich mir's her, — und sei bedankt — — (er neigt sich hinüber, da fällt ein Schuß; der Soldat taumelt getroffen zurück, fällt zu Boden und rollt den Mittelweg herab).

Die Soldatenfrau: Es war ein hinterlistiger Spion.

Der dritte Soldat: Nein! Der Schuß kam von hinten und nicht von da drüben (er stirbt).

Digitized by Google

Die Soldaten der zweiten Wache, Volk (läuft zusammen), der zweite Offizier.

Eine Stimme: Ich sah's ganz genau, — ein Spion von drüben, wollte ihm Fleisch und Brot herüberreichen, dann schoß er nach ihm mit einer Pistole.

Stimmen: Der Stadthauptmann.

Der Stadthauptmann (kommt raschen Schrittes aus der Stadt).

Der Alte: Herr, er ist tot! Haltet kein Gericht mehr über einen Toten. Die Falschheit des Feindes war größer und ekelhafter als die Schwachheit dieses Verhungernden.

Der Stadthauptmann: Wer sagt dir, kluger Alter, von der Falschheit des Feindes? — Wer schoß?

Der vierte Soldat: Ich, Stadthauptmann.

Stimmen: Was, der? ein unsriger?

Der Stadthauptmann: Auf wessen Befehl?

Der vierte Soldat: Auf euren.

Stimmen: Der ist wohl ein Narr geworden, wie so viele!

Der Stadthauptmann: Was tat er?

Der vierte Soldat: Er wollte Fleisch und Brot nehmen vom Feind.

Der Stadthauptmann: Ich ernenne dich zum Korporal für diesen Schuß.

Volk (lacht rebellierend auf).

Der Alte: Ein überspannter Bogen springt leicht, Herr! Spannt ab!

Stimmen: 's wär Zeit!

Andere Stimmen: — höchste Zeit!

Der Alte: Herr, —

Der Stadthauptmann: Was wollt ihr mir Neuigkeiten sagen, Alter?

Der zweite Narr: Ist hier der König Sedekias? — Gott sendet mich zu ihm.

Stimmen: Dort steht er!

Der zweite Narr: Weigerst du dich aber, hinauszugehen zu den Obristen des Königs von Babylon, so ist dies das Wort, welches mich schauen ließ der Herr: siehe, alle Frauen, welche noch übrig sind in dem Hause des Königs von Juda, werden hinausgeführt werden zu den Obristen des Königs von Babylon; auch sie werden sagen: „Betrogen und bewältigt haben dich die Männer deines Friedens; sie haben versenkt in Kot und Schlamm deine Füße und sind gewichen von dir.“ Und alle deine Frauen und deine Kinder werden hinausgeführt zu den Chaldäern, —

Der Stadthauptmann: Führt ihn hinweg, ein Narr ist

Digitized by Google

des Mitleids wert, aber er rede nicht in der Versammlung der Männer.

Der zweite Narr (da er von ein paar Soldaten hinweggeführt wird): Auch du wirst nicht entkommen aus ihren Händen, sondern durch die Hand des Königs von Babylon ergriffen werden und er wird diese Stadt niederbrennen mit Feuer. (Wird abgeführt.)

Stimmen: Er ist ein Prophet und spricht die Wahrheit.

Der Stadthauptmann: Dann nehme der Gottgesandte seinen Stab, wie Moses der Prophet und werfe ihn zu Boden und so der Stab zur Schlange wird, will ich den Worten Gottes glauben. —

Einige Stimmen (lachen bitter).

Der Alte: Herr, jenes Volk, von dem der Prophet sprach, war ein von Gott verworfenes, — uns straft nicht Gott, uns straft die eigene Hartnäckigkeit.

Der Stadthauptmann: Reich bist du an Jahren, — sag, ist's Weisheit oder Narrheit, dem Diamanten seine Härte vorzuwerfen. Und unser Recht ist härter, als alle Diamanten der Welt. Das Recht ist nicht biegsam, die Wahrheit nicht wandelbar. Und wie das Recht und die Wahrheit seit Jahrtausenden umlagert werden von allen Teufeln der Hölle, so umlagern uns die da draußen. Hörtet ihr von Wahrheit und Recht einmal, daß sie sich ergaben?

Der Alte: Eure Lehre ist recht, Herr, —

Stadthauptmann: — und ihr redet mir von Uebergabe!

Der Alte: Wahrheit und Recht stirbt, eh es sich ergibt, —

Der Stadthauptmann: Sie starben noch nie, wenn auch die Menschen an ihnen sterben; sie leben bis heute und werden triumphieren.

Der Alte: Wir sind keine Lehre, keine reine, kein ewiger Geist; wir sind Menschen von Fleisch und Blut. Das trennet, Herr, eh es zu spät. Wir wollen nichts von Wahrheit wissen, nichts von Recht. —

Der zweite Offizier: Der Verhungerte schreit nach Brot und nicht nach Recht.

Der Stadthauptmann: Rebell!

Der zweite Offizier: Ich bin kein Rebell, bin Abgesandter dieses Volkes. Herr, ich trage keine Maske vor Euch; wir sind zusammengetreten hinter Eurem Rücken und fordern Uebergabe an den Feind. Die Opfer, die Ihr wollt, sind uns zu groß!

Der Stadthauptmann: Kein Mensch darf mehr von seinem Nächsten fordern, als er selbst zu tragen den Mut und die Entschlossenheit in sich trägt.

Digitized by Google

Der zweite Offizier: — Den Mut, und die Entschlossenheit, wie wir Hungers zu sterben, mögt Ihr Euch zutrauen, Herr, so lang Ihr Weib und Kind noch haltet unversehrt, — uns liegt kein Braten mehr in der Pfanne, kein Schwein mehr im Stall, — ob bei Euch —

Der Stadthauptmann: Schurke!

Der zweite Offizier: — das weiß ich nicht!

Stimmen: Aber wir wissen, aber wir!

Stimmen: Macht Platz. Die Stadthauptmännin.

Die Stadthauptmännin (naht in bittender, demütiger Haltung).

Der Stadthauptmann: Sie öffnen ihre Reihen vor Euch, wie vor einer Heiligen; Ihr geht begrüßt durch die Reihen der Wütenden, die gegen mich branden, wie das tobende Meer gegen das Felsufer —

Die Stadthauptmännin: Ich komme als ihre Abgesandte, — erflehe Uebergabe.

Der Stadthauptmann (zum Volk): So geht! Eure beiden Sprecher, der Leutnant und die Stadthauptmännin mögen bleiben, ich bin willens, sie zu hören. —

Volk und Soldaten (ab).

Der Stadthauptmann: So tretet, hohe Frau, in dieses Zelt, bis ich den Leutnant beordert.

Die Stadthauptmännin (ab ins Feldherrnzelt).

Der Stadthauptmann (milde): Du meines einz'gen toten Freundes einz'ger Sohn und mir ein teuerstes Vermächtnis, —

Der zweite Offizier: Verzeihet Herr, mit nöt'ger Reverenz, — ich bin der Abgesandte jener Bürger.

Der Stadthauptmann: Du bleibst, wie stets du warst: wir liebten ja noch je dein Ungestüm, dein Vater, so auch ich. —

Der zweite Offizier: Ihr hättet nie geliebt, Herr, hättet Ihr gewußt, —

Der Stadthauptmann: — ich wußte alles.

Der zweite Offizier: Täuscht Ihr Euch nicht, o Herr? —

Der Stadthauptmann: Hätt' ich's nicht kommen sehen, — Wochen, Monate schon, — wär's plötzlich mir in dieser Stunde erst geschehen, daß du der Führer der Rebellen bist, bereit, in dieser Stunde mich zu stürzen und hier an meine Stelle dann zu treten, — dann hätte ich das Böse zu lenken nicht vermocht, ich hätte dich in dieser Stunde sonst vom Henker —

Der zweite Offizier: Dazu ist's nun zu spät, das wißt Ihr wohl. Die ganze Stadt, die Bürger, die Soldaten

Digitized by Google

stehen heute hinter mir bis auf nur wenige, die Euch treu geblieben. Nun wollt Ihr mich mit leeren Listen fangen, — Euch ist der Schein der Macht, doch mir die Macht, — behalte jeder, was ihm so geworden, — tut, was ich will, so lasse ich Euch gern den Schein der Tat.

Der Stadthauptmann: Ich bin allein, war's nie wie heute, — das weiß ich wohl. Doch nie wie heute war ich auch so mächtig, — hör an: Als unsere Feinde nun vor Jahren schon die Stadt uns rings umschlossen, da zählt ich ihre Zahl und zählt die unsre; ich wog den Trutz der Mauern und der Bürger und der ärgsten Feinde, an die von Euch noch keiner dachte: den Hunger und die Rebellion. Ich holte dich in meine Nähe; das Volk hat schon in kurzer Zeit mehr auf dich, — auf dich vertraut, hätt' an meine Statt dich damals schon gewünscht, war mürrisch oft, daß du nur Leutnant warst und bliebst, wie an des Krieges erstem Tag, — und mürrisch warst auch du.

Der zweite Offizier: Ich will's nicht leugnen, Herr. Am ersten Tag, da Ihr die Bürger zu den Waffen riefst, da machtet Ihr mich schon zum Leutnant; „warum doch den zum Leutnant und uns, — uns nur zu gemeinen Kriegern", so sagten viele damals, „was ist er mehr als wir?" Ich hatte nichts gelernt, Herr, unter Eurer Hut, als tausendfache Rechenkünste. —

Der Stadthauptmann: „— er ist von seiner Sippe!" so brummten damals andere Bürgersöhne, ich weiß es; sie hatten nicht recht und doch widerstritt ich ihnen nie.

Der zweite Offizier: Hab ich nicht bewiesen, wie recht Ihr hattet, mich an jene Stelle gleich zu setzen? Da ward die Rechenkunst zur Zauberformel, die der Kriegswerkzeuge seltsame Wunder schuf.

Der Stadthauptmann: Nenn sie mir immer noch mit Stolz! Du bautest Feldschlangen, die um das Doppelte weit spuckten, wie die der Feinde. Du schlugst Stollen in die Erde bis unter die Zelte der Feinde, und sprengtest sie in die Luft; du ersannst eiserne Reiter, die gegen den Feind galoppierten und ihre Reihen in Verwirrung brachten, da keine Kugel, so sie auch traf, die gespensterhaften Wesen auf die Erde streckte, —

Der zweite Offizier: Ihr wißt's noch sehr genau, o Herr!

Der Stadthauptmann: Sehr genau! Ich habe dir nichts vergessen. Die Bürger und Soldaten aber fragten nun nicht mehr: „Warum ward er gleich Leutnant?" nun fragten sie: „Warum bleibt er immer noch nur Leutnant?" Auch damals dachten sich die Leute einen Grund.

Digitized by Google

Der zweite Offizier: Eure Eifersucht, Herr, — mit Reverenz zu melden.

Der Stadthauptmann: Ja, so dachten sie und — du! Ich gab dem Volke nie, gab keinem zweiten jemals Rechenschaft, dir will ich sie geben, nun, weil ich zu Großem dich berufen möchte: Du bleibst nur Leutnant, weil ich wußte, daß all dein Glauben und Hoffen auf ein Einziges gesetzt war, auf die Maschinen, die du dir ersannst, — nie auf die Menschen. Da wußte ich, du mußtest zuschanden werden, du und dein Wollen. Besiegt ward nie ein Mensch noch durch Maschinen, besiegt noch nie, zerschmettert wurden höchstens nur die Leiber; was soll der Totschlag, wo der Sieg nur hilft, Besiegung Lebender!

Der zweite Offizier: Ich hätt's vermocht, hättet Ihr mir nur mehr Macht gegeben.

Der Stadthauptmann: Hätt' ich an meine Stelle dich gesetzt, wie du, wie viele — alle — es gewünscht, —

Der zweite Offizier: — mit gutem Recht, —

Der Stadthauptmann: — und wäre diese Stunde dir gekommen, die kommen mußte, wärst alles Glaubens du beraubt allein gestanden, ohnmächtig, nur ein einziger, bei Maschinen, und ohne Kraft, die Undinger nur zu bewegen. Das war's, warum du Leutnant wardst und bliebst. Aus Trotz gingst du dann unter die Rebellen, wardst ihr Führer; — ich kannte jede Regung deines Herzens, als sie, dir selbst verborgen, noch in deiner Brust gelegen, und eh' sie noch vor deine eigne Stirne sichtbar trat. Dann sah ich, wie das Volk sich um dich ballte wie ein Bienenschwarm um eine Königin. Ich blieb zurück, ward immer einsamer und dann allein — allein —; da kam mir in der höchsten Not eine Erkenntnis, ich mußte allein sein in dieser Stunde der Not, allein mit der einen Waffe, der ich vertraue, — allein mit dem heiligen Geist, der dritten Person in der Gottheit. So wob wie eine Spinne ich ein Netz aus unserer Feinde Hoffnung, deiner Hoffahrt, der Verzweiflung der Bürger und der Hungersnot und Rebellion; und nun ist mein Netz vollendet; ich alte Spinne hock bereit, aus dem Verstecke vorzuschießen, so bald die Fliege in die Fäden flog. Schon ist die Stunde nah, — die Spatzen fallen schon verhungert von den Dächern und in die Straßen unserer Stadt, du hast die Bürger hinter dir und gegen mich, du hast mit dem Feind dich schon verbunden zur Uebergabe; im Feldherrnzelt da draußen vor dem Tor versammeln sich schon die Obristen, die Schlüssel dieser Stadt und Euch erwartend, wie Ihr in Bußgewändern kommt, die Stricke um den Hals, — da zittert das Ge-

Digitized by Google

webe meines Netzes, zittert in allen Fächern bis hierher in mein einsames Versteck; das ist nicht Untergang, das ist Triumph, die närrische Schmeiße geht in meine Falle, — ich hab's errechnet bis auf die Minute. — Deine eigne Meuterei war mir dienstbar, ich hab sie genährt mit höchster Lust; darum sei sie dir, weil halbverschuldet nur, verziehen, kehrst du in dieser Stunde mir zurück, — in dieser Stunde brauch ich deine Heimkehr — oder deinen Tod.

Der zweite Offizier: Ihr seid ein Narr geworden, Stadthauptmann!

Der Stadthauptmann: Schreib einen Brief voll Hohn an unsere Feinde und tritt an meine Stelle.

Der zweite Offizier: Hahahahaha! Von dieser Seite kenne ich Euch noch nicht! — Ihr seid ja feige!

Der Stadthauptmann: Du willst mich schmähen, — tu's, mich kümmert's nicht, trittst du an meine Stelle nur. Mein Netz ist gut, ist wohl gelegt und es entgeht der Fang mir nicht.

Der zweite Offizier: Ei nun, so packt ihn doch!

Der Stadthauptmann: Denk dir das eine aus: Die Spinne säß im Eck, so ihr die Fliege in das Netz gegangen und wieder sich befreit, weil just die alte Spinne allzufrüh am Hunger starb; was läg wohl an der alten Spinne, käm nur zur rechten Zeit eine junge, lebende und legte statt der alten sich auf die Lauer.

Der zweite Offizier: Ich danke, Herr, Euch für das Vertrauen, doch scheint mir, daß in Eurer Fabel ich eher Fliege werden soll als Spinne. Zu lange haltet Ihr mich schon mit Reden.

Der Stadthauptmann: Glaubst du, es sei dein freier Wille noch zu gehorchen oder nicht, Rebell, —

Der zweite Offizier: Hahahaha!

Der Stadthauptmann: So entbinde ich Euch und mich von unser beider Aemter, — Mann gegen Mann! Glaube gegen Glaube! Befreit die Stadt von dem Tyrannen, der ihr das Glück der Uebergabe weigert, befreit sie von ihm, wie ich sie befreien will von ihren Feinden da draußen und hier drinnen! So wahr mir Gott helfe in diesem Kampf! Zieht!

(Sie fechten, — nach kurzem Kampfe verwundet der zweite Offizier den Stadthauptmann.)

Der Stadthauptmann (verwundet): Sachte, — sachte, mein Junge, — ich sterbe auch ohne deinen Stich, — (ersticht den zweiten Offizier; er winkt einige Soldaten der Wache herbei. Zu diesen:) Schlagt ihn in ein Zelttuch und bringt ihn herüber zu denen, die am Tor dort warten.

Digitized by Google

Sagt ihnen, das sei meine Antwort, meine einzige, die ich ihnen gebe.

Soldaten der Wache (die Leiche des zweiten Offiziers in einem Zelttuch tragend, ab).

Der Stadthauptmann (öffnet das Feldherrnzelt): Frau Stadthauptmännin!

Die Stadthauptmännin: Du hast ihn doch nicht abgeschickt mit unversöhnter Post? Doch scheint es mir. Du sprichst so bös zu mir in Ton und Wort, — grollst du mir, daß ich um jene bat?

Der Stadthauptmann: Du rätst es mit der Zartheit einer Frau, — in Gnade hab ich ihn grad nicht entlassen, — sie werden wiederkommen, tosend über meine Antwort; vielleicht, daß sie gar den Henker mit sich führen, der mich köpfen soll, — jene da draußen zu versöhnen.

Die Stadthauptmännin: Wie rauh bist du geworden, kalt und grausam.

Der Stadthauptmann: — und hab doch einst an einem Kornfeld, da du auf dem Rasen des Raines lagst, zu deinem Haupt gesessen, wie ein wachsamer Hund, der ein schlafend Kindlein hütet; habe die Fliegen gescheucht von deinem Gesicht; habe Kornblumen, blau leuchtend, mit meinen groben Händen geflochten, dich zu bekränzen; habe die Blumen zerdrückt mit rauhen Fingern, — hast geglaubt, wenn du über die Wiese gingst, hättest ein Lämmlein neben dir laufen, das du am Seidenband führtest und dem du eine Zierschelle an den Hals gehängt? Hast dich geirrt! Es war ein Löwe, ein wilder, unbändiger, war nur gezähmt auf Augenblicke durch deine Blicke, Löwenbändigerin!

Die Stadthauptmännin: Ich wollte dich bitten, nun schiltst du mich.

Der Stadthauptmann: Mißtrau dem Löwen, er ist eine wilde Katze! Leg deinen Kopf ihm nicht in den offenen Rachen, den Gaffern vor dem Zwinger ein Schaustück zu geben deiner Macht! So du vielleicht zuckst mit der Wimper und ihm den Gaumen kitzelst, zeigt er seine Wildheit wieder und — beißt zu!

Die Stadthauptmännin: Schilt mich nur, Löwe, ungezähmter, — das Kränzewinden hast du nie verstanden, hast die Blumen zerdrückt und mir das Haar verzerrt — das Liebesspiel verstand jeder besser als du, — doch keiner verstand wie du — ich weiß nicht was, — lebtest du nicht, ich würde sagen: stündlich für Großes zu sterben.

Der Stadthauptmann (mißmutig, wegwerfend): Ach —

Digitized by Google

Die Stadthauptmännin: Nein, du sollst nicht glauben, daß ich ein kluges Weib sei! Du sollst mich belehren, so ich Unrechtes begehre. Du hast mich einst geheißen, den Bürgern dieser Stadt eine Mutter zu sein. Nun möcht ich's sein.

Der Stadthauptmann: Kluges Mütterlein, willst deine Küken, die eingesperrt sind in den Hühnerstall, hinauslassen in den Hof, nur weil sie unvernünftig schreien, — laß sie nicht hinaus, — im Hof da schleicht der Marder um —

Die Stadthauptmännin: Traust du dem Feind so grausame Art zu, daß er selbst unserer Kinder nicht schone? Er mag uns morden, Liebster, mich und dich; an dich denkst du nicht, ich weiß es, aber du denkst an mich. Gib mich hin, gib mich zu den vielen Toten, die du forderteſt schon aus dieser Stadt, daß du die Kinder retteſt jener wie dein eigenes.

Der Stadthauptmann: Weib, — wie mißkennst du mich!

Die Stadthauptmännin: — verzeih! Ich habe nicht viel zu opfern mehr, — ich erlebe wohl noch den Abend, aber nicht mehr den Morgen des kommenden Tags; ihr Mordstahl gibt mir schnelleren und weniger grausamen Tod als der Hunger, aber unser Kind stirbt, stirbt wohl noch, eh es Abend wird, wenn du das Tor nicht öffnest. Mit den Kindern werden sie Erbarmen haben, — sie sind doch auch Väter!

Der Stadthauptmann: Bis zum Abend wirst du leben, sei bedankt für diese Kunde, — dann ist alles gut.

Die Stadthauptmännin: Du erschreckst mich! Vergaßest du, daß nur ich, nicht das Kind bis zu diesem Abend noch leben wird?

Der Stadthauptmann: Muß ich auch dir sagen, wie jenen dort, daß ich kein Opfer von jenen verlange, das ich nicht selbst am eigenen Leib —

Die Stadthauptmännin: Mein Gott, — wie meinst du das?

Der Stadthauptmann: Ich werde das Kind wohl meinen, — Weib, ich muß dich, vielleicht die Stadt verlassen in diesem Augenblick, — du darfst nicht nach mir sehen, nicht nach mir fragen bis in höchster Not, — und wenn ich dann — wenn ich stumm am Tisch säße und nicht zu dir aufsähe und dir keine Antwort gäbe, — dann sollst du wissen, daß ich nichts Neues zu sagen habe zu dem Alten. Ich setze dich hier vor allem Volk an meine Statt, derweilen ich von hinnen muß, — frag nicht, sieh, dort kommen sie, kommen her auf mich, wie schwarze Schwärme

Digitized by Google

Geier auf ein Aas. — Achte auf eines: Schwöre, was ich dir künde, es soll's kein Zweiter wissen außer dir.

Die Stadthauptmännin: Ich schwör's.

Der Stadthaupmann: Bei Jesus Christ?

Die Stadthauptmännin: Bei Jesus Christ!

Der Stadthauptmann: Um diese Stunde treten drüben im feindlichen Lager die Feldhauptleute zusammen; sie erwarten die Uebergabe, — so war's vereinbart mit den Rebellen dieser Stadt, die ich gewähren ließ, weil selbst ihr Verrat mir dienen soll; ich werde jenen zeigen, daß der Hunger uns nicht zwingt. Ich ließ seit Wochen, da ich das Werden dieses Geschehens wie eine Saat hervorsprießen sah aus nacktem Boden, ein Schwein mästen, das einzige noch in dieser Stadt. Dies Schwein, von dem nur wenige der Bürger in dunkler Kunde immer Falsches wußten, ließ ich vor einer Stunde schlachten; nun wird's am Spieß gebraten; mein Waffenmeister schuf, nicht wissend, wozu das dienen soll, eine hohle Granate, so groß, das Schwein zu fassen, — sieh, kommen jene noch nicht? (blickt die Bastei entlang.)

Die Stadthauptmännin (seinen Blicken folgend): Wer?

Der Stadthauptmann: Nein, noch nicht, — aber ihre Stunde ist gekommen. Wagen auf Wagen wird mit Kisten auf den Wall herrollen, dann wird das Volk, das dort kommt, mich zu zerreißen, schreien und toben vor Frohlocken; denn es glaubt Brot und Fleisch in den Kisten. Daß auch der Feind es glaubt, streute ich Gerüchte aus, wie Unkraut in ihre Reihen, — in jener hohlen Granate, auf einer riesenhaften Feldschlange, die ich heimlich bauen ließ, schieße ich den Herren Feldhauptleuten den bekränzten Braten ins feindliche Lager und auf den Beratungstisch, — der Hohn wird ihre Herzen bersten machen. Nur eines kann den Plan zerstören, — darob sei Wächter du, so lange ich ferne bin: So das eigene Volk merkt, daß die Kisten der Fuhrwerke leer sind, —

Die Stadthauptmännin: — so ist's ein Trug?

Der Stadthauptmann: — die in Wahrheit beladenen Bauerngespanne stehen nicht weit hinter dem Wall der Feinde in einem Wäldchen bereit; sie brechen hierher durch, sobald der Feind den eigenen Ring zerbricht, — sich schon genarret glaubend, narrt er sich. So aber das eigene Volk betört und zu winzig, Pläne zu erfassen und zu behüten vor des Mundes Schwatzen, getrieben von der Hungerpeitsche, die ersten Gauklerwägen stürmt und leer sie findet, dann könnten sie versuchen, noch in letzter

Digitized by Google

Stunde das Tor zu öffnen, jenen zum Triumph und uns zum Untergang. Umstelle dich mit Wachen, — hier sollst du als Feldherrin auf diesem Stuhle sitzen, — hier siehst du das Tor, — und jeden, der sich ihm nahet, es zu öffnen, den laß niederschießen.

Die Stadthauptmännin: Das ist nicht Frauengeschäft, — so bleib!

Der Stadthauptmann: Ich darf nicht! — frag nicht, — daß das Volk mich einsam für sein Heil an schwerer Arbeit weiß, wird nötig sein, daß das Spiel gelingt, — mein tapferes Weib!

Volk (stürmt drohend herein): Schlagt ihn nieder!

Die Stadthauptmännin: Was gabst du ihnen für eine Antwort durch den Leutnant, daß sie so rasen?

Stimmen: Schlagt ihn nieder! Sterben soll er! Er hat den Abgesandten uns ermordet!

Der Stadthauptmann: — ja, ich stach ihn nieder, — mit eigner Hand, — mit diesem Degen!

Die Stadthauptmännin: Was tatest du, o Gott!

Der Stadthauptmann (zum Volk): Was ich tat? Was ich noch oft am heutigen Tag zu tun gedenke! Ich schlug ihn hinterlistig nicht, nicht ohne Wehr; nicht durch den Henker, dem er war verfallen, so ich zu Recht mit ihm verfuhr. Er fiel im Kampf, — auch ich hätt fallen können (er reißt den Waffenrock auf, zeigt die nackte blutende Brust), sein Stich ging kaum um eines Fingers Spanne an meinem Herzen noch vorbei. Wie ihn, so fordre ich noch jeden vor den Degen, der sich mir widersetzt, — wohlau, er zieh! (Er tritt in Kampfstellung, — das Volk weicht zurück.)

(Musik! Auf dem Wall ziehen Soldaten auf einem Karren ein geschmücktes totes Schwein, eine Riesenfeldschlange und eine Riesengranate vorüber; hinterher Pferdegespanne und Bauernwagen mit geschlossenen Kisten beladen.)

Volk: Bauernwagen dort!

Andere Stimmen: Seht auf den Wall!

Andere Stimmen: Ein Schwein bekränzt!

Andere Stimmen: O großer Stadthauptmann!

Der Stadthauptmann (stellt sich dem Volk, das gegen die Wagen stürmen will, in den Weg): Nicht darum sollt ihr jubeln, mich den Großen nennen, — ihr solltet hier bei vollen Kisten noch verhungern wollen, wenn eure Sättigung euch schamrot machte, — ei, wen gelüstets noch zu hungern, weil ihn die Größe solchen Todes lockt! Es soll die Seele nicht zu schanden werden, nur daß der Leib sich

Digitized by Google

füttere und feister werde, feist wie dies Schwein! Hinweg von diesen Wagen! Ich trug die Speisen auf noch ungesalzen! Eh ihr sie essen wollt, müßt ihr sie würzen mit eurer Tugend. Eh sprecht ein Tischgebet, lauft nicht wie Vieh zu Trögen!

Eine Stimme: O großer Stadthauptmann, sag, was befiehlst du?

Der Stadthauptmann: Daß ihr von dieser Stunde bis zum Abend einem Weib gehorchet!

Stimmen aus dem Volk: Wir nehmen diese Strafe willig hin; wir waren Eurer Führung nicht mehr wert und gern bekunden wirs und beugen unsern Nacken unter dem Fuße eines Weibs, Euch zu versöhnen.

Der Stadthauptmann: So empfanget, Herrin, meinen Feldherrnstab!

Volk: (jubelt auf.)

Der Alte: Ihr strafet milde, Herr!

Der Stadthauptmann: Lobt nicht zu früh, — (er steht einen Augenblick unschlüssig, ob er Abschied von seiner Frau nehmen soll, — dann geht er in das Feldherrnzelt).

Die Stadthauptmännin (nimmt ihren Platz auf dem Feldherrnstuhl ein): So höret meinen Befehl und schwört ihm zu gehorchen.

Volk: Wir schwörn's!

Die Stadthauptmännin: Ihr habt gesündigt, da ihr, den Hunger nicht mehr zu ertragen, mentertet. So tragt den Hunger hier bei vollen Kisten solange, bis der Feind, die Narrheit, draußen noch zu lagern, erkennet und von dannen zieht.

Der Alte: Ein närrisches Gebot, o Herrin, nach unseres Verstandes Kürze, — seid nicht unwillig über unsere Gesichter; doch Eure Weisheit wird größer sein, als die unsrige, — wir wollen gehorchen.

Volk: Ja, wir wollen!

Die Stadthauptmännin: Und wenn Ihr darob sterben würdet? —

Volk (zaghafter): Ja!

Stadthauptmännin: Sagt nicht so, „ja"! Das „ja" muß fest gesprochen sein, — 's ist möglich, daß ich euch bei diesem Worte nehme.

Der Alte: Du bist milde, o Herrin.

Der Henker (sich trotzig neben den Feldherrnstuhl stellend): Thront hier die Grausamkeit?

Die Stadthauptmännin: Die Milde wird euch zu Hilfe eilen, doch nur den Büßenden, nicht den Empörern.

Digitized by Google

Eine Stimme: Was machen jene dort mit der riesigen Feldschlange?

Die Stadthauptmännin: Sie würgen nun das Schwein, das bekränzte, in eine hohle, kunstvolle Granate; die trägt der hohnvollen Sprüche wohl genug, daß unsre Feinde es zur Zeit erfahren, daß ihr stärkster Verbündeter, der Hunger und die Rebellion erwürgt zu unsren Füßen liegt; daß sie uns glauben, senden wir mit einem Schusse das Zeugnis unsres Ueberflusses in ihr Feldherrnzelt und zu den Hauptleuten, die dort, ganz andrer Dinge harrend, am Beratungstische sitzen.

Der Alte: Nun erst verstehen wir des Stadthauptmannes letzte Weisung, die wir als Hohn empfanden, solange uns noch Unverstand wie eine Binde vor den Augen lag: wir sollten das Siegesfest bereiten auf diese Stunde, wir taten's knirschend mit den Zähnen, wir ahnten nicht, daß er in Wirklichkeit uns eben zum Sieg geführt. So laßt den Jubel von den Wällen zu den Feinden stürzen. Wir hatten nie noch Kugeln zu verschießen, die so trafen, und in die Flucht uns die Belagerer trieben, wie jetzt im Augenblicke unserer Freude.

(Das Schwein wird ins feindliche Lager geschossen. Das Volk jubelt auf; Musik setzt ein; das Festgedränge nähert sich bald, bald entfernt es sich wieder.)

Chor der tanzenden Mädchen (kommt auf der obersten Stufe der Bastei; singt tanzend gegen den Feind):

Jubilate, tanzt und singet
Zu Schanden ward des Feindes Kraft.
Wie eine Jungfrau, die fiel in die Hände ihrer Widersacher,
Hatten sie unsre Stadt umgürtet mit eisernem Gürtel.
Aber der Wall ward zum Sieb und ließ hindurch das Wasser der Gnade.
Und sie hatten unsre Stadt gebunden mit dem Gürtel der Wunden aus dem Männerkampf; aber die Liebe der Frauen zerriß den Gurt und es genasen die Wunden.
Und sie hatten unsre Stadt gebunden mit dem Gürtel der Trauer; aber aus unsren Herzen stieg die Freude auf und der Wille des Lebens und zerriß den Gurt, wie Sonnenschein den Schnee.

(Die Tänzerinnen, die den Wall entlang ziehen, verschwinden für Augenblicke von der Bühne, ihr Gesang verliert sich, die Musik wird leiser.)

Der Alte (ruft hinüber zum Feind): So ihr auf Verrat noch harrtet und auf Empörung in der Stadt, so wisset, — mit

Digitized by Google

eigner Hand schlug unser Stadthauptmann den, auf den ihr euch verlassen habt; nun hängt sein Kopf auf einem Spieß auf der Zinne unsres Tores!

(Man hört Gelächter, Wutgeschrei vom Lager der Feinde verworren herüberklingen wie eine ferne Brandung).

Chor der tanzenden Mädchen (kehrt zurück):

Und sie hatten unsre Stadt gebunden mit dem Gürtel des Todes; aber aus unsren Herzen stieg der Hohn, der da sprach: wir werden leben in Ewigkeit.

Und sie hatten unsre Stadt gebunden mit dem Gürtel des Hungers; aber aus unsren Herzen stieg die Starkmut und der Herr hat sie uns gegeben mit dem Oelkrug der armen Witwe, auf daß der Krug nicht versiege und nicht mehr hungrig war die Witwe.

Gebunden ist die Seele mit dem Gürtel des Leides; aber es ist dem Gürtel keine Macht gegeben zur Sklavin zu erniedrigen die gegürtete Königin.

Darob frohlocket in Ewigkeit.

Jubilate, tanzt und singet. (Der Chor der tanzenden Mädchen entfernt sich nach der entgegengesetzten Seite.)

Der erste Bote (tritt vor die Feldhauptmännin): In den Reihen der Feinde siedet's, Herrin, — die Granate fiel wie in den schlafenden See eines Vulkans, nun braust er auf und kocht und schleudert Steine. Und da sie den Kopf des erschlagenen Leutnants auf dem Spieße ragend sahen, aus dem Turm des Tors, o Herrin, wie soll ich's schildern, — bereitet Euch vor, Herrin; mir deucht, sie bereiten einen Sturm von allen Seiten gegen unsre Stadt, hoffend, daß ihre Wut sie nähme, während wir Feste feiern.

Die Stadthauptmännin (für sich): So ging der Plan des Stadthauptmannes fehl? (Starrt sinnend vor sich hin.)

Der dritte Offizier (tritt mit Soldaten der Wache aus dem Volk): Herrin, ein Ungestüm hat draußen die Feinde erfaßt; — heißt das Volk und die Tänzerinnen von dem Wall treten; das scheint mir nicht der richtige Plan für Mädchentänze, ein anderer Tanz hebt dorten bald wohl an. Gebt den Befehl, daß wir die Schanzen um die Stadt beziehen, in festem Waffenring, — und Herrin, laßt nun die Kisten öffnen und verteilt die Speisen; es wird zu diesem Kampfe nötig sein, daß wir uns stärken.

Die Stadthauptmännin: Hast du sichre Kunde, Bote?

Der erste Bote: Wie sollt ich anders mir der Feinde Aufruhr deuten?

Die Stadthauptmännin: So geh und forsch genauer.

Digitized by Google

Der dritte Offizier: Vielleicht kommt seine Botschaft dann zu spät, o Herrin.

Die Stadthauptmännin: Hierher laßt, Leutnant, Eure Soldaten treten, die Flinten schußbereit nach jenem Tor und jenem Wagen voll von Kisten. So einer wagt, die Kisten zu berühren, das Tor zu öffnen, — harrt, daß ich dann den Kampf befehle, eh gegen Meutrer, als gegen jenen Feind da draußen. Ein ärgrer Feind lockt uns in unsrer Stadt, der eignen.

Der dritte Offizier (gibt Zeichen des Erstaunens und der Mißbilligung, doch gehorcht er wortlos und läßt die Soldaten auf ihre Posten treten).

Chor der tanzenden Mädchen (kommt wieder zurück):

Knospen und Blüten trug schon die Erde,
Daß uns die Seele frohlockend werde;
Sommer und Herbst trug süße Frucht,
Schlug den Nötefeind in die Flucht.
Kinder, Männer, Frauen, Greise
Tragen in Händen köstliche Speise,
Sollen nicht auf den Winter brummen, —
Mag er kummen, mag er kummen!

Einzelne Mädchen aus dem Chor der Tanzenden (nahen sich während des Gesanges der Stadthauptmännin).

Ein tanzendes Mädchen: O Herrin, gib uns Brot, gib Wein; die Glieder versagen uns den Dienst.

Die Stadthauptmännin: Singt und tanzet!

Die Mädchen (reihen sich bis auf eine dem Chor wieder ein, der von dannen zieht auf dem Wall entlang.

Ein tanzendes Mädchen (kommt vor Schwäche den übrigen nicht mehr nach; mit höchster Anstrengung versucht sie noch einmal Tanz und Gesang):

Kinder, Männer, Frauen, Greise
Tragen in Händen köstliche Speise, —

Volk (drängt sich drohend und wieder rebellierend heran, einige lachen höhnisch auf, die Wache hält die Andrängenden zurück.)

Das tanzende Mädchen:

Sollen nicht auf den Winter brummen,
Mag er kummen, mag er kummen (sie bricht zusammen und bleibt wie sterbend liegen).

Der Henker (schwingt sich wie ein Affe über den Thronsessel der Stadthauptmännin und bleibt dort hocken): Hier thront die Grausamkeit! Doch über ihr thron ich.

Die Wache (wollen ihn wegreißen).

Digitized by Google

Die Stadthauptmännin: Laßt ihn! (zum Henker): Wer bist du?

Der Henker: Der Henker dieser Stadt.

Die Stadthauptmännin (reckt sich stolz auf).

Der zweite Bote (kommt): Herrin! —

Die Stadthauptmännin: Was ist dort?

Der zweite Bote: Sie haben heimlich eine Kiste vom Wagen gerissen und geöffnet, sie war leer. Nun wollen sie die Tore öffnen, dem Feinde sich übergeben.

Die Stadthauptmännin: Sie stürzen gegen die Wagen, — andere gegen das Tor, — o Herr und Gott, laß mich nicht schuldig werden am neuen Morden. —

Der Henker (greift grausam spielend nach ihrer Schulter und läßt sie wieder frei, wie eine Beute, die er gefangen im Käfig weiß und ängstigen will): Haha — ha ha, — mein Bräutchen!

Die Stadthauptmännin: Gebt Feuer gegen die Rebellen!

Der dritte Offizier: Legt an! (Die Soldaten gehorchen.) — Gebt — (er springt vor die Flintenläufe, streckt die Hände empor, seine Brust den Leuten darbietend; die Soldaten senken die Flinten) — Herrin, gebt Gnade! Eh Ihr befehlt, daß wir die eignen Brüder morden, o laßt nichts unversucht, — fragt noch einmal den Stadthauptmann!

Die Stadthauptmännin: Er sagte mir, ja, — es muß sein! Doch wartet, — so ihr mir versprecht, wie er euch auch befiehlt, ihm zu gehorchen, wag ich den Gang.

Der dritte Offizier: Wir werden gehorchen, was er befehlen mag. (Man hört das Geschrei der Menge aus der Ferne.)

Die Stadthauptmännin (geht rasch ins Zelt, kurz darauf wird ihr Schrei aus dem Zelt gehört).

Der dritte Offizier: Was ist geschehen? (Er eilt hinzu, reißt die Zeltdecke zurück, — auf dem Feldbett liegt der Stadthauptmann tot ausgestreckt.)

Die Stadthauptmännin (aus dem Zelt tretend): Der Stadthauptmann ist tot, — gestorben am Hunger, — er forderte von keinem mehr, als er selbst nicht zu geben bereit war. Sein Tod gab ihm das Recht, zu befehlen, was er befahl. — Tut Eure Pflicht, Leutnant!

Der Henker (ist herabgesprungen, zieht einen Dolch und erwartet sie am Feldherrnstuhl).

Die Stadthauptmännin (geht auf ihn zu, ihm scharf in die Augen blickend).

Der Henker (weicht zurück).

Digitized by Google

Der dritte Offizier: Legt an! (Die Soldaten gehorchen; plötzlich orkanartig einsetzendes Jubelgeschrei, Musik, Geschrei von Fuhrleuten, Wagenrollen, Peitschenknallen.)

Die Stadthauptmännin (wendet sich in aufwallender, freudiger Erregung um).

Der dritte Bote: Der Feind zieht ab, o Herrin, wir mißdeuteten seine Wut, sie tobt jetzt gegen sich, nicht gegen uns. Schon brachen die befreundeten Bauern durch ihre Linien, laßt jene dort das Tor nur öffnen und sie sind da!

Die Stadthauptmännin: Sag deine Botschaft dort dem Volk (sinkt erschöpft zurück).

Der dritte Bote (halb zur Herrin, halb zum Volk): Kaum fiel die höhnende Granate in das Lager der Feinde, kaum steckte ihr den Kopf des Verräters am Spieße durch das Tor, da wußte da drüben im Lager jeder Soldat, was hier geschehen, — als hätten sie's erwartet, als wär es ihnen angekündigt schon gewesen, — schneller als die Pest griff diese Kunde um sich und raffte allen Mannesmut dahin. Und als sie dann die Fuhrwerke der Bauern auf den Wällen sahen und das Jubelgeschrei aus der Stadt hörten, glaubten sie Verrat in ihren eigenen Reihen, — da verließ ein jeder seinen Posten, lief zum Nachbarn, Genaueres zu erfragen, den Verräter aufzuspießen; — so erst zerriß ihr Ring, jetzt erst drangen unsere Bauern durch, — vielleicht um diese Stunde erst, vielleicht auch nie erfahren sie, wie sehr sie sich genarrt und uns zum Siege halfen.

Volk: Heil unserem Stadthauptmann!

Der dritte Offizier: O Herrin! —

Die Stadthauptmännin: In Eure Hände, Leutnant, gebe ich das schwere Amt, das mein Gatte mir hat anvertraut. Ihr seid es wert, Ihr ward gehorsam ihm, auch als Ihr seine Absicht nicht verstandet (ihre Stimme wird matt und versagend).

Volk (durcheinander): Bringt Wein! Sie stirbt!

Andere (kommen mit Speise und Trank herbei).

Die Stadthauptmännin: Nicht mir erst! Jener erst, die tanzend niederbrach.

Der Arzt: Ich werde sie euch retten, bei meiner Aerztekunst!

Stimmen aus dem Volk: O Doktor, tut es!

Der Arzt: Sie und viele andere!

Der dritte Offizier: Doch einen, Doktor, konntet Ihr nicht retten (zum Volk, das erst jetzt bemerkt, daß der Stadthauptmann tot auf dem Bette liegt). Der Stadthauptmann ist tot, —

Digitized by Google

Volk (aufjammernd): **Er ſtarb am Hunger! Starb an unſrer Torheit!**

Biſchof (kommt mit Domherren, er tritt an die Leiche und wendet ſich dann zum Volk): **Er war ſo groß, ihn dürfen wir nicht in ein Grab verſenken! Hebt auf die Bahre, tragt ihn in den Dom, vor dem Altare ſetzt ihn nieder. Es werden Kranke kommen und ſie werden geneſen, Lahme werden gehen, Blinde ſehen, Taube hören, ſo ſie zu Gott rufen in ſeinem Namen. So groß ſind Menſchen nicht, ſind Heilige nur, die Gott berief in ſeiner Gnade, — doch uns Zwergen ziemt es, die Rieſen zu ehren und in ihren Fußſtapfen zu wandeln, gläubig wie Kinder.**
(Trauermuſik; Soldaten heben die Bahre auf die Schultern.)

Der zweite Narr (kommt herbei, mit einer Papierkrone auf dem Kopf und einer Leier in den Händen): **Nicht bin ich Jeremias mehr, klagend auf den Trümmern Jeruſalems. Aufgebaut hat der Herr wieder ſeine Stadt, die ſchon gefallen war, — ich aber bin König David geworden, habe dem Herrn bereitet ein golden Haus, auf daß wir die Bundeslade in den Tempel tragen!**

Stimmen aus dem Volk: Den Narr ſchleppt fort! Er ſtört die Feier!

Der Biſchof: Laßt ihn, aus ihm ſpricht Gottes Geiſt.

Der zweite Narr (ſingt und ſpielt, hertanzend vor der Bahre):

Wer darf hinaufgehen auf den Berg des Herrn, und wer ſtehen an ſeiner Stätte?
Wer ſchuldlos an Händen und reinen Herzens iſt, wer nicht erhebt zu Eitlem ſeine Seele und nicht zum Truge.

o o o

Die Quellen von Eichendorffs literarhiſtoriſchen Schriften.

Von Franz Nanegger.

Am 30. Juni 1844 erhielt Joſef Freiherr von Eichendorff nach 28jähriger Tätigkeit ſeine Entlaſſung aus dem Staatsdienſt. „Durch Neigung, Studien und Gewohnheit einem mehr innerlichen Leben zugewendet," wie er ſich 1840 ſeinem König gegenüber charakteriſiert hatte,[1]) verlangte Eichendorff auch in ſeinem Ruheſtand nach einer ſeinem beweglichen, allſeitig intereſſierten Geiſt und ſeiner nach innen gekehrten Natur zuſagenden Beſchäftigung.

[1]) Eichendorff, Sämtliche Werke, hsg. von Koſch und Sauer, XII 68 (in Hinkunft zitiert als E.)

Digitized by Google

Noch im Jahre seiner Pensionierung stellte er fünf Uebertragungen von Calderons Autos sacramentales fertig und wandte sich an seinen Freund Ernst Jarcke in Wien, daß er ihm bei der Suche nach einem Verleger behilflich sei. In seinem Antwortschreiben vom 15. Dezember 1844 konnte ihm der geistvolle Wiener Publizist melden, daß sich Cotta zum Verlage bereit erklärt habe. Gleichzeitig machte er ihn auf Adalbert Stifters eben erschienene „Studien" aufmerksam und regte ihn zur Abfassung einer Literaturgeschichte an. „Für Sie wüßte ich in Ihrer kostbaren Muße ein fürtreffliches Geschäft. Sie (und grade Sie!) sollten eine deutsche Literaturgeschichte in der Weise der Gelzerschen schreiben (nur ohne deren Pietismus)."[1]) Hier dürfen wir die entscheidende Anregung zu Eichendorffs literarhistorischer Schriftstellerei erblicken.

Eichendorff ging zunächst wohl nicht auf die ganze Idee Jarckes ein. Aber der Hinweis auf Stifters Kunst fiel jedenfalls auf fruchtbaren Boden. Der Dichter des „Taugenichts" fühlte sich von der Dichtung jener Zeit im ganzen innerlichst unbefriedigt. „Die allerneueste Poesie" hatte er am 2. Oktober 1839 an seinen ehemaligen Vorgesetzten, den Staatsminister Theodor von Schoen, geschrieben, „so oft und so herzhaft ich auch daran gegangen, hat mich jedesmal durch das Forcierte und Gemachte wieder abgeschreckt, durch diese fast grandiose Affektation, die um so widerlicher ist, je mehr sie sich den Schein der Natürlichkeit und Innerlichkeit zu geben sucht."[2]) In Stifters Poesie aber schien sich der Frühling einer neuen Poesie anzukündigen, die, den Faden der Romantik aufnehmend, ein zeitgemäßer Ausdruck der Wahrheit und Schönheit sein wollte. In seiner ersten literarhistorischen Schrift, die unter dem Titel „Ueber die ethische und religiöse Bedeutung der neueren romantischen Poesie in Deutschland"[3]) im Herbst 1847 bei A. G. Liebeskind in Leipzig erschien, stellte Eichendorff denn auch die Charakteristik der Stifterschen Novellen bedeutungsvoll an den Schluß seiner Abhandlung und sah in ihnen den Beginn einer reichen, poetisch vollen Früchte verheißenden Zukunft. Stifter erschien ihm als das Widerspiel der letzten Romantiker, die entweder von den ursprünglichen Intentionen der Romantik abgefallen waren oder sich in katholisierender Spielerei und mystischer Ueberschwenglichkeit verloren hatten. Von dieser neugeborenen, „der Schule entwachsenen Romantik, welche das verbrauchte mittelalterliche Rüstzeug abgelegt und aus den Trümmern jener Schule nur die religiöse Weltansicht, die geistige Auffassung der Liebe und das innige Verständnis der Natur sich glücklich herübergerettet hat",[4]) mag sich der Blick unwillkürlich auf die Anfänge der eigentlichen Romantik zurückgelenkt und die Frage sich neuerlich aufgedrängt haben, welche Ursachen ihren Verfall herbeigeführt, und so ging er denn daran, das eigentliche Wesen jener geistigen Bewegung zu ergründen und „Reichtum, Schuld und Buße der Romantik" in kurzen Umrissen zu zeichnen. Der entferntere Anlaß zur Abfassung dieser Schrift waren die unaufhörlichen Angriffe, die namentlich seit Heines „Romantischer Schule" (1836) gegen die gesamte Romantik wegen ihrer christlich-nationalen Grundrichtung, ihrer politischen Haltung und ihrer auf die religiöse Erneuerung des gesamten nationalen Lebens gerichteten Bestrebungen immer wieder unternommen wurden, die Zerrbilder, die von ihrem wahren Wesen kaum einen Zug erkennen ließen, die hämische Kritik, die ihre vielen Verdienste auf ein lächerliches Maß herabgemindert hatte. Darum ergriff der letzte Ritter der Romantik die Verteidigung der so maßlos angegriffenen und geschmähten Geistesrichtung, oder vielmehr er prüfte noch einmal treu und gewissenhaft die Akten, auf die ihre gewöhnliche Verurteilung sich begründen wollte. Die Keimzelle zu dieser literaturkritischen Studie waren zwei Aufsätze, die Eichendorff im 17. und 19. Bande

[1]) E XIII 163 f.
[2]) E XII 60.
[3]) Zitiert als RP.
[4]) RP 290.

Digitized by Google

der Münchener „Historisch-politischen Blätter“ unter den Aufschriften „Zur Geschichte der neueren romantischen Poesie in Deutschland“ und „Brentano und seine Märchen“ hatte erscheinen lassen.

Fünf weitere Literaturaufsätze, die in den Bänden 19, 20 und 22 derselben Zeitschrift erschienen („Die deutsche Salonpoesie der Frauen“, „Landsknecht und Schreiber“, „Die neue Poesie Oesterreichs“, „Die geistliche Poesie Deutschlands“ und „Die deutschen Volksschriftsteller“), finden wir verkürzt in Eichendorffs nächstem literaturhistorischen Werk wieder, das im Herbst 1851 unter dem Titel „Der deutsche Roman des 18. Jahrhunderts in seinem Verhältnis zum Christentum“[6]) bei der Weltfirma F. A. Brockhaus in Leipzig herauskam. Dieser Verlag nahm im Sommer des drittnächsten Jahres eine neue Schrift Eichendorffs, „Zur Geschichte des Dramas“,[7]) wiederum in seine Obhut. Nach abermals zwei Jahren, im Frühjahr 1856, hatte Eichendorff das Manuskript seiner besten literaturgeschichtlichen Schrift fertig, die vor Weihnachten desselben Jahres, mit der Jahreszahl 1857, bei Ferdinand Schöningh in Paderborn als „Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands“[8]) erschien.

Fragen wir uns, welche Gründe Eichendorff, den wissenschaftlich Ungerüsteten, noch am Abend seines Lebens zum Betreten der kritischen Arena bewogen, so gibt uns der Zustand der damaligen Literaturgeschichtsschreibung die Antwort. Eichendorff war mit Leib und Seele Romantiker. Von Friedrich Schlegel hatte er während seines Wiener Aufenthaltes (Herbst 1810 — Frühjahr 1813) die entscheidenden Impulse für seine Literaturauffassung erhalten. Die Grundlagen, welche von den Brüdern Schlegel der Literaturgeschichte gegeben wurden, wurden nach der wissenschaftlich-historischen Seite zwar großenteils in der Folgezeit übernommen, aber der Geist, in dem namentlich der jüngere Schlegel in seiner genialen Weltliteraturgeschichte die Poesie aufgefaßt hatte, ging seinen völlig anders gearteten Nachfolgern gänzlich verloren. Und doch hatte hier, in der „Geschichte der alten und neuen Literatur“, der Begriff der romantischen Poesie eine Fassung erhalten, die nach Friedrich Muckermann „alle positiven Werte der Literaturgeschichte in sich begreift“.[9]) Im großen und ganzen herrschte damals eine stark politische Literaturgeschichtsschreibung, auf die der Liberalismus, in dessen Bann die gebildete Welt jener Zeit größtenteils stand, deutlich abgefärbt hat. Seine Begriffe und Lieblingsideen, seine Tendenzen und Schlagworte mengte er vielfach ganz ungeschichtlich in die Beurteilung der Vergangenheit ein, trübte dadurch die geschichtliche Wahrheit und schuf von der Vergangenheit nicht selten wahre Zerrbilder. Um die Extravaganzen der herrschenden Parteien in der Literaturgeschichtsschreibung zu berichtigen, stellte sich mit Gelzer, Vilmar und Barthel dem politischen Liberalismus und der religiösen Freigeisterei des Gervinus, den Konstruktionsversuchen der Hegelianer Karl Rosenkranz und Arnold Ruge und dem Heeresschweif der jungdeutschen Kritiker und Literaturhistoriker eine religiös orientierte Literaturauffassung gegenüber, die auch dem religiösen Faktor sein Recht wahren wollte. Auf katholischer Seite hat diese Art von Literaturbetrachtung Josef von Eichendorff von neuem begründet, nachdem dazu schon Friedrich Schlegel in seiner „Geschichte der alten und neuen Literatur“ die wesentlichen Grundlagen geschaffen hatte. Von seinem protestantischen Weggenossen unterscheidet sich Eichendorff nun wesentlich da-

[6]) Zitiert als R nach der 2. Auflage, Paderborn 1866, Ferdinand Schöningh.

[7]) Zitiert als D nach der 2. Auflage, Paderborn 1866, Ferdinand Schöningh.

[8]) Zitiert als LG nach dem Neudruck von Wilhelm Kosch in der „Sammlung Kösel“ 10—11, 1906.

[9]) Gral VII 467.

Digitized by Google

durch, daß er auf diese romantischen Grundlagen wieder zurückgriff.

Hatte schon Vilmar der herrschenden Literaturgeschichtsschreibung, namentlich Gervinus, häufig widersprochen und diesen einen Literaturhistoriker genannt, „welcher mit nur zu viel fremden Maßstäben und vorgefaßten Meinungen an sein Werk gegangen ist, so daß seine Unparteilichkeit und die Richtigkeit aller seiner Urteile nicht geringem Bedenken unterliegt“,[10]) so sind Eichendorffs literaturhistorische Schriften fast ganz aus dem Gegensatz zur zeitgemäßen Literaturgeschichte erwachsen. In einem Briefe an Theodor von Schoen vom 25. Februar 1856 grenzt er seine Literaturgeschichte scharf gegen die übliche Literaturgeschichtsschreibung ab; er habe „eine Darstellung nicht der einzelnen literarischen Kapricen und Virtuositäten, sondern des notwendigen inneren Ganges unserer Poesie überhaupt, woran es allerdings unserer sogenannten Literaturgeschichte bisher noch sehr gefehlt hat“, sich zum Ziele gesetzt.[11]) Mit polemischen Wendungen gegen die herrschende literaturhistorische Richtung eröffnet er die Mehrzahl seiner hiehergehörigen Schriften. So will er in der ersten derselben „mitten in den Sympathien und Abneigungen, Mißverständnissen und Vorurteilen die Stellung klar machen, welche die Romantik in dem allgemeinen Bildungsgange der Nation einzunehmen scheint“.[12]) In der Schrift über den Roman des 18. Jahrhunderts hat er es darauf abgesehen, „die durch hochmütige Schulweisheit, moderne Vorurteile und willkürliche Systeme aufgewirbelten Staubwolken zu teilen, welche die Hauptrichtungen und Evolutionen verschleiern“.[13]) Und in der Einleitung zur LG meint er, das Material zur deutschen Literaturgeschichte sei allerdings mit lobenswertem Fleiße bereits hinreichend zusammengetragen, aber großenteils noch ungeordnet oder, was noch schlimmer, willkürlich, oft geradezu falsch registriert.[14]) Diese Aeußerungen machen es zur Gewißheit, daß Eichendorff in bewußtem Gegensatz zur tonangebenden Richtung und in der Absicht, die gangbaren und einflußreichsten Darstellungen in wesentlichen Punkten zu berichtigen, das literaturhistorische Handwerk ergriffen hat. Auch er will, was er dem jungen bayerischen Gelehrten Hyazinth Holland, der ihm den ersten (und einzigen) Band seiner „Geschichte der deutschen Literatur“ (Regensburg 1853) zusandte, nachrühmt, „aus dem bisher ziemlich philisterhaft eingepferchten Gebiet der Literaturhistorie ganz neue Bahnen in die Gesamtbildung der Nation einschlagen“.[15]) „Bisher suchten die Literaturhistoriker die ganze Bildung ängstlich vor aller positiven Religion abzusperren, daher die bei aller philosophischen Aufgeblasenheit und poetischen oder vielmehr unpoetischen Ueberschwenglichkeit entsetzlich dürren und prosaischen Historien. Ihr Buch dagegen (Hollands eben genanntes Werk) weist überall naturgemäß auf die religiöse Grundlage zurück.“[16])

Diese religiöse Grundlage im Gesamtverlauf der deutschen Literatur und in der Entwicklung des Dramas der europäischen Kulturvölker nachzuweisen, war der Zweck seiner vier literarhistorischen Schriften. Er sieht in der Dichtung nicht zunächst ein ästhetisches Kunstwerk, sie ist ihm vielmehr „der künstlerische Ausdruck der Weltansicht“,[17]) „der Sprecher der innersten Lebensgesinnungen einer Kulturperiode“.[18]) Nach seiner Grundüberzeugung „machen die Veränderungen der religiösen Weltansicht überall die Geschichte“.[19]) Ganz folgerecht sind „die religiösen Gefühle und Ueberzeugungen überall das geheimnisvolle Senfkorn, aus dem die Gesamtbildung

[10]) A. F. Ch. Vilmar, Geschichte der poetischen Nationalliteratur (1851) I 231.
[11]) E XII 207.
[12]) RP* 4 = LG 311.
[13]) R 3.
[14]) LG 5.
[15]) Hochland V/1 273 = E XII 144.
[16]) E XII 141.
[17]) R 250.
[18]) Historisch-politische Blätter 20, 401.
[19]) E X 399.

Digitized by Google

einer Nation emportreibt".[20]) Da nun die Poesie „die Blüte" dieser Gesamtbildung ist,[21]) der potenzierte Ausdruck des inneren Lebens einer Nation",[22]) „der Spiegel des nationalen Seelenlebens",[23]) jene Bildung aber „der Ausdruck des sittlichen und religiösen Zustandes" der Nation ist, dessen Veränderungen, gleichwie die wechselnden Jahreszeiten die Landschaft, unwillkürlich und nach unabänderlichen Naturgesetzen Klima und Physiognomie der Literatur bestimmen", so wird „die Poesie einer besonderen Zeit vorzüglich die Sitte und religiöse Anschauungsweise dieser Zeit, auch wo sie gegen dieselbe opponiert, bildlich abspiegeln".[24]) Prägnant ist diese Anschauung schon in Eichendorffs erster literaturhistorischer Abhandlung formuliert: „Alle Poesie ist nur der Ausdruck, gleichsam der seelische Leib der inneren Geschichte der Nation; die innere Geschichte der Nation aber ist ihre Religion; es kann daher die Literatur eines Volkes nur gewürdigt und verstanden werden im Zusammenhange mit dem jedesmaligen religiösen Standpunkt derselben."[25]) Da demnach die Poesie überall den religiösen Phasen folgt,[26]) so „ist in der Tat, genau genommen, die Geschichte der poetischen Literatur, dem Kreislaufe des Blutes vom und zum Herzen vergleichbar, eigentlich nichts anderes als das beständig pulsierende Entfernen und wieder Zurückkehren zum religiösen Zentrum".[27]) In der deutschen Literatur findet Eichendorff diese religiöse Grundlage stärker ausgebildet als bei den andern Völkern. Er beobachtet hier einen sich beständig erneuernden Kampf um das Eldorado der Einheit von Religion und Leben. Und da dieser ideale Kampf „in seinem Grundzuge unausgesetzt gerade den höchsten Gütern des Lebens, der Erkenntnis Gottes und den überirdischen Dingen gilt", so erscheint ihm nur der religiöse Gesichtspunkt als der durchgreifende zur Beurteilung der deutschen Literatur,[28]) und er scheut sich nicht, „diesen höchsten Maßstab alles Lebens auch an die bedeutendste Manifestation des Geisterreichs, an die Literatur, anzulegen".[29]) Eichendorff besaß von Jugend auf die Ueberzeugung, zu der die meisten anderen Romantiker erst auf mühsam verschlungenen Gedankenpfaden gelangten, daß die Religion „nicht bloß ein Teil der Bildung, ein Glied der Menschheit, sondern das Zentrum alles übrigen, überall das Erste und Höchste, das schlechthin Ursprüngliche" ist.[30])

Es ist darum erklärlich, daß Eichendorff nicht die umfassende Betrachtungsweise, die Gervinus vor und Hettner nach ihm in der Literaturgeschichte begründeten, indem sie die politischen und kulturgeschichtlichen Voraussetzungen des geistigen Lebens im allgemeinen und der Dichtung im besonderen zu ergründen strebten, sich zu eigen machte, sondern durch seine Ueberzeugung, daß alle Veränderungen in der Geschichte ihren Ursprung letzten Endes in der Religion nehmen, auf den von der Romantik, insbesondere von Friedrich Schlegel gewiesenen Weg geführt wurde, Religion und Poesie in ihrer Gegenseitigkeit aufzufassen. Der flüchtigste Ueberblick über die Geschichte der Literaturen mußte ihm die Tatsache eindringlich ins Bewußtsein rufen, daß Religion und Kunst seit jeher in engen Wechselbeziehungen standen. Die Kraft der Religion hatte sich in den Zeiten des Glaubens in der Befruchtung der künstlerischen Intuition, in dem Einfluß auf das künstlerische Empfinden wirksam gezeigt, aber auch in den Epochen des sinkenden Glaubens und des Zweifels kam die Dichtung um die religiöse Frage nicht herum, setzte sich vielmehr leidenschaftlich mit ihr auseinander. „Das religiöse Bedürfnis", sagt Josef Müller in seiner „Philosophie des

[20]) LG 507.
[21]) R 1.
[22]) D 187.
[23]) LG 61.
[24]) R 1.
[25]) RP 1 f = LG 110.
[26]) R 306.
[27]) LG 19.
[28]) LG 18 f.
[29]) LG 22.
[30]) Friedrich Schlegel, Prosaische Jugendschriften, hsg. von J. Minor (1882) II 290.

Digitized by Google

Schönen",[21]) „ist die stärkste Triebfeder des Kulturprozesses der Menschheit, das religiöse Bewußtsein jeder Zeit und jedes Volkes der sicherste und feinste Maßstab für die jeweilig errungene Kulturstufe, es ist insbesonders die Mutter der Kunst . . . Auch die Dichtkunst ist der kongruente Niederschlag des religiösen Lebens und Fühlens." Was hier ein Aesthetiker des 20. Jahrhunderts ausspricht, ist genau die Ueberzeugung der älteren Romantik und Eichendorffs. Diese Grundanschauung leitet unsern jungromantischen Literaturhistoriker bei der Erforschung der großen und tiefen Zusammenhänge von religiöser Weltansicht und dichterischer Tätigkeit, beim Nachweis der Verzahnungen, mit welchen Poesie und Religion ineinandergreifen. Dadurch, daß Eichendorff die mittelbaren und unmittelbaren Einflüsse der Religion auf die Poesie und deren Beziehungen untereinander auf der ganzen, großen Linie der Berührungspunkte darlegt, arbeitet er einer fruchtbaren Erweiterung der Literaturbehandlung vor, indem er die moderne Aufgabe einer universalgeschichtlichen Literaturbetrachtung von der Seite der Religion und Ideengeschichte mutig dort in Angriff nimmt, wo sie von der romantischen Literaturgeschichtsschreibung verlassen wurde.

Eichendorff war innerlich nicht unvorbereitet, als er seine literarischen Wolfengänge antrat. Durchgehen wir mit aufmerksamem Blick seine poetischen Werke, so stoßen wir auf reiche Keime zu seinen späteren literaturhistorischen Schriften. Schon früh sprach er in Roman und Novelle, im Gedicht und satirischen Drama klar und bestimmt seine literarischen Ansichten aus. Aus den Tagebüchern lesen wir, daß er schon zeitig daran war, sich eine umfassende Literaturkenntnis anzueignen und mit dem Theater in innige Fühlung zu kommen. Später durfte er dem Minister Altenstein gegenüber ohne alle Ruhmredigkeit von sich sagen, daß die lange, ernsten Studien gewidmete Muße seines früheren Lebens sowie seine spätere Laufbahn ihm Gelegenheit verschafft hätten, eine größere Mannigfaltigkeit der verschiedenartigsten Kenntnisse sich zu erwerben, als gewöhnlichen Juristen und Beamten in der Regel zugemutet werden könne. „Meine Schriftstellerei hat mich unausgesetzt mit dem Gange der schönen Literatur, mein Amt mit den Meinungen der verschiedenen Religionsparteien, meine letzte Beschäftigung bei dem auswärtigen Ministerium endlich recht speziell mit den politischen Kämpfen der gegenwärtigen Zeit vertraut gemacht."[22]) Sein langer Berliner Aufenthalt ließ ihn die literarischen Beziehungen und Hilfsmittel reichlich ausnützen. Der fachwissenschaftlichen Ausbildung konnte er entraten, da sein Ehrgeiz nicht nach den hohen Zielen seiner Vorgänger ging und er keine eigentliche Literaturgeschichte schreiben, sondern nur die für seinen besonderen Zweck wichtigeren Erscheinungen und Hauptrichtungen verfolgen wollte.[23]) Er fand dafür mit den Werken der Dichter, ihren Briefen und Tagebüchern in der Regel das Auslangen; nur gelegentlich hielt er die kritische Sonderliteratur zu Rate.

(Fortsetzung folgt.)

O O O

Hau- und Bausteine.

Die Wiederholung in der Dichtung.

In den letzten Jahrzehnten ist die einmal fast allgemein geteilte Wesensbestimmung der Schönheit als „Einheit in der Mannigfaltigkeit" fast überall fallen gelassen worden. Julius Hart hat in seiner „Revolution der Aesthetik" die Formel als Tautologie erklärt und heftig gegen Lipps Stellung genommen und ebenso betrachtet sie Müller-Freienfels als Muster-

[21]) [illegible] (1912) 126.
[22]) E XII 41.
[23]) R 124, LG 458.

Digitized by Google

beispiel einer bloßen Worterklärung, da sich bei ihrer Annahme erst recht die Frage ergebe, warum denn diese Einheit gefalle. Darauf kann nun geantwortet werden: Die Einheit gefällt, weil das ästhetische Erlebnis selbst Einheit in der Mannigfaltigkeit ist, weil sich in ihm der Sinn dem Geist unterordnet, weil das geistige Erkennen selbst in nichts anderem als im Erkennen der Einheit der Vorstellungen, Begriffe und Urteile besteht. Aber auch wenn diese Erklärung nicht zuträfe, wäre die Formel für das ästhetische Ganze nicht zu umgehen, weil sie auf Grundlage der Erfahrung gewonnen wird, weil sie nichts anderes als eine zutreffende Zusammenfassung einer Reihe von Tatsachen ist. Man kann statt ihrer auch von der Wiederholung sprechen. Welch' große Rolle die Wiederholung in der Musik spielt, ist allbekannt, man braucht nur an den Rhythmus und die Variation der Melodie zu denken; auch bei der Baukunst und Ornamentik wird die Bedeutung der Wiederholung nicht übersehen; daß sie in der Landschaft für die Schönheit den Ausschlag gibt, hat 1912 Hugo Marcus in seiner Studie „Die ornamentale Schönheit der Landschaft" eindringlich aufgewiesen. Ueberall, wo etwas wiederholt wird, findet sich eine Vielheit, die durch eine Einheit geeint ist. In jeder Wiederholung tritt eine Gleichheit irgendwelcher Art zutage, eine Gleichheit oder Aehnlichkeit der Glieder in ihrer Gänze und in ihren Teilen, aber auch eine Gleichheit oder Aehnlichkeit ihrer Zwischenräume. Das gilt für die einfache Wiederholung so gut wie für die geänderte Wiederholung, es gilt auch von der Steigerung, vom Kontrast und der Symmetrie, die alle nur auf Grund der Wiederholung möglich sind. Ob wir nun eine Allee betrachten, in der ungefähr gleich hohe und gestaltete Bäume in ungefähr gleich großen Abstandsverhältnissen in zwei einander parallelen Reihen laufen oder eine blumige Wiese, in der dieselben Blumen- und Gräserformen immer wiederkehren, die alle je nach der Gattung ungefähr dieselbe Höhe erreichen, sodaß der über die Wiese gleitende Blick deutlich die durch die Blumenköpfe gebildeten Ebenen wahrnimmt, immer haben wir eine Wiederholung von Gleichem oder Aehnlichem vor uns. Marcus hat in seiner gründlichen Analyse gezeigt, daß die Schönheit jeder Perspektive, jedweder Schatten- oder Wasserspiegelung, der Wolken- und Gebirgsbildung, der Sturm- und Schneelandschaft, aber auch die jedes Baumes und jedes Blattes in der Wiederholung des Gleichen begründet ist und das alles einfach deshalb, weil dieselben Naturkräfte in den Gattungen und Individuen tätig sind. Hodler hat einmal gesprächsweise (vgl. „Frankfurter Zeitung" vom 6. Februar 1914) geäußert, daß er als Ausgangspunkt seiner Kunstrichtung den Parallelismus, die Wiederholung, die Gleichartigkeit der Formen in der Natur betrachte und auch in den Aeußerungen und in dem Gehaben der Menschen diesen Parallelismus bemerkt. Das geht nach derselben Richtung.

Auch in der Dichtkunst nimmt die Wiederholung eine hervorragende Stelle ein; Stefan Hock hat (Festschrift für Wilhelm Jerusalem 1915, S. 100 ff) zusammenzustellen gesucht, was bisher in dieser Hinsicht von der Literaturwissenschaft erkannt worden ist. Da sind zunächst die Lautwiederholungen (Assonanzen, Alliteration, Reim) zu nennen, die von jeher Beachtung fanden und zu denen das neuerdings viel beachtete Kapitel der Euphonie (die Häufung gleicher Vokale) zu rechnen ist. Die ganze Rhythmus- und Verslehre, aller Strophenbau und der Refrain beruhen auf der Wiederholung. Auch die Stilistik ist der Wiederholung vielfach nachgegangen, besonders in dem Abschnitt über die Figuren; aber daß sie den Gedanken voll und ganz ausgenützt hätte, kann nicht behauptet werden. Denn nicht nur die Erscheinungen der Wiederholung eines Wortes unmittelbar hintereinander, am Anfang oder am Ende von Sätzen oder Satzgliedern, wie sie unter den Namen der Anaphora, Epizeuxis usf. zusammengefaßt werden, gehören hieher, auch nicht nur die Erscheinungen der Häufungen gleichbedeutender Worte oder der Steigerung eines Gedankens durch eine

Digitized by Google

stufenmäßige Verstärkung der Bilder (Klimax), sondern vor allem liegt auch die Wirkung der Metapher, des Vergleiches, des Gleichnisses in der Aehnlichkeit zweier Vorstellungen oder Vorstellungsreihen. Denn die Vorstellung muß eben nicht anschaulich vorgestellt werden, wie Th. Meyer nachgewiesen hat, sondern viel wichtiger ist die Erkenntnis der Aehnlichkeit oder Gleichheit in dem Vergleichspunkte. Ja fast die ganze Stilistik wird von dem Grundsatz der Wiederholung des Gleichen oder Aehnlichen beherrscht. Eindringlicher als die Häufung aus dem Zusammenhang gerissener Beispiele vermag die Betrachtung eines Ganzen klar zu machen, welch' grundlegende Bedeutung für die Stilistik die Wiederholung hat. Man lese etwa folgende Stelle aus „Zarathustras Nachtlied“:

„Ein ungestilltes Unstillbares ist in mir; das will laut werden. Eine Begierde nach Liebe ist in mir, die redet selber die Sprache der Liebe.

Nacht ist es: nun bricht wie ein Born aus mir mein Verlangen, — nach Rede verlangt mich.

Nacht ist es: nun reden lauter alle springenden Brunnen. Und auch meine Seele ist ein springender Brunnen.

Nacht ist es: nun erst erwachen alle Lieder der Liebenden. Und auch meine Seele ist das Lied eines Liebenden.“

Was diese Worte Nietzsches schön macht, ist nichts anderes als die Wiederholung der Satzkonstruktionen, beziehungsweise die Aehnlichkeit, der Parallelismus, die Steigerung stimmungsvoller Gedanken.

Aber noch weiter geht die Bedeutung der Wiederholung. Ein großer Teil dessen, was man Aufbau der Dichtung nennt, ist ihr Werk, denn auch Stimmungen, Landschaften, Situationen, Handlungen, Motive, Figuren, Figurengruppen usw. werden wiederholt, gesteigert, in Kontrast gesetzt, symmetrisch geordnet. Nicht jede Wiederholung solcher Art ist freilich poetisch wirksam, sondern nur die sinnvoll angewendete, daher die Beispiele aus der altgermanischen oder mittelhochdeutschen Poesie nicht immer treffend sind. Schöne Beispiele bringt Hock aus dem Märchen; immer wieder wiederholen sich im Märchen die Motive; daher nimmt die Dreizahl eine so hervorragende Stelle in ihm ein. Ein dreimaliges Pochen ist notwendig. Drei Wünsche darf der Mensch stellen, dreimal wird er auf die Probe gestellt, zu drei Feen muß er wandern usf. Schon dadurch ist häufig ein Parallelismus der Handlung gegeben. Gewöhnlich ist mit der Wiederholung der Motive eine Steigerung verbunden; das gilt z. B. von den Hiobsposten, die in den Dramen auftreten. Ja die Wiederholung selbst ist Steigerung; so z. B. wenn in Calderons „Balthasars Nachtmahl“ Daniel dreimal die Worte „Gottes Hand“ dem König zuruft. Grundlegend ist die Wiederholung im Lustspiel, besonders in den Formen der niederen Komik; die Parallelhandlungen im Drama (z. B. wenn der Liebesszene der Hauptpersonen eine solche der Nebenpersonen, etwa unter der Dienerschaft entspricht) gehören hieher. Auch Stimmungen wiederholen sich; Walzel hat in seinem Schriftchen „Die künstlerische Form des Dichtwerks“ darauf hingewiesen, daß in vielen Romanen die Kapitelanfänge oder -schlüsse einander ähnliche Situationen oder Stimmungen bieten. Schillers „Wilhelm Tell“ gibt in den Eingangsszenen mit den Liedern des Fischers, des Hirten und des Jägers nicht nur ein Bild der friedlichen Schweiz, sondern auch einen Parallelismus und einen Kontrast. Viele lyrische Gedichte beruhen ganz auf der Variation eines Gedankens; andere auf der Steigerung und dem Kontrast. Eichendorffs „Das zerbrochene Ringlein“ bietet in der zweiten Strophe einen Kontrast und in den letzten drei Strophen eine Steigerung. Sehr schön ist der Kontrast in Goethes Faust; führt der erste Teil Faust und den Erdgeist vor, so der zweite Faust und die Elfen; der Szene in Auerbachs Keller steht der Hof des Kaisers im zweiten Teil gegenüber; ein Feuerzauber ist beiden Teilen gemeinsam; der Hexenküche mit dem Frauenbild im ersten Teil entspricht die Szene der Mütter und Helenas Idol im andern Teil;

Digitized by Google

Gretchen und Helena stehen sich gegenüber; der Walpurgisnacht wird eine klassische zur Seite gestellt. Der zweite Teil mit seinem Auftreten immer neuer Personen kann sich überhaupt an Wiederholungen nicht genug tun. Aehnlich hält es Dante. Wie die Hölle ist auch das Fegefeuer dreifach gegliedert; das Vorpurgatorium entspricht der Vorhölle, die 7 Büßerkreise den Höllenkreisen, das irdische Paradies dem tiefsten Höllenschlund. Der göttliche Hain des Purgatoriums bildet den Gegensatz zu dem finstern Wald, in dem sich der Dichter verirrt hatte; die Engel, welche die abgeschiedenen Seelen nach dem Büßerlande führen, den Gegensatz zu Charon; das in Farbenschmuck blühende Tal im Vorpurgatorium entspricht der frischen Wiese in der Vorhölle usw. Skartazzini in seinem Dantebüchlein hat diesen Parallelismus weiter ausgeführt und auf die Bedeutung der Drei- und Zehnzahl bei Dante hingewiesen. Auf dem Kontrast baut sich die Symmetrie auf; Steinweg und Walzel (a. a. O.) haben aufmerksam gemacht, daß Goethes Iphigenie streng symmetrisch gebaut sei; Thoas und Orest stehen auf beiden Seiten. Der zweite und vierte Aufzug entsprechen sich; sowohl dort wie hier besteht Aussicht auf Rettung, das einemal hinsichtlich Orests, das anderemal hinsichtlich Iphigeniens. Schon Brentano hat auf den symmetrischen Bau der „Braut von Messina" hingewiesen; er selbst hat sich in seiner „Gründung Prags" eifrigst um durchgehende Symmetrie bemüht. Diese wenigen Beispiele lassen die Bedeutung der Wiederholung für die Dichtung ahnen. Dieses Gebiet ist noch lange nicht genügend bearbeitet und es wird sich in Hinkunft vor allem darum handeln, das Material, das die Literaturgeschichte in so vielen Einzeluntersuchungen aufgehäuft hat, nach diesen Gesichtspunkten zu ordnen. Erst dann wird es möglich sein, die volle Bedeutung der Wiederholung, der Einheit in der Mannigfaltigkeit, auch für die Dichtung klar zu erkennen. Oskar Katann.

o o o

Arno Holz über seine Werke.

In den letzten Heften (4 bis 7) der „Zeitschrift für Bücherfreunde" veröffentlichte Arno Holz eine Serie von Artikeln, die in mehrfacher Hinsicht Beachtung verdienen, vor allem weil sie Arno Holzs Kunstbestrebungen in neuem Lichte zeigen. — In dem einleitenden Aufsatz „Die befreite deutsche Wortkunst" geht Holz von der Behauptung aus, „daß der deutsche Künstler in eine überlieferte metrische Form willkürlich seinen Inhalt gepreßt habe, statt umgekehrt die erst gesuchte, noch gar nicht vorhandene Form aus dem Inhalt wachsen zu lassen. Mit den alten metrischen Formen hätte sich umsoweniger etwas anfangen lassen, je mehr sie sich mit Reimen verbanden und diese Verbindungen zu Schemen wurden; denn die deutsche Sprache sei arm an Reimen und so sei es gekommen, daß der überwiegende Prozentsatz des gesamten deutschen Wortschatzes für diese Technik gar nicht existierte, daß der Horizont unserer Lyrik um 75 Prozent enger als der unserer Wirklichkeit wurde. Daher suchte Holz an Stelle der Metrik die Rhythmik zu setzen; das geschah in seinem „Phantasus", der unserem naturwissenschaftlichen Zeitalter ein ebensolches Weltbild werden sollte, wie Homer der heidnischen Antike und dem christlichen Mittelalter Dante ein Weltbild war; von seinem geplanten Umfang liegt erst ein Drittel vor. Denn „das völlige Ausreifen eines solchen Werkes setzt die ungestörte Zeitdauer einer im voraus nicht zu berechnenden Reihe von Jahren voraus und es ist leider nicht übertrieben und zuviel gesagt, wenn ich berichte und versichere, daß ich von durchschnittlich je 10 Tagesstunden meines Lebens, die ich an meine Arbeit hätte wenden können, . . . durch Not und Sorge dazu verdammt war und es leider auch noch bin, 9 damit zu vergeuden und zu vertrödeln, um mir die für meine Arbeit unerläßlichen Vor-

Digitized by Google

aussetzungen zu schaffen!" Während die letzte Einheit der bisherigen Metrik der Versfuß war, ist die letzte rhythmische Einheit des „Phantasus" die Zeile, mag sie nun aus einer oder aus fünfzig Silben bestehen. Sie „wird, wenn sie geglückt und geronnen ist, deutlich vom Ohr aufgefaßt und als solche von den übrigen Einheiten unterschieden." Während man früher über „die unsichtbare Mittelachse" dieser „Poesie von Gnaden des Setzers" bis in die kleinsten, knirpsigsten Witzblättchen gespottet habe, beginne man allmählich einzusehen, daß sein „monumentales Werk, wie es heute vorliegt, gerade mit durch sein Satzbild, das vielleicht schönste Buch geworden ist, das in Deutschland bisher gedruckt worden" sei. Holz nennt dies Satzbild das Ohrbild des Gedichtes und stellt geradezu den Satz auf, „je gegliederter ein Inhalt, umso gegliederter sein Ohrbild". Stoßen zum Beispiel zwei Zeilen aufeinander, die von gleicher Länge sind, so sagt mir meine Erfahrung: Hier kann unmöglich schon alles stimmen! Hier muß, falls Parallelismus nicht ausdrücklich beabsichtigt ist, irgend etwas nicht in Ordnung sein. Ein Beiwort zu viel, eine Bestimmung zu wenig, kurz, ein Defekt. Und niemals, ich unterstreiche, niemals täusche ich mich." Holz meint, seiner Rhythmik liege ein bestimmtes Zahlenverhältnis, nämlich eine Dreiheit, zugrunde. Wo immer man den „Phantasus" aufschlage, stoße man auf eine strengst durchgeführte Zahlenarchitektonik. Während Arno Holz in seiner „Revolution der Lyrik" den Reim völlig ausmerzen wollte, will er ihm nun eine sekundäre Bedeutung nicht absprechen. „Stellt er sich von selbst ein — gut, dann wird er verwandt. Taucht er wieder unter, um vielleicht eine Strecke von Hunderten von Zeilen spurlos zu verschwinden — auch gut. Wird er wieder nötig, als Ausdrucks-, Verstärkungs- oder Bindemittel — her damit!" Einmal kommt er im „Phantasus" sogar achtzehnfach vor. Lehrreich ist folgende Stelle: „Die erste Fassung, siebzehn Zeilen lang, damals aus Theorie ganz und gar reimlos, wurde von mir veröffentlicht bereits im Jahre 1898. Zu seinem Schluß hatte ein Tautropfen zu funkeln. Er funkelte nicht. Ich konnte die Worte drehen und schleifen, mich raufen wie ich wollte, mir das Hirn ausdrehen — er funkelte nicht. Bis der Bann dann endlich nach ach, so vielen Jahren gebrochen war, der so lang verfemt gewesene Reim feierlich, wenn zum Glück auch nicht mehr feierlich, seine alten Rechte wieder eingenommen hatte und jetzt in der neuen Fassung, 31 Zeilen — man überzeuge sich, man lese jene Stelle Seite 320 nach — funkelt er. Funkelt er durch die Kraft eines plötzlich dreifach aufblitzenden Reims . . ."

Holz rühmt den Wortschatz seines „Phantasus", den er seinen metrischen Prinzipien verdankt, mit folgenden Worten: „Ich bin mir dessen sicher, man wird finden: Die Zahl der Worte in ihm, die noch nie bisher in einem deutschen Verse, geschweige denn gar in deutscher Lyrik gebracht und gebraucht wurden, ist eine so ungeheure, die Anzahl der Neubildungen, die sich als solche erst bei näherem Zusehen entpuppen, so sehr gehn sie in dem Ton des Uebrigen auf, außerdem eine so überraschende, daß ich mich nicht scheue, hier niederzuschreiben: kein Wortkunstwerk unserer Sprache kann nach dieser Richtung — und man vergegenwärtige sich, was das besagt und bedeuten will, — mit ihm und sei es auch nur entfernt, in Vergleich gezogen werden. Diese Behauptung ist nachprüfbar und kann also widerlegt werden. Sie wird es nicht werden!"

Arno Holz spottet mit Nietzsche über die Kurzatmigkeit unseres Stils, die durch den „Phantasus" überwunden worden sei, in dem Holz viele Dutzende von Schwellungen und Absinkungen innerhalb eines Atemzuges gemacht habe und erinnert an den 743 Zeilen und 15 Seiten umfassenden Riesensatz seines „Phantasus", der um ein einziges einsilbiges Verbum als seine Achse federe, „den längsten aller Zeiten und Literaturen, der alle auch nur entfernt ähnlichen siriusweit hinter sich läßt und an dem mir nicht

Digitized by Google

recht wahrscheinlich vorkommen will, daß er jemals durch einen noch längeren und kühneren übertrumpft und überboten werden könnte. Ich hatte in meiner Ahnungslosigkeit geglaubt, ihn, zugleich mit noch mehreren anderen Aufgaben, an einem Vormittag zu erledigen, und aus diesem Vormittag wurden Tage, aus diesen Tagen Wochen, aus diesen Wochen Monate. Angefüllt mit heißester, selbstvergessenster, unablässigster Arbeit von morgens bis abends".

Im letzten Aufsatz wendet sich Holz dem Drama zu. Ibsens Nerv sei der Dialog, den er aber nicht anders als seine Vorgänger handhabte. Arno Holz habe sich bemüht, in seinen Dramen den Dialog aus der Schriftsprache in die gesprochene Sprache zu überführen. Seine Schüler aber, z. B. Gerhard Hauptmann, seien unfähig gewesen, das Begonnene weiter zu führen, sondern seien in die alte Konvention zurückgefallen. Während er sich bemüht habe, jeden Menschen mit jedem andern in einem andern Rhythmus sprechen zu lassen, da jedem Ausdruck, jeder Stimmung, jedem Gedankengang ein besonderer Rhythmus eigen sei, ziehe sich z. B. durch Hauptmanns „Michael Kramer" eine stupide, verblödende Monotonie; in 500 Sätzen des ersten Aktes finde sich in etwa 300 derselbe gehirnerweichende Tonfall:

„Wenn der Mops mit der Wurscht über den Rinnstein springt
Und der Storch den Frosch in der Luft verschlingt."

Das sei Monotonie anstelle von Rhythmik und Holz glaubt zur Erklärung dieser Monotonie ein psychologisches Ermüdungsgesetz aufstellen zu müssen, das er der Beachtung der Fachleute empfiehlt. O. K.

o o o

Literaturgeschichtliche Randzeichnungen.

Moderne Geistverkündiger.

Der Geist ist es, den der Expressionismus gegenüber der Macht des Materialismus, die sich im Naturalismus ein unrühmliches literarisches Denkmal baute, wieder erwecken will. Das wäre erfreulich, wenn es sich um den echten Geist handelte. Dann träfen ja der neue katholische Literaturwille — ein Wille übrigens, der schon in Wolfram von Eschenbachs, Dantes und Calderons Schöpfungen Weltwerke entstehen ließ — und der Schaffensdrang der Moderne zusammen. Wer ist wohl mehr Expressionist als der christliche Dichter — soferne er überhaupt Dichter ist? Sein ganzes Schaffen kann ja nichts sein als Ausdruck tief innerlichen Lebens! Und sein ganzes Streben gipfelt, fußend in den Bedrängnissen seiner Zeit, in einem außerzeitlichen, religiösen Gemeinschaftsziele, dessen Brennpunkt auch der Geist, — allerdings der Heilige Geist ist. Daß es sich nicht um diesen, sondern um sein Gegenstück bei einem großen Teil der Expressionisten, die wohl nur von wenig Einsichtigen als unerhört neu gepriesen werden, handelt, ergibt die Betrachtung eines „Dichters" wie Iwan Goll, dem die „Aktion" das letzte Wochenheft des Jahres 1917 widmete. Dem auf dem Titelblatt wiedergegebenen „Porträt des Iwan Goll" von Hans Richter, von dem man nicht weiß, ob es eine Karrikatur, eine Groteske oder eine Humoreske sein soll, läßt sich entnehmen, daß auch dieser „Geist-Dichter" semitischer Abstammung ist, ein Schluß, den ja auch der Name zuläßt. Von dem Manne offenbart Claire Studer auf einer der letzten Spalten der Zeitschrift folgendes:

„Sein Thema ist immer die Liebe, die Liebe des Menschen. Er spielt es in 100 Variationen . . . Er kennt keine Grenzen; denn für ihn gibt es keine Herzsperre.

Digitized by Google

Er streichelt kleine Mansarden und drückt sie an seine Brust. (I) Er stemmt die ganze Vorstadt mit mitleidigen Armen an die Sonne. (II) Volksversammlungen, Streiks und Revolten gehen auf dem weiten Platz seiner Seele vor sich. Er weint sich durch die elenden Betten dieser Zeit. Er träumt mit den Enterbten in verfaulten Kneipen rote Absynthträume. Sein Herz ist Asyl den Apachen und Dirnen, kleinen Kommis und Verkäuferinnen. Manchmal brechen sie aus ihm heraus, und diesen Schmerz nennen wir: Gedicht. Stets schwingt er gegen ihre Unterdrücker die Sonne wie eine furchtbare Keule . . .

. . . In ihm sind Cabaret, Varietees und Bordell, Kalvarienberg, Verkündigung und Himmelfahrt . . ."

Iwan Goll aber sagt in seinem Essay „Vom Geistigen", den man wohl als eine Art programmatischer Erklärung auffassen darf, da er den Proben seiner Dichtungen vorangeht, etwa: Der Geist sei der schöpferische Teil des Lebens. Er bewirke die Dynamik (das deutsche Ersatzwort heißt „Bewegung") der Welt. Er bekämpfe das Alte und wende sich gegen das Tote, gegen die Väter, gegen die Gesetze. Er sei der ewige Kampf, die tägliche Geburt. Er sei immer bei der Gegenpartei.

Weiter sucht er dann mit wenigen Worten Wissenschaft, Geschichte und Forschung abzutun. Sie sind ihm „staubiges, lebloses Getrödel." Das Schlimmste auf der Gegenseite (Goll sucht scheinbar die Fremdwörter und schreibt unter anderm auch immer Gegenpartei) des Geistes scheint ihm die Moral zu sein.

„Ihr erstes Wort ist: Moral. Sie unterscheidet zwischen Gut und Bös, um sich zu rechtfertigen. Der Geist aber, der Zersetzer, der Zeuger, der Schöpfer, kennt kein Bös. Denn er ist immer der Anfang. Und am Anfang war das Nichts, das die Reinheit selbst ist. Das Nichts kennt kein Minus."

Die Logik dieser Ausführungen spottet jeder Beschreibung. Sie ist ein klares Beispiel für die tolle Verwirrung, die in so vielen Köpfen der neuen „Geistbesitzer" herrschen muß.

Goll geht noch weiter und kanzelt mit einer Selbstverständlichkeit, als gelte es, an heißen Tagen die feinen Lederhandschuhe abzulegen, die tiefsten Grundlehren des katholischen, ja des christlichen Weltgebäudes ab, ohne aber auch nur entfernt den Anschein von Kenntnis in diesen Dingen zu verraten!

„Die katholische Kirche tauft, um den Sohn des Menschen, des ewigen Sünders, von vornherein rein zu waschen. Der mosaische Geistgott braucht das nicht: denn jede Geburt ist göttlich und unbewußt rein: das blutige Kind ebenso wie der Sommerapfel, sind ewig fern von Staub und Bös: und höchstens am Schluß des Lebens, beim Tod des Menschen, kann er sich Waschungen und Taufe erlauben, nach der Berührung mit dem Geistlosen: nach den fünfzig Jahren Leben."

Der Geist ist Optimist. Er kann nur lieben. Er ist immer nackt und schämt sich nicht."

Das etwa ist, nun sagen wir einmal, gleichsam die kulturelle Untergründung des künstlerischen Schaffens von Iwan Goll. Wer sich über die Vergangenheit hinwegsetzt, die Geschichte verlacht, die Wissenschaft und die Offenbarung verspottet, ist sehr schnell bei solchen „Wahrheiten" angelangt. Der „Geistbesitzer" Goll würde sonst doch vielleicht anderer Ansicht geworden sein. Vor allem hätte ihm des hl. Augustinus Kampf gegen Pelagius, der bekanntlich nichts von der Erbschuld wissen wollte, viel sagen können. Ich nenne gerade Augustinus, weil ich seinen Namen in anderen Heften der Aktion mit Ehrfurcht vor seinem Geiste habe nennen hören, woraus man schließen darf, daß er den neuen Leuten doch immerhin lesenswert ist. Ich glaube, es ist Rubiner, der ihn einmal einen großen Enthüller und Erinnerer, den ersten mächtigen Führer und Gestalter der Masse

Digitized by Google

nennt. Und ein andermal empfiehlt Franz Pfemfert, der Herausgeber der Aktion, die „Bekenntnisse“ des großen Kirchenvaters in der Ueberſetzung des Grafen Hertling. Alſo — Goll urteilte vielleicht anders, wenn ſein Haß gegen das Geſchichtliche ihn nicht gehindert hätte, ſolche Sachen durchzuarbeiten. Und dazu wäre er — auch wenn er Jude iſt — verpflichtet geweſen, ehe er an dieſer Stelle und in dem Zuſammenhang ſolche Urteile in die breite Oeffentlichkeit werfen durfte.

Das iſt gerade das Gefährliche an den neuen „Geiſtverkündigern“, daß ſie der tiefen Sehnſucht und unſtillbaren Neugierde, mit denen ſich die moderne Seele von dem abgewirtſchafteten Materialismus weg- den Geheimniſſen der Welt wieder zuwendet, durch ſolche „Philoſophien“ entgegen kommen, d. h. durch Philoſophien, die geiſtreich ausſehen, tief tun und doch ſchal ſind, die aber dem modernen Selbſtbewußtſein ſchmeicheln. An ſich iſt dieſer Sehnſuchtszug der Zeit gut. Und keiner begrüßt ihn mehr als wir. Vermögen wir ihn zu faſſen, dann hat der von uns geübte und erſehnte Expreſſionismus eine blütenreiche Zukunft. Aber — bemächtigt ſich ſeiner jener Geiſt, wie er aus Golls Aeußerungen ſpricht, dann wird ein furchtbares, geiſtiges Labyrinth, das alle wahre Lebensarbeit ausſchließt, die notwendige, unbedingte Folge ſein. Der nationale und ſtaatliche Zuſammenbruch werden ihm auf dem Fuße folgen. (Iſt mittlerweile geſchehen. Die Red.)

Noch klarer als die „Theorie“ Golls läßt das ein Blick in ſeine „Praxis“, d. h. in ſeine Dichtungen, von denen das „Sonderheft“ elf bringt, erkennen. —

In dem „Gedicht in Proſa“ lautet der Eingang:

„Schwält noch gelber Schnaps in euren Mündern.
Giert noch Dirnenblut in euren Augen. Hinter euch ſind Schmerz und Qual und Not.
Hinter euch zerſchlagen liegt das Haus der Nächte.
Höllen des Aſphalts ſind eingeſtürzt. Alle Winter glitſchrig aufgetaut.“

Alles Elend iſt vorbei. Ein Aufruhr muß die Liebe auf die entmenſchte Erde zurückgebracht und all die armen Proletarier glücklich gemacht haben. Denn:

„Der Tyrann hängt an den roten Schloten. Makler müſſen die ſchweren Klumpen Goldes ſchwitzend ſchleifen. Und die Proletarier ſind voran . . . .
O die Zeit iſt neu, der Menſch iſt groß.“

Jawohl: Der Geiſt Iwan Golls kämpft gegen die Geſetze. Er predigt Revolution.

In der Dithyrambe „Die Prozeſſion“, die beginnt:

„O, da brannte die Stadt ihre goldenen Opfer an. Die Straßen waren mit Gold gepflaſtert. Unter den Dächern gingen Petroleumſterne auf“ .. heißt es in ſpäteren Strophen:

„Des Menſchen Aufgang war die Befreiung der Erde. In Vereinslokalen wurden die Weltbrüder begrüßt. Rote Meetings ſchloſſen ſich um die grellen Plätze.
Ladenmädchen öffneten die elfenbeinernen Altäre ihrer Bruſt. Heiße Beſtimmung trieb den Volksſchullehrer voran. Krämer verteilten ihre Orangen umſonſt . . .“

„Mittlerweile erſtanden die ſtarren Barrikaden. Flatternde Frauen hielten die roten Laternen darüber und ſangen. An dieſem Abend ſtieg die Menſchheit in heiliger Prozeſſion . . .“

Die Revolte begann.

Aber am nächſten Tag: Da blühte der große Frühling über der Erde . .“

„. . . Sonne, Sonne war überall . . .“ „. . . . Frühling, Frühling . . .“

„. . . und alle Menſchen waren auf und ab die Engel.
O großer Frühling der wiedererſtandenen Menſchheit.“

Digitized by Google

Das ist die Liebe im Herzen des „Geistverkünders" Iwan Göll. Das durfte in Deutschland gedruckt werden, während den eindringenden Bolschewiki-Ideen zum Heile des Ganzen mit den Waffen begegnet werden mußte. Wahrhaftig: Ein gefährliches Gesicht der neuen Kunst, das sicher nicht ohne Folgen bleiben wird.

„Der Geist ist Optimist", so behauptet Göll, bleibt es aber selbst nicht, kann es, wenn er die letzten Folgerungen aus seiner Lehre zieht, natürlich gar nicht bleiben. Wer sich nur auf sich selbst stellt, leidet Schiffbruch. Das haben schon größere Geister erfahren als Göll . . . die dann ihr Pessimismus ins Irrenhaus oder in die Kugel trieb. Auch „der Sonne-Ball", an den er glauben wollte, „der Einzige, an den auch die Masse glauben durfte", geht . . . Man höre die Poesie, mit der sein Abgang begleitet wird.

„. . . Du Einziger in Wahrheit, Schrecklicher, auch du, Unendlicher
Versankst in Nacht, mit Blut beschmiert,
Und alle Schlote stürzten ein, die dich getragen,
Die Kinos stülpten ihre weißen Lügen in den Schutt,
Der Menschen Traueraugen stierten aus den Hinteröfen —
Auch du, auch du
Gingst hin und hattest nicht verziehn!"

Das ist die gleiche Verzweiflung, die keine Erlösung findet und die an anderer Stelle schreit:

„Das Leid
Ist da und schreit
In wehen Glocken auf,
Das Leid geht um in Milch- und Kehrichtwagen,
Das Leid der Brüder
Erwacht und reißt uns immer auseinander
Und läßt die Götter in Verdammnis stürzen."

(Aus dem Gedicht „Das Leid ist da", Heft 1 der Zeitschrift „Das junge Deutschland".)

Da fühlt man nichts von der Kraft echter Kunst, die den Bedrückten Sonnenwege tiefer, innerer Freiheit führt! Wenn das der Weisheit letzter Schluß ist, dann bleibt doch wohl nichts mehr als die Kugel. Auf gereifte Menschen und gesunde Denker machen solche Worte wenig Eindruck. Aber — die Jugend, zumal die Großstadtjugend, besonders in dem religiös fast immer tastenden und suchenden Alter von 17 bis 23 Jahren, wird leicht auf sie hereinfallen. Und wie Wedekinds Grundsätze sie sittlich, d. h. hier auf geschlechtlichem Gebiete verwirrt haben, so wird ein solches Zeug eine nachher nur schwer ausrottbare, weltanschauliche Verwirrung hervorrufen. Man glaube nur nicht, die „Aktion" würde nicht gelesen. Sie hat sehr, sehr viele Anhänger nicht nur in Berlin, sondern auch im Reiche und vor allem unter der studierenden Jugend.

Das Ziel Golls erhellt am eindringlichsten in seinem „Drama" „Lassalle", von dessen erstem Aufzuge ein Stück mitgeteilt wird. Der Sekretär Lassalles fordert diesen in einem entmutigten Augenblick auf, doch endlich voran zu machen mit der Entfesselung der Revolution. (Sie befinden sich im Kulm-Hotel am Rigi.)

„O Lassale, was waren Sie gestern? Die Arme gereckt wie zwei Türme, die Fäuste wie zwei goldene Knäufe leuchtend über dem Volk, über Deutschland, über der Menschheit . . .
Sie, der Rhetor, der Revolutionär, der Mann des Volkes: Sie überall. Jeden Augenblick kann ihr Wort zünden und die Bombe werfen, die ein Jahrhundert steinerner Vergangenheit sprengt. Lassalle, auf nach Deutschland! Ans Kreuz! Ins Märtyrertum! In den Schmerz! In die Befreiung! . . ."

Digitized by Google

Diese Proben, die nicht einseitig ausgewählt sind, mögen genügen, wenn nicht ein neues, so doch ein kräftiges Licht auf die Richtung der neuen „Geistmänner" zu werfen. Ich finde da wohl „Cabaret, Varietees und Bordell". Wo aber sind „Kalvarienberg, Verkündigung und Himmelfahrt?"

Ueber den „Dichter Goll" ist nicht viel zu sagen. Manche seiner Bilder sind kühn. Einige groß — aber unnatürlich. Gegenüber den wilden Wort- und Bildhäufungen mancher Neuen muß ich oft an das denken, was Bielschowsky in seinem Goethe-Buch einmal sagt, wenn er die Wortglut aus Heines bekanntem Gedicht

„. . . Aus Norwegs Wäldern
Reiß' ich die höchste Tanne
Und tauche sie ein
In des Aetnas glühenden Schlund und mit solcher
Feuergetränkten Riesenfeder
Schreib' ich an die dunkle Himmelsdecke:
Agnes, ich liebe dich! . . ."

Dem schlichten Tone Goethes gegenüber stellt:

„Solche Gedichte mit halbwahren, geistreich gesteigerten Gedanken, mit schöner Gewaltsamkeit der Rede mögen unsere Bewunderung erregen, sie mögen uns reizen und fesseln, aber sie vermählen sich nicht mit unserm tiefsten Innern, sie werden nicht tätige Bestandteile unseres Seelenlebens, die jeweils hervortauchen und wohltuend unser eigenes Sein klären oder bestätigen und kräftigen."

In Goll, dem Künstler, etwas mehr als einen der vielen zu sehen, ist mir nicht möglich, trotz all der liebenden Worte, die „Claire" Studer — der französierte Vorname wirkt heute besonders gut — findet. So kann heute jeder schreiben, der seine Sprache beherrscht, etwas erlebt, viel Zeit hat und zu Nietzsche in die Schule geht.

Als „Geist" aber bedeutet er mehr. Da gehört er zu den — Gefährlichen, vor denen man warnen muß. Gerade das „Geist-Geschrei der Expressionisten hat auch schon in katholischen Kreisen in der letzten Zeit verwirrend gewirkt. Ich habe Golls „Geist" „gerufen", um darzutun, daß diesem Getue gegenüber nichts so sehr am Platze ist, als eine scharfe Scheidung der Geister, wie das vor einiger Zeit auch die „Kölnische Volkszeitung" in einer ihrer Kritiken trefflich verlangte.

Theodor Seidenfaden.

o o o

Von neuen Büchern.

Romane, Novellen, Erzählungen.

Leo Weismantel, Mari Madlen. Ein Roman aus der Rhön. Kösel, Kempten und München. Geh. Mk. 5.—, geb. Mk. 6.50.

Wer im letzten Jahrgang des Hochland den Roman „Mari Madlen" gelesen hat, wird bei dem in einzelnen Teilen gebotenen Werke vielleicht schon bei der zweiten oder dritten Fortsetzung unwillig geworden sein, weil es ihm nicht möglich wurde, dem Zusammenhang dieses eigenwilligen Romans zu folgen. Wer aber Geduld hatte und weiterlas, wird immer wieder erstaunt gewesen sein, wieviel eigenstarke Kraft sich in Einzelstücken offenbarte und wird für den bisher ungenannten und unbekannten Verfasser Interesse gewonnen haben. Nun liegt das Werk zusammenhängend in Buchform vor. Aber leicht ist es jetzt auch noch nicht zu lesen.

Drei Namen setzt Weismantel gleich hinters Titelblatt: E. Th. A. Hoffmann, Hermann Löns und Selma Lagerlöf. Das sind seine Geistesverwand-

Digitized by Google

ten, denen er sein Buch zueignet. Er hat damit eine treffliche Selbsterkenntnis bewiesen. Das ganze Sprunghafte, Zerfahrene, Unruhige der Gösta Berlings-Sage, das Gespensterhafte, Spukartige, Gruselnerregende der Elixiere des Teufels und auch ein gut Teil von dem Urwüchsigen, kraftvoll Erdhaften Lönnscher Bauernkunst ist in dem Buche vereinigt. Man könnte zur Patenschaft vielleicht noch die Romantiker im eigentlichen Sinne — ein Stück Romantik steckt ja auch schon in den dreien — heranziehen. Das berühmte Wort vom „verwilderten Roman", mit dem Brentanos Godwi nun einmal für alle Ewigkeit stigmatisiert ist, paßte hier vortrefflich.

Eine Inhaltsangabe zu bieten hat wenig Zweck. Sie würde doch kaum eine Vorstellung von dem Buche geben. Immerhin sei kurz gesagt, was der Vorwurf ist. Ein aus der Fremde in die Heimat Zurückgekehrter erfüllt das Dorf mit neuen Anschauungen, Gedanken, Neigungen, Leidenschaften, Sehnsüchten. Er will ein Segenbringer sein, alle Not und alles Elend verbannen. Aber er ist vom Teufel besessen, bringt die Köpfe der ruhigen Kleinbauern in Verwirrung, gewinnt sie zwar eine Zeitlang für seine ganz materialistische Weltauffassung und seine Pläne, wird aber vom alten Dekan kraftvoll bekämpft und ringt mit ihm um die Seelen der Dorfbewohner, insbesondere um Mari Madlen, die er liebt, die er verführt und die er am Ende zum Verzweiflungstod treibt. Schließlich aber hat er sein Spiel verloren. Ein Fremder in klatschendem Mantel und mit knochendürrem Gebein setzt sich zu ihm aufs Fuhrwerk, als er das von ihm abgewandte Dorf verlassen will, und treibt ihn ins Moor hinein, das schnell das ganze Gefährte verschluckt.

Man sieht: der Grundgedanke ist tief christlich. Materialistische und christliche Weltauffassung befehden einander. Heinrich Löhmer will den Rhönbauern ein Paradies auf Erden schaffen, daß sie das himmlische gar nicht mehr zu ersehnen und zu erstreben brauchen. Alle Not will er von ihnen nehmen, alle Schuld und alle Angst. Aber wie er so als Befreier zum Hause des Lehrers kommt, antworten ihm die Windstimmen mit Recht: „Weh, wie arm machst du uns im Geiste. Du nimmst uns Christum, den Gekreuzigten, der das Leid überwand, indem er es auf sich nahm." Alles Edle, was Heinrich Löhmer will und erstrebt, wird zum Bösen, weil es nicht genährt wird von christlichen Auffassungen. Als er sie verläßt, da erkennen es die Bauern: „Er fiel zurück in die Nacht des Geistes, in der er irrte vor einem Jahre, ehe er zu uns kam." Und der alte Weber in der ärmsten Hütte des Dorfes sagt es ihm eines Abends gerade heraus, warum sein Werk mißlang: „Ihr wolltet das Leid ausreißen. O Herr, das könnet Ihr nicht, weil das Leid Strafe ist und Weg der Reinigung . . . Und zum zweiten, warum Ihr selbst zugrunde gehet: Weil Ihr Euren Glauben nicht auf Gott gestellt habt."

Absichtlich habe ich diese christkatholische Grundauffassung scharf betont. Denn einmal kommt sie in dem wilden Durcheinander all der vielen sich jagenden Skizzen und Episoden nicht durchgehend klar zum Ausdruck. Und dann trifft man hier und da auf derartig unchristliche, ja fast gotteslästerliche Ausdrücke, daß man zeitweilig fast an der Auffassung des Verfassers zweifelhaft werden kann und daß oberflächliche Leser leicht in Verwirrung geraten werden. Das Buch vermag überhaupt nur ganz ernsten und gereiften Lesern etwas zu bieten und nur ihnen empfohlen zu werden, nicht bloß wegen der in religiöser Hinsicht oft sehr bedenklichen Stellen und einer hier und da stark hervortretenden Sinnlichkeit. Vielmehr auch schon wegen der ganzen Technik des Buches. Ihre ausführliche Behandlung empfehle ich angelegentlichst für spätere Zeiten — wenn der Dichter lange genug tot gewesen ist — als Thema zu einer Doktorarbeit.

Man hat sich in letzter Zeit angewöhnt, alles was vom bisherigen realistischen und naturalistischen Stil stark abweicht, expressionistisch zu nennen.

Digitized by Google

Mit dem Worte Expressionismus wird derselbe Unfug getrieben, wie seinerzeit in der Kunst mit der Bezeichnung „Jugendstil.“ Und man wird wohl auch dieses Buch mit der bequemen Marke bekleben. Versteht man darunter eine starke Ausdruckskunst, die nicht am Aeußeren oberflächlich — im eigentlichsten Sinnel — hängen bleibt, vielmehr statt bloße naturgetreue Wirklichkeitsschilderung zu bieten, zu der tieferen Bedeutung und zum Wesen aller Dinge herabzusteigen sucht, ohne darum aber, wie es manche Expressionisten tun, sich mit blutleeren Abstraktionen zu begnügen, so habe ich nichts dagegen. Auf eine psychologische Entwicklung seiner Personen, auf eine scharfe Charakterisierung etwa in der Redensart verzichtet Weismantel vollkommen. Alles ist typisiert, nicht holzschnittartig. Ob Heinrich Löhmer redet oder der Dekan, ob Mari Madlen oder der alte Weber oder Weismantel selbst — die Sprache bleibt sich immer gleich. Und doch verfügt der Dichter über eine gewaltige Sprachkraft. Schon gleich der Eingang zeigt das. Wie eine brausende Sinfonie hebt es da an mit starkem Rhythmus, mit ekstatischen Wiederholungen, mit einem faszinierenden Bilde: die Windhose, der fortlebende Säulenheilige. Mit überquellender Phantasie gestaltet er dann das Erlebnis des Gewitters in den Seelen der Menschen. Was sind das für wundervolle Bilder und Gestalten, die sie in die Wolken hineindichten. Und in wie wohltuender Ruhe ebbt dann mit einem Wechsel im Rhythmus die Szene schließlich ab.

Stark rhythmisch gefärbt ist überhaupt Weismantels Sprache. Man lese nur einmal die Beschreibung der Wasserflut, die in der Volksauffassung zu einem Hexenwerk wird:

„Die Hexen! Die Hexen! Sie kamen wie Wasserflut über den Ruppertsberg und rauschten mit ihren flatternden, vom Wasser plätschernden weißen Leinengewändern, sie lachten und taten toll.

Da faßten sie ein Juttenfaß auf einem Acker — und sie nahmens und rolltens zu Tal, rolltens zu Tal, lachten und taten toll.

Und dann fanden sie einen Sturzpflug, und sie hoben ihn auf und schleuderten ihn die Steinbrüche hinab, daß er krachte — daß er krachte, — lachten und taten toll.“

Diese Wiederholungen liebt Weismantel. Sie kehren immer wieder, bald scharf betonend, bald träumerisch verwischend. Und Parallelen liebt er. An biblische Satzbildungen und Ausdrucksweisen erinnert oft sein Stil. Ja er benutzt manchmal fast wörtlich biblische Sätze, deutet sie um, freilich nicht immer geschmackvoll. An der einen oder anderen Stelle wirken sie sogar im Zusammenhang recht unerquicklich.

Unerschöpflich scheint Weismantels Phantasie. Farbenreiche Bilder weiß er zu gestalten, voll Frische und Lebendigkeit, wie die köstlich humorvolle Erzählung von der Entstehung des Dorfes Teufelshausen. Auch unter den Einzelskizzen, in denen er uns die sieben Nothäuser zeichnet, sind Stücke voll lebendiger Anschaulichkeit und starkem Wirklichkeitssinn, allerdings auch wieder andere voll unklarem Symbolismus und Mystizismus, wo tiefe Gedanken mühsam nach lebendiger Form ringen. Ueberall ragt das Uebersinnliche in die Sinnenwelt hinein. Alte Gebräuche, Irrglauben, Aberglauben Volkssagen und Schwänke — alles ist in buntem Durcheinander in den Teppich hineingewoben. Tod und Teufel, Hexen und Geister treiben ihr Spiel. Ja, man weiß manchmal nicht, ist Heinrich Löhmer selbst solch ein böser Geist, oder ist er nur eine Kreatur des geheimnisvollen Seidenschwarzen, der bald hier, bald dort auftaucht.

Natur- und Menschenleben bringt Weismantel in den engsten Zusammenhang. Die Naturereignisse, der Wolkenbruch, die Ueberschwemmung, alles hat tiefere Bedeutung, wird in Verbindung gebracht mit der Menschen Tun und Treiben. Das Sichtbare wird Gleichnis des Unsichtbaren, die Wasserfluten und Bergstürze, die in den Seelen der Menschen niederge-

Digitized by Google

zogen sind. Die Sturzflut, die der Dekan erbetet, soll symbolisieren, wie der Fremde mit seinen unheilvollen Ideen über das Dorf kam.

So mischen sich in dem Buche Symbolismus, Mystizismus, Realismus, Expressionismus, Romantik und was weiß ich sonst noch alles. Eine seltsame Mischung ist daraus geworden. Viel Unreifes, Unerquickliches, Unruhiges, Uebertriebenes, Sprunghaftes enthält das Buch. Aber das talentvolle Ringen nach einer neuen Form darf doch nicht gering geschätzt werden. Ein klarer reiner Wein ists sicherlich noch nicht. Es gärt wohl, sprudelt, quirlt, auch schlechter Bodensatz ist im Fasse. Aber die Trauben, die da gekeltert werden, sind sicherlich von guter Qualität, an feuriger Sonne gereift, edel, gehaltvoll. Bei ruhiger und verständiger Behandlung versprechen sie einmal einen köstlichen Trunk. H. von Pier.

Leo Weismantel, Die Bettler des lieben Gottes. Kösel, Kempten und München. Kartoniert Mk. 1.25.

Wenn man von der schwerlastenden Kunst der „Mari Madlen" zu diesem kleinen, zierlichen Buche Weismantels kommt, so wundert man sich zunächst über die ganz andere Art, die sich hier gibt. Leicht plaudernd, schwankartig, volkstümlich, hebt die Geschichte an von dem Schneiderlein, das im Nebenamte allherbstlich einen schwunghaften Obsthandel treibt und einstmals bei einer Marktfahrt drei arme Kapläne in seinem Wägelchen mit über die Rhön nimmt um Gotteslohn. Kaum teilt sich aber dieser Rahmen, um die darin eingespannten drei wegkürzenden Geschichten der Kapläne hervortreten zu lassen, da merkt man, daß es doch derselbe Weismantel ist, der hier mit tiefgehender Ausdruckskraft, mit gedankenstarker und doch auch gefühlsbetonter Novellistik in ernster Innerlichkeit gestaltet. Auch hier wird wieder die eine oder andere Einzelheit, zumal in der, wenn auch geschichtlich verbürgten, so doch im Munde des Kaplans sehr unangenehm klingenden Zeichnung der Geistlichkeit manche stoßen. Der ernste Grundgedanke von der Wertlosigkeit irdischen Gutes, der ohne alle Moralisiererei kraftvoll herausgearbeit ist, wird aber jeden nachdenklichen Leser packen, wie er auch den guten Schneidermeister so packt, daß er gleich die Nutzanwendung macht und jedem der drei Kapläne einen seiner drei Geldsäcke für seine arme Rhönpfarrei schenkt, worauf die drei Schlauberger es übrigens von Anfang an abgesehen hatten. Er selbst wird dann durch seine Guttat von einem großen Obstkauf bewahrt, der ihm durch plötzlich eintretenden Frost großen Schaden gebracht hätte. Den eigenartigen Ton der drei Erzählungen hat Heiner Dickreiter in charakteristischen Zeichnungen gut herausgearbeitet: das Naturfrische, Urwüchsig-Kräftige des Dammersfeldliedes, das Unheimlich-Grausige der Begegnung am Krötenacker und auch das anmutig-zierliche der Rokoko-Geschichte vom Schulmeisterpfad. Ein gut Stück Romantik steckt in dem hübschen, erstaunlich wohlfeilen Büchlein. Wilhelm von Scholz, der Freund der Romantik, dem es zugeeignet ist, wird seine Freude daran haben. H. von Pier.

Richard Knies, „Sonderlinge von der Gasse". Erzählungen. Verlags-Anstalt Tyrolia Innsbruck-Wien-München 1918. Brosch. Mk. 3.50.

Da sind die Gassen zu Schnorrweidelingen, durch die der Dahmeldaniel „dahmelt" und der Purrepeter „purrt", von einem lächerlichen und doch so unheimlichen Schicksal getrieben, von ihrer tragikomischen Liebe zu Sabine Barbara, die in einem ihrer Liebhaber die Glut leidenschaftlicher Hingabe als Lockung und Abscheu, in dem anderen die sanfte, blumenhafte Liebkosung als Reiz und Langweile empfindet, von einem zum anderem schwebt, wie das Pendel der Uhr, — aber der Zeiger der Uhr rückt dabei vor und es wird Mittag und Abend und so wird Sabine Barbara, die königliche Mädchenerscheinung zur keifenden Gassenjungfer, der Binebäwwel und ihre Liebsten zu Trottels und Kinderspott. — Ueber Narren pflegt man zu lachen, — wer weiß, wie Richard Knies von den gewaltigen Schicksalswendungen, die in

Digitized by Google

ihnen vorgehen, wenn sie ein Wort aussprechen, das uns mit seiner Ohnmacht in einem lächerlichen Gegensatz zu seinem Willen zu stehen scheint, das finden wir zum Lachen komisch, — aber die armen Narren sterben darauf! Diese Geschichte „Narrenrache" von Schnorrweidelingen gehört zum Köstlichsten, was wir an Tragikomischen in unserer Literatur haben. — Und nicht minder fein ist dieser „Molli-Hopp-Hopp-Hopp", der an der Ordnung stirbt, nicht minder fein in Charakterbildung und Schicksal. Da sterben Menschen, wie dieser „Molli-Hopp-Hopp-Hopp" und die Susanne, daß man bei ihrem Verscheiden lacht, ein seligstes Lachen, das keine Ehrfurchtsverletzung vor der Majestät des Todes ist, man lacht das glücklichste Lachen, eine Liebe voll Bitternis und Seligkeit zugleich. Die beiden letzten kurzen Geschichten „Düschak" und „Die Einbrecher" sind harmlos, drängen sich nicht vor, denn obwohl sie ganz Geschwister sind der übrigen drei Geschichten, sie wissen, daß sie die kleinsten sind und haben sich darum bescheiden hingestellt. Man wird auch ihnen entzückt in die Augen schauen und in die Wange kneifen aus Dankbarkeit für die köstliche „Narrenrache", wie „Molli-Hopp-Hopp-Hopp an der Ordnung starb" und „Susannes letzte Beicht".

Dr. Leo Weismantel.

Geißler Horst Wolfram, Himmelstoß. Eine ungewöhnliche Alltagsgeschichte. Alexander Duncker, Verlag, Weimar 1918. 106 S. Mk. 3.90.

Eine kurze, behaglich erzählte Geschichte, deren Humor stark nach der Seite der Karikatur und des Witzes neigt, wie denn Geißler, der sich in dieser Art mit vielem Glück versucht, seinen Humor selbst fortwährend beobachtet, gelegentlich auch über die Not des Autors den Faden weiter zu spinnen spottet und witzige Wortspiele liebt. Geißler zeichnet in Himmelstoß einen Sonderling aus dem Kleinleben des Dorfes, einen Krämer von Beruf, der nebenbei Sammler von allerlei häßlichem Kleingetier und allerlei Mißgeburten ist; im Widerspruch mit all' seinen Sammelprinzipien packt ihn plötzlich die Liebe, die ihn bald darauf ins Grab bringt, da er weder auf die schöne Braut noch auf die Häßlichkeiten seines Museums verzichten kann, beide aber durchaus nicht zusammenpassen. Von einigen stilistischen Uebertreibungen (z. B. den Eilmärschen, der Gemüsereste und Blechdosen, S. 21, und dem Osterlied, von der Auferstehung des Fleisches, S. 37) abgesehen ein ganz glücklich durchgeführter Einfall; wir sind nicht so reich an humoristischen Erzählungen höheren Stils, daß ein so guter Versuch uns gleichgültig lassen könnte.

O. K.

Anna Freiin von Krane, Ein Skizzenbuch aus meinem Leben. Verlag von C. u. A. Timming, Bocholt, 1919. 250 S.

Die vielen Freunde der Kunst Anna von Kranes, deren Romane und Erzählungen bereits in einer Gesamtauflage von 60.000 Exemplaren vorliegen, hatten schon zu ihrem ansprechenden Buche „Wie ich mein Leben empfand", das mit dem 3. Tausend im Handel ist, mit vieler Freude gegriffen. Sie werden Kranes neues Skizzenbuch gewiß ebenso gerne annehmen und sich freuen, wieder etwas mehr von dem gütigen Menschen und der begabten Künstlerin zu erfahren, als die sie Krane längst erkannten und lieb gewannen. Der Schatten ihrer schweren Jugend düstert auch durch diese Details aus ihrer ernsten Lebensgeschicht, die wenig äußere, aber viele innige, in ernster Selbstsucht dem Leben abgerungene Freuden zu kennen scheint. Krane weiß all das so anmutig zu erzählen und immer so geschickt in größere Zusammenhänge zu rücken, alles Frohe und Traurige aus einer tief verarbeiteten religiösen Gesinnung heraus hinzunehmen, die Menschen aus herzlicher Güte in ihren Schwächen und Widersprüchen zu verstehen. So gewinnt sie den Leser für ihre Lebensgeschichte und nicht zuletzt für sich selbst. Das Menschliche an dem Buche ist das Wertvollste. Auch die Literatur kommt in ihm nicht zu kurz. Krane läßt in ihre Dichterwerk-

Digitized by Google

stätte schauen, erzählt von ihrem Schaffen, von der Art und Weise ihrer künstlerischen Konzeption; das alles in so gewinnender, liebenswürdiger, bescheidener Art, daß sie damit ihren Leser auch persönlich nur noch fester an sich zieht. Auch sonst ist öfter von der Literatur die Rede. Ein menschlich ergreifendes Bild von Carmen Sylva steht da, neben das sich ein ganz entzückendes Porträt Detlev von Liliencrons stellt, beide mit all der Liebe, mit all dem Verstehen gemalt, die Krane für ihre beiden Freunde hatte. Das Buch entstand in einer Zeit, wo wir alle die tiefsten Gründe des Weltkrieges noch ganz anders beurteilen mußten als wir es heute tun, wo wir auch noch ganz anders in die Zukunft sahen. Als Krane es abschloß, drohte der furchtbare Zusammenbruch bereits am fernen Horizonte herauf. Manch düsteres Wort dunkelt so in das sonst sonnige Buch. Auch die Dichterin Krane, nicht nur der Mensch, fühlt und schafft mit ihrem deutschen Volke. Seine Freuden sind ihre Freuden, seine Trauer ihr Schmerz. Aber ihr Glaube an die innere Kraft und an die Berufung ihres Volkes ist so groß, daß er über das Chaos dieser Wochen und Monate hinaus in sonnigere Tage schaut. Und ihr tief lebendiger Glaube durchsonnt diesen Optimismus. Es greift ans Herz, wenn Krane in ihr Skizzenbuch einträgt: „Eins möchte ich und erbitte es mir von Gott! Wenn's mit mir zu Ende geht und ich die Sakramente empfangen habe und Abschied von meinem Leben nahm, da möchte ich noch so viel Kraft haben, um mit meinem letzten Atemzug zu beten: „Herrgott, schütze und schirme mein geliebtes deutsches Vaterland! Laß es im Frieden wachsen und gedeihen, und behüte es vor innern und äußern Feinden! Amen." Das vom Verleger vorzüglich gedruckte und auf schönstem Papier ausgestattete Buch wird sich bald in neuen Auflagen den früheren Werken der Krane anreihen. Dr. Johannes Eckardt.

Robert Hohlbaum, Das Vorspiel. Ein Roman aus Oesterreich. Erstes bis fünftes Tausend, Verlag L. Staackmann, Leipzig 1918. 268 S., geheftet Mk. 4.50, gebunden Mk. 6.—.

Ein Stück Altwienerlebens zwischen 1859 und 66 mit Nachklängen der Biedermeierzeit des deutschen Wiens, das die Jahrhundertfeier Schillers, des Heros der deutschen Jugend, mit nicht geringerer Begeisterung feiert als es dem grollenden, sich selbst zum Schweigen verurteilenden großen deutschösterreichischen Klassiker Grillparzer entgegenjubelt, so oft es ihm, dem Lebend-Toten, auf den Straßen der Stadt begegnet oder dem kristallklaren Jambenflusse seiner tragischen Muse lauscht; Wien, wie es leibt und lebt, aber schon der Vergangenheit angehört, mit dem Naturburschentum seiner bierseligen Studenten, die am gärenden politischen Leben der Zeit größeren Anteil nehmen als es ihrer wissenschaftlichen Ausbildung frommt, entrollt sich in bunten Bildern von leuchtender Wärme in diesem Studentenroman. Die Deutschschlesier, die hier ihre zweite Heimat gefunden, schließen sich, in ängstlicher Sorge vor der slawischen Begehrlichkeit, zur deutschen Burschenschaft Quadia zusammen und alles schart sich um diesen festen Block, was das Heil des Deutschtums nimmermehr vom alten, mit den Slawen liebäugelnden Oesterreich erwarten kann. Die Sturmzeichen drohen bereits, daß es zwischen den beiden Wettbewerbern in Nord und Süd um des deutschen Volkes Führung bald zum Entscheidungskampfe kommen werde. So wird der menschliche Gehalt des Romans und das Schicksal seiner Helden mit der Politik ziemlich verquickt, ja zuletzt behauptet diese allein das Feld. In dem überwiegenden politischen Einschlag so vieler Romane aus Oesterreich läßt sich für das Heil der Dichtung nicht viel Ersprießliches hoffen, wenn man auch zugeben muß, daß die Besonderheiten der österreichischen Zustände den Romanschriftsteller nicht leicht um diese Klippe herumkommen lassen. Bedenklicher noch erscheint mir in Bezug auf das vorliegende Werk der starke Anteil des Sinnlichen, noch dazu nicht immer geschmackvoll und zart behandelt; das soll nun, so scheint es, seit

Digitized by Google

Bartsch zum Typus des österreichischen, speziell des Wiener Romans gehören. Ferner hätte ein rücksichtsvoller Schriftsteller und größerer Künstler gefühlsrohe Szenen, wie die im Sterbehause Paradeiser (S. 152 ff.), den wortlosen Abschied Heinis von seiner Geliebten (S. 183), endlich die abstoßende Schilderung der in Geburtswehen kreißenden Hündin (S. 189) entweder getilgt oder sicherlich gemildert. Der Vollständigkeit wegen sei noch auf die Druckfehler (S. 19, 52, 124, 139, 151, 186 usw.) hingewiesen.

Oswald Floeck.

Literaturwissenschaft.

Dr. **Oswald Floeck**, Skizzen und Studienköpfe. Beiträge zur Geschichte des deutschen Romans seit Goethe. Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck-Wien-München. 514 S. Mk. 12.—.

Das Werk gibt in seinem ersten Drittel einen geschichtlichen Ueberblick über die Entwicklung des deutschen Romans seit Goethes Tode bis zur Blütezeit des poetischen Realismus in den Fünfzigerjahren. Zunächst wird das „Jung-Deutschland" behandelt, dann die „Pfadfinder des poetischen Realismus" (Immermann, Mörike, Stifter, Droste-Hülshoff). Ein eigenes Urteil tritt dabei wenig hervor. Die Gräfin Hahn-Hahn wird mit R. M. Meyers Urteil, das in der „Allgemeinen deutschen Biographie" zuerst erschien, doch recht einseitig kritisiert, und Mörike gehört, streng genommen in die historische Entwicklung der deutschen Prosaepik nicht hinein. Er ist mit „Mozarts Reise nach Prag" und seinen Märchen ein glücklich feiner Erzähler, aber weder ein Romancier noch ein Novellist, deren Stoffgebiet Floeck selbst mit klaren Worten zu trennen verstanden hat. (S. 8. Zu Stifter vergl. neuerdings Hermann Bahr, Tagebuch II.) Es folgen der historische, ethnographische, kulturgeschichtliche Roman, die Dorfgeschichte und der Zeitroman nach 1848 bis Spielhagen.

In dem ausführlichen zweiten Teil werden dann getreu dem Motto: „Die Aufgabe der Kritik besteht darin, aus allem das Wichtigste und Beste, was jemals irgendwo geschrieben worden ist, herauszusuchen und die Leserwelt auf das Wichtigste und Beste in der Literatur aufmerksam zu machen", die großen deutschen Erzähler des vergangenen Jahrhunderts in eingehender Schilderung und Besprechung ihrer Werke uns vorgeführt. Die ästhetische Führung, die ja auch aus dem Motto spricht, dominiert völlig, auch der moralische Standpunkt kommt, wo es not tut, zu seinem Recht. Eine historische Entwicklung — Literatur g e s c h i c h t e — zu geben lag nicht in der Absicht des Verfassers. So geht er für den literarisch Geschulten selten über das hinaus, was in größeren Monographien über jeden Einzelnen der hier besprochenen Dichter bereits zu lesen war.

Das Buch wendet sich an breitere Kreise, besonders an die leselustige deutsche Jugend. Der ist hier ein knapper und doch wieder völlig ausreichender Führer durch unsere klassische Erzählungskunst gegeben. Otto Ludwig, Reuter, Freytag, Raabe, Storm, Keller, Heyse, C. F. Meyer, Saar, Fontane, Polenz, Anzengruber, Luise v. Franzois und Marie v. Ebner-Eschenbach werden ausführlich in der Gesamtheit ihres epischen Schaffens beurteilt, so daß der Suchende die Möglichkeit findet, nicht nur den passenden Erzähler, sondern auch das passende Werk zu bestimmen. Darüber hinaus fällt auf Stil, Sprache, Komposition und sonstige poetische Feinheiten manch klärendes Licht. Für eine zweite Auflage wäre ein ausführliches Register eine dringende Notwendigkeit.

Dr. Hubert Nausse.

o o o

Verlag und Druck der Verlagsanstalt Tyrolia, Ges. m. b. H., Innsbruck. — Preßgesetzlich verantwortlicher Redakteur: Peter Kaiser, Innsbruck.

Digitized by Google

Mein Kind.

Von Anna Hilaria Eckhel.

Durchs Fenster grüßt dich Firn um Firn,
Getreu und groß.
Sie tragen Reinheit auf der Stirn
Und Gold im Schoß.

Es wächst in deine Knospenzeit
Ihr frühes Licht.
Sie zeigen dir die Ewigkeit
Von Angesicht.

Sie ragen stark und erdgebannt
In Sturm und Nacht
Und halten still ob Volk und Land
Währschafte Wacht.

Geborgen bist du, süßes Kind,
In ihrer Hut.
Und wirst du, wie die Berge sind,
So ist es gut.

o o o

Zu M. Herberts 60. Geburtstag.

Von E. M. Hamann.

Im Jahre 1899 erschien bei G. P. Puntham's Sons, Newyork, ein Büchlein mit der Aufschrift: „Gedichte von Therese. Uebersetzt von Ellen Fotheringham. Mit einer Dichterskizze von Anna Fuller." Voran steht, als Wiedergabe einer ausdrucksvollen Zeichnung, das Bildnis eines sehr jungen Mädchens mit lichtem, anmutigem Gesichtsoval und dunklen Augen unter der edlen Stirn und reichen Flechtenkrone, die zarten Züge wie erfüllt von bereits tiefschürfendem innerem Leben. Das Büchlein selbst gibt den Kern zu folgender Schilderung:

An einem Spätnachmittag im Mai 1875 fand eine junge Amerikanerin mit ihrer Gefährtin zum erstenmal den Weg zur „Rosenhöhe", der „einzigen herrschaftlichen Villa" des Hessenstädtchens Melsungen. Der Besuch galt der Familie des Kanzleirates Kellner. Die einzige Tochter, Therese, stand

Digitized by Google

gerade futterstreuend vor der Haustür, umschwirrt von flatternden und gurrenden Tauben. Mitten im Abendsonnenglanz stand sie, hoch und schlank, den Blick jetzt wie in schüchtern fragender Erwartung auf die vornehmen Fremden gerichtet. Keine der drei ahnte, wem die Sechzehnjährige da entgegenblickte: der ersten großen Wendung ihres Dichter- und darum Lebensschicksals. Denn schon damals schwebte ihr die Dichterdornenkrone zu Häupten. Nur daß es niemand wußte, sie selbst wohl am wenigsten. Denn nach ihrer derzeitigen Meinung „dichtete", d. i. reimte die gesamte deutsche Jugend. Sie selbst hatte schon ungezählte Verse hingeworfen und ihnen nie weiter nachgefragt. Die eine oder andere Hand pflegte wohl von dem verschwenderisch Hingestreuten zu sammeln, zumal später Anna Fuller, und so wissen wir heute, daß sich schon damals das starke Talent kennzeichnend zu regen begonnen hatte, das man vor noch nicht sehr langer Zeit sogar katholischerseits als „einseitig" schelten zu müssen glaubte, weil es ausnahmslos — in die Tiefe strebe.

Von der Stunde an, da der Blick und Anblick des jungen Mädchens in der hochgebildeten Fremden (späteren angesehenen Schriftstellerin) für immer Anteilnahme entzündet hatte, trat jene Macht in Thereses Leben, der sie sich fortan nie mehr entzog: die drängende Gewissensmacht zu dem ihr möglichsten geistigen Erwerb und zur pflichtgetreuen Auswertung aller ihr verliehenen Gaben. Unter der Eltern hochsinniger Obhut war ihr eine sorgfältigste Erziehung zuteil geworden. Die setzte sich nun, „während eines langen Sommers" und auch später brieflich aus der Ferne wie in gelegentlichem Beisammensein, unter Leitung und Einfluß der bedeutenden Freundin fort: immer tiefer hinein ins schier unbegrenzte Reich des Wahren und Schönen, vor allem in das der fremden und einheimischen, nicht zuletzt in Möglichkeit und Gestaltung selbsteigener Dichtung. So erschloß sich der ergriffenen und staunenden Jüngerin die lautere Poesie Longfellows, Tennysons und anderer; so tat sich vor ihr das Riesenkönigtum des größten aller Briten auf: Shakespeares. — Und das glückpochende Herz dehnte sich, die lange gesponnene Hülle der Verträumtheit sank zurück; hinein in eine wundervolle Wirklichkeit spannte die junge Seele „weit ihre Flügel aus", während tief drinnen das längst erwachte dichterische Feuer in reiner Flamme gen Himmel schlug. Denn schon früh hatten ihr die Schönheiten, mehr: die Herrlichkeiten des großen väterlichen Gartens, hatte die romantische Idyllik des in seiner baulichen Mannigfaltigkeit bis ins Mittelalter zurückgreifenden Heimatstädtchens mit seiner kernigen Bevölkerung, seiner Geschichts-, Sagen-, Märchen- und Sangeswelt, mit seiner fluren-, wald- und wasserreichen

Digitized by Google

Umgebung den Born poetischer Empfänglichkeit zu — wie bereits angedeutet — schöpferischer Wiedergabe gelöst.

Nun vollzog sich unter Hilfe der helläugigen, kunstsinnigen Amerikanerin mit dem vornehmen, weichen Herzen, mit dem aus Weltkenntnis und Lebenserfahrung herausgebildeten genial-selbständigen Urteil der sieghafte Aufstieg aus Traum- und Phantasieland, aber ohne Zurücklassung des stärksten und wichtigsten aller Kunsttriebe: der Sehnsucht, ins Wunderreich menschlicher Größe und Idealrealität sowie eigener vollbewußter Schaffenskraft. Und es wuchs aus dem Boden der Veranlagung mehr und mehr das durch äußere und innere Anschauung geförderte Verständnis für Mensch und Menschentum, jene überreiche Ernte vorbereitend, vor der wir Wissenden jetzt angesichts M. Herberts Werk und Persönlichkeit dankbar bewundernd stehen. So konnte es geschehen, daß Therese Kellner schon mit zwanzig Jahren als M. Herbert in überraschender Lebensreife, wenn auch selbstverständlich noch nicht vollendeter Form, vor die Oeffentlichkeit trat: als Erzählerin, deren Novellen und Romane dann in zunehmend weiteren Kreisen warme Anerkennung fanden („Das Kind seines Herzens", „Die Jagd nach dem Glück", „Kinder der Zeit", „Gemischte Gesellschaft"). Im Verborgenen entfaltete die Dichterin immer reicher, immer vertiefter ihre größte: die lyrische Kunst. Bis dann plötzlich, 1899, ihr erster Gedichtband: „Geistliche und weltliche Gedichte", erschien. Und der zeigte diese seltene Kraft auf einer wahrlich schon bemerkenswerten Höhe.

Das war nach Heinrich Keiters Tode, dessen Heimgang nach nur zehnjähriger Ehe die Gattin, unsere Dichterin, mit ihren zwei Kindern, einem Söhnchen und einem Stieftöchterchen, schmerzlichst beweinte. Nicht den ersten schweren Schicksalsschlag erlitt sie da. Denn auch sie führte und führt die weiseste und gütigste Vaterhand wiederholt, weit öfter als die meisten ahnen, durch der Trübsal Feuer und Wasser, damit das Gold ihrer Kunst und ihrer persönlichen Wesenheit zu immer kostbarerem Werte geläutert werde: zur Ehre Gottes und zum Segen der Brüder.

Dies deutet an, was sich ja schon aus dem ganzen Vorhergehenden von selbst ergibt, daß Therese Keiters, M. Herberts Lebens- und Dichtkunst tief im Ethischen gründet. Sie senkte sich immer mehr hinein, während ihre Aeußerungen der Gesamtentwicklung noch stetig höheren Flug nahmen, je heischender des Daseins Forderungen an ihre Trägerin herantraten. Denn diese Große ist nicht nur Künstlerin, sondern auch zielbewußte, pflichtgetreueste Fürsorgerin der Ihren, ist zugleich unermüdlich gütige Helferin Ungezählter, die in äußerer wie in-

Digitized by Google

nerer Not zu ihr dringen. Kennt man jene Forderungen auch nur dem ungefähren Umfang nach, so steht man doppelt staunend, oft erschüttert vor der Leistungs- und Opferfähigkeit dieser Begnadeten, die als Mutter, als Tochter,[1]) als Freundin, als „Mensch unter Menschen", als in wundervollem Verstehen nachgehende und entgegenkommende Liebende des Volkes, der Kinder, der Alten, der Bedrängten und Betrübten immer ihr ganzes Ich einzusetzen bereit ist.

Dies alles konnte und kann nur einer derart einheitlich in Gott beschlossenen Natur gelingen, wie wir sie in M. Herbert als Charakter vor uns sehen. Denn einen wie großen Aufschwung die M. Herbert-Kunst auch seit Beginn ihrer öffentlichen Laufbahn (man denke: vor 40 Jahren!) gewonnen hat in Vergeistigung, Ausdruck und formaler Bewältigung — im Grunde ihres Seins, im Grundsätzlichen ihrer Auswirkung, im Grundziel ihrer Richtung blieb sie dieselbe: Gott ist ihr das A und das O, des Lebens Anfang und Ende, der Urquell und Beseeler aller ihrer Kräfte. „Ich habe es immer als eine Ehre und meinen Stolz erachtet," schrieb mir die Dichterin einmal, „mich zu den katholischen Dichtern stellen zu dürfen." Das ist der Mut des Bekennertums, wie sie ihn vom edlen Vater übernahm, der ohne Wimperzucken erhebliche äußere Ehren und Vorteile der eigenen (politischen) Ueberzeugung und Freiheit opferte.

Wie klar und tief M. Herbert, die in Diaspora-Verhältnissen und -Mißverhältnissen Aufgewachsene, das Wesen des Katholizismus erkannte, bezeugen sehr viele ihrer Erzählungen und sämtliche ihrer religiösen Dichtungen. Unter diesen nicht nur die herrlichen „Meßgebete", sondern auch die zahlreichen ohne „konfessionelles" Anzeichen; — glutvolle Universalität wahrhaft christkatholischer Gläubigkeit erfüllt, durchflammt sie alle.

Eben darum steht M. Herbert so nahe bei Annette Droste, der großen Einsamen, der sie immer wieder auf den Pfaden der „heiligen Einsamkeit" in Suchen und Finden, Verstehen und Vollerfassen nachgeht und vor deren religiös-dichterischer Gewalt sie in Demut erschauert. Und dennoch: Gerade unter den Neuzeitlichen werden manche sich durch M. Herberts gottentströmte und Gott zuströmende Verse von herber Einfachheit und kristallheller Durchsichtigkeit mehrfach unmittelbarer berührt und mitgerissen fühlen als durch die der genialen betenden Westfälin. Wie die Droste ringt M. Herbert mit Gott, enthüllt seinem Richterblick in Erkenntnis und heißer

[1]) Die hochbetagte Mutter lebt zärtlich umsorgt bei ihr. Den heißgeliebten Vater, dem einige ihrer schönsten Dichtungen gelten, begrub sie noch vor dem Gatten auch in Regensburg.

Digitized by Google

Neue ihre Seele. Vor ihm, dem Allwissenden und Heiligsten, fällt auch der letzte Schleier ob aller Schwäche und Sünde. Aber auch der einzig sichere Heilsweg tut sich ihr auf: vollkommenes Vertrauen auf ihn, von dessen Wahrheit und Liebe sie für sich und ihr Leben ein Rettungsteil erfleht zur rückhaltlosen Hingabe an seinen ewigen Willen. Von eben dieser innigen Gottgemeinschaft kündet eine jede der bisher erschienenen lyrischen Sammlungen. Außer der obengenannten ersten diese: Einkehr; Einsamkeiten; Lebenslieder; Confiteor; Heimfahrten; Liebe und Tod; Tröstungen; O Stern und Blume, Geist und Kleid; die 7 Einzelhefte des Sekretariats Sozialer Studentenarbeit: Stundenrufe, Meßgebete, Das Buch Gottes und des Menschen, Das Buch der Seele, Das Buch der Natur, Das Buch der Kunst, Meine Kriegslieder. In allen steht neben oder vielmehr unter dem großen Hauptthema: Gott und das Göttliche, die ewige Heimat, die Liebe zur irdischen, der engeren und der weiteren. Wie die hessische in dem Kinde zuerst die Dichterin weckte, haben wir gesehen. Nun trug sie diese ihr eingeborene Liebe zur Heimat hinüber in die neue: Regensburg und die Oberpfalz. Beide, das eine mit seinen kunstaltertümlichen Herrlichkeiten, die andere mit ihren landschaftlichen und völkischen Vorzügen, gewannen sie alsbald und immer mehr, ohne die Sehnsucht nach dem Einst verstummen zu lassen. Vielmehr drang die alte Liebe immer wieder durch: in Lied und Erzählung. So entstanden die Heimatromane „Idealisten", mit dem kleinstädtischen Melsungen als Schauplatz und Anna Fuller als Heldin, „die Wenderoths" mit kraftblühenden Ausschnitten aus dem hessischen Landleben; beide, wie immer bei M. Herbert, denn der Mensch bleibt ihr im Menschentum das wichtigste, das Hauptgewicht auf die innere Handlung legend, beide ethnographisch, ethisch und dichterisch fesselnd, beide künstlerische Schilderung der Heimatnatur und des Heimatlebens organisch in den Fluß der Handlung verwebend.

Inzwischen übte die neue Heimat über die Dichterin und ihre Kunst immer zwingendere Gewalt. Wie aus unerschöpflichem Born strömte die Reihe der später in zusammenschließenden Bänden vereinten oder in Mischsammlungen verstreuten Oberpfälzer Geschichten und Skizzen, meist ausgeprägte Kabinettstückchen, lyrisch-epische Prosadichtungen von farbensatter oder -duftiger Frische, von psychologischer Meisterschaft und lebensvollem Landschaftsreiz — oft hochpoetische Abspiegelungen der Volks- und der Naturseele. Und dann folgte der Roman „Die Schicksalsstadt", dieser große Hymnus auf Regensburg und seine Umgebung in der Fülle mittelalterlicher Kunstschätze und verschwenderisch ausgestreuter Naturgaben, mit all

Digitized by Google

den Schönheiten jüngerer und jüngster Kultur — ein reicher Blüten- und Fruchtgarten, in dem aber auch, wie anderswo so oft, die Schlange der Verführung und Sünde lauert.

Natur und Kunst: dieses Doppelthema leuchtet begreiflicherweise häufig aus M. Herberts Rhythmus- und Poesiedichtungen. Stets ist es durchgeführt mit der Kraft liebender Sichversenkung, treuen Gedächtnisses und umfassenden Wissens. Von franziskanischem Geiste durchglüht, erblickt diese Naturfreudige und -selige immer wieder in den sie packenden Naturgebilden das lebendig brüderliche Du. Immer wieder fühlt sie sich eins mit der alten Mutter Erde, deren Schoß Wunder an Wunder aus göttlich schöpferischem Samen hervorbringt. Ihr aber, der Dichterin, wurde es gegeben, für uns zu sagen, was sie schaute, empfand, fühlte, erlebte. Auge in Auge hält sie uns fest, Seele in Seele, wie in gemeinsamer, unmittelbarer Teilnahme an den vor ihrem inneren Auge zu makellosem Ganzen sich fügenden Eindrücken.

Aehnlich hinsichtlich der Kunst. Wie tief und rückhaltlos sie da eindringt, zeigen in erster Linie ihre novellistisch gefaßten Lebensbilder aus der Renaissance, allen voran „Vittoria Colonna“ und die teils vereinzelt, teils gesammelt erschienenen Michelangelogeschichten, desgleichen die jene gewaltige Kunst- und Gedankenwelt beleuchtenden Verse. Niemals aber ließ sich M. Herbert blenden. Klar sah sie hinter all dem Hochglanz äußerer Kultur den doppelt gegensätzlichen Verfall der inneren. Desto unwiderstehlicher zog es sie zu jenen Ragenden, in denen sich das reinste Licht der Zeit für immer strahlend konzentriert.

Bewunderungswürdig offenbart sich überhaupt M. Herberts lauterer Wahrheitsdrang und Gerechtigkeitssinn bei den Ausgestaltungen des — nach dem göttlichen — zweitwichtigsten Themas: Mensch und Menschentum. Weil sie selbst sich unerbittlich streng erforscht und erkennt in aller menschlichen Unvollkommenheit und Kleinheit angesichts des Vollkommensten und Größten und weil sie von diesem so viele von ihr sorgsamst weitergebildete einschlägige Fähigkeiten empfing, so erscheint M. Herbert durchaus berufen für das von ihr übernommene dornenreiche Apostolat: hineinzuleuchten in die Tiefen und Untiefen, die Gründe und Abgründe der menschlichen Gesellschaft früherer und, mehr noch, jetziger Tage. Wir wissen, mit welch schwer erwogener Gewissenhaftigkeit, bei künstlerischer Wahrung vor Aufdringlichkeit, sie diese hohe Mission erfüllt — wie unnachgiebig gerecht und doch überfließend erbarmungsvoll. Denn Wahrheit, Leid und Liebe waren ihre Lehrer, ihre gottbestimmten Führer zum Walten des ihr durch höchsten Beschluß anvertrauten Amtes. Darum scheut sie sich auch nicht,

Digitized by Google

die sprödesten Probleme menschlicher Moral aufzugreifen — es geschieht immer mit keuscher Hand —, die schnödesten Verderbtheiten und Ungerechtigkeiten der Gesellschafts„ordnung", die oft ihr eigenes Gegenspiel ist, aufzudecken. Man erinnere sich da nur ihrer jüngsten Buchveröffentlichungen: „Lebensbeichte", „Sankt Ehrhards Haupt", „Der blutige Lehrpfennig". Immer aber haben wir das Gefühl, als ginge sie Hand in Hand mit uns die rauhe Bahn der Erkenntnis, Reue und Sühne — niemals, als wandle sie hoch über uns die stolze Straße gnadeloser, richterlicher Entscheidung.

Denn M. Herbert gehört zu jenen, die des Heilands Lehren vor Augen und im Herzen tragen; die zuerst den Balken im eigenen, dann erst den Splitter im Auge des Nächsten sehen; die aber, wo immer sie können, die Gefahrwege des verirrten tastenden Bruders ableuchten und ihm am Rande des Verderbens das hemmende „Halt!" zurufen. Sie weist ihm auch die Rettungsmittel. Sie tröstet und stärkt ihn im Ermatten, richtet ihn auf in Verzagtheit, Schmerzen und Wunden — wie ein rechter Samaritan, der sie immer war. Und wiederum für andere taucht sie die Fackel der Wahrheit in den Abgrund noch schlummernder oder bereits wacher Höllenmächte, reißt sie der Aberkunst die gleißende Maske vom grinsenden, Verwesungspest aushauchenden Totenschädel. Und groß ist M. Herberts Geschick, durch wuchtige Kontrastierung dem noch Zögernden halb Unschlüssigen zu Urteils- und Ablehnungswillen zu verhelfen. Nicht auszudenken ist daher der Segen, den Ungezählte ihr danken und danken werden. Denn M. Herbert als Mensch und Künstler b l e i b t im Aufstieg: ein Charakter und Könner wie sie „altert" nicht, weil er sich innerlich ständig erneuert.

Welch reiche Ernte werden ihr gerade diese letzten Schicksalsjahre reifen! Jahre, in denen ihre Mutterliebe für den Einzigen draußen im Felde bangte. Jahre, in denen sie unermüdlich arbeitete, schuf, half und sann ob dem „Warum" des wie aus finstersten Schluchten aufsteigenden Welträtsels. Jahre, in denen sie Erkenntnis zu Erkenntnis sammelte und bereits begann, den reichen Schatz für uns flüssig zu machen. Jahre allgemeiner, schwerster Not, an der sie selbst ihr vollgerüttelt Maß hatte. Der Trübsal Feuer- und Wasser-Schule der Heiligen und der großen Künstler.

M. Herberts Werke sind zu Hunderttausenden verbreitet — aber noch lange nicht genug. Auf nichtkatholischer Seite kennt man sie wenig, auf katholischer nicht annähernd zureichend. Wie das kommt? Das bekannte Achselzucken .... Die Zeit liegt lange hinter uns, da man als Gesetz feststellen zu müssen glaubte, ein starkes Talent habe sich unbedingt sel-

Digitized by Google

ber durchzusetzen. Dennoch — auch M. Herberts Zeit wird kommen. Bisher haben wir Katholiken mancherlei ihr gegenüber versäumt. Nicht umsonst sprach ich von der Dornenkrone ihrer Berufung. Bekennen wir uns von jetzt ab geschlossener zu ihrer reinen, großen Kraft. Lassen wir uns nicht länger vorwerfen, wir seien nicht reif genug für den tiefen — nicht zu schweren — Ernst ihrer Kunst. Wir leben in ernstester Zeit; da bedarf es des führenden Ernstes. Zudem ist das wahre Leben im Tiefgrunde immer ernst. Und hat dennoch seine leuchtenden Sonnenseiten. Genau wie M. Herberts Kunst, die auch lacht und weint, jauchzt und klagt, herb mahnend warnt und goldenen, sprühenden Humor entwickelt. Eine Kunst der Bejahung, wenn recht geschaut, weil sie zu Leben, Frieden und Seligkeit führen kann. Mit Zutun dessen, der sie in sich aufnimmt, versteht sich.

Selbstverständlich habe ich im Obigen keine „Kritik" üben wollen. Dazu wäre ein Tag, wie ihn die Dichterin am 20. Juni dieses Jahres feiert, kaum geeignet, wie wenig auch die M. Herbert-Kunst echte Kritik zu scheuen hat. Meine Absicht war, einmal wieder einem weiteren Kreise, und zumal den treuen „Gral"-Lesern, die M. Herbert so viel zu danken haben, die Vollpersönlichkeit dieser Frau, die unser ist, so zu zeigen, wie ich sie sehe und in Wahrhaftigkeit kenne. Licht zum Lichte richtigen Werturteils schaffen helfen: das wollte ich. So tue denn jeder das Seine. Noch ist es Zeit. Machen wir uns und anderen das Lebensgut zu eigen, das M. Herbert uns darbietet, uns schon lange dargeboten hat. Und denken wir des Gleichnisses vom biblischen Säemanne. Es paßt einzig-schön und — ergreifend auf unsere M. Herbert.

o o o

König Kofétua.

Von Julius Zeyer.*)

Diesen Traum aus Ravenna bringe ich Dir, mein Freund, als ein Reiseandenken mit. Ich träumte ihn beim Scheine der byzantinischen Mosaiken in der uralten Basilika jener in tiefen Schlaf versunkenen, wie verwunschen mich anblickenden Stadt, ich träumte ihn am Sarkophage der Römerin Galla Placidia und in der Kühle des öden Mausoleums des Gotenkönigs Theodorich, ich träumte ihn auf meinen müßigen Gängen durch die Pineta, diesen Wald voll ungeahnter Eindrücke

*) Von der Akademie der Wissenschaften in Prag autorisierte Uebertragung von Wilhelmine Frankl-Rank.

Digitized by Google

und ungekannten Zaubers. Ja, in der Pineta träumte ich ihn, in dieser sozusagen epischen Pinienwaldung, die zuweilen Dante durchirrte, und die von Ravenna aus, wo Francesca geboren wurde, sich bis nach Rimini, der Stadt ihres Todes, ausbreitet. Dort harrte der Tod jener süßen Francesca, die dem menschlichen Gedenken nie zu entschwinden vermag, da der Sänger der „Hölle" es war, den ihr Martyrium so unsterblich tief, so pathetisch schön „zu trauernden und leidvollem Weinen" gerührt hat!

Vielleicht ist der Traum auch in mir entstanden, als ich in den Fußtapfen Shelleys und Byrons die stillen Gassen durchschritt, zwischen den weitläufigen Gärten, die Du in ihrer Glorie von Pfirsich- und Aprikosenblüten ja selbst gesehen hast. Er kam mir unvermutet, wie die Träume im allgemeinen kommen, als mein Sinnen über die beiden nordischen Sänger, ich weiß nicht in welcher Gedankenfolge, mir plötzlich Burn Jones bezauberndes Bild „König Kofétua" in das gestörte Gedächtnis rief.

Es ist bloß ein Traum, nicht mehr, nicht weniger, dieses mein zerfließendes Märchen von der Sehnsucht, das ich Dir bringe. Eitel mag das Träumen sein, doch sage, pflegen unsere Träume zuweilen nicht das Beste zu sein, was wir auf Erden haben? Und wäre ohne das Träumen, diesen Vorläufer des Schaffens, die Kunst überhaupt möglich?

Vielleicht ist auch mein heutiger Traum ein eitler nur; Du findest aber etwas aus Ravenna darin und etwas, das in meinem Innern lechzte — und schließlich ist es ein Andenken!

Wer König Kofétua war? Wann und wo er lebte? Niemand vermag es uns zu künden. Kein Jahrbuch erwähnt seiner, keine Chronik — und dennoch ist er unsterblich. Wieso? — Weil der Schwan von Avon mit etwa fünf Worten ihn besungen und seinen Namen der Ewigkeit überliefert hat.

In meinem Traum reitet König Kofétua aus seiner im Norden gelegenen Burg am Meere. Jung war er, schön und traurig. Blaß und einnehmend in seiner Lieblichkeit war sein fast mädchenhaftes Antlitz. Lange Strähne goldenen Haares flossen unter dem silbernen Helm, auf dem ein weißer Federbusch nickte, auf den hellamethystfarbenen, silberschimmernden Brokatmantel nieder. Seine Augen waren träumerisch und veränderlich in ihren blauen Farbentönen, dem Meeresspiegel gleich, an dessen Ufer die Königsburg stand. Dunkel und drohend stand sie da, mit einem offenen, weiten Saal aus Bernstein, in dem ein hoher, silberner Thron sich erhob. König Kofétua blickte gedankenvoll auf das Schloß seiner Väter. Sein schwarzes Roß scharrte im Sande und die ganze Schar der jungen, mit Silberrüstungen bekleideten Ritter, die den

Digitized by Google

König auf seiner Reise ins Unbekannte begleiten sollten, harrte mit Ungeduld auf ein Zeichen zum Aufbruch. Alle diese Jünglinge waren begierig, die Welt und deren fremde Länder zu sehen, von welchen sie zwar viel gehört, doch nichts gesehen hatten. König Kofétua hatte seine Hand an ein hohes, aus Eisen kunstvoll geschmiedetes Gitter gelegt, das den Hafen absperrte, auf dessen blauem Spiegel sich unmittelbar unter dem Schlosse zwei schöne Fahrzeuge schaukelten. Das waren die Schiffe, die zum persönlichen Gebrauch des Königs bestimmt waren. Von dem Gitter führten bis zur Meeresfläche Marmorstufen, über welche die Wellen ihre Muscheln, ihren Schaum und die Perlen ihrer zersprühenden Gewässer warfen. Dieser Ort erinnerte den König an ein Ereignis, das sich seinem Gedächtnis tief eingeprägt hatte, obwohl er zu jener Zeit kaum acht Jahre zählte. Die Königin, seine Mutter, hatte ihn an ihrer Hand an diese Stelle geführt, als gerade Schiffe mit unermeßlicher Beute aus fernen Gegenden hier landeten. Das ganze Ufer war mit Schätzen bedeckt und es wimmelte von Dienern und Sklaven, welche all den ungeborgenen Reichtum in die finsteren Hallen der düster drohenden Burg hinauftrugen, aus deren dunklen Mauern als der einzige Lichtpunkt jener helle, offene Saal aus Bernstein leuchtete, in dem der silberne Thron stand als Symbol der Herrschaft über das weite, ins Unendliche wogende Meer.

Die Königin war stolz, wie es die trotzenden Engel waren, stolz auf ihre Schönheit, stolz auf ihre Geburt, stolz auf ihre Macht, am stolzesten aber auf ihren Sohn Kofétua.

„All das ist dein," sagte sie damals, „alles, was du da siehst, und alles, was das unendliche, saphirblaue Meer auf seinem breiten Rücken gehorsam noch herbeibringen wird. Alle die vom großen Wasser bespülten Ufer gehören dir mit Recht; denn in unseren Adern rollt das Blut römischer Cäsaren und byzantinischer Selbstherrscher und gotischer Könige. Es gibt keinen Wunsch, der dir nicht in Erfüllung gehen sollte, es gibt und darf nichts geben, das dir versagt bleiben müßte: Gott hat die Könige erschaffen, um zu herrschen, und alle die anderen, um ihnen zu dienen."

Diese Worte hatte Kofétua damals kaum begriffen; denn er unterhielt sich damit, aus einem Prunkgefäße eine Handvoll Perlen nach der anderen zu fassen, sie in den Sand zu werfen und voll Uebermut auf ihnen herumzutreten. Die Mutter lächelte dazu; doch plötzlich verfinsterte sich ihr Angesicht. Sie sah auf der Treppe eine alte Frau sitzen, die ihre müden Hände im Schoße ruhen ließ. Es war eine Sklavin, die von der Königin gehaßt wurde; denn Stolz thronte auf der Stirn jener Frau. Aus reinem Uebermut hatten die Krieger des

Digitized by Google

alten Königs sie einst irgendwo jenseits des Meeres gefangen genommen und mit anderer Beute in die Burg gebracht. Sie weinte nicht, rang nicht die Hände und beugte auch nicht ihr Haupt, als sie vor den König und die Königin geführt wurde. Geringschätzend fragte damals der König: „Warum habt ihr diese Frau übers Meer geschleppt? Wohl um sie hier ins Grab zu legen, an dessen Rande sie bereits steht?“

Er wollte ihr die Freiheit schenken, allein die Königin faßte ihn bei der Hand, bevor es geschehen.

„Siehst du denn ihren finsteren Blick voll Haß und Stolz nicht?“ sprach sie. „Nicht früher soll sie die Freiheit erlangen, bevor sie nicht in Demut darum gebeten hat!“

Die Gefangene schwieg, schließlich aber sagte sie: „Warum soll ich mein Recht erbitten? Nein, lieber ertrage ich eure Gewalt. Meiner harrt bald das Grab. Was liegt daran, wo es gegraben wird?“

Den Nacken aber beugte sie nicht. Sie blieb leibeigen. Die Jahre vergingen; sie beharrte im Schweigen und bat niemals. Der Groll der stolzen Königin über diesen Trotz wuchs mit jedem Tage und als sie damals mit ihrem Sohne inmitten all ihres Reichtums am Ufer stand und die alte Sklavin erblickte, rief sie ihr zu:

„Warum sitzest du hier müßig, wo alle anderen arbeiten?“

„Arbeitest du?“ erwiderte ruhig das Weib, langsam ihre von unvergossenen Tränen schweren Augenlider erhebend, sonst unbeweglich in leidvoller Haltung ihres müden Körpers.

Die Königin errötete vor Aerger, verstummte jedoch, überrascht von der unerwarteten, unerhörten Antwort.

Die bleiche Greisin aber legte die Stirn auf den Marmor der Stufen und flüsterte: „Mein Gott, wie bin ich elend! Ist das der Tod?“

Inzwischen ermannte sich die Königin: „Kofétua,“ sprach sie zu ihrem Sohne, „lege deinen Fuß auf den endlich gebeugten, so lange stolzen Nacken dieses Weibes!“

Und das Kind folgte. Da kam die Greisin plötzlich zu sich und erhob die Hände wie zum Fluche; als aber aber ihr Blick das unschuldige Kinderantlitz streifte, war sie ergriffen, versah sich in die träumerischen und guten Augen des Knäbleins und zwei Tränen flossen aus ihren Augen, rannen langsam ihre Wangen herab und fielen auf das Haupt des Kindes. Die Königin war darüber noch mehr betroffen.

„Warum weinst du?“ fragte sie die Greisin in milderem Tone, als es ihre Art war.

„Weil ich jetzt, im Augenblick einer mir unbegreiflichen Eingebung, die ganze Zukunft des Kindes gelesen habe.“

Digitized by Google

„Und das hat dir Tränen entlockt?“ rief die Königin beunruhigt aus; „was weißt du über sein zukünftiges Schicksal? Was bedroht ihn?“

„Es wird deinen Irrtum kennen lernen. Du sagtest ihm, es könne ihm nichts versagt bleiben, alles werde in seiner Macht liegen. Es aber wird einmal daran zugrunde gehen, daß —“

Die Greisin fiel kraftlos auf die Stufen nieder und veränderte die Farbe.

„Sprich aus!“ rief ängstlich die Königin, „sprich zu Ende! Vor was soll er sich hüten?“

Die Greisin war aber am Verscheiden, sie konnte nicht antworten.

„Sprich zu Ende!“ schrie die Königin, „sprich! Du stirbst?“

„Aus Sehnsucht!“ flüsterte die Sklavin, erhob die Arme nach der Meeresferne und in dem Dunkel der erlöschenden Augen spiegelte sich der ganze Abgrund der Bangigkeit ihrer Seele wieder. Dann ließ ein tiefes Aufschluchzen ihre Brust erbeben, sie fiel auf das Gesicht und war verschieden.

„Gebt ihr Fußtritte! Werfet sie in die Wellen!“ schrie leidenschaftlich und roh die Königin.

„Sie sprach nicht zu Ende! Aus Rache hat sie geschwiegen! Sie ist mir entkommen, sie hat mich besiegt.“ Und im höchsten Zorn raste die Königin davon, ihren Sohn in den schweren goldgestickten Mantel hüllend. Sie trug das Kind in wahnwitziger, unbestimmter Angst in das Innere der festen Burg.

Dieses Auftrittes erinnerte sich nun nach langen Jahren der junge König Kofétua beim Ausritt aus der Burg, als er im Begriffe war, sich auf eine lange, in unbestimmte Fernen führende Reise zu begeben. Längst war er zur Waise geworden; Vater und Mutter schliefen unter der kostbaren Porphyrplatte im tiefen Schatten der Schloßkirche, wo Tag und Nacht goldene Lampen brannten, Duft und Rauch aushauchten und die an den Wänden träumenden, in auserlesener musivischer Arbeit ausgeführten Heiligenbilder in mystische Wolken hüllten. König Kofétua besaß weder den eroberungssüchtigen Stolz seines Vaters, noch die frevelhafte Eitelkeit seiner Mutter. Er erblühte still in der grausigen Burg, wie eine Blume zwischen trüben Felsen, und seine Seele war rein wie der Azur des Himmels und wie der tiefe und volle Sternenschein. Dieser strahlte aus seinen sinnenden Augen wie ein süßes Geheimnis und ein keuscher Zauber atmete aus seinem Weinen, so wie der Duft dem Kelch der Lilie entströmt, und wahrlich, im Silberschimmer seiner ziselierten Rüstung, mit der Stirn wie Elfenbein, mit dem Strom lichter Locken, in seiner ephebischen, schlanken Schönheit glich er der Lilie, die

Digitized by Google

eine hoch auf dem Felsen über dem Schlosse thronende Muttergottesstatue in den Händen hielt, dem Morgenrot entgegen. Ein Künstler hatte diese Blume aus Silber geschmiedet, damit weiße Tauben, die immerwährend die Zinnen der düsteren Burg umkreisten, den Tau aus ihr trinken konnten.

König Kofétua fuhr nun in die Welt, um ein Traumbild zu suchen. Es war ihm erschienen, wie am Abend aus träumerischer Dämmerung der Stern aufsteigt. Das Bild eines Mädchens war's. Er hatte es inmitten der Volksmenge im Burghofe gesehen, als er aus dem Fenster blickte. Die Schönheit dieser Erscheinung ergriff ihn. Er eilte in den Burghof, das Mädchen aber war inzwischen aus der Burg entschwunden. Niemand hatte sie gesehen! Die Menge ist immer blind.

König Kofétua ließ vergeblich suchen. Keine Spur war von der Verschwundenen zu finden. Gleich einer Krankheit bemächtigte sich seiner die Sehnsucht, diejenige zu suchen, die wie ein Strahl in die Dämmerung seines Innern gefallen war! Diese Sehnsucht war fortan der ganze Inhalt seines Lebens. Als alles Forschen vergeblich geblieben, entschloß er sich, in die weite Welt zu ziehen und ohne sie nicht zurückzukehren. Darum also nahm er jetzt Abschied von der Heimat, darum sann er nun auf der Stelle, wo einst die alte Sklavin Tränen über ihn vergossen und, wo sie mit der unausgesprochenen Prophezeiung auf den Lippen verschieden war. Eine unendliche Bangigkeit, eine unendliche Trauer, eine unendliche Angst ergriff ihn und er sagte zu seinem Erzieher, einem alten Manne, der ihn bis zum Schloßtor begleitete:

„Hier an dieser Stelle ist die unselige Gefangene aus Sehnsucht gestorben! Wird die Sehnsucht nicht auch mein Untergang sein? Hat die Greisin nicht einen Fluch gegen mich geschleudert und beginnt dieser Fluch sich nicht zu erfüllen?"

„Nicht einem Fluch unterliegt der Mensch, sondern seinem Schicksal," erwiderte der Erzieher. „So wie die Gestirne ihre vorgeschriebenen Bahnen ziehen, wie die Flüsse in der ihnen bestimmten Richtung strömen, so geht die Sehnsucht durch die Tiefe unserer Seele. Der Stein fällt nieder, wohin die Schwere ihn zieht, er erreicht damit seine Ruhe. — Nicht jede Sehnsucht aber wird gestillt, nicht jeder Wunsch erreicht sein Ziel. Wehe dem Herzen, das sich vergeblich sehnt und dem es nicht gegeben ist, seine Sehnsucht zu stillen! Ich segne dich, Kofétua. Möge deine Sehnsucht nicht dem Strahle gleichen, der als Abglanz eines Sternes ewig und ewig in den unendlichen Weltraum fällt, ohne einem Auge zu begegnen, dem er Licht wäre!"

Segnend legte der Greis die Hand auf das junge Haupt, von dem Kofétua, vor dem Greise sich tief verneigend, den

Digitized by Google

Helm abgenommen hatte. Dann raffte er sich auf, winkte dem Erzieher nochmals mit der Hand zu, lächelte traurig und ritt auf seinem schwarzen Rosse in die Ferne, gefolgt von der ganzen Schar seiner Jungmannschaft. Silbern klangen ihre Rüstungen, silbern schimmerten sie noch lange in der Ferne. Die Reiter verschwanden immer mehr und mehr im Nebel des weiten Gesichtskreises, bis sie endlich dem Auge des ihnen nachblickenden, sie segnenden Greises entschwunden waren.

König Kofétua ritt lange durch die weite Welt, er ritt von Stadt zu Stadt, von Schloß zu Schloß, von Dorf zu Dorf, er drang in die Einsamkeit der Wälder, er erstieg hohe Gebirge, er schwamm zu öden Inseln, nirgends aber fand er die, welche er suchte.

König Kofétua und seine Ritter waren Gäste in Königspalästen, mit Wänden aus Kristall und mit goldenen Toren, in Marmorhäusern mit Pforten aus Bronze, sie saßen in Sälen, deren Decken von Jaspissäulen getragen wurden, an Tischen aus Ebenholz; sie betraten Gärten, wo Bäume unter der Last blauer Rosen zu Wassern mit demantenem Schimmer sich neigten. König Kofétua und seine Ritter kehrten in Burgen ein, die auf steilen Felsen erbaut waren und vom Klirren der Waffen widerhallten, sie besuchten Schlösser, die verträumt in Hainen lagen, wo die süßen Lieder des Troubadours mit dem Schlag der Drosseln und Nachtigallen wetteiferten; sie suchten in den Häusern von Kaufleuten und Bürgern, in weißen Höfen, die aus dem Meere wogender, reifender, still sinnender Getreideähren hervorlugten; sie traten in mit Stroh gedeckte Hütten ein, sie drangen in die Nacht der Gefängnisse — nirgends aber fanden sie die, welche sie suchten!

So viele Frauen und Mädchen sie auch sahen, die einen unter der Last von Diademen und Juwelen, in Brokat gekleidet, auf Chalcedonpflaster geziert schreitend, andere wie weiße Lilien im Schatten von dämmernden Kathedralen kniend, andere wieder im Sonnenbrand arbeitend auf Fluren und Feldern oder träumend in wonnigen Gefilden — die Gesuchte fanden sie nicht.

Auch solche sahen sie, die in Ordensgewändern gehüllt, hinter dichten Klostergittern über den Frevel der Welt weinend zu Gott riefen — aber die, welche sie suchten, befand sich unter ihnen nicht.

König Kofétua wurde täglich blässer. Müdigkeit überfiel nicht allein seinen Körper, sondern auch sein Herz und seine Hoffnung erlosch und er sagte sich voll Trauer: „Sie weilt allein in den Träumen meiner Seele! Ach, meine Sehnsucht gleicht jenem Strahle, der ewig in die Finsternis fällt und auf kein Auge lichtbringend wirkt!“ Und er ließ den Kopf sinken,

Digitized by Google

ritt traurig weiter und hinter ihm ritt traurig, schweigsam und still die Schar seiner Ritter.

Da erreichten sie einmal in dunkler Nacht eine auf hohem Berge liegende Stadt, die völlig aus bläulichem, durchsichtigem Marmor erbaut und von Mondlicht durchflossen war. Sie sahen vom Fuße des Berges aus durch die offenen Tore in die Gassen. Diese waren leer und öde, nur im Hintergrunde des großen Marktplatzes, wo aus fünf Fontänen saphirblaues Wasser gegen den Himmel stieg, schimmerte etwas wie eine weiße Erscheinung, welche in Menschengestalt zu schweben schien. Vom Mitteltor führte eine breite Treppe in leichter Neigung zum schlummernden Landsee hernieder, der von gleicher Bläue wie die Gebäude und Türme, Säulen und Tore dieser nie gesehenen Stadt war. Von beiden Seiten der Treppe ergossen sich leise helle Wasser, Ruhe im Schoße der Wellen des Sees suchend, und über die Treppe selbst fiel wie ein Wasserfall der magische Schein des Mondenglanzes.

Und still war es, so still, es sangen nur die Gewässer allein. Der Himmel, in dessen Tiefe Licht und Dämmerung sich vereinten, ließ Träume und Sterne niederfallen. Und jenes weiße Licht, das den Marktplatz zu durchschreiten schien, wo die Fontänen ihre Springquellen so sehnsüchtig den fliehenden Sternen entgegenwarfen, stand jetzt im Tor und siehe, es war eine Maid. Langsam schritt sie die mondumflossene Treppe herab und es hatte den Anschein, als ob der Mond selbst sich auf den Strömen seiner eigenen Helle bewegen würde: doch alle diese weiße Helle quoll von der elfenbeinweißen Stirn der Frauengestalt von wunderbarer und heiliger Schönheit. Ihr Wuchs war hoch. Ihr nachtdunkles Haar war voll azurner Blitze, ihre Augen waren bläulich wie der durchsichtige Marmor, aus dem jene apokalyptische Stadt gebaut war, und wie der Himmel, in dem Dämmerung und Glanz sich verwoben.

Niemals hatten ähnliche Augen in die Welt geschaut: sie hatten eine geheimnisvolle Eigenschaft, sie blickten nämlich nur in die Ferne, kein Gegenstand hielt sie auf. Das verlieh ihnen etwas Rätselhaftes, Ueberirdisches, das Anziehungskraft besaß, aber doch wieder Bangigkeit hervorrief. König Koféтua sprang vom Pferde ab und atemlos faltete er die Hände und flüsterte: „O, jauchze meine Seele! Ich habe deine Herrin gefunden, diejenige, welche ich lange und vergeblich in der Welt gesucht habe!“

Er vertrat der langsam Wandelnden den Weg, als sie eben die letzte Stufe herabschritt und den Fuß auf die Erde setzte.

„Ueberirdische Erscheinung,“ flüsterte König Koféтua, „bist du aus der Stadt der Träume herausgetreten, um Ruhe und Frieden meiner sich nach dir verzehrenden Seele zu bringen?“

Digitized by Google

Sie schwieg und ihre Blicke schweiften in die unendliche Ferne.

„Sprich," bat König Kofétua, „siehst du mich vor dir stehen und dringt meine Stimme zu deinem Gehör?"

„Ich sehe dein Bild in der Ferne, es versinkt in Mondenglanz. Ich höre deine Stimme von weither. Was verlangst du von mir?" Langsam sprach sie diese Worte.

Kofétua schwieg. Eine unermeßliche Bangigkeit bemächtigte sich seines Herzens. Die so süße und weiche Stimme schien aus weiter Ferne zu kommen und König Kofétua hatte plötzlich die traurige Empfindung, als ob das reizende Bild ihm stets entfernt bleiben sollte, obwohl es unmittelbar vor ihm stand. Es war ihm zu Mute, als ob ein Meer sich zwischen ihr und ihm dehnte und weitete, als ob die abgrundlose Tiefe des nächtlichen Himmels sie trennen würde! Sein Herzschlag stockte, verzweifelt blickte er in die traumhaften, zauberischen, abgewandten Augen dieses engelhaften Gespenstes und rief ängstlich aus:

„Ich beschwöre dich beim lebendigen Gott, daß du mir sagst, wer du bist."

„Weißt du es denn nicht?" antwortete sie, zeigte auf ihr Gewand und hielt wie im Traume die Handfläche hin. König Kofétua sah, daß das Gewand aus grober, ungebleichter Leinwand und geflickt war; er sah, daß ihre elfenbeinweißen Füße blutig waren von dem nie endenden Wandern durch die Welt.

„Eine Bettlerin bist du!" rief er verwundert.

„Die bin ich," sprach sie mit einer wie aus dem Traume kommenden Stimme und heftete ihre Blicke in die Ferne, schritt über die weiße Landstraße hin, die sich um den See herum wand und zu den dunklen Wäldern führte, die sich vom hellen Hintergrund abhoben.

Eine Weile stand König Kofétua stumm wie eine Bildsäule. Dann ermannte er sich, legte die Finger auf die Lippen, seinen Rittern so das Zeichen zum Schweigen gebend, und winkte ihnen zu, ihm nachzureiten. Von dem Augenblick an folgte er dem Mädchen in achtungsvoller Entfernung und mit ihm seine Gefolgschaft, still, verstört und begeistert wie ihr Führer es war. So wandert der Schwarm weißer Planeten durch die Unendlichkeit des Himmels, ohne Lärm, stumm, feurig der demantenen Sonne nach, die ihre Seele ist.

Unermüdlich schritt die Maid dahin von Tag zu Tag, vom Morgen bis zum Abend, und ihre Augen blickten unentwegt in träumerischer Sehnsucht in die unbekannte und nie erreichte Ferne. Es schien, als ahnte sie gar nicht, daß hinter ihr der schöne Jüngling in Silberrüstung mit seiner glänzenden Ritterschaft herritt. Und so wanderten sie durch Tieftäler der

Digitized by Google

Alpen, wo grüne Bäche trieben, klimmten über Höhen, von deren Häuptern die sich bildenden Wolken in den Azur des Himmels reichten, sie kamen an Abhängen vorbei, die Wasserfälle zur Tiefe sandten, an Schluchten und Halden, wo dunkle Föhren und Tannen sannen und rauschten, über kleinen Brunnen, die ihre Blauaugen zum blassen, silberdurchwirkten Himmel öffneten. Sie durchschritten die von steilen Felsen umschlossenen Engpässe, durch welche einst die Horden nordischer Barbaren wie Wildbäche in das Land der Sonne sich wälzten, sie sahen Fluren, wo goldene Früchte zwischen dunklem, wie metallen glänzendem Laube hingen. Endlich erreichten sie das Land des stolzen Lorbeers, wo zerstörte Marmortempel träumten, wo gestürzte Götterbilder in Trauer und Staub lagen, wo mystische Kathedralen neben übergrünten Trümmern in die Höhe strebten. Als die Sonne zur Küste ging, kamen sie in eine einst mächtige und stolze, unweit des Meeres und unweit eines unendlich großen Pinienwaldes gelegene tote Stadt. Beim Grabmal, dessen Kuppel aus dem Riesenblock eines Granitfelsens gehauen war, beim Grabmal, wo die machtlose Asche des einst allbeherrschenden Gotenkönigs, König Kofétuas Vorfahr, ruhte, trat er der Bettlerin zum zweiten Mal in den Weg und sprach: „Auch ich bin ein König. Am blauen Meere steht meine feste, starre, stolze Burg. Du bettelst am Wege und deine elfenbeinweißen Füße sind bloß und blutig von deiner langen Wanderschaft. Ich werde dich auf den Thron erheben. Eine Krone werde ich dir aufs Haupt setzen. Du wirst mein Weib und Königin meines unermeßlichen Reiches werden. Willigst du ein?“

„Warum sollt' ich mit dir gehen?“ fragte sie, ihre rätselhaften Augen in die Ferne bohrend. „Weiter als dein Reich ist die Unendlichkeit und diese ist mein Reich.“

König Kofétua senkte den Kopf und antwortete: „Wird dir denn vor dem ewigen Wandern nicht bange? Auf meinem Throne wirst du ausruhen und an meinem Herzen das Ende irreführender Wege finden. Du wirst kein Heimweh mehr haben und deine Augen werden aufhören ins Unbekannte zu blicken.“

„Meinst du?“ antwortete sie und ihre Augen blickten träumerischer denn je.

König Kofétua warf sich vor ihr auf die Knie nieder:

„Du bist meine Sehnsucht,“ rief er und faltete die Hände, „o, laß mich vor Bangigkeit nicht vergehen! Hassest du mich denn?“

„Warum sollte ich dich hassen?“ erwiderte sie, „du hast mir doch niemals weh getan.“

„Sei denn mein!“ flehte König Kofétua die Bettlerin an.

Digitized by Google

Sie gab keine Antwort, wurde betrübt und sagte schließlich: „Ich liebe dich nicht, König; deine unerwiderte Liebe wird wie ein Schatten schwinden."

Tränen rannen dem schönen Jüngling die Wangen herab, er unterdrückte das Schluchzen, das seine Brust hob, und flüsterte: „Schwinden wird meine Liebe nicht, auch wenn sie unerwidert bleibt. Liebe erwächst und nährt sich aus dem, was sie gibt, nicht aus dem, was sie einnimmt. Sei mein, sei mein!"

Langsam neigte sie das Haupt und sagte traurig: „So nimm mich denn hin, auf daß du weiter nicht leidest."

Fast wahnsinnig vor Glück zog er sie wortlos an seine Brust. Dann durchschritten sie die tote Stadt der großen Basiliken und der öden Paläste, der blühenden Gärten und ewig denkwürdigen Gräber; sie durchschritten leere Gassen und traten in den Dom ein, wo aus dem schimmernden Golde griechischer Mosaiken weiße Reihen von Aposteln und Propheten mit tiefen Augen auf sie blickten und aus dem glänzenden Hintergrunde symbolische Tiere: Hirsche, die in einem Brünnlein ihren Durst stillen, Tauben, die aus einem weiten Gefäße trinken und dankerfüllt untertauchen, ihre anmutige Lieblichkeit mit dem epischen Adel der menschlichen Gestalten auf jenen Bildern vermählend.

Ueber allem thronte eine mit Meisterwerken musivischer Kunst bedeckte Wölbung, auf deren dunkelazurnem Grunde goldene Aeste, Zweige und Blüten auf Erden nie gesehener Pflanzen zu reizvoller Verschlingung verflochten waren. Unter dieser Kuppel stand unweit des prächtigen Sarkophages ein Thron aus Elfenbein, kunstvoll geschnitzt, übersät mit erhabenen Bildern von Löwen und Vögeln, Reben und Aehren, Heiligen und Engeln. Auf diesem saß ein greiser, mit Purpur bekleideter Priester mit tief eingefallenen, aber wie Karfunkel feurigen Augen; seine gelblichen Hände funkelten von einem ganzen Schatze uralter Ringe, deren Smaragde und Rubinen im Dämmerlicht der Kirche magisch leuchteten. Zu Füßen dieses Priesters kniete König Kofétua nieder und mit vor Ehrfurcht erbebender Hand; als ob er einen Toten berühren würde, zog er an dessen purpurfarbenem Mantel und bat, ihn zu segnen und ihn vor Gott mit der Bettlerin zu verloben.

Der bald hundertjährige Greis erhob sich wie aus dem Schlummer geweckt und schüttelte allmählig seine Starrheit ab. Er stützte sich auf den reich verzierten, marmornen Sarkophag, in welchem man durch eine schmale Oeffnung das gebräunte Antlitz der römischen Augusta sah, deren Leichnam auf einem niedrigen Throne aus Schildkrot und Perlmutter

Digitized by Google

ruhte: Staub und Asche im Schimmer goldenen Schmuckes und in dem demütigenden Nichts und der fürchterlichen Einsamkeit des Grabes. Wankend entfernte sich der Priester von diesem Denkmal des Stolzes und menschlicher Vergänglichkeit, lächelte nachdenklich beim Anblick von König Kofétua und seiner Braut, dieses scheinbar so eindringlich sprechenden Bildes von Glück und Frühling und Hoffnung und näherte sich dem Altar, der aus ägyptischem, durchsichtigem Alabaster geschnitzt war und aus dem Innern seiner mondlichtgelben gemeißelten Wände das Licht einer silbernen Lampe in die Dämmerung der Kirche ausstrahlte. An diesem heiligen Orte vereinigte der Greis die Verlobten zum ewigen Bunde.

Nach der heiligen Handlung umfaßte König Kofétua wie im Traume sein Weib, setzte es vor sich auf sein schwarzes Roß und ritt aus der Totenstadt, die hinter ihm wie ein Nebel verschwand, eilends einem neuen Leben entgegen.

Sie ritten lange durch einen Pinienwald, aus dem Düfte wie aus berauschenden Räuchergefäßen zum Himmel aufstiegen. Gräser bedeckten den Waldboden, kräuselten sich da wie Meereswellen und waren voll weißer Sterne, als ob die Milchstraße zerstoben und wie Schnee in den Urwald gefallen wäre. Und die Vögel sangen und die Lüfte lispelten. Flache, breite Kronen der Pinien standen wie dunkle Zeichen auf dem hellen Hintergrunde des Horizontes und sahen, in langen Reihen, in gleicher Linie übereinandergeschlichtet, wie grüne Wolken aus. Aus der Ferne kam das betäubende Tosen der Meeresbrandung, die sich an das niedrige Ufer wälzte und wieder zurückeilte in ihren eigenen, niemals friedlich behaglichen Schoß — — —

Lange ritten sie durch den Pinienwald, bis sie endlich auf den wogenden Wellen des Meeres ein Fahrzeug sahen, bemannt von nordischen Schiffern, im Sonnenschein sich schaukelnd. Es hatte die Gestalt eines goldenen Drachen und seine Segel waren blutigrot. Und dieses Fahrzeug brachte König Kofétua und sein Weib durch schäumende Fluten nach dem Norden, wo die Burg, drohend wie ein Gewitter, das hohe Ufer verfinsterte. Festlich war der Einzug und niemanden nahm es Wunder, daß der König die Bettlerin zur Gattin erwählt, denn sie war schöner als alle Mädchen, die bisnun geboren worden.

Die Freude stürmte bis zum Himmel empor und die Glocken hörten nicht auf zu läuten, nur ein Antlitz war trübe in der Burg — das König Kofétuas. Außer seinem Erzieher bemerkte aber kein Mensch seine Trauer und nur diesem vertrauten Freunde entdeckte der König die Ursache seines Kummers: „Wie kann ich glücklich sein, wenn ihre Seele im Unbekannten dahinfließt? Sie gab mir ihren schönen Leib, ihr Mit-

Digitized by Google

leid gab sie mir, ihre Liebe jedoch gab sie mir nicht. Ich halte sie in meinen Armen, ohne daß meine Sehnsucht ihr Ziel erreicht hätte. Mein Weib, obwohl an meinen Herzen ruhend, ist mir allzeit ferne."

Und sein Erzieher sagte: „Ohne Grund übst du Selbstquälerei. Dein Weib liebt dich, glaube es."

Der König aber schüttelte sein Haupt. „Komm mit mir," sprach er, „und du wirst sehen! Niemals begegnet ihr Auge dem meinigen, obwohl ich ihre Blicke ängstlich suche. Komm und du wirst sehen."

Und König Kofétua rief den ganzen Hof zusammen, auf daß der Königin eine Huldigung dargebracht werde. Er führte sein Weib in den Saal aus Bernstein und setzte es auf den Thron aus weißem Silber, über dem ein Brokatbaldachin flammte. Dann kniete er zu Füßen der Bettlerin nieder, zu ihren Füßen, weiß wie Elfenbein und blutig vom einstigen endlosen Wandern durch die Welt. Zu diesen Füßen legte er sich selbst und seine demantene Krone nieder und blickte empor zu seinem Weibe und bettelte in stummem Schmerze um einen einzigen ihrer Blicke. Ihre Augen aber irrten durch den offenen Saal in die Ferne, wo zwischen Porphyrsäulen das blaue Meer herniederwinkte, die Marmorstufen des Palastes in seinen schäumenden Wellen badend.

König Kofétua wurde bleicher und bleicher, rang die Hände und flüsterte vor sich hin: „Meine Liebe wächst durch ihre stete Hingabe, sie wächst — aber sie verzehrt mich, wie die Flamme das Oel in der Lampe verzehrt."

Inzwischen wurde der Königin die Huldigung der vier Elemente dargebracht. Zuerst die unserer Mutter, der feuchten Erde. Es regneten Rosen und Lilien, alle Blüten der Fluren und junge Aehren des Feldes auf den silbernen Thron der Bettlerin herab und König Kofétua gab noch die ganze Weichheit seines leidenden Herzens hinzu — ihre Augen jedoch, obwohl der Mund süß lächelte, blickten in die Ferne.

Dann brachte man ihr die Huldigung unserer Ernährerin, der reinen Luft, dar. Nachtigallen und Drosseln ließen im Saal aus Bernstein ihre Lieder erschallen. Die lieblichsten Geigen- und Flötentöne durchzogen die Burg wie Engelschöre und König Kofétua gab noch alle azurnen Träume seiner Seele hinzu — der Königin Augen jedoch, obwohl ihre Hände in Rührung sich falteten, blickten in die Ferne.

Auch die Säugerin aller Geschöpfe, die Mutter aller Gewässer, die Meerestiefe, sollte ihre Huldigung darbringen. Ein unendlicher Schatz von glänzenden Perlen lag vor dem Throne ausgebreitet und König Kofétua gab noch viele seiner Tränen

Digitized by Google

hinzu — die Königin aber, obwohl ihre Augen sich feuchteten, blickte in die Ferne.

Endlich zündete man als Huldigung des mächtigsten Gefährten der Menschheit, des Feuers, die heilige Flamme aus duftigem Weihrauch an, der weit aus fremden Ländern geholt worden war. Aus goldenen und silbernen Gefäßen rauchten die süßesten Düfte und erfüllten den Saal mit Wolken, aus denen nur noch die blauen Blitze des Meeres schimmerten und das Sternenlicht der zwei zauberhaft geheimnisvollen, unergründlichen, schmachtend in die Ferne blickenden Augen der Bettlerin. — Da küßte König Kofétua ihre elfenbeinweißen Füße und in diesem Kusse lag die ganze Glut seiner Liebe, das ganze reine Feuer seiner Seele, alle jugendliche Inbrunst seines Blutes und der letzte Funke seines verschwindenden Lebens. Einer gebrochenen Lilie gleich sank er tot auf den Boden.

Bei der Berührung seiner Lippen flog eine Röte über das blasse Angesicht der Bettlerin und mit dem Jammer des ganzen Hauses vereinten sich heiße Tränen aus den Augen der Witwe König Kofétuas. Sie schluchzte auf, unbeweglich wie eine Bildsäule auf ihrem silbernen Throne sitzend, mit der demantnen Krone im Schoße; sie schluchzte dreimal tief auf, die vom Weinen feuchten Augen blickten aber dennoch immer in die Ferne, in das Unendliche, Traumhafte, Rätselhafte; denn anders zu blicken war ihnen niemals gegeben — — — — —

o o o

Die Quellen von Eichendorffs literarhistorischen Schriften.

Von Franz Nanegger. (1. Folge.)

I. Die theoretischen Grundlagen.

In den theoretischen Grundanschauungen knüpft Eichendorff wieder an die Kunstauffassung und Literaturgeschichtsschreibung der Romantik an. Daß seine Entwicklung des Begriffs der Poesie aus dem Wesen der Religion die Gedankenarbeit eines Geistesverwandten der romantischen Schule ist und seine Anschauung über die Beziehung zwischen Religion und Poesie im allgemeinen mit der innerhalb der Romantik herrschenden Ansicht zusammentrifft, hat schon Richard Dietze[24]) nachgewiesen, dabei aber die entscheidende Tatsache übersehen, daß er sich wesentlich an Friedrich Schlegel anschließt, mit dessen „Geschichte der alten und neuen Literatur (1815)[25]) er in den Prinzipien und in wichtigen Gedankengängen weit-

[24]) Eichendorffs Ansicht über romantische Poesie im Zusammenhange mit der Doktrin der romantischen Schule aus den Quellen dargelegt. Leipziger Dissertation 1883, 22—27.

[25]) Zitiert nach der 2. Auflage im 1. und 2. Band der „Sämtlichen Werke“ (1822).

Digitized by Google

gehend übereinstimmt. Max Koch erkannte als erster den engen Zusammenhang Eichendorffs mit den Schlegelschen Vorlesungen über Geschichte und Literatur[33]) und betonte, daß er die Anregung zu ethisch-religiöser Behandlung literaturgeschichtlicher Fragen vom genialen Führer der Romantik empfangen habe.[34]) Wilhelm Kosch erwähnte die Gemeinsamkeit gewisser Richtlinien[35]) und machte darauf aufmerksam, wie Eichendorffs Auffassungen durchaus eine Fortführung derjenigen F. Schlegels seien.[36]) Auch Ludwig Krähe[37]) erwähnt den „offensichtlichen Einfluß F. Schlegelscher Theorien" auf Eichendorffs Literaturauffassung und Alexander Baumgartner[41]) weist noch bestimmter den Weg, wenn er behauptet, daß Eichendorff „in den wesentlichen Grundlinien mit Friedrich von Schlegel zusammenstimmt." Aus den Tagebüchern und Briefen wissen wir, daß er in Friedrich Schlegels Haus in Wien fast mit den Rechten eines Kindes ein- und ausging, daß Dorothea Schlegel an seinem ersten Roman liebevoll beratenden Einfluß nahm und daß er noch im Jahre 1815 an Schlegels Stiefsohn Philipp Veit schreibt, er habe seitdem nirgends einen Ersatz für jene glücklichen Abende gefunden, die er im Schlegelschen Heim verbringen durfte.[42]) In Wien erhielt seine religiöse Denkrichtung, nicht zuletzt durch Friedrich Schlegel, wertvolle Anregung, ja vielleicht die entscheidende Form. Der erste Roman, „Ahnung und Gegenwart", gibt uns den Beweis in die Hand, daß die Religion von da an einen Kernpunkt in seinem Denken und Dichten bildet. Wie für die allgemeine religiöse Bildung, so verdankt ihm Eichendorff auch für die Auffassung der Poesie die entscheidendsten Anregungen. Friedrich Schlegel führt ihn aus den mystischen Nebeln der Loebenschen Pseudoromantik endgültig heraus und weist ihm die sonnigen Gipfel der romantischen Weltpoesie, deren Horizont er in den Literaturvorlesungen von 1812 genial umschreibt. Wir lesen in den Tagebüchern unterm 27. Februar 1812, in welch glänzendem Rahmen diese epochemachenden Vorlesungen gehalten wurden. Hier schaute Eichendorff das Gemälde der Weltliteratur in einer Auffassung und unter einer Leitidee dargestellt, die er treulich in sich aufnahm und für die er in seinen literaturgeschichtlichen Werken noch einmal eine Lanze einlegte. Es war der Begriff der romantischen Poesie, der in diesen Vorlesungen seine letzte, endgültige Form und Prägung erhielt.

Wenn Eichendorff in der Literatur „die bedeutendste Manifestation des Geisterreichs"[43]) erblickt, „ihre innere Notwendigkeit in dem allgemeinen Organismus der Nationalbildung" erkennt und behauptet, sie sei so mannigfaltig wie diese Bildung selbst und ihr Einzelnes werde nur aus dem Ganzen verständlich,[44]) so erinnert dies an den bei Friedrich Schlegel in den erwähnten Vorlesungen herrschenden Begriff der Literatur als des „Inbegriffs des intellektuellen Lebens einer Nation."[45]) Wenn Schlegel sagt, der innere Kampf gebe der gesamten deutschen Literatur ihre hohe und wichtige Bedeutung,[46]) so ist damit Eichendorffs bereits erwähnte Grundanschauung, daß die deutsche Literatur ein steter Kampf von Gedanken und

[33]) Kürschners „Deutsche National-Literatur" 146 II 1 (Stuttgart 1893) *94.
[34]) Ebd. *114.
[35]) LG *7.
[36]) LG *8.
[37]) Eichendorffs Werke, hsg. von Ludwig Krähe, Berlin (1908) I *42.
[41]) Stimmen aus Maria-Laach, 78, 498.
[42]) E XII 13 f.
[43]) LG 22.
[44]) LG 5 f.
[45]) I *18.
[46]) II 94.

Digitized by Google

Gedankenrichtungen um die idealsten Lebensgüter ist,[47]) deutlich vorweggenommen. Auch in der Abschätzung der verschiedenen Gesichtspunkte der Literaturbehandlung begegnet uns manche Aehnlichkeit. Der ästhetische Gesichtspunkt erscheint Eichendorff bei dem Wechsel der ästhetischen Theorien als der unfruchtbarste;[48]) er kehrt damit gleichzeitig dem Kunstrichtertum, wie es bei Gervinus vorwaltet, bewußt den Rücken und behauptet: „Die willkürlichen Klassifikationen der Aesthetik haben in der Literatur, wo, wie im Leben, die Grenzen ineinander laufen, jederzeit viel Verwirrung angerichtet.“[49]) Auch Schlegel denkt gering von der rein ästhetischen Literaturbetrachtung, weil des Streits über die Vorzüge oder Mängel sowie überhaupt über den Wert eines einzelnen Werkes oder einer gesamten Literatur kein Ende sei.[50]) Auch das chronologisch-geographische oder historische Verfahren, das die Literatur nach ein für allemal geschichtlich bestimmten Zeitabschnitten, die aber durch ganz andere Ereignisse bedingt sind, zurecht legt und durch Jahreszahlen möglichst genau begrenze, weist Eichendorff ab; es gebe allerdings einen bequemen Schematismus für die Schule, allein die dadurch bezweckte Ordnung sei durchaus nur illusorisch.[51]) Auch Schlegel hatte diese Methode aufgegeben und große, lediglich geistesgeschichtlich bestimmte Perioden gebildet. Tiefer greife, meint Eichendorff, schon der nationale Gesichtspunkt, „die Würdigung nämlich einer Literatur nach ihrer Uebereinstimmung mit dem Geiste der Nation, welcher sie angehört.“[52]) Aehnlich bezeichnet Schlegel den nationalen Standpunkt (den er gelegentlich auch den moralischen[53]) nennt) als denjenigen, der alles darauf bezieht, ob eine Literatur der Nationalwohlfahrt und dem Nationalgeiste angemessen ist.[54]) Eichendorffs nationale Wertung der italienischen, spanischen und englischen Poesie[55]) deckt sich mit der F. Schlegels.[56])

Eichendorffs Begriff der Poesie ist im wesentlichen der romantische in Schlegels Vorlesungen. Nur Unverstand, meint er, werde die Poesie „für ein zweckloses Spiel der Phantasie erklären, das aller beseelenden Grundgedanken entbehren könne.“[57]) „Sie ist auch nicht bloße Schilderung oder Nachahmung der Gegenwart und Wirklichkeit. Ein solches Uebermalen der Natur verwischt vielmehr ihre geheimnisvollen Züge.“[58]) „In der kompakten Gegenwart bleibt die Poesie, wo sie nicht etwa willkürlich-phantastisch alle natürlichen Schranken durchbrechen will, durch die plattesten Gegensätze und eine Wahrscheinlichkeit, die mit der Wahrheit keineswegs identisch ist, beständig beengt, verwirrt und gebunden, gleichwie die Vögel, wenn sie Haustiere geworden, das Fliegen verlernen.“[59]) Die Gegenwart als solche schien ihm schon darum nicht die rechte Grundlage der Kunst zu sein, weil sie in christlicher Auffassung „nur eine Himmelsleiter und Pilgerfahrt nach dem Reiche Gottes, das diesseitige Leben demnach nur eine Aufgabe ist, deren Lösung in eine andere Welt hinüberreicht.“[60]) „Auch die

[47]) LG 18 f.
[48]) LG 16.
[49]) R 10.
[50]) II 91.
[51]) LG 17.
[52]) LG 18.
[53]) II 92.
[54]) II 92.
[55]) LG 18.
[56]) II 91, 92 f.
[57]) R 222 f.
[58]) LG 20.
[59]) R 195 f. Vgl. Gervinus' Wort: „Die platte Wirklichkeit gehört der Wissenschaft, und der Dichter ist kein Naturforscher.“ Geschichte der deutschen Dichtung (1853) IV 264.
[60]) LG 324.

Digitized by Google

noch so getreue Darstellung der Vergangenheit gibt an sich noch keine Poesie, wenn der historische Stoff nicht durch überirdische Schlaglichter belebt und gewissermaßen erst wunderbar gemacht wird. Aber ebensowenig darf die Poesie auch anderseits eine unmittelbare Darstellung der übersinnlichen Welt unternehmen wollen; denn diese entzieht sich, wie der Abgrund des gestirnten Himmels in unbestimmte Lichtnebel zerfließend, in ihrer unermeßlichen Ferne und Höhe beständig der Kunst und ihren irdischen Organen, wie denn an dieser Aufgabe auch wirklich die größten Dichter, Milton, Klopstock u. a. gescheitert sind. Die Poesie ist demnach vielmehr nur die indirekte, d. h. sinnliche Darstellung des Ewigen und immer und überall Bedeutenden, welches auch jederzeit das Schöne ist, das verhüllt das Irdische durchschimmert. Dieses Ewige, Bedeutende ist aber eben die Religion, und das künstlerische Organ dafür das in der Menschenbrust unverwüstliche religiöse Gefühl.“[81])

Zeigt Eichendorff in der Abweisung der Auffassung der Poesie als eines bloßen Spiels oder eines Luxus[82]) Aehnlichkeit mit Wilhelm Schlegel,[83]) so ist er in der Definition der Poesie ein echter Schüler Friedrich Schlegels.[84]) Nach der Ueberzeugung des romantischen Wortführers können „die übersinnliche Welt, die Gottheit und die reinen Geister im Ganzen nicht geradezu dargestellt werden; die Natur und die Menschheit sind die eigentlichen und nächsten Gegenstände der Poesie. Aber jene höhere und geistige Welt kann überall in diesen irdischen Stoff eingehüllt sein und aus ihm hervorschimmern.“ Die Deutlichkeit der Gegenwart sei jederzeit beengend, bindend und beschränkend für die Phantasie; darum sei, wie für die übersinnliche Welt, so auch für die Wirklichkeit und Gegenwart die indirekte Darstellung die beste und angemessenste.[85]) „An und für sich soll die Poesie nur das Ewige, das immer und überall Bedeutende und Schöne darstellen; aber geradezu und ganz ohne Hülle vermag sie dies nicht. Sie bedarf dazu eines körperlichen Bodens und diesen findet sie in ihrer eigentlichen Sphäre, der Sage oder der nationalen Erinnerung und Vergangenheit. In das Gemälde derselben trägt sie den ganzen Reichtum der Gegenwart, soweit dieselbe dichterisch ist, hinein, und indem sie das Rätsel der Welterscheinung, die Verwicklung des Lebens bis zu ihrer endlichen Auflösung hinleitet und überhaupt eine höhere Verklärung aller Dinge in ihrem Zauberspiegel ahnden läßt, greift sie selbst in die Zukunft ein, als Morgenröte ihrer Herrlichkeit und Ahndung des herannahenden Frühlings. Sie bewährt sich auf diese Weise, alle Zeiten, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft vereinend, als wahrhaft sinnliche Darstellung des Ewigen oder der vollendeten Zeit.“[86]) Darum ist er auch der Meinung, daß Milton und Klopstock beim Versuch einer unmittelbaren Darstellung der übersinnlichen Welt sich eine eigentlich unauflösliche Aufgabe gesetzt haben.[87])

Für die Darstellung des „Ewigen und immer und überall Bedeutenden“, das den Stoff der Poesie bilden soll, geben Eichendorff und J. Schlegel dasselbe Verfahren an. Weil „das Ewige, das Unvergängliche und absolut Schöne, das wir hienieden beständig ersehnen und nirgends erblicken“ „an sich undarstellbar“ ist, so bleibt nur die Möglichkeit, daß es „sinnbildlich, d. i. in irdischer Verhüllung und durch diese gleichsam hindurchschimmernd, zur Erscheinung gebracht“ werde. „Alle echte Poesie ist daher schon ihrer Na-

[81]) LG 20 f.
[82]) LG 5.
[83]) Vorlesungen über schöne Literatur und Kunst, hsg. von J. Minor, Heilbronn 1884 (= Deutsche Literaturdenkmale 18) II 12, und Briefe an Fouqué (1848) 357.
[84]) II 110—113.
[85]) II 111, vgl. II 14 f.
[86]) II 112.
[87]) II 113.

Digitized by Google

tur nach eigentlich symbolisch, oder mit anderen Worten eine Allegorie im weitesten Sinne. Es kommt dabei nur auf die künstlerische Vermittlung, d. h. darauf an, daß das Ewige nicht als metaphysisches Abstraktum, das verhüllende Irdische nicht als bloße tote Formel dafür erscheine, sondern daß beide einander innig durchdringen und also die Allegorie lebendig wird, die poetischen Gestalten nicht bloß bedeuten, sondern wirkliche, individuelle, leibhaftige Personen sind."[68]) Man wird hier an Schelling erinnert, der in seiner „Philosophie der Kunst" (1859) mit dem Kennwort symbolisch die Eigenschaft der Typen der neueren Dichtung, „zu bedeuten und zu sein", bezeichnet hatte. Für F. Schlegel war „alle Schönheit Allegorie. Das Höchste kann man, eben weil es unaussprechlich ist, nur symbolisch sagen."[69]) Man kann hier auch an Goethes Wort denken, das sei die wahre Symbolik, wo das Besondere das Allgemeine repräsentiere, nicht als Traum und Schatten, sondern als lebendig augenblickliche Offenbarung des Unerforschlichen. Für die Darstellung des Uebersinnlichen hatte nun F. Schlegel einen zweifachen Weg angegeben. Den einen hatte nach ihm vorzugsweise Dante eingeschlagen, indem er, vom Christentum unmittelbar ausgehend, „eine vollständige, nicht bloß das Leben, sondern auch die Welt und die Natur umfassende Symbolik zu entwickeln suchte, welche mit dem reinen Lichte der Wahrheit zugleich allen Glanz und die Fülle der geistigsten Schönheit vereinigte."[70]) Im Gegensatz zu dieser „Symbolik von oben herab"[71]) geht Calderon „von dem Einzelnen" aus, „von dem Leben selbst, von der sagenhaften Geschichte, der einzelnen Legende, selbst von Fragmenten der alten heidnischen Mythologie, falls sie eine höhere Deutung und geistige Umwandlung zulassen, und strebt diese poetischen Einzelheiten und Anklänge mehr und mehr in das Gebiet der geistigsten Schönheit nach christlichen Begriffen zu steigern und zu verklären."[72]) Eine Abbreviatur dieses Gedankenganges begegnet etliche Male bei Eichendorff. Auch nach ihm stehen der symbolischen Darstellung des Uebersinnlichen zwei Wege offen: „entweder eine Symbolik von oben herab, die den ganzen christlichen Begriff sinnbildlich gleichsam in ein poetisches Dogma zusammenfaßt, um es dann auf das Einzelne im irdischen Leben anzuwenden, wie bei Dante; oder umgekehrt durch eine organische Symbolik, wo, wie bei Calderon, die im Einzelnen schlummernden Keime, die verhüllte Bedeutung des Irdischen in Leben, Sage, Legende, ja selbst in einzelnen Momenten der heidnischen Mythologie, geweckt und nach dem höhern Lichte gewendet und emporgerankt werden."[73]) In beiden Fällen ist jene Symbolik eine durchaus christliche."[74])

Damit stehen wir bereits bei Eichendorffs Begriff der romantischen Poesie. Nach seinen Darlegungen ist „die aus dem religiösen Bedürfnis der Völker erwachsene Romantik", die, obzwar uralt, „erst durch das Christentum den vollen reinen Ausdruck" erhielt, „bei den neuern Völkern im Grunde nichts anderes als der sich immer wiederholende und nach den verschiedenen Nationalitäten mannigfach gestaltende Versuch, die große Aufgabe des Christentums, die Vermittelung des Ewigen und Irdischen, auch auf dem Gebiete der Poesie annähernd darzustellen."[75]) Durch dieses ihr eigentliches Wesen setzt sich die romantische Poesie in Gegensatz zur antiken Dichtkunst. Denn „die alten Mythologien waren, bis auf einige vorgreifende Ahnungen und Lichtblicke, wesentlich auf das Diesseits be-

[68]) D 54, vgl. D 16.
[69]) „Gespräch über die Poesie": Sämtliche Werke V (1823) 278, bei Minor II 364.
[70]) II 124, 125.
[71]) II 125.
[72]) II 125.
[73]) D 31, vgl. R 9.
[74]) R 9.
[75]) D 30 f.

Digitized by Google

schränkt, ihre Götter waren potenzierte Menschen oder Naturkräfte. Daher ist auch die alte Poesie, als der Reflex dieser religiösen Anschauungen, im Homer wie in den altdeutschen Heldenliedern, sinnlich, klar und reinmenschlich. Als aber das Christentum das irdische Dasein in geheimnisvollen Rapport mit dem Jenseits gesetzt und jene zerstreuten Ahnungen, als vorzugsweise berechtigt, in einen leuchtenden Brennpunkt zusammengefaßt hatte, so entstand auch sofort eine entsprechende Poesie des Unendlichen, die das Irdische nur als Vorbereitung und Symbol des Ewigen darzustellen suchte. Diese christliche Poesie ist daher übersinnlich, wunderbar, mystisch, symbolisch; und das ist eben der unterscheidende Charakter des Romantischen."[77]) Eichendorff behält in der Folge den Ausdruck „christliche" Poesie, als „zu allgemein", nicht bei, wiewohl er darin „die angemessenste Bezeichnung" für das romantische Wesen überhaupt erblickt.[78]) In ihrer höchsten Ausprägung, bei Calderon, nennt Eichendorff die romantische Dichtkunst eine „Poesie des Unsichtbaren";[79]) auch F. Schlegel[80]) hatte die allegorisch-christliche Dichtkunst eine „Poesie des Unsichtbaren" genannt und ihren durchgängig symbolischen Charakter betont.

Als den „Nerv" dieser romantischen Poesie erkennt Eichendorff „ein tieferes Liebesgefühl, das, sehr verschieden vom antiken Schicksal, nicht erbarmungslos vernichten, vielmehr das irdische Dasein mit allen seinen Freuden und Leiden zur christlichen Schönheit verklären will, indem es das Grundübel, das alles Leben häßlich macht, den Egoismus in seinen vielfachen Gestalten, in den Brennpunkt jenes höhern Lichtes stellt und dadurch in sein Gegenteil verwandelt."[81]) Die moderne Romantik „bekundete ihre höhere und durchaus religiöse Weltanschauung durch die dem Christentum eigentümliche versöhnende Liebe, die kein blind zermalmendes Schicksal anerkennt, nichts Großes und Edles diesseits vernichtend abbricht, sondern auch das Tragische nur als ein verklärendes Märtyrtum auffaßt."[82])

Auch F. Schlegel hatte „das Wesen des Romantischen überhaupt" „vornehmlich in dem mit dem Christentum und durch dasselbe auch in der Poesie herrschenden Liebesgefühl" gesehen, „in welchem selbst das Leiden nur als Mittel der Verklärung erscheint."[83]) Unter dem „Geist der Liebe" versteht er „nicht bloß eine milde, schonende und gleichsam liebevolle Behandlung alles dessen, was dargestellt wird, vielmehr überhaupt den Geist, der die eigentlich christlichen Dichtungen alle wesentlich unterscheidet; der auch da, wo ein tragischer Ausgang in der Natur der Sache liegt oder von dem Dichter beabsichtigt wird, nie mit dem bloßen Gefühl der Zerstörung, des Untergangs oder eines unerbittlichen Schicksals endigt; sondern der vielmehr aus Leiden und Tod ein neues höheres Leben in verherrlichter Gestalt aufsteigen läßt und auch den irdisch Besiegten oder dem Leiden Unterliegenden durch eine solche Verklärung nach dem vollendeten Kampf in dem Kranz eines höhern Sieges geschmückt darstellt".[84]) Dieses Gefühl der Liebe fehlte zwar auch in der griechischen und orientalischen Poesie nicht ganz. „Wo immer das höchste Leben mit Gefühl und ahndungsvoller Begeisterung in seiner tieferen Bedeutung ergriffen und dargestellt ist, da regen sich einzelne Anklänge wenigstens jener göttlichen Liebe, deren Mittelpunkt und volle Harmonie wir freilich erst im Christentum finden".[85])

---

[77]) LG 41.
[78]) LG 51.
[79]) D 53.
[80]) II 128.
[81]) D 31, vgl. D 47.
[82]) LG 509.
[83]) II 126, vgl. II 104.
[84]) I 303 f.
[85]) II 126.

Digitized by Google

Auch Wilhelm Schlegel teilt diese Auffassung im allgemeinen, wenn er in den Wiener Vorlesungen von der romantischen Poesie sagt, der beseelende Geist der ursprünglichen Liebe schwebe von neuem über den Wassern.[85])

Von den vier Merkmalen, die Eichendorffs Begriff der romantischen Poesie ausmachen (übersinnlich, wunderbar, mystisch und symbolisch), ist bei F. Schlegel, soweit ich sehe, das des Mystischen nicht ausdrücklich hervorgehoben, wohl aber in seinem ganzen Gedankengang mit inbegriffen; dem Wunderbaren, das bei Eichendorff eine beherrschende Rolle spielt, weist dagegen auch er seinen gebührenden Platz an.[86]) Eichendorff gelangt zum Merkmal des Mystischen dadurch, daß er „das Ewige und Bedeutende", in dessen Darstellung er das Wesen der Poesie überhaupt sieht, mit der Religion gleichsetzt.[87]) Nun ist aber „alle Religion, weil unergründlich, wesentlich zugleich auch mystisch: die Mystik aber kann nicht unmittelbar in Begriffen, sie kann nur in Anschauungen, also nur symbolisch und bildlich zu uns reden; und es wäre daher töricht, ja frevelhaft, der Kirche das Bild und der Wahrheit der Religion ihre Schönheit rauben zu wollen".[88]) Sein Dichtertum ließ Eichendorff erkennen, daß die Religion in der Poesie nur „durch die stille, schlichte, allmähliche Gewalt der Wahrheit und unbefleckten Schönheit"[89]) wirken und siegen kann; die gläubige Gesinnung, „die alles Leben nur an dem mißt, das allein des Lebens wert ist", umgebe nur das Ganze „wie die unsichtbare Luft, die jeder atmet, ohne es zu merken". Darum erscheint ihm als das ideale Ziel der künstlerischen Entwicklung „jene religiös begeisterte Anschauung und Betrachtung der Welt und der menschlichen Dinge, wo aller Zwiespalt verschwindet und Moral, Schönheit, Tugend und Poesie eins werden".[90]) So gelangt der letzte Ritter der Romantik zu derselben Ueberzeugung, die sich beim ersten Gesetzgeber der romantischen Schule durch lange Gedankenarbeit gebildet hatte. Denn auch nach ihm soll das Christentum oder die Religion in der Poesie herrschen, aber mehr durch seinen unsichtbaren Geist und seine gedankenreinigende Kraft als durch die unmittelbare Darstellung seiner Geheimnisse, die noch keinem Dichtergeist ohne Disharmonie gelungen ist.[91])

„In diesem weiteren Sinne, da das Romantische bloß die eigentümlich christliche Schönheit und Poesie bezeichnet, sollte" — meint F. Schlegel — „wohl alle Poesie romantisch sein. In der Tat streitet auch das Romantische an sich mit dem Alten und wahrhaft Antiken nicht",[92]) es ist „nur dem unter uns fälschlich wieder aufgestellten Antikischen allein, was ohne innere Liebe bloß die Form der Alten nachkünstelt, entgegengesetzt, so wie auf der andern Seite dem Modernen, d. h. demjenigen, was die Wirkung auf das Leben fälschlich dadurch zu erreichen sucht, daß es sich ganz an die Gegenwart anschließt und in die Wirklichkeit einengt, wodurch es denn, wie sehr auch die Absicht und der Stoff verfeinert werden mag, der Herrschaft der beschränkten Zeit und Mode unvermeidlich anheimfällt".[93]) Auch diese Anschauung hat sich Eichendorff im Werkchen über das Drama zu eigen gemacht. Cervantes' „Numancia" ist für ihn „ein praktischer Beweis, wie die eingebildete Todfeindschaft der rechten Romantik und des wahrhaft Alten im Grunde nur illusorisch und ein eigensinniges Mißverständnis der

[85]) Ueber dramatische Kunst und Literatur III (Heidelberg 1811) 14.
[86]) I 303 u. ö.
[87]) LG 21.
[88]) LG 109.
[89]) LG 537.
[90]) LG 537.
[91]) II 14 f.
[92]) II 126.
[93]) II 127.

Digitized by Google

Gelehrten ist".[94]) Was Schlegel das Antikische nennt, die formale Nachahmung der Alten, bekämpft Eichendorff mit unvermindertem Eifer, und wenn er die bloße Schilderung oder Nachahmung der Gegenwart und Wirklichkeit nicht als Poesie gelten läßt[95]) und die Dichtung, welche dem Zeitgeist sklavisch folgt, als auf Irrwegen befindlich bezeichnet, so weist er damit eben das Moderne ab.

So sehen wir, wie Eichendorff die theoretischen Grundlagen seiner literarhistorischen Schriften größtenteils mit seinem Lehrmeister F. Schlegel teilt und mit vollem Recht, was bisher nicht nachdrücklich ausgesprochen wurde, dessen eigentlichster und eigentümlichster Schüler genannt werden kann.

Nicht allein mit F. Schlegel zeigt Eichendorff in der Auffassung der Poesie weitreichende und tiefgehende Uebereinstimmung; auch die Kunstbetrachtungen der übrigen Romantiker werfen ihre Reflexe auf seine theoretischen Erwägungen. So erinnert er in der Gegenüberstellung von antiker und moderner Poesie an Wilhelm Schlegel. Eichendorff übernimmt[96]) seinen Vergleich, daß die Poesie der Alten zur romantischen Poesie sich verhalte wie die Plastik zur Malerei.[97]) „Die Poesie der Alten", hatte der ältere Schlegel ausgeführt, „war die des Besitzes, die unsrige ist die der Sehnsucht; jene steht fest auf dem Boden der Gegenwart, diese wiegt sich zwischen Erinnerung und Ahndung."[98]) Das wesentliche Merkmal der antiken Poesie findet er in ihrer selbstgenügsamen Beschränkung auf das Diesseits.[99])

So macht auch auf Eichendorff „die praktische Sicherheit, heitere Genüge und abgeschlossene Vollendung jener alten Poesie überall den befriedigenden Eindruck eines in ihrem beschränkten und klarumschriebenen Kreise fertigen Ganzen".[100]) Die romantische Poesie dagegen ist eine „Poesie der Zukunft und Sehnsucht",[101]) eine „Poesie der Zukunft und Erwartung",[102]) „das eigentliche Wesen aller romantischen Kunst ist das tiefe Gefühl der Wehmut über die Unzulänglichkeit und Vergänglichkeit der irdischen Schönheit und daher eine stets unbefriedigte, ahnungsreiche Sehnsucht und unendliche Perfektibilität",[103]) die christliche Poesie daher „eine Poesie der Zukunft, der Wehmut, der Ahnung und der Sehnsucht".[104]) Ihren ernsten Geist findet er mit F. Schlegel[105]) und Wolfgang Menzel[106]) „am deutlichsten in der gotischen Baukunst ausgeprägt, wo die Gedanken mit allem irdischen Blütenschmuck aus der Tiefe sehnsüchtig zum Kreuz emporpfeilern in kühnen Bogen und Münstern, die fast niemals fertig geworden".[107])

Am augenfälligsten zeigt sich der Einfluß der romantischen Doktrin in der wichtigen Rolle, die bei Eichendorff der Begriff des Unendlichen spielt. Eine knappe Uebersicht der hiehergehörigen Ausführungen wird uns über Eichendorffs Stellung innerhalb der Entwicklung dieses urromantischen Begriffes einigen Aufschluß geben.

---

[94]) D 37 f.
[95]) LG 20.
[96]) LG 41.
[97]) Ueber dramatische Kunst und Literatur II (1809) 114, III (1811) 15.
[98]) Ebd. I (1809) 24.
[99]) Ebd. I (1809) 23.
[100]) LG 42.
[101]) D 163, LG 324.
[102]) LG 357.
[103]) LG 42.
[104]) R 7.
[105]) Sämtliche Werke I (1822) 310—312.
[106]) Die deutsche Literatur (1836) III 116 f, 220.
[107]) LG 42.

Digitized by Google

„Das Christentum, die ganze Weltansicht verwandelnd und wunderbar vertiefend, schuf an die Stelle der alten Verherrlichung des Endlichen die romantische Poesie des Unendlichen.“[108]) Indem es das irdische Dasein in geheimnisvolle Beziehung zum Jenseits setzte, „entstand sofort eine entsprechende Poesie des Unendlichen, die das Irdische nur als Vorbereitung und Symbol des Ewigen darzustellen suchte“.[109]) Auch nach Wilhelm Schlegel wurzelt die Anschauung von der Poesie als einer Darstellung des Unendlichen wesentlich in christlichem Boden. Er erinnert an die selbstgenügsame Diesseitigkeit des Griechentums, dem die Unsterblichkeit wie ein Schatten in dunkler Ferne stand. Uns dagegen habe eine höhere Weisheit gelehrt, daß vielmehr das Erdenleben die Nacht ist und erst jenseits der ewige Tag des wesentlichen Daseins anbricht.[110]) „Wenn wir“, und damit verfolgen wir Eichendorffs Gedankengang weiter, „die tragische Stimmung überhaupt als das Gefühl der Nichtigkeit und Begrenzung alles Endlichen durch die in der menschlichen Natur begründete Forderung des Unendlichen erkennen müssen, so ist ohne Zweifel gerade das Christentum die tragischste Religion“.[111]) Indem es „das Irdische mit dem Himmel in lebendigen Zusammenhang brachte, hatte es dasselbe plötzlich unabsehbar erweitert; es hatte das ganze Leben zu einem Drama gemacht, dessen letzte Akte in das Unendliche hinüberspielen, und mithin einen unausgesetzten Kampf zwischen dem endlichen äußern Dasein und der in der menschlichen Natur begründeten, unendlichen innern Anlage eröffnet“.[112]) So ist denn auch das christliche Drama „in seinen ersten Anfängen durchaus tragisch, die versuchte Darstellung des Konfliktes zwischen Subjektivem und Objektivem, des unvergänglichen Kampfes der in der Menschenbrust begründeten Sehnsucht und Forderung des Ewigen und Unendlichen gegen die begrenzenden Schranken des Endlichen“.[113]) Das göttliche Vorbild dieses Kampfes bietet „die einzige Heldengestalt Christi, wie er, in jenem ungeheuren Kampfe des Unendlichen mit dem Irdischen allen voranschreitend, zuletzt verkannt, verraten und von allen verlassen in furchtbarer Einsamkeit durch alle Grauen und Schrecken des Todes geht, um das arme Menschengeschlecht aus seiner uralten Knechtschaft zu befreien“.[114]) Diesem Vorbilde folgend hat denn auch im christlichen Drama „das neue Liebesgefühl den trostlosen Kampf des Endlichen gegen das Unendliche in freudige Aufopferung, den starren Eigensinn des Unendlichen oder des Schicksals in milde göttliche Leitung verwandelt und verklärt“.[115]) Nach Eichendorffs Meinung ist „eine Weltansicht, die das Diesseits außer allen geheimnisvollen Rapport mit dem Jenseits setzt, trotz aller ästhetischen Anspannung in ihrem Grundwesen eine nüchterne, verstandesbornierte, mithin durchaus prosaische“.[116]) „Das sich selbst überlassene Leben, wenn es nicht in beständigem Rapport mit dem Ueberirdischen bleibt und von diesem erfrischt wird, dieses auch noch so künstlerisch dekorierte Evangelium der fünf Sinne gleitet, bei seiner angeborenen Schwere notwendig immer tiefer zum Realismus hinab.“[117]) In christlicher Auffassung ist „das diesseitige Leben nur als eine Aufgabe“ zu betrachten, „deren Lösung in eine andere Welt hinüberreicht,“[118]) und darum sind „Zeit und Ewigkeit, das Diesseits und Jenseits ein sich wechsel-

[108]) LG 20.
[109]) LG 41.
[110]) Ueber dramatische Kunst und Literatur I (1809) 23.
[111]) D 13.
[112]) R 4 f.
[113]) LG 80.
[114]) LG 81.
[115]) D 15.
[116]) R 250.
[117]) R 184.
[118]) LG 324.

Digitized by Google

seitig bedingendes und ergänzendes Ganze".[119]) Wo diese Ueberzeugung fehlt, entsteht „überall jener innere Zwiespalt, der das Leben unnatürlich zerklüftet, indem er Lust und Leid, die Sinnenwelt und das Gottesreich als zwei unversöhnlich feindliche Gewalten einander entgegenstellt, während doch jene nur die sichtbare Brücke zum Unsichtbaren bildet".[120]) Erst eine Weltansicht, die das Diesseit an das Jenseit knüpft, kann groß, tiefsinnig, poetisch heißen, und nur eine solche ist imstande, aller irdischen Erscheinung eine höhere Bedeutung, Wahrheit und Schönheit zu verleihen.[121])

Es ist auf den ersten Blick klar, daß Eichendorffs Unendlichkeitsbegriff aus seinen religiösen Ueberzeugungen erwachsen ist und nicht auf philosophischen Erwägungen beruht, wie bei den älteren Romantikern. Oskar F. Walzel hat in seinem kleinen feinen Romantikbuch die Spielarten und Wandlungen dieses das ganze romantische Geschlecht zutiefst kennzeichnenden Begriffs aufgezeigt und seine mannigfachen Spiegelungen in den romantischen Dichtungen berührt. Nach ihm kommt die romantische Sehnsucht nach dem Unendlichen schließlich zur Ruhe in der monistischen Verschmelzung des Unendlichen und Endlichen.[122]) Er hätte diese völlig dualistische, religiöse Spielart beim letzten Romantiker gar wohl erwähnen können. Richard Dietze hat einige philosophische Parallelen zu Eichendorffs Begriff der Poesie des Unendlichen beigebracht,[123]) die wegen der großenteils lediglich formalen Uebereinstimmung ohne nähere Beweiskraft sind. Man könnte sie um eine hübsche Zitatenreihe vermehren, ohne damit mehr zu beweisen, als daß wir uns eben im Bannkreis eines echt romantischen Begriffes bewegen. Ich beschränke mich daher auf wenige Bemerkungen. Wie sein Bruder Friedrich[124]) sagt Wilhelm Schlegel, das Schöne sei eine symbolische Darstellung des Unendlichen.[125]) Nach Walzel[126]) ist diese Formel eine „absichtliche Umwandlung" von Schellings Definition der Schönheit als der Darstellung des Unendlichen im Endlichen,[127]) die von Eichendorff selbst erwähnt wird und worin er die Kunst als „eine unmittelbare Offenbarung Gottes im menschlichen Geiste" aufgefaßt sieht.[128]) Eine nähere Beziehung zwischen diesem philosophischen Wort und Eichendorffs Definition der Poesie wird sich wohl nicht herstellen lassen und man wird sich wohl immer nur, wie Ludwig Krähe,[129]) bei Eichendorffs Begriffsbestimmung der Poesie „entfernt" an das Schellingsche Diktum „erinnert" fühlen. Die Hauptsache bei Eichendorffs Unendlichkeitsbegriff bleibt also, daß er die vorgefundenen Gedankenreihen Schleiermachers, Friedrich Schlegels und Schellings aus dem philosophischen Boden losgelöst und im engen Anschluß an die christliche Lehre religiös umgebildet hat. Er hat selber betont, daß die romantische Sehnsucht, in allem Endlichen das Abbild des Unendlichen zu finden, sich mitunter vor den Irrwegen pantheistischer Naturvergötterung nicht zu bewahren wußte[130]), und nahm daher seinen gefesteten Glauben zur Bestimmung des Verhältnisses zwischen Endlichkeit und Unendlichkeit. Sein Lehrmeister F. Schlegel konnte ihm hier den Weg weisen. In der 13. Idee

---

[119]) LG 504.
[120]) LG 504 f.
[121]) R 256.
[122]) „Deutsche Romantik" 2—3 (1912) 54.
[123]) Eichendorffs Ansicht über romantische Poesie (1883) 22—24.
[124]) „Gespräch über die Poesie": Sämtl. Werke V 278, bei Minor II 364.
[125]) Vorlesungen über schöne Literatur und Kunst, hsg. von J. Minor (Heilbronn 1884) I 90.
[126]) Deutsche Romantik 2—3 (1912) 51.
[127]) Schelling, Sämtliche Werke 1 III 620, 627.
[128]) LG 508.
[129]) Eichendorffs Werke, hsg. von Ludwig Krähe (1908) I * 43.
[130]) LG 513.

Digitized by Google

hatte er verkündet, daß „nur derjenige ein Künstler sein kann, welcher eine eigene Religion, eine originelle Ansicht des Unendlichen hat".

In Eichendorffs Augen mochte diese Aufstellung nicht allein für den Dichter, sondern auch für den Betrachter und Beurteiler der Dichtung Geltung haben. Ueber seinen Glauben hat er selber uns bereitwillig Aufschluß gegeben. „Es gibt nur eine wahre Religion", hatte er schon in seiner Examensarbeit „Ueber die Folgen von der Aufhebung der Landeshoheit der Bischöfe und der Klöster in Deutschland" (1818)[121] betont.[122] Die wahre Religion aber ist die katholische Kirche.[123] Sie ist der positivste Ausdruck der Religion.[124] Die Kirche ist überhaupt das Primitive, Positive,[125] der Katholizismus, in dem er mit Novalis[126] das volle, ungetrübte Christentum sah,[127] demnach die positive Religion schlechthin.[128] Dieser Religionsbegriff bildet den Maßstab der Beurteilung, die höchste und letzte Instanz bei den entscheidenden Fragen des Lebens. Es ist nun das Bedeutsame bei Eichendorffs engem Anschluß an Friedrich Schlegels „Geschichte der alten und neuen Literatur", daß er hier die poetischen Grundvorstellungen der Romantik in Uebereinstimmung mit seinem katholischen Denken vorfand.

Fortsetzung folgt.

o o o

Anmerkungen und Mitteilungen.

Warum muß der echte Künstler Not leiden?

Eine sicherlich sehr beachtenswerte Antwort auf diese Frage erteilte jüngst Paul Ernst in der „Frankfurter Zeitung" (Nr. 171). Er erblickt in der sich immer wiederholenden Tatsache, daß der echte Künstler sehr selten schon zu Lebzeiten die gebührende Anerkennung und noch seltener den materiellen Lohn seines Schaffens findet, eine Notwendigkeit, einen gerechten Ausgleich. Darum müsse man unsere Zeit, die doch den besten Willen habe, den Künstlern zu helfen, gegen den Vorwurf in Schutz nehmen, daß es früher besser war. Nein, — „es liegt nicht an der bürgerlichen Gesellschaft, sondern an der Gesellschaft überhaupt, daß der wirkliche Künstler zunächst als lästig, störend, verrückt, schädlich, ja gefährlich angesehen wird. Was will er denn schließlich? Er ist ein Mensch, in dem plötzlich, auf irgend eine geheimnisvolle Weise, ein neues Weltbild entstanden ist, das er nun darzustellen sucht, mit der wahnsinnigen Vorstellung, daß alles Vorhandene sich nach ihm und seinem neuen Weltbild richten soll. In jedem wirklichen Künstler steckt ein Tyrann, der die Menschen nicht beherrschen, sondern nach seinem Bilde formen will. Er tut das auch, so unglaublich die Anmaßung erscheint, daß nach dem blinden Bettler, der sich Homer nannte, und nach dem Epileptiker Dostojewski, der seine Hose und seiner Frau Unterrock versetzen mußte, als

[121]) Aus dem literarischen Nachlasse Eichendorffs (1866) 139—201 = E X 143—195.
[122]) E X 151.
[123]) LG 322.
[124]) D 145.
[125]) LG 345.
[126]) Die Christenheit oder Europa: Novalis Briefwechsel mit Friedrich und August Wilhelm, Charlotte und Caroline Schlegel, hsg. von J. M. Raich (Mainz 1880) 185.
[127]) LG 321.
[128]) R 219.

Digitized by Google

er seinen ‚Idioten' schrieb, daß nach dem Hirtenjungen Giotto und nach van Gogh, der sich keine Farben kaufen konnte, als er seine Hauptwerke malte, oder daß nach so vielen armen Schluckern von Musikanten und Kapellmeistern in der Art des Kantors Sebastian Bach, nach lauter Leuten, die man nicht in guter, noch weniger freilich in ‚besserer' Gesellschaft präsentieren konnte — sich später alle andern Menschen richten, von der schlechtesten bis zur besten Gesellschaft. Aber freilich, sie richten sich erst später nach ihnen; diese Tyrannen herrschen nach ihrem Tode: ist das so wunderbar, daß die Menschen sich so lange wie möglich der Herrschaft entziehen? Und daß sie jedenfalls den begründetsten Widerwillen gegen diese Männer empfinden, solange sie leben?"

Paul Ernst betrachtet aber die Notwendigkeit, daß der wahre Künstler Verkennung und Entbehrung irdischer Güter erleide, noch von einer andern Seite. Er meint, dem genialen Menschen sei offenbar das höchste Glück in seiner Kunst beschieden, er müsse also auch das tiefste Leid fühlen, sonst würde er nichts schaffen und seinen Beruf nicht erfüllen können, die übrigen Menschen wenigstens zeitweise in die höhere Sphäre zu heben, die dauernd nur ihm bestimmt ist. „Deshalb muß die materielle Not und der Mangel an Liebe kommen; damit seine tiefste Sehnsucht unbefriedigt bleibt, denn wenn sie befriedigt wäre, so würde er nicht mehr seine Werke aussenden, um Liebe durch sie zu suchen, und damit sein Stolz beständig beleidigt wird, denn sonst würde ihn das Gefühl seiner Bevorzugung unerträglich machen. Wenn man genau zusieht, so findet man gewiß mehr Künstler, denen es geschadet hat, daß es ihnen zu gut ging, als Künstler, die beeinträchtigt wurden durch ihr Unglück."

Wenn diese Erwägungen einen Wahrheitskeim enthalten, so bieten sie uns auch die Lösung des Rätsels, warum der äußere Erfolg einer Dichtung, eines Kunstwerks so selten dem inneren Werte entspricht: Der echte Künstler schafft aus innerer Notwendigkeit und darum oft ganz gegen die Mode und gegen den verbildeten Geschmack der Menge, während der Geschäfts- und Modekünstler sich nach diesem Geschmack richtet, den Wünschen und Leidenschaften der Menge mit seinem Schaffen entgegenkommt, ihren Gelüsten schmeichelt. Was ist da natürlicher, als daß dem letzteren der Erfolg, dem ersteren Verachtung und Verkennung von den Zeitgenossen zuteil wird?

F. E.

„Literatur-Kitsch".

Als „transitiven Größenwahn" bezeichnet Julius Bab in der „Weltbühne (XIV, 36) das Gebaren der jüngsten Literaturkreise. Er meint nämlich, früher wurde das Wort Größenwahn intransitiv gebraucht, d. h. es drückte die Meinung aus, die jemand in bezug auf sich selbst hegte. Jetzt drückt es die Meinung aus, die gewisse publizistische Anführer und unter ihrer Suggestion das Publikum von dem hegen, was in Deutschland unter 30 Jahre alt ist und Dramen schreibt. Früher, so meint Bab, mußte man die völlige Achtlosigkeit, die Kritiker und Bühnenleiter für heraufkommende Talente hatten, bekämpfen. Jetzt sei es aber nötig, mit umgekehrter Front, also gegen die Ueberschätzung dieser Talente zu kämpfen. Als solche Ueberschätzte nennt er beispielsweise Friedrich Sebrecht, Max Pulver und Anton Wildgans. Der letztere ist nach Bab „sicherlich das, was man einen edlen Menschen nennt, und wälzt wahrscheinlich unabläßig hohe Gefühle im Busen. Indessen sind es keineswegs hohe Gefühle, die den Dilettanten vom Dichter unterscheiden. Ja, wo sie mit einem ausreichenden Mangel an persönlicher Einsicht und schöpferischem Kunstverstand Hand in Hand gehen, sind gerade die hohen Gefühle die berufenen Erzeuger des Kitsches. Von dieser Mischung ist bei manchem echten Klang schon in seiner Lyrik einiges zu spüren. Die Dramen aber kann ich durchaus nicht besser bezeichnen, als indem ich Wildgans den Sudermann des Expressionismus nenne. Das Mo-

Digitized by Google

ralische mag sich immer von selbst verstehen — es ist auch sicherlich naiv, in jenem Sudermann einen spekulativen Giftmischer zu sehen, der planvoll kaltherzig die Leiden und Leidenschaften seiner Generation zu dicken Theatereffekten verpanschte. Aber er war eben ein Romankopf, ein Mensch, für den das Leben nur in solch konventionell abgestempelten, sackgroben Verdickungen faßbar war, wie sie zum Theatererfolg praedestinieren, und in eine so beschaffene innere Form nahm er just den Stoff seiner Zeit auf. So ähnlich organisiert scheint mir das Nervensystem von Wildgans, wenn es auch, der Zeit entsprechend, weniger auf die schwarze Fülle der Realitäten als auf das empfindsam phantasierende Ich eingestellt ist, und deshalb statt derber schreiender Theaterbälger lyrisch hexische Mißgeburten von piepsiger Gebrechlichkeit zur Welt bringt. Das Grundverhältnis von Wildgans zu dem, was sich mit einiger innerer Notwendigkeit ‚Expressionismus' nennen kann, bleibt doch das gleiche wie weiland Sudermanns zum ‚Naturalismus': an Stelle innern Erlebens greift ein zufälliger Geschmack, dessen charakteristisch extreme Mischung aus Brutalität und Sentimentalität man kitschig nennt, nach Inhalten und Formen der letzten Literatur-Aera. Der Expressionismus hatte sein wenigstens subjektives Recht darin, daß junge Menschen ihr Ichgefühl so leidenschaftlich und absonderlich steigerten, daß es ihnen die ganze andre Welt verschlang und ihre Stimme gleichsam als die einzige im Weltraum voll lyrischer Uebermacht zurückblieb. Ein antibürgerlicher ekstatischer Zustand ist die innere Voraussetzung dieses Stils. Wildgans setzt regelmäßig mit bürgerlichen Zustandsbildern voll trivialster Realität ein . . . Wenn ihm dann aber der dramatische Einfall, der dies Bild in Bewegung setzen soll, durchaus nicht kommen will — und in punkto Einfallosigkeit steht er freilich dem naturalistischen Sudermann sehr fern und dem neuen Jugendstil sehr nah —, dann gebärdet sich Wildgans plötzlich „expressionistisch", statt der Realität, für die es am Bewegungsmotiv fehlt, begibt sich ein wenig lyrischer Spuk, und statt des dramatischen Dialogs, für den es an antithetischer Kraft fehlt, ergießen sich lyrische Wechselreden von Furcht und Schrecken erweckender Banalität . . . Einstweilen halten unsre Kritiker, die den sprachschöpferischen Durchbruch einer überschwemmenden Leidenschaft von der bequemen Ausbreitung einer angelesenen Empfindsamkeit nicht im mindesten unterscheiden können, diesen Wildgans für einen sehr modernen Dichter. Und das Publikum rennt ganz selbstverständlich monatelang in ein Stück, wenn der 3. Akt in einem Bordell und der 5. Akt in einem Ehebett spielt — teils obwohl, teils auch weil in beiden nichts Böses passiert (?), schon aus dem Grunde nicht, weil in Stücken von Wildgans nie etwas passieren kann" . . .

Ueber Ernst Lissauer

macht ein gewiß unverdächtiger Zeuge, der unter dem Pseudonym F. Cyprian sich verbergende Kritiker des „Hochland", Max Fischer, in einem Aufsatz über „Moderne Lyrik" (XV, 12) folgende interessante Bemerkung:

„Ich habe nie zu denen gehört, die Ernst Lissauer für einen großen Dichter hielten und seinen ‚Haßgesang gegen England' zur deutschen Nationalhymne erheben wollten. So wird man es mir auch nicht mißdeuten, wenn ich mich an der inzwischen Mode gewordenen gehässigen Verkleinerung dieses Schriftstellers ebensowenig beteilige. Man hat Lissauers Dichtungen vorgeworfen, sie seien alttestamentarisch — als wenn es für Dichtungen dieser Zeit ein Vorwurf wäre, wenn sie an die religiöse Gewalt des Alten Testamentes erinnerten. Aber leider lebt in der Dichtung Lissauers nicht das starke Blut des alten Prophetentums: sie ist nicht jüdischen, sondern heidnischen Geistes. Doch dieses Heidentum Lissauers hat eine innere Konsequenz, eine Erlebtheit und Geschlossenheit, eine Echtheit und Eindringlichkeit, die seine Gedichte über den Durchschnitt der Kriegslyrik erheben. Es mag uns als Christen ruchlos, brutal und rüde erscheinen, wie Lissauer

Digitized by Google

Gottes Walten in der Geschichte im Auswirken der heidnischen Macht erblickt, aber man darf ihm, der schon zur Jahrhundertfeier des Jahres 1813 diese Gesinnung in seinen Versen vertreten hat, nicht Gesinnungsmache vorwerfen, wenn er nun während des Krieges die für unser christliches Bewußtsein ungeheuerlichen Verse niederschrieb:

„Gott
ist mit den stärksten Bataillonen.
Er ist ein Gott der Kraft,
er will den Kampf,
er will nicht Völker müde und erschlafft,
er redet im Getöse der Kanonen,
er tost im Sturmlaut, graut im Pulverdampf,
er waltet ob der Schlacht
und gibt den Mächtigen die Macht."

Beinahe denselben Gedanken, nur in anderer Prägung, finden wir in einer Studie über Ernst Lissauer von Julius Bab (Lit. Echo 21, 5). Er bringt den religiösen Gehalt von Lissauers Dichtung auf folgende Formel: „. . . sie verkündet den immer einen Gott in einer sehr besonders erlebten Weise. Es ist der Gott, der im Acker wächst und im Strom rauscht, im Volksganzen aufsteht und in des einzigen Bach Musik singt — der Gott der Breite und Masse (!), der langsam und schweigsam wandelnden Zeit, des durch die ganze Weite des Raumes gegossenen wachsenden Lebens . . ."

J. E.

Expressionismus — ein Protest.

In der Zeitschrift „Masken (XIV, 3) versucht H. W. Keim die Frage nach der Bedeutung des Expressionismus zu lösen. Ihm erscheint als Ziel dieser neuen Kunstrichtung „Ueberwindung des Zwanges und Triebes der Objektwelt durch die Sammlung des Geistes im Metaphysischen, durch eine Trennung von Leib und Geist, die alle Möglichkeiten einer Verbindung absolut verneint. Die früher allein gültige Objektwelt muß einem geistesgesetzlichen Organismus weichen, der aller persönlichen Färbung bar ist. So ist das Wort Expressionismus ein Kampfruf geworden; ein heißer Protest gegen das naturwissenschaftliche Zeitalter, dem das Dingliche allein bedeutend war; dem der Mensch als ein Ablauf erkennbarer, zum Teil schon vorher bestimmbarer Naturfunktionen und -reaktionen galt, durch nichts Grundsätzliches von einem Vorgang in der Natur unterschieden; dem der Geist sich in der Erklärung von Gehirnwindungen und Nervenbewegungen erschöpfte; dem mit einem Wort das regelmäßige, unabänderliche Gesetz als oberste Gottheit erschien. Hiergegen Einspruch erhoben, dem Menschen das Bewußtsein seines Wertes und seiner Kräfte wieder geweckt, ihn in die zentrale Stellung zurückgeschoben zu haben, die ihm durch seine metaphysische Sehnsucht gesichert ist, dem Objekt seine Herrschaft genommen und alle Belebung, alle Erkenntnis geistiger Existenz, als der einzig wesentlichen, dem menschlichen Geist, als dem Träger des Göttlichen, gegeben zu haben, das ist die ungeheure Kulturtat des Expressionismus."

Mit anderen Worten: Die künstlerische Entwicklung ist aus einem Extrem ins andere übergeschnappt, aus der Allverstoffung des Naturalismus in die Allvergottung des Geistes — beides vom christlichen Standpunkt gleich verwerflich und gleich heidnisch!

Sozialisierung der Künste.

Die Uebertreibung der Sozialisierungsbestrebungen wird wohl nicht lange dauern, denn durch die stählerne Wand der Tatsachen und Naturnotwendigkeiten kann auch der verbissenste Theoretiker nicht mit dem Kopfe rennen; doch sie haben auch schon Vorschläge gezeitigt, die geistige Arbeit, also auch die Kunst, zu sozialisieren. Diese Vorschläge gehen fast alle von der irrigen Mei-

Digitized by Google

nung aus, daß sich die Sozialisierungsschablone der industriellen Arbeit ohneweiters auch auf das geistige Schaffen und die geistigen Arbeiter müsse anwenden lassen. Diesen Schablonisierern gibt Paul Bekker in der „Frankfurter Zeitung" (324) zu bedenken:

„‚Geistiger Arbeiter' klingt recht hübsch und zeitgemäß, die Bezeichnung ist auch richtig insofern, als sie den zwar selbstverständlichen, gegenwärtig aber nicht überflüssigen Hinweis enthält, daß der Mensch nicht nur mit der Hand, sondern auch mit dem Gehirn „arbeitet". Sie ist aber falsch und irreführend in der Hauptsache — indem sie nämlich den Anschein zu erwecken sucht, als seien geistige Arbeiter eine Klasse für sich, mit eigenen Klasseninteressen, Klassenforderungen, Klassengesetzen. Auf dieser Einheitlichkeit des Klassenbewußtseins ruht der Begriff des Arbeiters als politischer Erscheinung. Von ähnlicher Einheitlichkeit des Klassenbewußtseins kann beim „geistigen Arbeiter" weder theoretisch noch praktisch gesprochen werden. Es ist auch nicht wünschenswert, daß das jemals der Fall sei. Der Künstler, der Akademiker, der Gelehrte kann sich wohl nach freier Wahl dieser oder jener Gesellschaftsklasse anschließen — und gerade darin wird sich die besondere Art seiner Geistigkeit zeigen — aber man würde den „geistigen" Arbeitern eben ihre „Geistigkeit" nehmen, man würde die ideelle Bedingung ihres ganzen Menschentums zerstören und ihr freies Schöpfertum in eine simple Erwerbshantierung umsetzen, wollte man sie zur Klassenorganisation bringen. Solange aber dies nicht der Fall ist, fehlen die Voraussetzungen für den Anspruch auf eine dem Arbeiterrat entsprechende oder ihm eingegliederte politische Klassenvertretung — gar nicht zu reden von der Unmöglichkeit, eine solche außer in Großstädten überhaupt äußerlich ordnungsgemäß zustande zu bringen."

Auch die einsichtigen Sozialdemokraten müssen zugeben, daß die sozialistische Organisation der Künstlerschaft keine so einfache Sache ist. In der Zeitschrift „Die Glocke" wird in einem Aufsatze von B. Bauecker zugegeben, daß der Geistesarbeiter nicht in Teilen produzieren kann, der schaffende Geist wölle ein Ganzes und die Möglichkeit hierzu müsse ihm geboten sein. Bauecker kommt zu folgendem Vorschlag:

„Das beste wäre eine völlige Befreiung von der Bindung an Nachfrage und Angebot, an Kauf und Verkauf, an Geldberechnung und Gelderwerb. So stark sollte der wirtschaftliche Zusammenschluß der Künstler sich entwickeln, daß ähnlich wie in den Genossenschaftsverbänden des Handwerks die geschäftliche Seite der Herstellung und des Vertriebes denjenigen übertragen wird, die als Beauftragte der Genossenschaft für die Mitglieder „Geschäfte" machen. Nur so kann der schöpferische Geist frei bleiben zu schaffen, wie es ihn zwingt, und nicht wie ‚der Markt' es von ihm verlangt."

Eine sehr glückliche Zusammenfassung der stärksten Einwände gegen eine mechanische Eingliederung der Künste in den staatlichen Sozialisierungsapparat hat Fritz Hoeber in der „Köln. Volkszeitung" (Nr. 1004) geboten. Er macht hier u. a. geltend:

„Es wird sachlich unmöglich sein, Kunst und Kunsterzeugung in eine rein materiell rationierte Wirtschaftsordnung einzufügen: Wo Arbeitszeit, Arbeitsresultat und Arbeitslohn durchaus nach den Bedürfnissen der Notwendigkeit und einer nationalökonomischen Ersparnis geregelt sind, da läßt sich kaum ein Platz finden für die Augenblickseingebung des freien künstlerischen Schaffens. Die Kunst verlangt für ihre echte Ausübung grundsätzlich unbeschränkte Muße, die Freiheit beliebiger und immerwährender Verbesserungen, und demgemäß stehen hier Arbeitsergebnis und Arbeitslohn überhaupt in keinem irgendwie rationalen Verhältnis. (Uebrigens teilt diese existentielle Grundbedingung die Kunst mit der reinen Wissenschaft, im Gegensatz zur angewandten Wissenschaft, der Technik: Höhere Mathematik, Philosophie, Geschichte — nicht Politik — werden, wie man sagt, ‚um ihrer selbst willen' betrieben, nicht wegen des privaten oder öffentlichen

Digitized by Google

Nutzens.) Es wäre offenkundiges Banausentum, wenn dem Dichter Schiller das vierte Jahrzehnt seines Lebens, das hauptsächlich mit historischen und philosophischen Studien ausgefüllt war, als unfruchtbar und unschöpferisch vorgeworfen würde; es wäre kunstfremde Barbarei, wenn man dem gealterten Michelangelo die langen Jahre seines Insichgehens ohne sichtbare plastische Resultate tadelnd vorhielte. Denn das Kunstwerk entsteht nur als die köstliche Frucht eines langen geistigen Ausreifens, das sich auf keine Weise drängen oder im Sinn eines ‚rationellen Arbeitsprozesses' beschleunigen läßt.

Und hierauf beruht der stärkste Einwand, der sich von kulturpolitischer Seite gegen den ökonomischen Materialismus konsequentester Richtung erhebt: daß er, indem er die Qualität des Schöpfers und des Geschaffenen von seinem ökonomischen Gesichtswinkel aus zahlenmäßig zu nivellieren versucht, die edelsten Blüten der geistigen Kultur knickt, daß er bei Anlage seines materiellen Fundaments an den idealen Oberbau nicht gedacht hat, die Krönung und das Ziel des ganzen Werkes. Hier würden die unvergänglichen Güter der Menschheit dem gemeinen Nutzen geopfert werden, wenn sie erst einmal eingespannt sind in die brutale Rechnung von Arbeitsstunde, wirtschaftlicher Notwendigkeit und Stundenlohn. Denn sie können nur in absoluter geistiger Freiheit entstehen ‚als Gelegenheitsgedichte'.

Stellen wir, um jeden Kompromiß zu vermeiden, den Gegensatz des materiellen Sozialismus zu dem geistigen Individualismus noch einmal klar heraus: Die Theorie des Sozialismus ist allein aus dem Lohnproblem des Handarbeiters entwickelt. Je mehr man aber in dieses System den Geistesarbeiter hineinnehmen will und je höher und geistig entwickelter die Gebiete (Religion, Philosophie, Kunst usw.) sind, die man nun zwangsweise sozialisieren möchte, desto unlogischer und widerspruchsvoller erscheint eine wissenschaftliche Diktatur des ehernen Lohngesetzes für alle Gebiete menschlich schöpferischer Betätigung. Denn in der künstlerischen und wissenschaftlichen Arbeit tritt die materielle Lohnfrage ganz zurück hinter der ‚Idee': Geistige Arbeit wird nicht des Lohnes wegen, sondern in erster Linie um ihrer selbst willen getan, sie läßt sich kapitalistisch überhaupt nicht bezahlen.

„Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet."

Talent und Menschlichkeit

sind geschiedene Sphären — man kann eins haben ohne das andere. Diesen alten Erfahrungssatz beweist nach Werner Mahrholz im „Liter. Echo" (21, 9) Heinrich Mann mit jedem neuen Buch. Besonders eindringlich mit seinem neuesten Roman: „Untertan." „Mann wollte ein Zeitbild geben, und ihm gelang eine Karikatur, kaum das: ein Pamphlet." Und warum das? Weil Heinrich Mann zwar viel Talent hat, aber als Mensch „schmächtig" ist: ein Artist, aber kein Dichter. Denn zum Dichter gehört doch wohl eine edle, wenigstens eine bedeutende Menschlichkeit. Darum steckt auch in der politischen Satire, die Mann im „Untertan" geben will, zwar mehr Talent als in seinen anderen Schriften, nur hat sie „keine innere Größe", sie „schmeckt nach Spießerei und Kleinbürgerlichkeit". Aber weil es Satire, Pamphlet ist, und mit Talent gemacht, möchte man es gelten lassen, „wenn — ja wenn Heinrich Mann etwas von dem Ethos eines Swift hätte. Aber das eben fehlt: kein menschlicher Urlaut wird wach, es folgt nur Ressentimententladung auf Ressentimententladung. Nicht aus Freiheit des Gemüts von Leiden und Affekten heraus ist der ‚Untertan' konzipiert und gestaltet, sondern aus bitterm Haß und ohnmächtiger Wut. So wird man des Buches nicht froh, so sucht man immer von neuem den Standpunkt, von dem aus dieser kleine Mikrokosmos aus Schlamm und Dreck gestaltet ist — und findet keinen Standpunkt, sondern nur eine ärgerliche und gehässige Beziehung des Autors zur Welt . . . Die Figuren

Digitized by Google

dieses Romans stammen eigentlich nicht aus der Seele eines Dichters, sondern aus dem Werk der Simplizissimus-Zeichner — und so kommt es, daß es ihnen allen an der spezifischen Schwere, an Blut und Eigenwuchs, an gefülltem Menschentum fehlt. Dieser Mangel hätte vielleicht gut gemacht werden können durch ein starkes moralisches Pathos, aber das fehlt, weil der Dichter keinen Standort oberhalb seiner Geschöpfe und ihrer Schicksale hat, sondern mit beiden Beinen in dieser schlechtesten aller Welten steckt und sich an ihr ärgert, weil sie so häßlich ist. Deshalb — welche Ironie — bevölkert er sie mit Häßlingen!"

Daß Heinrich Mann Talent hat, daß er „das technische Verfahren des Naturalismus bis zur vollendeten Meisterschaft beherrscht", gibt auch Dr. Josef Froberger in der „Bücherwelt" (15, 12) zu, fügt jedoch hinzu: „Aber diese stilistische Meisterschaft geht nicht über geschickte Technik hinaus, sie liegt ganz in der Aufmachung und in der Beherrschung der Kunstformen. Nur wer dem Geist und dem Gehalt einer Dichtung gegenüber vollständig gleichgültig geworden ist, wer Dante und d'Annunzio im gleichen Atemzug nennen kann, ist imstande, über die gewaltigen inneren Mängel dieser Schriftstellerei hinwegzusehen und von deren Gegensatz zu geistigen und innerlichen Idealen das Auge zu schließen. An der Kunst Manns trennen sich scharf die Wege einer rein formalistischen und einer auf den poetischen Gehalt eingestellten Kritik".

Der freisinnige und der katholische Kritiker stimmen also in ihrem Urteil über Mann ganz überein, beide kommen auf dasselbe hinaus. Denn Geist und Gehalt einer Dichtung, geistige und innerliche Ideale fließen eben aus der Menschlichkeit des Dichters und ihr Fehlen bei Mann besagt genau dasselbe, was Mahrholtz mit seinen Ausführungen über mangelndes Ethos und moralisches Pathos in den Werken Manns dartun will. J. E.

o o o

Von neuen Büchern.

Lyrische Dichtung.

Josef Georg Oberkofler, Stimmen aus der Wüste. Sonette. Verlagsanstalt Tyrolia Innsbruck-Wien-München 1918. 66 S. Mk. 2.40; *K* 3.—.

Kein Herdfeuer, auch kein Johannisfeuer flammt in den Sonetten Oberkoflers, das ist mehr als ein Strauch in Flammen, das ist ein Wald in Feuer! Voll trunkener Begeisterung spricht dieser Pfingstdichter seine Sonette, ungeheure Worte türmt er übereinander, seine Gesichte nehmen alle etwas Gigantisches an, er ist wirklich ein Levit, wie K. E. Hirt in seinem Geleitspruch sagt, „der im knirschenden Erzschritt der Zeit den zürnenden, rächenden und brechenden Gott ahnt und seine Gerichte preist." Eichert hat jüngst im „Gral" schöne Worte von den Neutönern Max Fischer und Richard Knies geschrieben, die ihr religiöses Erleben in eine brokatene Sprache kleiden; ein solcher Neutöner religiöser Lyrik ist auch Oberkofler, der durch seinen im „Hochland" erschienenen Roman „Die Bergknappen von Prettau" zuerst bekannt geworden ist. Seine religiösen Visionen sind von einem starken, sich mit Gewalt an die Oberfläche ringenden Empfinden getragen, das sich vielleicht noch stärker wird entfalten können, wenn sich der Dichter einmal der strengen Zucht des Sonettes begeben haben wird. Jedenfalls stellt er sich als eine starke Individualität, als eine ausgeprägte lyrische Eigenart vor. Er wird in dem nächsten Almanach Mumbauers nicht fehlen dürfen, wenn dieser Ernst damit macht, alle Neutöner um seine Standarte zu sammeln. O. K.

Digitized by Google

Schlesischer Musenalmanach 1919. I. Band. Vierteljahrsbücher für schlesische Kunst. Herausgegeben von Wilhelm Wirbitzky. Beuthen. Konservatorium-Verlag Th. Cieplik. 96 S. 3 Mk.

Aus dem vielseitigen Inhalt, auch Musik und darstellende Kunst sind einbezogen, verdient an dieser Stelle nur die Lyrik Paul Grabowskys Erwähnung, besonders sein formschönes und gedankentiefes Gedicht „Bethlehem". Der Herausgeber widmet der Enkelin Eichendorffs, der Baronin Sedlnitzky-Eichendorff zu ihrem 60. Geburtstag einen Festartikel, und mit dem Herzog Heinrich IV. von Schlesien, von dem die Manassische Handschrift zwei Gedichte bringt, beschäftigt sich Ludwig Goerlich in einer fesselnden Abhandlung, betitelt „Der erste schlesische Dichter". Daß die inhaltsarme zweiseitige Notiz über den schlesischen Meistersang aus einer alten Sängerbundszeitung vom Jahre 1907 hier wieder abgedruckt wurde, jetzt, wo die wissenschaftliche Forschung mit dem vielseitigen Görlitzer Adam Puschmann sich eingehend beschäftigt hat, ist unverständlich.

Dr. Hubert Rausse.

Literaturwissenschaft.

Dr. Richard Kralik: Die Weltliteratur im Lichte der Weltkirche. Verlagsanstalt Tyrolia Innsbruck-Wien-München 1918. 332 S. *K* 6.20; Mk. 4.40.

Das neue Buch Kraliks will vom Standpunkt des heutigen Katholiken einen orientierenden Blick auf die „Haupterscheinungen" der Weltliteratur werfen und sucht diese Aufgabe auf dem engen Raume von 332 kurzen Seiten zu erledigen. „Einen orientierenden Blick" will Kralik also nur geben, keine Geschichte der Weltliteratur. Es ist wichtig, sich das vor Augen zu halten, wenn man nicht mit ganz falscher Einstellung dem Buch nähertreten will; denn mit dem Begriff des orientierenden Blickes verbindet sich ein ziemliches Maß von Freiheit hinsichtlich der Darstellung der Haupterscheinungen, während eine beabsichtigte historische Darstellung gerade dem Verfasser eines kleinen Buches wenig freien Spielraum gewähren würde. Aber wenn das Buch auch keine Geschichte der Weltliteratur sein will, so hat es doch die historische Anordnung des Stoffes als die natürlichste und zweckentsprechendste gewählt. Und selbstverständlich ist es die Kralikische Geschichtsauffassung und -periodisierung, die in letzter Linie seiner historischen Gruppierung zugrunde liegt, ja nicht nur dieser, sondern auch der Auswahl der Haupterscheinungen. So erklärt es sich, daß der alttestamentlichen und der antiken Literatur, den Evangelien, Legenden und Hymnen, der deutschen Götter- und Heldensage immer mehrere Abschnitte zugeteilt sind, weil sich ihre Pflege jeweils durch Jahrhunderte erstreckte, und daß infolgedessen für die 300jährige neuere Literatur aller Nationen kaum 100 Seiten übrig bleiben, auf denen ihre ungeheure Vielgestaltlichkeit natürlich mehr angedeutet als behandelt werden kann. „Orientierende Blicke", Streiflichter wirft Kralik innerhalb dieser Grenzen auf die Haupterscheinungen der Literatur; daher seine stellvertretende Darstellung, wenn ich sie so nennen darf. Während er, um die griechische Komödie zu charakterisieren, jedes einzelne Stück des Aristophanes vornimmt, sieht er bei der Charakteristik der griechischen Tragödie von der Anführung aller Stücke ganz ab und bespricht nur beispielsweise je ein Drama von Euripides und Sophokles. Wieder anders behandelt er Shakespeare; hier erläutert er nur den „Hamlet" und beschäftigt sich im übrigen mit der Katholizität des Dichters. Bei der Darstellung der Romantik übt er wieder ein anderes Verfahren: er geht nämlich hier ganz annalistisch vor. Die Streiflichter, die auf die Klassiker fallen, beschränken sich darauf, ihre meist übersehenen dem Katholizismus günstigen Seiten aufzudecken. In andern Fällen wieder macht Kralik auf verkannte Schriftsteller aufmerksam, die ihm Beachtung zu verdienen scheinen. Kurz, wenn man das Buch als ein Kompendium auffaßte, könnte

Digitized by Google

man der Mannigfaltigkeit seiner Darstellung unmöglich gerecht werden. Kralik will den Gegenstand nicht erschöpfen, er will im Wesentlichen die üblichen Literaturgeschichten ergänzen, Anmerkungen dazu geben, korrigieren, eine Umwertung der üblichen Werte im Lichte der Kirche andeuten, vorbereiten und vornehmen und er tut dies im zwanglosen Vortrag eines geistvollen Gesellschafters. Natürlich liegt auch diesem Buche sein oft entwickeltes Kultur- und Literaturprogramm zugrunde; vor allem seine Ansicht von der Einheitlichkeit aller Kultur, die ihm im wesentlichen eine christlich-germanische Kultur ist, die auch die Antike in sich aufgenommen hat. Nur daraus erklärt es sich, daß Kralik weder von der russischen noch von der polnischen Literatur spricht, obwohl z. B. die letztere in Mickiewicz, Krasinski usw. reiche positive Beziehungen zur Kirche hat; dadurch erklärt es sich auch, daß er von der neueren nordischen Literatur (z. B. Ibsen) nicht spricht, daß die englische Literatur nur in Shakespeare und einigen englischen Romantikern (nicht aber z. B. in Byron) zu Worte kommt, daß die Romanliteratur eigentlich überhaupt nicht gewürdigt wird. Kralik wirft seinen Blick nur auf das, was er in den Imperativ seiner Kultur- und Literaturforderungen umsetzen kann; das alles aber kommt in den Grundzügen derart zur Geltung, daß man sagen kann, Kraliks neues Buch stellt seine wiederholt geäußerten Ansichten über literarische Kultur in historischer Einkleidung noch einmal zusammen und führt trefflich in die Grundgedanken seiner Literaturbetrachtung ein, ja ist geradezu die beste Einführung in seine Gedankenwelt. So klein das Büchlein ist, es zeigt weit mehr als viele größere Arbeiten, welch umwertende und umwälzende Kraft einer katholischen Literaturbetrachtung innewohnt, und daß diese Kraft umso größer ist, je ungescheuter und je unbefangener der religiöse Gesichtspunkt zur Anwendung gebracht wird. Wie selbständig Kralik urteilt, offenbart wohl nichts deutlicher als seine originelle Auffassung des Lessingschen „Nathan" als religiöses Weihefestspiel. Wie immer man über solche originelle Ansichten des Buches denken mag, sein anregender Wert ist ein außerordentlich großer, wer romantisch denkt, kann daran nicht vorüber gehen. Leider sind der romantisch Denkenden unter den Katholiken recht wenige, der Philister aber desto mehr, die alles über einen Kamm scheren wollen und daher auch diesem Buche nicht vergessen werden, was alles darin n i c h t genannt und behandelt sei; wären der Schulmeister unter den Katholiken nicht gar so viele, so wären Kraliks kleine Bücher wegen ihrer starken anregenden und umwertenden Kraft seit jeher mehr verbreitet als sie es noch immer sind.

Oskar Katann.

Briefe des Dichters Friedrich Ludwig Zacharias Werner. Mit einer Einführung herausgegeben von Dr. Oswald Floeck. Kritisch durchgesehene und erläuterte Gesamtausgabe. Mit Portraits und Faksimiles. München, Georg Müller, 1914. (!) 2 Bände zu je 500 S. Mk. 30.—.

Zacharias Werner gehört nicht nur zu den eigenartigsten Romantikergestalten, sondern auch zu den umstrittensten. Man kann sagen, daß die bisherige Literaturgeschichte ihm weder als Dichter noch als Mensch gerecht geworden ist. Namentlich seine Stellung zum Katholizismus und seine Konversion ist von der Mehrzahl der Literarhistoriker beharrlich mißverstanden worden; in den letzten Jahren ist allerdings, wie wohl am augenfälligsten die Charakterstudie von Erich Klein im „Literarischen Echo" (1. Dez. 1917) zeigen konnte, auch in dieser Hinsicht zum Teile eine Umwertung angebahnt worden. Diese Umwertung wird nun durch Oswald Floecks monumentale Ausgabe der Briefe Werners, die trotz der Jahreszahl 1914 erst Ende 1918 erschienen ist, stark gefördert werden. Denn die rückhaltlose Offenheit, die Zacharias Werners Tagebücher kennzeichnen, eignet auch seinen Briefen. Die fortwährenden Beteuerungen und Anrufungen Gottes allein zeigen schon, was für ein leidenschaftliches Empfinden und Erleben in diesen Briefen sich offenbart. Dank Floecks Ausgabe können wir nun nicht nur be-

Digitized by Google

quemer, sondern vor allem weit tiefer als bisher in Werners Seele schauen, denn während früher nur etwa 90 Briefe vollständig und etwa 25 teilweise bekannt waren, hat Floeck 216 Briefe abgedruckt, also etwa 100 neue entdeckt und viele ergänzt. Da Werner in seinen Briefen fast durchwegs von großer Ausführlichkeit ist (viele haben den Umfang kleiner Aufsätze), sind die Funde Floecks von großem inhaltlichem Werte. Eine Fülle neuen Lichtes fällt auf Werners Eheirrungen, auf seine finanziellen Verhältnisse und seine schriftstellerischen Beziehungen, um deren weitere Aufhellung sich die vielen fleißigen Anmerkungen und Beigaben des Herausgebers bemühen. Seine literarische Tätigkeit lernen wir in vielem besser kennen und beurteilen, bisher ganz unbekannte Briefe geben ausführliche Erläuterungen zu den „Söhnen des Thals", dem „Kreuz in der Ostsee" und anderen Dramen, daß ein zweiter Teil des „Kreuzes an der Ostsee" fertig geworden ist, beweist u. a. ein neu aufgefundener Brief des Redemptoristenrektors Stark uff. Mit größter Teilnahme liest man die Briefe, die Werners ästhetisches und religiöses Glaubensbekenntnis beleuchten. Gerade in diesen Fragen zeigt sich eine folgerichtige, gradlinige Entwicklung der Ansichten Werners, der schon 1802 in einem 16seitigen Brief an Sanders (I 99 f) die katholische Religion als poetische Fundgrube, als „Mythologie" verwertet wissen will, wenn er auch nicht müde wird, immer wieder zu betonen, daß er den derzeitigen „krassen" Katholizismus verabscheue. Wie bei allen Romantikern ging auch bei Werner über die Kunst der Weg zum Katholizismus, der ihm in seiner letzten Periode „als conditio sine qua non aller menschlichen Ordnung und Vollendung" (II 469) galt. Einer der wertvollsten Funde Floecks ist ein 21 Druckseiten umfassender Brief an Iffland (1805), der ausführlich über Werners Kunstanschauungen unterrichtet, den religiösen Sinn als Quintessenz des Tragischen, als Wesen der Tragödie erkennt und es ausspricht, daß die Grundideen des Katholizismus bei den Modernen die Stelle des tragischen Pathos und Fatums vertreten müßten. Freilich geht aus diesem Brief (aus dem die Aeußerung über Schiller I 376 besonders hervorzuheben ist), auch hervor, daß Iffland Werner von der katholischen „Mythologie" abredete und daß Werner den tatsächlichen Verhältnissen der preußischen Monarchie Rechnung tragend in Hinkunft auf dem Theater von seinen mystischen Tendenzen absehen wollte (vgl. II 117). Hat ja auch Goethe ihm „die auf das rein Menschliche gegründeten Kunstregeln" eingeschärft (II 215) und es ist doch wohl bezeichnend, daß in dem seine Konversion mitteilenden Brief Werners an Goethe die Stelle vorkommt (II 225): „Unter allen Opfern des Christentums, die ich . . ihm bringe, ist, Gott ist mein Zeuge, das schwerste: die Möglichkeit Ew. Exzellenz huldvolles Wohlwollen . . . zu verlieren." Man muß diese Stellen im Lichte des Romantikbüchleins von Flaskamp lesen, um diesen Gegensatz von klassisch und romantisch voll in sich aufzunehmen. Schade, daß aus Werners katholischer Zeit verhältnismäßig so wenige Briefe erhalten sind; ich gebe aber trotz Floecks eifrigsten Suchens die Hoffnung nicht auf, daß sich in den Archiven des katholischen Adels (z. B. Batthyany), besonders aber in der Budapester Szechenyibibliothek doch noch Briefe aus Werners katholischer Zeit finden.

Dr. Oskar Katann.

Biographisches, Essais, Tagebücher.

Ildefons Herwegen, Der hl. Benedikt. Ein Charakterbild, VIII, 156 S. Düsseldorf, L. Schwann. Preis gbd. Mk. 6.50.

Ein klassisches Werk der Heiligenlegende liegt vor uns, in welchem die meist schwer vereinbarten Forderungen strenger Wissenschaftlichkeit, die nur zu oft den zartesten Schmelz mystischer Blütenherrlichkeit abstreift, und hingebender frommer Liebe, die keinen Zug in ihrem Heiligenbilde gering achtet, in vorbildlicher Weise erfüllt sind. Was diese Lebensbeschreibung von andern des hl. Patriarchen vorteilhaft unterscheidet, ist die Geschlossen-

Digitized by Google

heit des Gesamtbildes, das sich aus der Verschmelzung des Lebens mit dem Werke, der Regel, ergibt und die Einflechtung so vieler Züge, die das Charakterbild des Heiligen lebendig heraustreten lassen. Die vornehme Ausstattung, der geschmackvolle Buchschmuck, heben das Werk ebenfalls aus der Flut der Heiligenlegenden heraus. M.

Friedrich August Klimke, S. J. Unsere Sehnsucht. Kempten, Jos. Kösel'sche Buchhandlung. 356 S. Mk. 6.—.

Die Verteidiger des Christentums haben gegen eine dreifache Front zu kämpfen, gegen die religiös Gleichgültigen, gegen die Hasser der Religion und gegen die Gottsucher. So verschieden diese dreifache Front an sich ist, so verschieden muß auch die Sprache des modernen Apologeten sein. Klimkes Buch „Unsere Sehnsucht" ist für die Gottsucher unserer Tage bestimmt und in einer Sprache geschrieben, die ihrer Sehnsucht entgegenzukommen sucht. Mag auch der Unglaube noch weitere Fortschritte machen und uns seine Uebermacht in titanenhaftem Kampfe gegen das Christentum zum Bewußtsein bringen, die in den letzten Jahren bei den besten Geistern immer mehr um sich greifende Gottsucherstimmung wird noch weiter erstarken. Schon seit zwei Jahren konnte man an Stelle der religiösen Gleichgültigkeit eine teilweise Anerkennung und Berücksichtigung der Religion bei Männern wie Mundt, Eucken, Tommes usw. bemerken, immer mehr traten auch in der Dichtung religiöse Fragen in den Vordergrund, die religiöse Lyrik nahm sowohl auf freireligiöser wie christlicher Seite einen starken Aufschwung und unter den Romanen gewannen Theologenromane, Bekehrungserzählungen usw. immer mehr Raum. Schließlich ist auch die Mystik und die Theosophie ein Beweis für die Erstarkung des religiösen Interesses. Klimke geht liebevoll den verschiedenen religionsfreundlichen Strömungen der Zeit nach, er zeigt, wo die kräftigsten Triebe des religiösen Bedürfnisses befriedigt werden, wo die vollste Persönlichkeit, die echteste Berufung mit Gott, die wahre Erlösung zu finden ist und tut das alles in durchaus moderner Sprache und in enger Beziehung zur Wissenschaft und vor allem auch zur Dichtung, sodaß sein Buch der Sehnsucht der Gottsucher — und das sind wir bis zu einem gewissen Grade doch alle — trefflich angepaßt ist. K. T. N.

Hermann Bahr, „Tagebücher". 1 und 2 (1917 und 1918). Verlagsanstalt Tyrolia Innsbruck-Wien-München. 2 Bände.

Hermann Bahr schrieb sein Tagebuch 1917 und 1918 zunächst für das „Wiener Journal" und darin erschien es in wöchentlichen Lieferungen. Da war es besonders spannend, den Dichter über die politischen Tagesfragen zu hören. Er gewann jedem Vorgang grundsätzliches Interesse ab und führte alles Geschehen vor das Objektiv der strengen Geistigkeit. Kurzsichtige Opportunität und fälschlicher realpolitischer Sinn waren ausgeschlossen. Dadurch wirkte Bahr in jener durch den Terror einer vorgeschriebenen Meinung so gedrückten publizistischen Luft so befreiend und wohltuend. Freilich war manches politische Urteil schief oder oberflächlich, aber die Gesinnung war so rein und anständig, wie man sie selten traf, jedenfalls in den Zeitungen des Reiches damals nicht. Mut und Grundsatzfestigkeit war ein seltener Artikel in Deutschland geworden.

Diese Wirkung eines frischen Lufthauches kann natürlich das Politische in Bahrs Tagebüchern jetzt nicht mehr in dem starken Maße ausüben, da unterdessen die Mauern des deutschen Kriegszieldilletantismus, die uns Luft und Aussicht absperrten, eingestürzt sind. Dafür ist jetzt die Anständigkeit und gebildete Menschlichkeit der politischen Gesinnung Bahr's nicht bloß nach außen hin eine Art Entlastungszeuge, der bekundet, daß nicht alle Deutschen und Deutschösterreicher teutonische Narren waren, sondern auch ein Grund zur Hoffnung, daß wir ein neues Deutschland und ein neues Europa noch fertig bekommen, trotz allem, was dagegen spricht. Dieser Geist, „der in's Weite verlangt, aus dem Weltgefühl lebt," muß sich doch

Digitized by Google

Anhänger werben. Bahr ruft den europäischen Geist, der in jeder Nation noch ist, den Teil der Nation, der zur Versöhnung, zur tätigen Liebeseintracht bereit ist, auf gegen den „herrschenden, kapitalistischen, nach Macht und Gewinn lüsternen, den nationalistischen Teil." Er findet, daß er schon lange während des Krieges ganz unterirdisch und still gewachsen sei. In diesem Glauben ist Bahr sehr streng und selbst Scheler wird scharf getadelt, weil er in seiner Schrift über die Ursachen des Deutschenhasses dem Nationalismus zuviel zugestehe und nicht selbst den Anschluß an den Haß der ganzen Welt gegen den friderizianisch grimmassierenden Bourgeois predige.

Ein Abbild im Kleinen an dem neuzubauenden Europa sieht Bahr in seinem geliebten Oesterreich. Er nimmt Oesterreich als Programm der Völkerversöhnung und des harmonischen Zusammenwirkens. Die Amnestie des jungen Kaisers begrüßt er enthusiastisch als grundlegende und befreiende Tat, die wieder das alte unsterbliche Oesterreich, das Europa im kleinen heraufführe. Sie ist ihm Morgenröte der einenden Liebeskraft Oesterreichs, tatsächlich war es der Beginn des Zusammenbruches. Die damals Begnadigten machten sich mit allem Eifer ans Werk, Oesterreich und den Bund der Mittelmächte zu zerschlagen, mit traurigem Erfolg. Wie der politische Prophet Hermann Bahr in diesem Punkte Unrecht behielt, so möchten wir auch die Lebensmöglichkeit eines neuen Oesterreich im alten Rahmen bezweifeln.

Hermann Bahr hat ein hohes Ideal vom Deutschtum und seiner Kulturaufgabe. Darum stößt er sich heftig an der Mißbildung, die er neudeutsch nennt und das nun in einem Exemplar verkörpert, genügt, um alle stillen Wirkungen echten Deutschtums zu erreichen. Die heutigen Pächter und Afficheure des Deutschtums sind der gerade Widerpart alles deutschen Wesens. In den Typen sieht er Norddeutschland: zuerst Poeten, Seher von Zukünftigem, Idealem, denen die Gegenwart verblaßt. Vertreter Bethmann-Hollweg, Rohrbach, in anderer Art Reventlow. Zum Dichter fehlt ihnen die Kraft, das zu schaffen, was sie schauen, im Gegensatz zu Bismarck, der seine Gedichte in die Tat umsetzte. Die zweiten sind die ewig Bewegten, gewalttätige Schreier und Macher, die sich mit Bismarcks vermeintlichem Erbe brüsten, die Leute mit dem Knarren und Quackern, die glauben, Bismarck zu sein, wenn sie seine Stiefel tragen. Der dritte Typ ist der Inspirationsgläubige, der durch den Wahn seiner Auserwählung zum Hasardeur wird.

Das Deutschtum, dem Bahr's Liebe und vor allem sein Glaube gehört, muß erst kommen: so sagt er im Tagebuch 1918, das fast noch reicher an Grundsätzlichem ist, als der erste Band: „Ein Deutschland, das mit dem sichtbaren Nichts zu tun hat, sondern wieder auf dem Geist beruht, Geist nicht als Wissen, noch als Spiel, sondern als Gehalt des Lebens, als einzige Wirksamkeit, als Creator Spiritus." In diesem Lichte sieht er das weite Feld der deutschen Kultur, das eine Vereinigung von kräftig Nationalem mit der Auslese des Uebernationalen, mit allen Erscheinungen des Humanitätsideals ist.

Das gehört nun zum Lebendigsten und Buntesten der beiden Bände, was er an Ausblicken auf dieser weiten Welt der Kultur, des Denkens und Gestaltens bietet. Hier ist der köstlichste Hermann Bahr, dieses Aufblitzen von Beobachtungen in kristallener Kürze und Schärfe, das nur bei einem beweglichen stets neu empfänglichen Geiste möglich ist, dann das behagliche Ausbreiten reicher Bildungsbeziehungen in kleinen Essays, die alle heiteres Behagen atmen, über dem durchwegs Wiener, oder auch Salzburger Luft schwebt. Dann wieder fesselnde Erinnerungen und Erlebnisse eines reifen Vollmenschen, der durch die ganze künstlerische und geistige Kultur der letzten Generationen aufnehmend und genießend gegangen ist. Als das Bezeichnendste an der Edelreife von Bahrs Kultureinstellung muß besonders

Digitized by Google

nach Durchsicht des zweiten Bandes hervorgehoben werden der Geschmack für Stifter, besonders für den späteren Stifter, ja geradezu das intime Einleben in den wunderbaren, reinen Geist des „Nachsommers". Wenn man jetzt spürt, wie Bahr jetzt ganz in dieser Welt atmet und ruht, da begreift man, daß so manches, was einem an der Vielseitigkeit seines Interesses, besonders an seiner Aufgeschlossenheit für das Allerjüngste an der Kunst, für alle Sorten von Expressionismus in Musik, Dichtung und bildender Kunst störend ist, eigentlich nur peripherisch blickt, als eine unvermeidliche Begleiterscheinung der immer jungen Beweglichkeit seines Geistes, daß aber in seinem Kern eine abgeklärte, ruhige, von der Sonne des „Nachsommers" und alles verwandten Klassischen erhellten Welt steht. Von dieser Zentrale aus muß alles bemessen werden, was an der Oberfläche des Empfindens und Denkens auch in diesen Tagebüchern oszilliert. Es ist manches nur interessant gesagt, aber nicht tief oder richtig. Manches Urteil ist zu hochwägend, manche Erscheinung aus dem literarischen und künstlerischen Tagesleben wird festgehalten, die es nicht verdient, und die von Bahrs Geist sich einen flüchtigen Schimmer borgt, der vielleicht irre führt. Das wäre eben nur schlimm für den gänzlich unkritischen Leser, der sich durch Bahr willenlos beeinflussen läßt, was ja ein Sinn und Ziel solcher geistvoller Plaudereien sein kann. Für Hermann Bahr selbst ist diese Wahrnehmung nicht ungünstig, sie zeigt, wie weit er noch von Verknöcherung und Erstarrung entfernt ist, wie er immer jung und elastisch blickt, trotzdem er jetzt nach und nach seine Norm gefunden hat. Diese ist unzweifelhaft der Geist des „Nachsommers", der ja Goethe (in seinen großen Romanen) so verwandt ist, im Geistigen und Kulturellen und es ist die katholische Wahrheit im Religiösen und Sittlichen.

Fein, delikat und mit Anmut äußert sich Bahrs Glaube in den Tagebüchern. Am zartesten und tiefsten da, wo er mit dem Benediktinischen in Berührung tritt, das in der religiösen Sphäre dem Geist des „Nachsommers" entspricht, in Seckau und in Beuron, sowie vor dem Altar in Kefermarkt (Österreise im 2. Band), demselben, der von Stifter entdeckt wurde, vor dem aber bezeichnenderweise und ganz richtig Hermann Bahr der Barock einfällt, für den Stifter noch keinen Sinn gehabt hatte. Wenn Hermann Bahr seine Frömmigkeit ganz und voll mit seiner Naturanlage und seiner künstlerischen Bildung in Harmonie gebracht haben wird, so wird er der Welt das verkünden, was sowohl der Geist des kirchlichen Barock, wie ein gesundes, auf einer gerade gewachsenen, gottgesegneten Natur aufgebautes Benediktinertum (und wie stark benediktinisch ist der Katholizismus!) atmen und was Bahr im 1. Band an dem Beuroner Künstler P. Verkade geschaut hat: ein Hintragen einer schönheitsfrohen, jugendfrischen Adelsnatur vor den Altar Gottes.

Dr. Philipp Funk.

Religiöse Literatur.

Die Zeitverhältnisse haben es mit sich gebracht, daß der Bericht über Neuerscheinungen aus dem umfangreichen Gebiete der religiösen Literatur immer wieder zurückgestellt werden mußte. Fordert diese Notwendigkeit einerseits den Verzicht auf ausführliche Besprechungen, so bietet sie andererseits die erwünschte Gelegenheit, das erfolgreiche Wirken einiger katholischer Verleger auf diesem Gebiete gewissermaßen aus der Vogelperspektive zu betrachten. Es entsteht so ein zwar gedrängtes und in Einzelzügen verkürztes, in seiner Gesamtheit aber umso mächtiger wirkendes Bild erfolgreicher katholischer Verlagstätigkeit. So sind im Herderschen Verlag (Freiburg i. Br.) im Zeitraum von zwei Jahren außer den hier erwähnten, möglichst knapp gekennzeichneten Werken noch eine ganze Reihe von anderen

Digitized by Google

erschienen, die in dasselbe Gebiet einschlagen, aus verschiedenen Gründen aber nicht in diese Uebersicht einbezogen werden konnten.

Soeben hat der genannte Verlag das große, zur Weckung und Förderung des priesterlichen Geistes bestimmte Wert von Karl Hagg eney S. J.: „Im Heerbann des Priesterkönigs" mit dem 6. und 7. Bande zum Abschlusse gebracht. Dieser Schlußteil: „Ehret Gott in seinen Heiligen" enthält Betrachtungen über die Festtage des Kirchenjahres (6. Band, kart. Mk. 5.—, 7. Band, kart. Mk. 6.20). Als besondere Vorzüge werden diesen von wahrhaft priesterlichem Eifer durchglühten Betrachtungen nachgerühmt: „engster Anschluß an die hl. Schrift, fleißige Verwendung der Exegese der Kirchenväter, gute Disposition, praktische und reichliche Anwendungen." Darum werden nicht nur Priester, sondern auch gebildete Laien, indem sie das katholische Priestertum in seiner ganzen idealen Heiligkeit und Reinheit erkennen, aus der Lesung großen Nutzen ziehen. — Auch das Werk: „Des Priesters Heiligung" (kart. Mk. 7.50) von Dr. Jakob Schmitt enthält sehr praktische und von einem sehr klugen und erleuchteten Seeleneifer getragene Erwägungen für Seelsorger, sein Hauptwert beruht auf der klaren und übersichtlichen Zusammenstellung aller Motive zur Heiligung des priesterlichen Lebens.

Ganz besondere Sorgfalt hat der Herdersche Verlag auf die Bearbeitung einer Reihe reizvoller Lebensbilder verwendet, die für Priester wie für Laien gleicherweise als Führer zum christlichen Lebensideal gelten. „Mehr Liebe" (kart. Mk. 4.—) ist „die Geschichte einer Seele, von ihr selbst erzählt". Aus intimen Aufzeichnungen und aus verbindender Erzählung der Lebensschicksale wird hier das leuchtende Bild eines ideal gesinnten jungen Priesters, des Benediktiners Pius de Heptinne, zusammengetragen: Das Bild einer Seele, die sich in Liebeseifer und Liebessehnen frühzeitig verzehrt. Die von Benedicta von Spiegel O. S. B. besorgte deutsche Uebertragung des französischen Originals liest sich sehr flüssig und angenehm. — Ein ergreifendes Gemälde apostolischen Seeleneifers entrollt mit hinreißender Kraft Domprediger Adolf Donders in seinem Lebensbild: „P. Bonaventura O. Pr. 1862—1914" (kart. Mk. 6. 80). Die vielen Aufzeichnungen und Predigtskizzen, verbunden mit der eingehenden Schilderung des geistigen Werdens und Wachsens dieses berühmten Predigers und Großstadtseelsorgers, lassen das Buch namentlich für junge Priester und Prediger geeignet erscheinen. — Ein „Leben der seligen Margareta Maria Alacoque", der „Priesterin des heiligsten Herzens Jesu", erscheint eben recht zur bevorstehenden Heiligsprechung der begnadeten Dienerin Gottes. Lebensgeschichten so hochbegnadeter Seelen sind im allgemeinen sehr schwer zu schreiben, denn unsere kritische Zeit bringt allem Wunderbaren ihre unheilbare Zweifelsucht entgegen; die vorliegende ist nach den vom Kloster Paray-le-Monial herausgegebenen Aufzeichnungen verfaßt und schöpft somit aus der besten Quelle. — Das Ringen einer edlen Jünglingsseele um die höchsten Ideale und das Opfer seines jungen Lebens in der schrecklichen Flandernschlacht stellt Konstantin Kempf S. J. der deutschen Jugend in dem Büchlein „Zur Höhe!" (kart. Mk. 3.80) vor Augen in der Schilderung des kurzen, aber inhaltreichen Lebenslaufes des Jesuitennovizen Joseph Eckert.

Wahre Perlen der aszetischen Literatur enthalten die „Gesammelten Kleineren Schriften" des Jesuitenpaters Moritz Meschler, von welchen u. a. folgende einzelne Bände erschienen sind: „Aszese und Mystik" (Mk. 2.80). „Geistesleben" (Mk. 2.—), „Apostolat" (Mk. 2.20), „Die seligste Jungfrau" (Mk. 1.20). Meschlers Schriften verbreiten oft letzte Klarheit über die in unserer Zeit notwendige Gestaltung des christlichen Lebensideals, es spricht hier ein Meister der Aszese, der selbst gelebt hat, was er predigt. — Ueber das große, vierbändige Werk von Augustin Lehmkuhl S. J.: „Der

Digitized by Google

Christ im betrachtenden Gebete" kann hier nur gesagt werden, daß in diesen klar und eindringlich ausgearbeiteten Betrachtungen, die sich ganz an das Kirchenjahr anschließen, der nach Vollkommenheit ringenden Seele eine vollständige Gebets- und Tugendschule, auf den solidesten Grundlagen aufgebaut, dargeboten wird. Die Betrachtungsweise ist die im Exerzitienbüchlein des heiligen Ignatius von Loyola niedergelegte und tausendfältig erprobte. — Im Anschluß an das Vaterunser und an das Ave Maria entwickelt Dr. Nikolaus Gihr sehr schöne „Gedanken über katholisches Gebetsleben" (Mark 2.60), die gründliche theologische Kenntnisse mit der Innigkeit eines kindlich-frommen Herzens vereinigen. — An leidende Christen — das sind wir heute ja alle — wendet sich Dr. Josef von Congelen aus dem Karmelitenorden mit seinem Büchlein: „Herr, dein Wille geschehe." In geistlichen Lesungen wird die christliche Lehre über Ursprung und Zweck des Leidens entwickelt, dann das Trostkapital der Evangelien erschlossen und in innigen Gebeten ausgemünzt. — Erhabene Trostgedanken für die Christenheit weiß Dr. Engelbert Krebs aus den Ewigkeitshoffnungen der Kirche zu schöpfen, sie sind in einer Reihe von Betrachtungen, gesammelt unter dem Titel „Was kein Auge gesehen", niedergelegt (Mk. 3.20). Es sind tiefe, herrliche Gedanken, die in schöner, volkstümlicher Sprache hier dargeboten werden. — Der im und nach dem Weltkrieg so brennenden Sorge jedes Christenherzens um das Schicksal der Heidenmissionen weiß Norbert Weber O. S. B., Erzabt von St. Ottilien, in dem Büchlein: „Menschensorge für Gottes Reich" ergreifenden Ausdruck zu geben. Hier sucht ein Apostelherz sein Feuer in alle empfänglichen Herzen auszuströmen.

Unter den apologetischen Werken, die für den Gebrauch der Gebildeten bestimmt sind, nimmt die auf zirka 8 Bändchen berechnete Sammlung „Credo" von Pater Lippert S. J. eine hervorragende Stelle ein. Der Verfasser will zwar keine erschöpfende Dogmatik, sondern eine Auswahl dogmatischer Lesestücke bieten, schließt aber in diesem Rahmen so ziemlich alles ein, was der gebildete Katholik vom festen Urgrund seines Glaubens wissen soll. Die Art und Weise der Behandlung dieser höchsten Fragen verrät den tiefen Kenner der Zeitseele und der besonderen Bedürfnisse der Welt unserer Gebildeten. — Mehr im Hinblick auf die zahllosen Einwürfe und Zweifel des modernen Unglaubens behandelt Universitätsprofessor Dr. Josef Jatsch „Das Evangelium der Wahrheit und die Zweifel der Zeit" in wahrhaft klassischen geistlichen Vorträgen (2 Bände Mk. 13.—). Dieses in bestem Sinne volkstümliche, aber auf dem Boden gründlicher theologischer Gelehrsamkeit fundierte Buch sollte jeder gebildete Katholik zur Hand haben, um gegen alle Angriffe gegen den Glauben gewappnet zu sein.

Verschiedenes.

Die Goldene Brücke, Hausen-Almanach auf das Jahr 1919, Hausen-Verlagsgesellschaft m. b. H., Saarlouis, Umschlagzeichnung Fritz Quandt, Trier, 135 S. Kleinachtelgröße, geh.

Der überaus rührige Verlag, der das Schrifttum der katholischen Gegenden Deutschlands im weiten Sinne zusammenfassen möchte und sich dabei technisch (in der Bücherei und in den Almanachen) nach dem Inselverlage mit seiner Gediegenheit der Ausstatung richtet, verbunden mit Preiswürdigkeit, dieser Verlag, der dabei keineswegs engherzig ist — dafür bürgt der Name seines literarischen Ratgebers Johannes Mumbauer — bringt zum neuen Jahr seinen zweiten Almanach heraus. Der erste, „Die Standarte", aus Anlaß von Mumbauers 50. Geburtstage herausgegeben, hat viele An-

Digitized by Google

erkennung ob seines Wagemutes gefunden, allerdings wegen seines zum Teil dilettantischen Inhaltes auch stellenweise berechtigte Ablehnung. (So hat Alfred Ludwig in der „Deutschen Arbeit", Juliheft III, 7, einen heftigen Angriff losgelassen. Bedauerlich blieb nur, daß er von einem Extrem ins andere fiel, die Leute um Kurt Wolff auf den Schild erhob und daß er sich selbst durch Anonymität deckte.) Dem zweiten Almanache kann ich zwar eine für die jetzigen, noch durch die Besatzung erschwerten Verhältnisse hervorragende Ausstattung nachrühmen, nicht aber einen Vollwert des Inhalts. Johannes Mumbauer hat wohl die in ihm zum Ausdruck kommenden Ideen auf eine künstlerische Formel in einem kleinen Gedicht und in einem Zitate von Michelangelo zu bringen versucht, aber in Wahrheit ist nur unter den Gedichten eine gewisse Einheit vorhanden. Sie wollen über die Blutsee die goldene Brücke zur Insel des Friedens und des Verstehens bauen. Meist aber bleiben sie Mittelgut, eben gleichmäßige Quadern dieser Brücke. Dagegen bietet die Epik stellenweise recht Gehaltvolles, wenn auch da wieder recht Belangloses unterläuft. Im Ganzen genommen: Es lohnt sich wohl, den Almanach zu lesen und damit einen Ueberblick über eine stille, abseitige Richtung zu gewinnen. Aber wahrhafte Kunst wird im Ganzen nicht geboten. Einzelne Namen zu nennen würde sich nicht verlohnen, man lese eben. Daß es noch andere Standpunkte zur Beurteilung gibt, weise ich nicht von der Hand, von ihnen mag man mehr darin finden. Ich mußte nur von künstlerischer Warte sehen.

Paul Lingens.

Ella Triebnigg: Meister Schicksal. Erzählungen. Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck - Wien - München. — Brosch. Mk. 5.—, Kr. 7.—. Geb. Mk. 7.—, Kr. 10.—.

Ein reifes Talent von glücklicher Klarheit und Vertieftheit der Lebensanschauung, Phantasie und Gestaltungskraft. Seine Stoffe greift es aus dem Leben, weiß aber auch Sonderwege zu finden, sie zu gehen und künstlerisch auszuwerten, zu verklären. Ein Mensch und Poet, der das große kleine Leben im höheren Sinne faßt, liebt und leidet, aber auch besiegt, steht hinter dem Ganzen — kein eigentlicher Problemdichter, aber ein durchgereifter Charakter, der den sich aufdrängenden Problemen keineswegs ausweicht, sie vielmehr zu lösen sucht, um den Gewinn dann dichterisch für sich und andere auszuwirken. Die Diktion hat persönliche und stilistische Eigenart, die Darstellung gewinnt und fesselt durchaus. Mitunter setzt im Vortrag eine dramatische Neigung ein, versteht spannend den Knoten zu schlingen, zu straffen, zu entwirren und befriedigend zu lösen. — Die neun Erzählungen, wohl auf verschiedenen Zeitstufen entstanden, haben verschiedengehaltigen, aber immer ihren eigenen Wert. Natur und Menschen sind treu erfaßt und wiedergegeben: mit liebevollem Feinsinn und überzeugender Schilderung, die hie und da ein romantischer Duftschleier, Stimmung, auch Traumstimmung weckend, umwebt. Zwei Kleinode der Sammlung sind das groß und tief geschaute „Der Turm von Akali" und das von erwählt ethischer und künstlerischer Reife zeugende „Die Hände der Mona Lisa". Die besten Stücke sind außerdem: „Das Bienenhaus", „Der schwarze See", „Sein Paradies", und „Auf der Wacht". „Zügel", „Der Schatz" und „Der sprechende Baum" dürften auf die Begabung der Verfasserin für die Romandichtung deuten.

E. M. Hamann.

o o o

Verlag und Druck der Verlagsanstalt Tyrolia, Ges. m. b. H., Innsbruck. — Preßgesetzlich verantwortlicher Redakteur: Peter Kaiser, Innsbruck.

Digitized by Google

Hinrich Wilhelms Weg in die Einsamkeit.

Novelle von Dora Hohlfeld.

Der Nachthimmel hat einen Rosenglanz über den Waldbergen der Stadt. Das ist schon die Morgenfarbe der schwindenden Mondnacht. Doch hier an dieser Stelle ist der Mond grün inmitten einer Schicht grünlicher Wolken. Welch seltsames Licht dringt in Hinrichs Schlafstube, das große Eck-Zimmer seines engen Vaterhäuschens! Alles ist sonderlich, bevor der Morgen wahrhaft lacht und der launische Mond grämlich der Sonne weicht.

Hinrich Wilhelm hat die Nacht unruhig geschlafen — wie man schläft, wenn man in einem ungewohnten Bette liegt und der Mond so voll durch unverhangene Fenster scheint. Hinrichs Körper fühlt sich hier unheimisch — es krachen die altmodischen Möbel so laut, auch hat der Ofen, der vor Altersschwäche nicht mehr atmen kann, stark geraucht. Aber Hinrichs Seele fühlt sich hier heimisch, sie ist in den langen Jahren so oft hier gewesen. — Seine Seele fühlt im Halbschlummer, was im Zimmer dämmernd vor sich geht. Die Seele hört träumend, was die alten Stühle krachen, sie sagen: „Willkommen, Hinrich Wilhelm, nach vierzig Jahren."

Er erwacht mit dumpfem Kopf und müden Gliedern. Noch taumeln seine Schlafgedanken über Altem und Neuem durcheinander. Er sieht seine große Stube und den Handkoffer auf der weißen Diele stehen.

Ja, Hinrich muß fort, fort von Mutter und Trina. Die Post geht in einer halben Stunde. Er hat den Wecker für so spät gestellt, damit er keine Zeit mehr zum Abschied hat, damit er besinnungslos mit seinem Köfferchen im Dämmerlicht aus dem Hause laufen kann . . .

Lange schwirrt die Weckuhr, bis sie in Angst und Sorge zitternd schweigt. Hinrich springt munter aus dem Bett und wieder hinein — wie ein frohes Kind am Sonntagmorgen. Er braucht ja gar nicht aufstehen und den Koffer schließen; er hat ihn ja gestern abend ausgepackt, er ist zu Hause angelangt; er ist daheim. — Die altbekannten Klosterglocken und die Glocken der Pfarrkirche läuten — sie sammeln Kraft für die große Weihnachtsfreude. Hinrich hört in all dem fröhlichen Klingen, wie ehemals, einen Ton, den niemand sonst vernimmt,

Digitized by Google

nur er. — Der Ton ist wie das Wimmern eines Kindes und das Klagen eines Hündchens — ein hallender, schmerzlicher Klang inmitten der zuversichtlichen Glockenfreude. Hinrich lauscht — dann sinkt er glücklich in festen Schlaf.

In der Kammer, neben Wilhelms Küche glimmt ein Lichtschein, der dringt durch das Küchenfenster hinaus in den Wintermorgen. Die alte Trina huscht wie eine Motte aus Kammer und Küche durch das Haus, Trepp auf, Trepp ab, und fegt und wischt. Lautlos räumt und kratzt sie im Schein des trüben Lämpchens, bis die Tageshelle in alle Räume kriecht, dann huscht die zierliche kleine Gestalt in ihre Küche zurück. Und eine knarrende Klingel, die an Drähten hängt, bimmelt im Hausflur, als es ganz hell ist. Da trippelt Trina mit einem Tablet hinauf in Frau Doktors Schlafstube und stellt das Frühstück neben ihr Bett auf ein Tischchen. „Was du wieder spät dran bist, Mädchen," nörgelt die große, uralte Dame aus ihren Kissen. „Hinrich will doch auch seinen Kaffee haben, und mach nur unserem Jungen die Stiefel recht blank, Trina." Die zieht langsam die Fenstervorhänge weit auseinander. Der Tag ist da. —

Hinrich Wilhelm wird geweckt durch ein einförmiges Geräusch, es ist das Schwatzen der beiden alten Frauen nebenan in seiner Mutter Wohnstube. Er saust aus dem Bette wie eine Gerte. Der frohe Mann hat in tiefem Schnee nach Hause kommen wollen — nun zirpen Rotkehlchen vor seinem Fenster. Der Himmel ist weißblau wie im Frühjahr, der große Strom lächelt mild. Hinrich sieht ein Teilchen des Flusses neben dem Schieferdach von Webers Hause, das zweite Fenster seiner Stube ist düster geworden. Doktor Wilhelms Haus steht im Garten am Burgberge über der langen Straße und unten an der Straße erhebt sich schon seit zwanzig Jahren ein rotgelber Neubau. Hinrichs Vaterhaus ist ein Hinterhaus geworden und hat die fröhliche Aussicht verloren. Wie das alte Ding sich grämt und schämt! Licht und Sonne sind fort, das Schieferdach ist öde! Schimmel dringt frech aus den Steinen der unteren Stubenwände. Aber jetzt ist ja Herr Hinrich da aus dem Lande Amerika, „der junge Herr!" Sein Kaffee steht schon lange im Ofen; die beiden alten Frauen des Hauses reden leise, damit er nicht im Schlaf gestört wird, obschon sie sein Erscheinen kaum mehr erwarten können. Wie Fliegengebrumme klingt das Flüstern und Lachen der alten Frauen durch Stube und Hausflur.

Hinrich Wilhelm steht vor seinem düsteren Fenster in Träumen, in Wünschen, in Erwartungen. — Da hängen alle Erinnerungen seiner kurzen Studentenzeit an den Stubenwänden, Mützen, Schläger und Studentenbilder! Jünglinge mit losen

Digitized by Google

Krawatten und breiten Kragen, dazwischen der junge Hinrich, welcher jetzt mit kurzgeschorenen, grauen Haaren vor dem fleckigen Spiegel steht, wo er glänzend blonde Locken gebürstet. Es ist so schön dunkel hier, er sieht seine blanken Augen im Spiegelglose leuchten — und den hohen steifen Stehkragen, der nicht imstande ist, den langen dünnen Hals einzuengen. Der schlanke Mann bindet sich die modische bunte Krawatte, er sieht nicht die vielen Fältchen in seiner gelben Haut. Seine Seele ist eine Jünglingsseele geblieben. Die letzten vierzig Jahre waren wie eine einzige Nacht voll Mühe und Arbeit, die sein Körper bewältigte. Seine Seele jubelt, das Zimmer lacht. Heimatluft kommt durch die Fenster und der alte Junge springt fröhlich zu Mutter in die Wohnstube.

„Lieber, lieber Junge," weint die kindische Frau Wilhelm freudig wie gestern abend. „Komm, setze dich zu mir. Du mußt zu Mutter kommen, weil Mutter doch nicht mehr laufen kann." Da setzt sich das feingliederige Männchen lachend auf den Schoß seiner starkknochigen alten Mutter, die in den Beinen lahm ist.

Frau Doktor Wilhelm sitzt am Fenster, wo man über Webers Dach hinaus auf den Strom blickt, tagtäglich seit zehn Jahren. Vorher konnte sie noch laufen und sich über den Neubau ärgern. Jetzt ist sie steif und müde. Ihre Jahre waren ein Warten auf Hinrich, dabei konnte sie müde und kindisch werden, aber sie denkt nicht ans Sterben; nein, jetzt soll erst das Leben angehen! — Hinrich erzählt und lacht. Die beiden Frauen können nicht aufhören, ihn auszufragen; sie wollen so viel wissen aus dem Lande Amerika.

„Was ich noch sagen wollte," sagt Frau Doktor Wilhelm, „vergiß nicht die Bratäpfel, Trina, für Hinrich und Ottochen, nimm nur welche von den Kalvillen, um zehn Uhr kommt Otto aus der Schule." Und sie redet von Hinrichs verstorbenem Bruder, der vor vierzig Jahren seinem Vater, Doktor Wilhelm, im Tode folgte.

Trina wischt sich mit der Schürze über die Augen. Frau Doktor ist wieder wirr im Kopfe, die Freude ist zu viel gewesen, sie legt den Kopf in die Kissen und schließt die Augen.

Leise führt Trina den jungen Herrn aus der Stube durch das Haus. Der Dachdecker muß kommen — und das Stiegengeländer ist am Abbrechen. — Im Hausflur hängen lockere Tapetenteile an der Wand, keinen Groschen haben die Frauen die letzten Jahre den Handwerkern in die Hand geben können. Hinrich wird seltsam still. In der besten Stube reibt er sich die Hände, sie ist kalt und tiefschwarz. Da reißt Trina alle Fensterläden auf, und der Tag bricht auch hier ein mit Winterlicht.

Digitized by Google

„Wir wollen in der besten Stube Weihnachten machen, Herr Hinrich," sagt das Mädchen, und läuft nach unten und bringt das Tannenbäumchen herauf, und huscht und trippelt und schleppt dünne Pappschachteln herbei und Backwerk und stellt alles auf den Tisch zum Christbaumschmuck.

Hinrich sitzt auf dem grünen Sopha und schaut in eine Gruft. — In der blauen Pappschachtel liegt der Weihnachtsengel mit den roten Backen und dem Kleid aus Flittergold, das noch rauschen kann. Hier liegen die Wachsbirnen und Aepfel mit den silbernen Blättern. Staub hebt sich aus den Schachteln und Hinrich träumt Weihnachtsmärchen. —

Der Tag dringt so gern hier in die gute Stube. Der alte Ofen brennt fröhlich ohne Rauch. Es sollte ja jetzt tiefer Winter sein, aber es sieht alles aus, als käme der Frühling! Da ist nichts Erstorbenes, der frische, junge Wind beugt sprossende Aeste im Garten, jauchzendes Leben! Die alte Kraft steckt in der Erde, wenn sie auch schlafen muß. Es kann ja gar nicht anders sein, es müssen Schneeglöckchen kommen! Es ist ja, als sollten schon Anemonen unter morschen Buchenblättern auf dem Burgberge hervorlugen!

Hinrich ist in seine Schlafstube gelaufen. Dort steht ein Schrank, der nach Kampfer riecht, hier hängen dünne Röcke und sauber gestopfte, fadenscheinige Hosen, und ein weites Mäntelchen. Hinrich lacht herzlich und wirft den Plunder Trina in die Arme. Sie hilft dem jungen Herrn in seinen schweren Mantel, und holt den Stock mit dem silbernen Griff herbei. Dann läuft Trina an das Küchenfenster und blickt Herrn Wilhelm nach, wie er durch den Vorgarten die Treppe hinuntergeht zur Straße.

Hinrich Wilhelm trägt ein Kistchen im Arme, seine Wertpapiere. Es ist ein Zauberkästchen. Die Welt soll es ihm erschließen, seiner Mutter und Trina wird es ein Häuschen geben, oben im Garten, wo die Sonne hindringen kann. Hoch oben an Wilhelms Gartenmauer, wo eine Hintertür auf den Fahrweg und weiter hinauf zum Burgberge mit der Ruine führt — dort wird Hinrichs Villa „Zu Hause" gebaut werden. Das rotgelbe, riesige Vorderhaus an der langen Straße soll unter seinen Füßen liegen wie ein Hund, das wird Hinrich zum Hinterhause machen. Seine langen Jahre waren ein Traum, in denen er den Wohlstand erkämpfen mußte. Er hat drüben in Texas mit einem Kramlädchen begonnen und es zu einem Weingut in Kalifornien gebracht; Mutter und Trina wollten leben, als sein Vater, Doktor Wilhelm, plötzlich starb, ohne einen Groschen zu hinterlassen. Da schied der blühende Otto verzweifelt aus dem Leben, aber Hinrich biß die Zähne zusammen und ging nach Amerika. Dort sang er in klaren Ster-

Digitized by Google

nennächten, wenn ihn niemand hörte, die alten Lieder seiner kurzen Studentenzeit. — Ja, er hat wohl nur geträumt. —

Hinrich Wilhelm geht wieder durch die Gassen seines Heimatstädtchens. Doch niemand ruft wie ehemals: „Guten Tag, Hinrich“ oder: „Sieh, da geht Doktors Hinrich!“ Wohl dreht sich mancher um und lächelt, aber nirgends ein Gruß, der in seinen Heimatjubel paßt. Die Häuser sind hoch und dünn, die sich in ehemaligen Feldern erheben, in der Altstadt steht schläfrig manches Haus im Garten, das er kennt. In jener kleinen Konditorei, die Hinrich ehemals groß und prächtig erschien, saß er als Schüler und Student mit Karl Allers und Gerhart Müller. Wo ist denn Allers Haus hingekommen, das gelbe Haus am Marktplatz mit den weißen Fensterläden? Vom Erdboden verschwunden. — Der gute Doktor Allers liegt auf dem Kirchhof. Und Allers Karlchen, sein Sohn? Der hat die große Heilanstalt am jenseitigen Ufer des Flusses! Hinrich treibt die Neugier zu Karlchen, der war ein hübscher Knabe, ein feiner Jüngling, ein Freiheitsschwärmer. — Wie oft hat Hinrich in der Schule für ihn seine wunderschönen Aufsätze gemacht, wie oft sind Gedichte vorgetragen worden, als seien sie von Karlchen, die Hinrich verfaßt hatte.

Der alte Mann eilt über die Steinbrücke, in die Anlage am Wasser. Wintergrün blinkt in der Sonne, dahinter die Straße mit den neuen Häusern. Herr Doktor Karl Allers hat augenblicklich Sprechstunde und Hinrich Wilhelm tritt, heimlich lachend, in das Wartezimmer für die Stadt und Landleute. Die Stube ist voll von Leuten mit blöden Augen, sie wissen nicht mehr wohin sie schauen sollen, sie haben schon die Stube durchgeguckt. Der Arzt erscheint endlich in der Tür des Sprechzimmers, ein Mann erhebt sich und folgt ihm in ein helles Zimmer. Diese starke Gestalt auf der Türschwelle war Hinrich unbekannt — und doch muß dies Karlchen gewesen sein! Nun will Hinrich den Scherz auch bis zu Ende führen und als letzter der Patienten hier vor dem dicken Doktor stehen. — Es ist düster und öde in dem Wartezimmer. Vor dem Fenster stehen Cypressen und grüne Büsche. Hinrich lächelt so froh, daß man seine großen Zähne schimmern sieht. Niemand hier weiß, warum er lächelt.

Er denkt an seine Villa „Zu Hause“, er richtet sie ein, er möbliert alle Stuben, er sieht die Tüllgardinen wehen, er sieht Mutters Blumentisch. Hier hat er Zeit zum Ueberlegen und Rechnen, kaum merkt er, daß alle Patienten gegangen sind, daß die Reihe an ihm ist; Doktor Allers steht auf der Türschwelle und neigt sich gleichgültig vor dem gut gekleideten Herrn, den er im Halbdunkel nicht erkennen kann. — Der Doktor jedoch ist voll beleuchtet, sein großer starker Körper

Digitized by Google

steckt in glänzend schwarzem Tuch, das gelblich weiße glatte Gesicht umrahmt ein kurzgeschorener Bart. Dieser Mann kann sechzig Jahre alt sein, aber auch fünfzig Jahre, Hinrich erkennt Karlchen an den kleinen, blauen Augen, die in den Fettmassen seiner Wangen stecken wie Glasperlchen, sonst erkennt er nichts mehr. — Und Doktor Allers ergreift wie im Traume Hinrichs, sehnige Hände. Er blickt in das Antlitz des Jünglings mit dem alten Kopf, der lächelnd in seinem Wartezimmer steht, dann erkennt er Doktor's Hinrich und zieht ihn in seine Stube. Dort sinkt Karlchen in einen Sessel und lacht, und lacht — und kann sich nicht mehr beruhigen.

„Nun, Hinrich, Hinrich! Bist du das wahrhaftig? Was du dünn geworden bist, die Haut will dir ja von den Knochen herunter! Aber es ist dir wohl immer gut gegangen? Es ist dir wohl immer gut gegangen?“

Karlchen sieht den modernen Mantel mit dem gesteppten Seidenfutter und die kostbare bunte Krawatte. Abermals muß er so herzlich lachen.

„Dann kann ich ja nur wieder gehen, Karl,“ sagt Hinrich, „wenn du nichts kannst als lachen.“

Aber das hat Karlchen nicht gewollt. Der Freund muß mit ihm in den Eßsaal seines Hauses gehen und ein Glas Wein trinken. Dort sitzt eine dicke ältere Dame, Karlchens Gattin, im Erker und stickt, — Gustchen Schönherr. — Ueber diese hat Karlchen sich ehemals lustig gemacht und sie „goldene Gans“ genannt. — Er hatte ja Johännechen Krondorf im Sinn. Zehn Jahre später wurde Gustchen die Grundlage zu Allers Anstalt und die Mutter von seinen Kindern. Es ist ein Gewoge von Kleidern und blonden Locken, ein Blitzen von blauen Augen, ein Rufen um Hinrich Wilhelm! Es scheint, als seien dreißig laute Personen eingetreten, aber es sind nur Laura und Lydia Allers und die zarte Tilde — die drei unverheirateten Töchter, und die verheirateten mit ihren Kindern. Hinrich hatte einen dummen Kopf, als er gegen Mittag diesen lebhaften Familienkreis verließ, es trieb ihn hinaus auf die Brücke des breiten Stromes. Es tat so wohl, die silbernen, friedlichen Wellen zu hören, die sich niemals widersprechen.

Die Gärten am Flusse liegen wohl geordnet und kahl, die Häuser glänzen im vollen Lichte. Das weiße griechisch angelegte Haus, das hinter Cypressen schimmert, das könnte Gerhart Müllers Künstlerheim sein! Eine plötzliche Sehnsucht treibt Hinrich Wilhelm zu Gerhart Müller. An seiner Schwelle braucht man heute nicht zu klingeln, Tor und Tür sind weit geöffnet. Sperlinge, Finken und Tauben fliegen

Digitized by Google

furchtlos in die rot gestrichene Vorhalle mit den weißen Gypsfiguren. Hinrich betritt von hier aus ein großes Zimmer, dessen Gartentür wie der Rahmen zu einem abgeschlossenen Bilde vor ihm geöffnet ist. Ein alter Mann mit langen weißen Locken steht hier auf der Terrasse und füttert Tauben, die flattern auf seine Schultern, fliegen in seine Hand, umschwirren sein Haar. Der Mann redet freundlich mit allen Vögeln, als verstünden sie jedes Wort. Hinrich kennt diese Stimme. — Er tritt auf die Terrasse zu Gerhart Müller. Der wendet sein stilles, klares Gesicht dem fremden Manne zu.

„Hinrich, Hinrich," stammelte der Greis — und mußte sich niedersetzen. „Ja, das kann nur Hinrich Wilhelm sein, so komm doch, Hinrich." — Tränen tropfen aus den großen hellen Augen, die in Gerharts Antlitz stehen wie Narzissen auf einer Winterwiese.

Auch Hinrich mußte weinen. Warum ist denn Gerhart schon ein Greis geworden, wie konnte das nur möglich sein in den Jahren, welche Hinrich jetzt in der Rückerinnerung, wie eine einzige rastlose Begebenheit erscheinen? — Gerhart Müllers Lebenswerk hängt still an den Wänden seines Hauses. Bilder wohin man schaut, weit gereiste, kurz gereiste, und stets wieder zu Hause erschienene! Nur ganz wenige sind irgendwo hingekommen, wo es Menschen gab, die sich scheuten in den Bilderausstellungen nach bunten Blendwerk auszuschauen und mit kleinen Schrittchen in die Ecken trippelten, wo die Gerhart Müllers hingen, die Taubenbilder. —

Der Künstler führt den Jugendfreund durch das Haus. Sie sind vertraut wie vor langen Jahren, Gerhart wird in einer Stunde wieder jung. Hinrich glaubt niemals etwas Schöneres gesehen zu haben wie Gerharts Bilder — er hat ja auch so wenig Bilder in seinem Leben gesehen — aber diese hier gefallen ihm. — Gerhart flüstert und erzählt von einem Bilde zum andern. Zu Anfang und zu allerletzt kommen sonnige Ruinen und ruhige Wasser. Kein lauter Ton klingt in diesen Friedhöfen der Gerhart Müller'schen Kunst mit den glatten freundlichen Denkmälern. Es gibt Kirchhöfe ohne Trauerweiden, mit ruhigen Säulen und weißen Kreuzen, und schwarzen, reinlichen Tafeln. Wenige Bäume sind hier, reichlich Sonne und viele Gräser und freundliche Blumen. Man kann sich nicht vorstellen, daß die stärkste Sonnenglut die Gräser versengen möchte, man kann sich nicht vorstellen, daß sich ein Lebenskranker hier verzweifelnd erschießen könnte. Auf einem solchen Friedhof wandeln Hinrich Wilhelm und Gerhart Müller, die so ungern auf den Friedhof da draußen vor dem Stadttor wandern. Dann küßt Hinrich Gerhart zum Abschied.

Digitized by Google

Trina hat lange mit dem Mittagessen warten müssen. So gut hat es Hinrich seit vierzig Jahren nicht mehr geschmeckt, die alten Frauen kommen nicht aus dem Lachen und aus der Freude, kein Teller auf dem Tisch, keine Schüssel, die nicht von Hinrich mit Jubel begrüßt würde.

Nach Tische läuft er, mit der Zigarre im Mund, den Garten hinauf bis zur Mauer und mißt den Platz aus für die neue Villa. Ein Rabe schwingt sich mit schweren Fittigen in die Höhe, zur Ruine. Ob dort noch die Dohlen sind, ob sie noch die alten Nester haben? Hinrich stößt mit dem Fuß das Pförtchen in der Mauer auf und steht auf der breiten Burgbergstraße. Er nimmt sich nicht Zeit, langsam den Weg zu verfolgen, er klettert gradaus zwischen den Baumstämmen, den weichen, glitschigen Waldboden hinauf zum Ruinengemäuer.

Das Loch, durch welches er schlüpfen kann, ist noch vorhanden, den Burghof hat man sauber gekehrt, Hinrich läuft in das Mauerwerk der Burgkapelle mit den gothischen Fenstern. Und er hört was die alten Mauern sagen: „Weißt du noch, Hinrich Wilhelm, als du hier im Mondenschein Julchen Schulte küßtest, als wenn eine Hand über eine Heckenrose fährt? Erinnerst du dich auch deiner Mond- und Sonnenträume und deiner Heldengedichte, als die Zeiten der Räuberspiele vorüber waren?“ Das Winterlicht fällt tief in das Kirchengerippe, das kein Dach hat. Die Ritter aus Sandstein sind nicht älter geworden an den Wänden. Hinrich läuft vor den Kirchenaltar und breitet die Arme aus und predigt wie in der Jugendzeit. „Kommet alle zu mir, ihr Ewigen, wie ich zu euch komme. Wasser, Licht, Luft, helft mir die Daseinsfreuden tragen! Sonne, sende nicht zu viel göttliche Strahlen, daß kein Uebermut einziehe in Hinrich Wilhelm, aber bleibe ihm gnädig und seinem Neubau. Wolken, ihr Federbälle meiner Kinder- und Mannesträume, tragt mich nicht zu hoch in die Unendlichkeit, gönnt mir die Erde! Ich kann doch in keine Tiefe blicken, ohne an die Höhe zu denken, und ich könnte keinen Brunnen graben, ohne ihn mit Holunder zu bepflanzen. Helft mir, himmlische Kräfte, daß ich weise schalte.“

Als Hinrich genug geredet hatte, lief er achtlos durch den Burggraben zur Straße hinunter. — Ein feines Mamsellchen stand dort und drehte einen Epheukranz zwischen den Fingern.

Hinrich kannte diese zarte Gestalt, es ist ja wahrhaftig Johännechen Krondorf, Karl Allers Schüler- und Studentenliebe! Wenn diese beiden sich auf dem Burgberg trafen, stand Hinrich unten Wache, bei Regen, Schnee und Sonnenschein.

„Hinrich, mein Gott, Hinrich,“ sagte Johännchen und weinte in ihr Tuch. — Als sich die beiden die Hände drückten, sah

Digitized by Google

Hinrich in das Gesicht eines vertrockneten, alten Jüngferchen. — „Wo sind die Jahre hin, Hinrich," weinte das Mädchen stärker, „o Hinrich, Hinrich, wie ich dich vorhin da oben sah. — Du bist ja von weitem so ganz der alte, liebe Hinrich geblieben. Und wie ich da unten Karlchen seine Anstalt sah, — die ihn mir weggestohlen hat, ja weggestohlen!"

Ist es ein Gespenst, das hier vor Hinrich steht? — Er träumte so jung; es ist ja als habe eine Hexe Zauberkünste mit dem schönen zarten Johännechen getrieben! Hinrich weiß nichts zu sagen und drückt die welke Hand. „Oh Hinrich, Hinrich, du bist wohl noch so gut geblieben. Solche gibt es nicht wieder wie du einer warst." Johännechen legte sich schluchzend an Hinrich's Schulter, ihre grauen Haarstränge lockerten sich. — „Oh Hinrich, Hinrich, vierzig Jahre, vierzig Jahre! Was bin ich die erste Zeit so viel bei deiner Mutter gewesen — nachher wurde ich zum Kinderspott! Und die letzten Jahre ließ ja Trina niemand mehr hinein, sie schämte sich wohl. Jetzt gehe ich nur noch auf den Kirchhof zu Vater und Mutter und Minchen und Fritzchen und Tante Anna. Deinem Vater und eurem Otto bringe ich auch manche Blume, Hinrich." —

Immer lauter jammerte das arme Johännechen, immer fester schmiegte sie sich an Hinrichs Arm und er, der keine Blume abreißen kann, weil er glaubt, daß er ihr wehe tut, muß lächeln wider Willen. —

Allmählich wird das alte Mädchen ruhig. Die beiden alten Leute schreiten den Waldweg entlang zu Krondorfs Gartentürchen.

Hinrich kann so schön erzählen und Johännechen wünscht ihm Glück zu seinem Hausbau, aber Hinrich hätte jetzt weinen mögen, da sie schäkert. — Tiefernst geht er heim — und setzt sich an das dunkle Fenster in seiner Mutter Stube. —

Es dringt ein glutroter Abendschein dorthin, wo Frau Wilhelm im Sessel nickt. Plötzlich ist die graue Stube rosarot. Trina klappert mit den Kaffeetassen und will schon die Lampe bringen, aber Hinrich wehrt ihr. — Trina flüstert allerlei und läuft hinein und hinaus. Sie bringt alten Kram herbei, um Herrn Hinrich zu erheitern und sie lacht wie ganz leise Glöckchen. Da ist wahrhaftig noch das Kasperle-Theater, das Otto gehörte. Hinrich erkennt jegliche Marionette, er erkennt auch den Drachen aus schwarzem Glanzkattun, welcher die Hansnarren in seinem Riesenmaul verschwinden ließ. . . . .

Draußen melden sich die Weihnachtsglocken. Zuerst bimmelt die helle Klosterglocke, dann kommt die starke Glocke vom Turm der Pfarrkirche — und Hinrich vernimmt inmitten ihrer Freude, jenen wehen, leisen Klang, den niemand hört außer ihm. . . . . .

Digitized by Google

II.

Noch immer kein Schnee, der mit stillen Flocken beginnt und zu Schneemassen wird, welche man freudig erwartet und in der Frühlingssonne frohen Herzens schwinden sieht. Der Himmel ist bleigrau über Stadt und Strom. Plötzlich erheben sich närrische Stürme, die Doktors Haus jäh umtoben und nichts Gebrechliches leiden können. Sie tollen und pfeifen, es ist nicht zu sagen, was sie vorhaben, es bleibt nichts anderes übrig als abzuwarten. Es ist Dreikönigstag, der sechste Januar.

Um vier Uhr nachmittags brennt das Gas in den Straßen der Stadt und die Fenster sind erleuchtet. In den Schlafstuben der Herrschaftshäuser liegt der Ballstaat auf den Betten, oder die Damen sind noch mit Nähen beschäftigt, denn in der „Eintracht" findet Dreikönigsball statt. Hinrich Wilhelm hat sich auf dreiviertel acht Uhr die Droschke bestellt. Auch in seiner Stube liegt Ballstaat bereit, Allers haben ihn überredet, den Ball zu besuchen; Hinrich hat Gerhart eingeladen und ein Souper bestellt, sie wollen eine gemütliche Ecke bilden, trotz Wind und Wetter.

„Wie ein Bräutigam, Frau Doktor," meinte Trina, als Hinrich Wilhelm zu seinem Frack griff; mit spitzen Fingern hält Trina Herrn Hinrich den Rock mit dem Seidenfutter entgegen und die Lampe hoch über den fleckigen Spiegel. Gertenschlank ist Hinrich in dem feinen Frack, ein solcher ist noch niemals hier im Städtchen gesehen worden.

Die Straßen waren dunkel und die Gaslaternenflämmchen flackerten, als Hinrich in der klappernden Droschke zum Balle fuhr. Der Sturm johlte frech und schmiß im Wirbel Hagelkörner an die Wagenfenster.

In der Eintracht ist's warm, und es riecht wie einst nach heißen Oefen, nach Braten, und nach dem Wachs der blanken Fußböden. Doch der Tanzsaal ist groß, ganz anders wie ehemals, als Hinrich und Otto Wilhelm hier ihren Schüler-Ball abhielten. Mehr noch wie zu Hause muß Hinrich in der fröhlichen Eintracht des Vaters und des Bruders gedenken. . . .

Die drei Jugendfreunde sitzen in der grünen Stube an einem schön gedeckten Tischchen. Von dort blickt man durch die ausgehobenen Türen in das Getriebe der Tanzenden.

Die Freunde sitzen in Wolken von Zigarrendampf, der umgibt Gerharts Locken wie ein Heiligenschein und wie Engelswolken, er flattert schwer, mit dem Dunst des Weines gemischt, um Karlchen Allers fette Gestalt. Ein Tafelaufsatz und ein Blumenstöckchen ragen bunt aus dem grauen Qualm.

Digitized by Google

Hinrich sitzt neben dem Champagnerkühler, der auf dem Fußboden steht und greift von Zeit zu Zeit in das rauschende Eis, dann schaut er gradaus in den Tanzsaal, in das Wogen und Neigen da drinnen, in das Wirbeln, er hört so mächtig die Klänge der Tanzmusik.

Und Hinrich Wilhelm spricht zu den Freunden: „Freundesgenossen, Freunde, einen Zuruf der deutschen Freundestreue! Ein Gedenken und dreifach Heil den Idealen, welchen wir uns hier an dieser Stätte vor vierzig Jahren ergeben haben. Wir haben unsern Schwur gehalten, Freunde, wir sind unseren Idealen treu geblieben. Ein frohes Lachen und ein dreifaches Heil dem was uns geblieben — und dem was wir erreicht haben! — Gerhart Müller, wohl hast du heimlich kämpfen müssen, dein friedlich Haus ist die Ruhestätte deiner Siege. Heil dir und ihnen! Karl Allers, du hast unentwegt der leidenden Menschheit gedient, wohl dem, der so prächtig dienen kann! Heil dir und deinen Zielen! Und ich, Hinrich Wilhelm, ja, ich habe es nicht so gut gehabt wie ihr, ich stand auf schlimmem Boden, ich habe hungern und rechnen müssen. Ich habe mit meinen Händen auf dem Felde geschafft, des bin ich froh, denn ich habe in sternklaren Nächten meine Ideale bewahrt und bei Sonne und Regen nach dem Himmel geschaut."

Hinrich zerknitterte ein Seidenpapier und legte etwas auf den Tisch.

„Seht, diese drei Siegeskränzchen, Freunde, die dürfen wir zufriedenen Sinnes nehmen und bewahren. Ihr habt Kriege und Ruhm erlebt und Helden gesehen, — ich mußte ihnen aus dem Wege gehen — und habe einsam auf meinen Knien gelegen, und nur Sonne, Mond und Sterne über mir gehabt — aber ich darf es auch getrosten Mutes wagen, mein Siegeskränzlein zu tragen."

Hinrich bekränzte zuerst Gerhart mit dem schmalen, goldenen Lorbeerblättergewinde, sodann Karlchen, und dann setzte er sich selber den Kranz auf sein Haupt. Karlchen Allers lachte so laut und herzlich, daß sein gelbes, dickes Gesicht rosarot wurde. Er griff in das blondgraue Haar und legte das Kränzchen vor sich auf das Tischtuch. Gerhart ließ es auf seinen Locken ruhen und saß mit strahlenden Augen träumend, wie ein Apostel. Er ist so schwerhörig, aber Hinrichs Rede hat er wohl verstanden und gibt leise schöne Worte zur Antwort.

Die Türen stehen voll Neugieriger, alter und junger; viele lächeln und einige haben Tränen in den Augen. Die Leute, die in der grünen Stube sitzen, erheben sich alle und kommen mit gefülltem Glase an den Tisch der Freunde. Wieder tönt drüben die laute Tanzmusik.

Digitized by Google

„Ja, unsere Ideale," sagt Doktor Allers, und blickt nieder auf sein Kränzchen, in dessen silbernen Schleifen das Datum von Hinrichs Abreise nach Amerika und der heutige Tag eingraviert sind. „Weißt du, was meine Anstalt ist, Hinrich? Schuttablagerung! Da kommen sie, wenn sie kaputt sind, und nicht mehr weiter können — und werden mir gebracht, wenn sie den andern im Wege sind. Weißte, Hinrich, recht hafte, ein Schurke ist Allers Karlchen sein Lebtag nicht gewesen, aber das Geld hat er sich doch aus dem Schutt holen müssen, aus dem Sumpf. Man muß so über dem Leben schweben — und lachen, wenn man doch nicht weinen kann — das ist das Beste! Prost Hinrich! Prost Gerhart!" — Die Musik rauscht einen Walzer, die erhitzten Paare wirbeln an der Tür des Billardzimmers vorüber. —

„Weißte, Hinrich," sagt Karlchen leise — Gerhart versteht kein Wort und träumt — „mein Minchen, meine Aelteste, die geht mir viel im Kopf herum, die ist nicht glücklich! Das kommt von den Liebesheiraten, sie hat den Muck haben wollen, und ich habe Minchen gewähren lassen, sie hat auch Dunst im Kopf, Ideale, die hab' ich ihr nicht nehmen wollen! Ich bin mit Gustchen Schönherr an die Richtige gekommen, das kannste glauben oder nicht."

Drinnen im Tanzsaale sitzen die Aller'schen Damen aus der Anstalt auf der Estrade wie auf einem Throne. Da thront Gustchen, Frau Doktor Allers, in schwerer Seide, umgeben von etlichen nervenschwachen Damen, welche kostbar und fein gekleidet sind, und über die Kleinstädter lächeln.

Da sitzt auch gelangweilt Minchen Muck, Karlchens verheiratete Tochter, und möchte am liebsten wieder nach Hause gehen.

Frau Doktor Allers blickt von einer Tochter zur andern, von dem stillen Minchen zu der überlauten Laura und zu der schönen Lydia, welche soeben mit Minchens Gatten, dem rotbäckigen Alfred, tanzt, und zu der zierlichen Tilde, die wie eine Schneeflocke fliegt. Dann erhebt sich Gustchen Schönherr und geht durch den Saal ins Nebenzimmer zu ihrem Gatten, der so laut und lärmend lacht und jetzt plötzlich verstummt: sein Antlitz wird glatt und sein Gebaren lächelnd-freundlich, in der Weise, wie er mit seinen Damen verkehrt. Es gelingt seiner Gattin, die drei Freunde an die Stufen ihres Thrones zu führen. Dort unterhält sich Hinrich Wilhelm mit all diesen schönen Damen und redet muntere Worte mit dem stillen Minchen.

„Tanzen mußte, Hinrich," spottet Karlchen," se haben hier vierzig Jahre auf dich gewartet. Hier heißts noch immer: „Verliebt, verlobt, verheiratet."

Digitized by Google

Da erhebt sich Hinrich Wilhelm wie ein Jüngling und holt sich das allerjüngste Mädchen von der Wand und walzt mit ihr durch den Saal, daß ihn alt und jung bewundern muß; denn er läßt sich nicht verspotten.

Niemand tanzt hier so leicht und voller Lust, wie er; er ist jung geblieben, denn ihm mangelte da drüben die Zeit zum Altern. Und es geht ein Munkeln und Raunen durch Eintracht: Doktor Hinrich hat ein Goldbergwerk auf seinem Weingut in Kalifornien, der alte Herr ist ein Millionär geworden.

Es war Gerhart Müller bis jetzt unmöglich, ihn zur Heimfahrt zu überreden, bereits um ein Uhr harrte die Droschke der beiden Freunde. Still und gebeugt steht Gerhart Müller in einer Ecke des großen Saales, verlassen, vergessen — ein Greis. Wie immer, wenn er sich allein fühlt, gedenkt er seiner Jugend- und Mannesliebe, die schließlich einen anderen genommen hat, weil er immer zu bequem zum Heiraten war. „Anna," klagt Gerharts Seele, „es ist dein Werk, oder ist es doch meine Schuld — daß ich Qualen der Verlassenheit dulde? Es ist hier ja beinahe eine Schande, allein zu stehen. Nein, das ist ja nicht mehr zum Ertragen, warum hat Hinrich mich denn hierher geschleppt? Ich bin doch nicht wie unser Hinrich, ich bin alt, und er ist jung geblieben." Und jetzt steht die furchtbare Klarheit in Gerharts Innern, sein Hoffen ist eine Leiche, die nicht verwesen wollte, seine Lebensfreudigkeit ist ein Baum mit Früchten aus buntem Glas, die im Winde klirren. Die laute Ballmusik wird dem alten Mann unerträglich. Er geht hinaus in die Garderobe, kümmert sich nicht weiter um Hinrich Wilhelm, und verläßt die Eintracht wie ein armer Sünder, der einst gepraßt und dann Jahre lang gefastet hat.

Draußen in der Winternacht schweben die Lichter der Gaslaternen wie niedergesunkene Sterne im Dunst des nahenden Wintermorgens. Es schweigt der johlende Wind und wird stumm vor vielen Fenstern, er macht einem stärkeren Platz — der Frost kehrt ein. Der geht fest durch die Straßen und wie ein Gott über den breiten Strom und nimmt Besitz von Wasser und Erde.

Gerhart Müller hat sich auf sein stilles Bett geworfen und ist, verwirrt von dem ungewohnten Treiben, in festen Schlaf gesunken. Was wollt ihr in seiner Nachtruhe, bunte Bilder, lebenswarme Gestalten? Laßt ihm seine Ruhe, selbst wenn sie wie Blei schwer auf seinen Gliedern liegt. Der alte Mann vernimmt ein festes Pochen, es wird stark wie tausend Hämmer klopfen. Er hört leise Glocken klingen wie Engelsstimmen, sie schwellen an zu einem rhythmischen Rausch. Streitet

Digitized by Google

ihr um ihn, rauschende Töne, seid ihr das Gewollte und das Unvollendete? Ein Lichtstreifen! — Ist das der Gruß des klaren Tages? Ach Gott, habt ihr gut geschlafen, ihr armen Spatzen in den nackten Bäumen, daß ihr so nach Herzenslust zwitschern könnt? Was erzählt ihr Gerhart Müller für gute, heitere Dinge? — Fast möchte er weinen. —

Ganz früh und ganz spät hörte Gerhart Hinrichs Droschke rollen; er vernahm Menschenlachen und Menschenwort. Hinrich Wilhelm fuhr die schönsten Damen vom Balle nach Hause und ist endlich selbst zu Hause angelangt und polternd, wie vor Jahren, als das Schloß der Haustür noch fest und die Treppe neu war, in seine Stube gegangen. Dort nimmt er ein Rapier von der Wand und schwingt es, juvifallera, juvifallera! Dann wirft er seine gefütterten Pantoffel an die Decke.

Trina vernimmt den Lärm in ihrer Kammer und lacht über das alte Gesicht. Die Küchenfenster sind zugefroren, jetzt hat Herr Hinrich seine volle Freude, der starre Winter ist da.

Doktors Hinrich sinkt in schönen Schlaf, nun, da alle Glokken läuten, und er mag es nicht vernehmen, jenes Winseln der Pfarrturmglocke, inmitten aller Glockenfreude. —

III.

Frau Doktor Wilhelms Stube ist belebt von lachenden, jungen Mädchen. Die alte Trina kann nicht genug Kaffeewaffeln backen und nicht genügend Blumengläser hervorsuchen, denn jeder Besuch bringt Frau Doktor einige Treibhausblumen. Man merkt es wohl, es ist wieder ein junger Herr im Hause! Die Glocke an der Haustür ist bisweilen heiser von dem vielen Klingeln.

Da draußen schimmert die Eisfläche des Stromes zwischen den Dächern der langen Straße. Hier sieht Trina Herrn Hinrich zwischen schönen Damen gertenschlank dahinsausen, es ist nicht anders, wie in seiner Jugendzeit.

Bei Allers drüben wird heute gerodelt, auch hier gibt es mancherlei zu sehen. Die Damen und Herren fliegen durcheinander, übereinander, in wilder Jagd den Berg hinunter in den Garten, und alle haben rote Backen und glänzende Augen. Da fliegt das mürrische Minchen Muck fröhlich hinter Herrn Hinrich den Berg hinunter, hier saust die langweilige Rosel Jenny, von welcher niemand solche Lust erwartet. Der Winter ist ein Zauberer, der Schnee ist sein weicher, schimmernder Mantel, seine Waffen sind goldleuchtend, seine Krone ist die Liebe.

„Mein Gott," sagte das arme Johännechen oben auf der Burgbergstraße zu der alten Trina," zu meiner Zeit hätte

Digitized by Google

man sich nicht erlauben dürfen, was jetzt Mode ist, aber ich will eurem Hinrich von Herzen ein liebes Frauchen in's Haus wünschen, und eine schöne Braut, wenn erst das Tauwetter wieder da ist! Bei mir läßt er sich nicht mehr blicken, ich weiß von nichts, auf wen dürfte wohl so beiläufig die Wahl gefallen sein? Ich glaube, Rosel Jenny wäre die Richtige für euren Hinrich."

Da lächelte Trina über ihr altes vertrocknetes Gesicht und meinte, sie könne nichts verraten, doch Herr Wilhelm dürfe gewiß überall anklopfen, wenn erst das Tauwetter da sei, würde auch oben mit dem Neubau begonnen.

Das Tauwetter kam, der Schneekönig schritt kummervoll von dannen und die winterfreudige Jugend ärgerte sich. Nun kam die freudlose Zeit, ohne Schnee und junge Blätter, dann aber platzen die Knospen, der Himmel schickte Sonne und hie und da milde Regengüsse. An solch sprossendem, lebensfrischem Tage wurde auf dem Burgberge mit Hinrich Wilhelms Neubau begonnen. Bei der Grundsteinlegung hatte er eine Predigt gehalten und Freibier gegeben, seine Arbeiter arbeiten für ihn mit tausend Händen.

Es ist so wunderschön oben auf dem Burgberge, die Sonne kommt am liebsten hierher, da ist es jedermann eine Freude, im Vorübergehen zuzuschauen, wie Hinrich Wilhelms Haus entsteht. Die jungen Mädchen gehen kichernd vorüber, die Damen der Aller'schen Anstalt, welche um diese Zeit gewöhnlich am kränksten sind, blicken spöttisch in den altmodischen Garten, worin das graue schimmlige Dach des alten Hauses emporschaut zu dem stolzen Neubau der Villa.

Es befindet sich seit kurzem eine Dame in Karlchens Heilanstalt, welche niemals lächelt und schöner und klüger ist wie die übrigen Damen.

Sie trägt das blonde Haar glatt gescheitelt über einer weißen Stirn und schwarzen Brauen, worunter Augen liegen, die sanft und gut scheinen, doch unmerklich scharf und prüfend aufleuchten, wenn sie sich unbeobachtet dünken. Diese Dame, noch jung an Jahren, doch von stattlicher Körperfülle, schwebt über allen andern wie ein Stern, fern und unerreichbar, unergründlich. — Selbst Doktor Allers weiß nichts Näheres über Marina Pavenstett zu sagen, es tritt ein dummer Ausdruck in seine Augen, wenn über sie geredet wird. — „Diese Person ist das zweite Mal bei mir, sie hat einen Vater in Italien, der pünktlich für sie zahlt," sagte Karlchen kürzlich zu Hinrich Wilhelm bei einem Glase Wein und Hinrich antwortete: „Ich will von Herzen wünschen, daß du das Fräulein bald gesund entlassen kannst, sie scheint ebenso gut wie schön zu sein."

Da lächelte Karlchen Allers.

Digitized by Google

An dieses Lächeln muß Hinrich Wilhelm denken. Marina Pavenstett glitt vorüber mit ihrem rotem Schirme über der weißen Stirne und den schwarzen Augen. Da aber kam Gerhart Müller des Weges mit seinen langsamen Schritten und sprach mit seiner leisen Jünglingsstimme: „Wenn der Prophet nicht zum Berge kommt, so muß der Berg zum Propheten kommen, Hinrich, doch ich will dir nichts verübeln, denn du bist überreich hier beschäftigt. Hast du übrigens soeben die schöne Pavenstett gesehen, die Karlchen in seinem Käfig hat? Wahrhaftig, ich kriege die alte Lust nach Pinsel und Palette zu greifen, wenn Auge und Herz so angenehm berührt werden."

Da blickte Hinrich Wilhelm zu Boden und betrachtete lange einen Käfer, auch entschloß er sich, den Freund in den Wald zu geleiten, wo Gerhart unersättlich von alten Zeiten plauderte, während Hinrich freundlich träumend seinen Gedanken nachhing.

Es gibt einen Ort, welchen diese Freunde meiden, als ob er nicht vorhanden wäre, das ist der Kirchhof da draußen in den Feldern, dessen Mauern sie scheu umgeben, vor dessen Tor sie kehrt machen. Hier begegnete ihnen heute Johännechen Krondorf mit ihrer grünen Gießkanne.

„Es freut mich ungemein, euch beide so munter zu sehen," sagte das gute Johännechen. „Das ist ein Vergnügen mit deinem Neubau, Hinrich, so was Feines haben wir bis jetzt noch nicht hier oben gehabt, er erfreut mich täglich, wenn ich vorübergehe nach meinem Totenkirchhof, übrigens, wenn es euch gefällig ist, einmal näher zu treten, ich habe auch Ottos Grab gut im Stand, er bekommt jedes Frühjahr seine schönen Hyazinthen."

Die Freunde behaupteten, es heute sehr eilig zu haben, sie hatten keine Zeit für den blühenden Todesgarten. Unter ihnen auf dem Schlangenwege leuchtete ein roter Sonnenschein, überall tauchte er auf, zwischen grünem Unterholz und den nackten Baumstämmen, eine Verheißung! Die alten Männer folgten aufmerksam seinem flatternden Gang — nun ist er verschwunden. — Da erhielten beide Freunde ihre Sprache zurück. Gerhart, der nicht allein in die Lüfte, sondern auch auf den Boden sieht, findet ein Vogelnest.

„Es ist künstlich und schön," sagte er zu Hinrich, „kein Mensch könnte sparsamer und weiser bauen wie es diese Vögel tun, niemand könnte liebevoller für seine zukünftige Familie sorgen."

Hinrich träumte, während Gerhart plauderte. Wie herrlich ist es, was es dort unten jenseits der Brücke gibt — eine wunderstille Frau — Marina. — Er öffnete die Augen wie helle, klare Fenster, ihm war als müsse er das Weib jenseits

Digitized by Google

des Stromes, dort unten in Allers Park, erblicken, woselbst er heute abend erwartet wurde. — Die Sonne in den blinkenden Buchenblättern, das schwatzhafte Bächlein, jene geheime Freude in Wald und Wiese, es ist alles Vorfeier für einen Festabend Hinrich Wilhelms.

Unersättlich plauderte Gerhart: „Der Schöpfer breitet seine Arme aus über dem Prinzen Frühling, Gewinde zieren Tor und Mauern, die Bäume erstanden mit Blüten aus ihrem Traume in den Feldern."

Gerhart hat es nicht bemerkt, daß ihm Hinrich nicht mehr folgt, der ist vom Wege abseits, durch morsches Laub, atemlos hinaufgeklettert zur Kapelle am Tann. Als Gerhart Marias stilles Reich erreichte, entging er glücklich einem plätschernden Regenguß, er hörte das Lachen der wilden Taube im Walde. Hinrich Wilhelm saß vor der Orgel, spielte einige Akkorde und sang mit seiner hellen Jugendstimme.

Da faltete der redselige Gerhart stumm die Hände, und der Regen klatschte draußen auf die Tannenzweige, doch als die alten Männer sich auf dem Heimweg machten, gab es Sonnenlichter und Vogelfreude.

Auf der Stadtbrücke trennten sich die Freunde. Als Hinrich Wilhelm einige Stunden später das Aller'sche Wohnhaus betrat, hörte er ein Uebermaß von lauten Stimmen, und es ging alberne Rede von einer Dame zur anderen, die zwischen etlichen Herren standen, es blitzten Edelsteine, es bauschten sich goldene Haare über neckischen Augen. Doch dies alles war ja nur ein glänzender Rahmen zu einem Bilde: Marina Pavenstett im schwarzen Florkleide, mit weißen Narzissen geschmückt, an eine Säule gelehnt, welche eine Palme mit großen Blättern trug. Bescheiden neigte sich Hinrich Wilhelm vor so viel Jugend und Schönheit. Da streiften ihn die schönsten, schwarzen Augen, die es im Musiksaale gab, so heiß, daß er verwirrt zur Seite ging. — Fort von Jugend und Glanz zu Karlchens gefüllten Bowlengläsern in der dunklen Ecke. —

„Du kommst wohl von unserem Gerhart, weil du so vertroddelt bist, Hinrich," lachte Doktor Allers. „Der Kerl kann einem leid tun, resultatlos alt werden, ich weiß nicht, warum solche Träumer auf die Welt kommen. Hinrich, mein Haus ist voll. Unter uns gesagt, ich warne dich, mir scheint, die dicke Pavenstett hat ein Auge auf dich geworfen, du baust ja wohl eine Götterburg, die Einrichtung allein wird doch vierzig bis fünfzigtausend Märkchen kosten, denn ohne Hausfrau, so spekuliere ich, wird kein Haus gebaut."

Abermals lachte Karlchen sein dröhnendes Lachen. Da entwich ihm Hinrich Wilhelm und ging mit der Zigarre im

Digitized by Google

Munde die Stufen hinunter in den gewitterschwülen, feuchten Garten. Hier schmetterten die liebestrunkenen Nachtigallen überlaut in entlegenen Winkeln.

Unter der Tanne, in dem abgeteilten umgitterten Gärtchen, fand Hinrich die zarte Tilde Allers.

„Onkel Hinrich," sagte Tilde" dir geht es wie mir, du konntest es da drinnen bei den Menschen nicht mehr aushalten, ich kann nicht verstehen, was Laura und Lydia für ein Vergnügen an ihnen finden."

„Ich bin voll Maiwunder, voll Käfersummen," sagte Hinrich, „ich habe fast den ganzen Tag im Walde verbracht."

Der Mond ging zwischen Wolken hervor und stand über Tilde, die ein Kränzchen in den Haaren trug, und durch die Büsche drang ein Lachen — wie eines Glases Klirren. —

„Horch, horch," sagte Hinrich Wilhelm, und hatte keinen Blick für Tildes Blüte, die ihm duftlos erschien.

„Da kommt die Pavenstett mit Doktor Ebner," sagte Tildchen," mein Kopf schmerzt so stark, diese Pavenstett ist mir die unangenehmste von Vaters Damen, gute Nacht, Onkel Hinrich."

Ist es ein Spuk der schwülen Nacht, täuscht das Mondlicht? Wieder scheint es Hinrich Wilhelm, als suchten ihn im Vorüberstreifen jene unergründlichen, schwarzen Augen. Wie sollten solche Sterne herunter zu Hinrich Wilhelm kommen? Es ist nicht möglich, daran zu glauben, in keiner Weise.

Er geht seine Wege mit vollem Herzen. Da hinein klingen Karlchens täppische Worte. — Zu Hause öffnet er weit die Kammerfenster, der Mond verschwindet wieder hinter Wolken, er treibt sein närrisches Spiel. Und warmer Regen träufelt reichlich nieder, immer mehr Segen strömt auf die keimende Erde, daß sie ihre Fülle überreich erschließen kann.

(Schluß folgt.)

o o o

Die Quellen von Eichendorffs literarhistorischen Schriften.

Von Franz Ranegger. (2. Folge.)

II. Die historischen Quellen.

In den 30 Jahren zwischen dem Erscheinen dieser Vorlesungen (1815) und dem Beginn der literarhistorischen Tätigkeit Eichendorffs (1845) war das Feld der Literaturgeschichte zwar auch auf katholischer Seite bestellt worden. Allein die von F. Schlegel ausgestreute geniale Gedankensaat war auf diesem Boden fast gar nicht aufgegangen, der Reichtum an fruchtbringenden Anregungen nur wenig ausgenutzt worden.

Digitized by Google

Ich gebe im folgenden eine kurze Uebersicht über die wichtigsten und interessantesten literaturgeschichtlichen Werke, die auf katholischer Seite seit F. Schlegels „Geschichte der alten und neuen Literatur" bis zum Erscheinen von Eichendorffs „Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands" (1856) veröffentlicht wurden. Bernhard Hüppes „Geschichte der deutschen Nationalliteratur" (² 1851) blieb in den Grenzen eines Schulbuches, V. Ph. Gumposch' „Allgemeine Literaturgeschichte der Deutschen" (1. Abteilung 1846) in denen eines ziemlich trockenen Handbuches. Hyazinth Holland machte in dem ersten (und einzig gebliebenen) Bande seiner „Geschichte der deutschen Literatur mit besonderer Berücksichtigung der bildenden Kunst" (1853), der das Mittelalter behandelt, einen schönen, mit wissenschaftlichem Ernste unternommenen Anlauf, die ganze nationale Poesie in Verbindung mit Kunst und Philosophie darzustellen. Es wurde schon erwähnt,[139]) was Eichendorff an diesem Werke besonders ansprach. Unzulänglich war dagegen eine im Jahr vorher erschienene „Geschichte der deutschen Literatur" von Moritz Brühl, die sich rühmt, „das erste vollständige Handbuch der allgemeinen deutschen Literatur zu sein, das sich entschieden auf den katholischen Standpunkt stellt und nicht nur die literarischen Schöpfungen von der ältesten bis auf die neueste Zeit von diesem Standpunkt aus beurteilt mit Beibringung des vollständigen gelehrten Apparats, sondern auch den katholischen Schriftstellern ihr Recht widerfahren läßt." So schätzt ihr Verfasser in der „Geschichte der katholischen Literatur Deutschlands vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart" (1854, ² 1861)[140]) selbst sein Verdienst ein. Hier wollte er in Ergänzung zu den akatholischen Literaturdarstellungen, die dem katholischen Schrifttum nicht gerecht wurden, den Anteil der deutschen Katholiken an der Nationalliteratur schildern. Durch seine reichen biographischen und bibliographischen Mitteilungen ist dieses ästhetisch freilich ziemlich anspruchslose, aber sorgfältig gearbeitete Werk heute noch sehr wertvoll.[141]) Brühl bekennt sich zu Friedrich Schlegels Poesiebegriff und verrät in den Abschnitten über die Romantik (128—338) deutlich Eichendorffs Führung.

Daneben liefen noch Darstellungen einzelner Literaturgebiete und Literaturgattungen, von denen Josef Kehreins[142]) zweibändige Schrift über „Die dramatische Poesie der Deutschen" (1840) an erster Stelle zu erwähnen ist. Sie ist im übrigen der einzige Versuch einer Gesamtdarstellung des deutschen Dramas geblieben. Reich an trefflichen Gedanken waren die beiden Abhandlungen des Konstanzer Generalvikars Ignaz Heinrich von Wessenberg „Ueber den sittlichen Einfluß der Schaubühne" (1823, ² 1825) und „Ueber den sittlichen Einfluß der Romane" (1826), aber sie litten gerade an dem Fehler, den Eichendorff an der Romantik hart tadelte, an religiöser Unbestimmtheit und am ästhetischen Christentum. Die religiöse Betrachtung griff beim Philosophen Martin Deutinger[143]) auch auf das Gebiet der bildenden Kunst über. In einem Programm der Studienanstalt in Freising betrachtete er „Das Verhältnis der Kunst zum Christentum" (1843) und ließ später eine Untersuchung „Ueber das Verhältnis der Poesie zur Religion" (1861) folgen.

[139]) Vgl. Anm. 15 u. 16 S. 367.
[140]) 804.
[141]) Vgl. meinen Aufsatz im Gral V 313—317.
[142]) Vgl. über ihn die Monographie von Valentin Kehrein, Paderborn 1901.
[143]) Vgl. die Monographie von Josef Anton Endres, Mainz 1906 („Kultur und Katholizismus", hsg. von Martin Spahn, Bd. 4). Die Einleitung von Karl Muth in seinem Neudruck der Schrift Deutingers „Ueber das Verhältnis der Poesie zur Religion", Kempten und München 1915, S. 1—28 (= Sammlung Kösel, Band 80, und Max Ettlinger, Die Aesthetik Martin Deutingers, Kempten und München 1914.

Digitized by Google

Hatte es also an Versuchen nicht gefehlt, in der Literaturgeschichtsschreibung auf katholischer Seite den religiösen Gesichtspunkt und die katholischen Dichter zur Geltung zu bringen, so fehlte es doch an einer wissenschaftlich unterbauten, gründlichen, weitausschauenden Darstellung der deutschen und ausländischen Literatur, auf die Eichendorff im Tatsächlichen sich hätte stützen können.

Obwohl sich Eichendorff in jahrelang fortgesetztem Umgang mit dem größten Teil der deutschen und ausländischen Dichtung, soweit sie für seine Zwecke in Betracht kam, vertraut gemacht hatte, gab es doch weite Strecken, namentlich in der altdeutschen Literatur, auf denen ihm die Kenntnis von Dichtung und Sprache abging. Hier stützt er sich vertrauensvoll auf Gervinus und Vilmar, in der älteren deutschen Literaturperiode mehr auf diesen, in der späteren Zeit mehr auf jenen. In der altdeutschen Zeit beschränkt sich seine Kenntnis der Poesie vielfach auf die Uebersetzungen, die damals schon in ziemlicher Anzahl vorhanden waren. Etwas freier bewegt er sich erst in der mittelhochdeutschen Blütezeit, aber erst seit der Reformation steht er seinem Stoffe durch genauere Studien näher. Diese keineswegs erschöpfende Vertrautheit mit den Quellen läßt ihn von vornherein den törichten Versuch eines Wettstreites mit Gervinus verschmähen. Ihm kommt es, während Gervinus eine geschichtliche Schilderung des gesamten Kunstverlaufs bietet, soweit die deutsche Literatur dabei in Frage kam, „vorzugsweise auf eine bloße Orientierung an.“[144]) In den Darstellungen der romantischen Poesie und des deutschen Romans im 18. Jahrhunderte beabsichtigt er gar keine Literaturgeschichte; dort will er nur die Hauptrichtungen aufzeigen,[145]) hier lediglich die für seinen Zweck bedeutenden Erscheinungen nachweisen;[146]) im Büchlein über das Drama begnügt er sich gar damit, „bloße Umrisse und Deutungen zu geben.“[147]) Darum kümmert er sich nicht um „ängstliche Jahreszahlen“ oder um „die ästhetische Bravour Einzelner“,[148]) sondern strebt lediglich darnach, „aus der Masse die hervorragendsten Momente, die dem Ganzen Farbe und Gestalt geben, hervorzuheben“ und auf diese Weise aus dem vorliegenden Material „ein klares organisches Bild möglichst herauszuarbeiten.“[149])

Wenn ich im folgenden ein Bild von Eichendorffs Verhältnis zu seinen historischen Quellen zu geben strebe, so werde ich, entgegen dem bisherigen Verfahren, nur in Ausnahmefällen die Quellennachweise im einzelnen angeben, da sie die Darstellung übermäßig überwuchern würden. Der fachlich interessierte Leser wird sie in meiner in Arbeit befindlichen ausführlichen Analyse der literarhistorischen Schriften Eichendorffs, zu der diese Quellenuntersuchung eine kleine Vorarbeit bildet, genau verzeichnet finden. Zudem greift diese Arbeit stellenweise, z. B. bei der vergleichenden Gegenüberstellung von Gelzer und Eichendorff, über den Rahmen einer bloßen Quellenuntersuchung hinaus.

Auch hier lassen wir, wie in der Untersuchung über die theoretischen Grundlagen, Friedrich Schlegel den Vortritt. Denn auch im historischen Tatsachenbericht und im kultur- und literaturhistorischen Urteil geht Eichendorff mit seinem Lehrmeister weite Strecken gemeinsam. Sie bedauern die Trennung zwischen den Gelehrten und dem Volk als ein wesentliches Hindernis einer einheitlichen nationalen Literatur, erkennen dem denkwürdigen Geisteskampf zwischen dem Neuplatonismus und dem Christentum eine ausschlaggebende Bedeutung für die ganze europäische Geistesentwicklung zu, halten den Materialismus für unverträglich mit der Poesie, sehen im Nationalismus das herrschende Grundübel in Deutschland, im schlaffen Pantheismus das neue und zweite Uebel feinerer und geistigerer Art, betonen die Wichtigkeit der Volksschriftstellerei, sehen den 30jährigen Krieg von den nachteiligsten Folgen für die Poesie begleitet und erörtern

[144]) LG 5. [145]) R 124. [146]) R 3.
[147]) RP 210. [148]) D 60. [149]) LG 5.

Digitized by Google

den subjektiven Charakter des Romans; sie bezeichnen den Weg der Dichtung durch die Reihenfolge: Sage, Epos, Drama, weisen diesem ungefähr dieselbe Aufgabe zu und verteidigen das Recht der Sinnlichkeit (selbstverständlich innerhalb der durch die christliche Moral gezogenen Grenzen) in der dichterischen Darstellung. In der Beurteilung der deutschen Literatur weisen sie weitgehende Uebereinstimmungen auf. Sie sehen in den germanischen Sitten und Gebräuchen ein tiefes Naturgefühl walten. Was Schlegel über die historischen Heldengedichte der Goten, die Edda, den Ursprung des Nibelungenliedes sagt, findet bei Eichendorff getreulichen Widerhall. Die Auffassung des Mittelalters ist im wesentlichen dieselbe. Nennt es Schlegel „einen allgemeinen Frühling der Poesie", so bezeichnet es Eichendorff als „den großen Völkerfrühling". Ironisiert Schlegel die aufklärerische Verspottung des Mittelalters als Finsternis, so wird Eichendorff nicht müde, die überheberischen Verächter dieses reichen und lichten Zeitalters gründlich zu necken und durchzuhecheln. Beide loben die mittelhochdeutsche Sprache gegenüber der der späteren Zeit; nimmt Schlegel den Minnegesang gegen den Vorwurf der Einförmigkeit und Tändelei in Schutz, so wehrt sich Eichendorff gegen dessen Tiefstellung zugunsten der Troubadourenpoesie. Er unterscheidet mit Schlegel drei mittelalterliche Sagenkreise und stellt Scholastik und Mystik ähnlich wertend einander gegenüber. Die Behandlung des Reformationszeitalters weist wieder eine Anzahl von genauen Entsprechungen auf. Beide betonen die üblen Nachwirkungen der Buchdruckerkunst, die schädliche Einwirkung der Nachahmung der Antike im 16. Jahrhundert, den Schaden, den die Verwerfung und Verkennung des Mittelalters, der Bruch mit der Tradition zur Folge hatte, stellen namentlich die Unterbrechung der dramatischen Entwicklung in all den Ländern fest, wo der Protestantismus mit dem alten Glauben auch viele damit zusammenhängende poetische Ueberlieferungen, Legenden und Sagen verwarf und vergaß. Beide behaupten, die Reformation habe anfänglich störend auf Poesie und Kunst gewirkt, und halten die äußere Zerspaltung der sichtbaren Kirche für das größte Uebel, das die deutsche Nation im Laufe ihrer Entwicklung getroffen hat. Sie empfinden den dreihundertjährigen Glaubenszwiespalt als die schmerzlichste Wunde, die bei jeder Meinungsverschiedenheit in philosophischen oder politischen Dingen immer wieder berührt werden muß, und bedauern die Folgen, die jene religiöse Umwälzung nach sich ziehen mußte: die feindliche Isolierung des Glaubens vom Wissen, die Vorherrschaft des Verstandes, der sich zur Phantasie in Gegensatz stellte, überhaupt die Störung des harmonischen Verhältnisses der drei Grundkräfte der Seele, und die vorwiegend protestantische Richtung, welche seitdem die Literatur eingeschlagen. Luther selbst aber wird von beiden mit Hochachtung behandelt. Deutliche Abhängigkeit verrät Eichendorff in der Charakteristik der Philosophie von Baco, Locke, Descartes, Spinoza, Leibniz, Wolff und Kant. Auch bei der Besprechung der Wirksamkeit Lessings und Fichtes lassen sich Treffpunkte entdecken. Nach beiden hat Lessing den deutschen Protestantismus als kritischer Forscher bis zu Ende durchgeführt und dadurch zur Krisis gebracht; beide anerkennen die hohe Kühnheit seines Forschergeistes und seinen ehrlichen Wahrheitswillen. In Fichte hat nach beider Ueberzeugung das protestantische Prinzip der Freiheit seine höchste Spitze erreicht, von der aus „ein neuer Umschwung des Geistes in entgegengesetzter Richtung, eine Rückkehr aus dem selbstgemachten Abgrunde des unbedingten Denkens zur Erkenntnis der Offenbarung oder des göttlichen Positiven ganz natürlich eintrat". Von hier aus gewinnen beide ihren Standpunkt zum Verständnis und zur Beurteilung der Romantik.

Auch in der Auffassung und Einschätzung der ausländischen Literatur treffen wir Eichendorff des öfteren auf Schlegels Pfaden. Den Charakter des griechischen Geistes sieht dieser „in der vorherrschenden Idee einer harmonischen Lebensordnung und Geistesbildung", jener im „Zug nach harmonischer Geistesbildung und Lebensordnung", beide betonen die sideriſche

Digitized by Google

Grundlage des alten Naturglaubens der Griechen, charakterisieren auf gleiche Weise den religiösen Ursprung der griechischen Komödie, bezeichnen den Grundzug bei Aeschylos und Sophokles in ähnlicher Weise, für beide ist Aristophanes der erklärte Liebling, beide schreiben der Idee des alten Rom eine beherrschende Gewalt und Einwirkung auf die gesamte Geistesentwicklung der Römer zu und stellen das römische Drama unter denselben Gesichtspunkten dar. Nach beiden ist die spanische Poesie nationaler als jede andere Literatur und sie entfaltet „den höchsten Zauber des Romantischen"; Cervantes' unsterblicher Roman genießt beider Lob und Hochschätzung und Calderons Dramen gelten ihnen als der Gipfelpunkt der romantischen Poesie. Friedrich Schlegel erwähnt bei Voltaire dessen Ausspruch, der Charakter der Franzosen sei aus dem des Tigers und des Affen zusammengesetzt, mit dem Zusatz: „was man leicht versucht werden könnte auf ihn selbst anzuwenden". Eichendorff kann der Versuchung nicht widerstehen, den Vergleich durchzuführen, läßt dabei aber boshafterweise den Tiger unter den Tisch fallen und bringt so ein possierliches Affenporträt zustande. Die Erwähnung von Voltaires Vorliebe für die chinesische Staatseinrichtung bei F. Schlegel verwendet Eichendorff rasch zur Bemerkung, Voltaires polizeilicher Vernunftstaat bleibe eitel Materialismus, auch wenn man ihn bis zu seiner letzten Vollendung in eine chinesische Glückseligkeit hinauf purifiziere. Schlegel wie Eichendorff halten Molières Charakterstücke für völlig veraltet. Guarinis Pastor fido erhält bei Eichendorff ein ähnlich hohes Lob wie bei Schlegel und die Schätzung Dantes und Shakespeares ist wohl der Art, nicht aber dem Grade nach von der Schlegels unterschieden. Hatte Schlegel im 247. Athenäumsfragment in Dante, Shakespeare und Goethe den großen Dreiklang der modernen Poesie gesehen, so mußte jetzt Goethe zugunsten Calderons ausscheiden und Shakespeare die Rolle als Mittel- und Gipfelpunkt der romantischen Kunst wiederum an Calderon abgeben. Auch bei Eichendorff treffen wir dieses Kunsttriumvirat. Mit Friedrich und Wilhelm Schlegel teilt unser Autor endlich die Vorliebe, bei Vergleichen gern auf den Höhepunkten der europäischen Dichtung zu verweilen.

In vielen Punkten bedeuten Eichendorffs Gedankengänge die Fortführung Friedrich Schlegelscher Ideen; so z. B. wenn er eindringender den Ein- und Nachwirkungen der Antike nachgeht und sie im ganzen als schädlich erweist, wenn er ständig auf die Spaltung der Gelehrten vom Volk, die einer organischen Literaturentwicklung hemmend im Weg steht, hinweist oder das reformatorische Emanzipationsprinzip zu einem förmlichen Gedanken-Mittelpunkt macht. In anderem Zusammenhange werden diese romantischen Leitmotive bei der Analyse der literaturhistorischen Schriften eingehend dargestellt werden. Im Vergleiche zu Friedrich Schlegel ist Eichendorff der geschmeidigere im Ausdruck, dessen anmutige, von dichterischen Lichtern umspielte Sprache gegen Schlegels schwerflüssige, gehaltene Darstellung merkbar absticht. Ist Schlegel bedeutend durch geniale Erfassung der großen geistigen Zusammenhänge und überzeugende Nachzeichnung der Hauptrichtungslinien, durch seinen intuitiven Scharf- und Tiefblick und das blitzartig klärende Zusammensehen verwandter, wiewohl entlegener Erscheinungen, so übertrifft ihn Eichendorff durch feineres Gefühl für die Formwerte des einzelnen Kunstwerkes. Schuf Schlegel ein bewunderungswürdiges Dokument schöpferischer Kritik, so kritisiert auch Eichendorff nach der Weisung seines Lehrmeisters[150]) Poesie nur durch Poesie und erwirbt seinen literarhistorischen Werken dadurch das volle Bürgerrecht im Reiche der Kunst. Während es sich Schlegel versagt hatte, seine eigene Zeit mit den Lichtern seines reichen Geistes zu beleuchten, war es dagegen Eichendorffs erste literaturhistorische Tat, nachdem schon Heine in seiner

[150]) Vgl. Friedrich Schlegels 117. Lyzeumsfragment, bei Minor. J. Schlegels prosaische Jugendschriften I 200.

Digitized by Google

„Romantischen Schule" keck die Gegenwart angepackt hatte, gerade die Stellung zu bestimmen, „welche die Romantik in dem allgemeinen Bildungsgange der Nation einzunehmen scheint".[181]) Auf diese Weise ergänzt er das Werk seines Lehrmeisters und trägt dessen Grundanschauungen treulich in eine ganz neue Zeit hinüber.

Auch mit August Wilhelm Schlegel zeigt Eichendorff, namentlich im Buche über das Drama, zahlreiche Uebereinstimmungen; seine Wiener Vorlesungen „Ueber dramatische Kunst und Literatur" (Heidelberg 1809—1811) geben zum Teil den fertigen Grundriß für jene Skizze des Weltdramas. Ihm zeichnet Eichendorff die Eigentümlichkeiten des altgriechischen Schauspiels nach, entnimmt er die Deutung der griechischen Mythologie, mit ihm bezeichnet er Aeschylos als den Schöpfer der griechischen Tragödie und er nimmt zu Euripides die gleich scharfe Stellung ein wie der alte Romantiker. Er folgt einer Anregung W. Schlegels, wenn er die griechische Komödie „den Karneval der Poesie, die Trunkenheit des Witzes" nennt. Auch in der Charakteristik des römischen Dramas dankt ihm Eichendorff fast so viel wie seinem Bruder. Ihm entnimmt er die Notiz, daß wir Eulenspiegel die erste Nachricht von der allgemeinen Verbreitung der Mysterien verdanken. Er folgt ihm in der Charakteristik der Eifersucht im spanischen und christlichen Drama und zitiert von ihm das schöne Wort, daß die Religion Calderons Liebe sei, und wenn Schlegel den großen Spanier „einen Dichter" nennt, „wenn je einer den Namen verdient hat", so steht ihm Eichendorff im Lobe nicht nach. Wenn Schlegel den Dramatiker Lyly einen „gelehrten Witzling" nennt und von seiner „süßlichen Manier" spricht, so bezeichnet ihn Eichendorffs aufs Knappe zielende Art als einen „gelehrtwitzelnden Süßling". Mit dem Uebersetzer Shakespeares trifft unser Literaturhistoriker in dem Bestreben zusammen, diesen von allerhand ungerechten Vorurteilen zu entlasten. Mit einem Schlegelschen Wort sagt er von Massinger, Beaumont und Fletcher, sie hätten die Shakespeare eigentümliche „Andacht des Gefühls" nicht besessen. Im hohen Lob für Guarinis Pastor fido war ihm Wilhelm Schlegel ebenso vorbildlich wie sein jüngerer Bruder. Auf seinen Spuren wandelt Eichendorff, wenn er, bei der Besprechung der drei Einheiten im französischen Drama, die Formbedingungen des modernen Dramas erörtert. Beim klassischen Drama der Franzosen verrät er wiederholt seine eingehende Bekanntschaft mit den epochemachenden Vorlesungen des alten Romantikers. Er rühmt ihnen das Verdienst nach, daß sie „den Bau der französischen Tragödie aller falschen Stützen und Klammern entkleidet und dadurch in eine ganz windschiefe Lage gebracht" haben. Wie Schlegel findet er im Polyeucte wahrhaft christliche Gesinnungen würdevoll ausgedrückt, betont die überragende Kennerschaft der Antike bei Racine und spendet seiner Athalie hohes Lob. In der Kennzeichnung des George Dandin von Molière erweist sich unser Autor wiederum abhängig von seinem Vorbild, und hatte Schlegel von den Stücken dieses französischen Lustspieldichters behauptet, sie seien „ im Ton und in den Sitten" veraltet, so läßt sein Nachfolger diese Einschränkung fallen und gibt die Komödien als „vollkommen veraltet" preis. Aus den Andeutungen seiner Vorlage über die Unterdrückung der Maskenkomödie durch Goldini gestaltet seine dichterische Phantasie ein fein geschautes Bild, und wenn Schlegel im Unmut über die undankbare Behandlung der Gozzischen Maskenspiele durch das Publikum von den „vermeintlich gebildeten Ständen" spricht, so kann es auch Eichendorff nicht unterlassen, der „delikaten Menschenwürde der vermeintlich Gebildeten" einen Nasenstüber zu versetzen. Die Vorliebe für die volkstümliche Derbheit des Hanswurst teilt er (neben Möser und Lessing) mit Schlegel, der ihm nachrühmt, er habe „mehr Verstand in seinem kleinen Finger als Gottsched in seinem ganzen Leibe" gehabt. Je näher seiner Zeit, umso we-

[181]) RP * 4.

Digitized by Google

niger zeigt er Berührungspunkte mit seinem Vorbild, höchstens daß er „Götz“ recht hoch hält und daß sein Wort über „Iphigenie“, sie sei ein antik eingerahmter Spiegel von unnachahmlicher Klarheit, an Schlegels Urteil erinnert: „Iphigenie ist nicht sowohl eine antike Tragödie als Widerschein derselben.“ Ja bei Schiller widerspricht er des öfteren Schlegels Ansichten. Während dieser von ihm rühmt, er habe „mit Entäußerung seiner Persönlichkeit bis zu wahrhaft objektiven Darstellungen durchzudringen“ gesucht, kann Eichendorff seine geschichtlichen Dramen „nicht eigentlich als historisch“ gelten lassen; Schlegel lobt die Liebesepisode im „Wallenstein“ als „ebenso zart als edel gedacht“, Eichendorff rügt hingegen, daß Schiller das volkstümliche Element der Soldateska, die doch im dreißigjährigen Kriege eine Hauptrolle spielt, in ein Vorspiel verweist, während er dafür wieder sich selbst und seine sentimentalen Neigungen in der modernen Liebschaft von Max und Thekla ganz ungehörig einfügt; „Tell“ findet in Schlegel einen begeisterten Lobredner, Eichendorff tadelt diese „mit fühlbarer Herablassung ins Bäurische übersetzte Rhetorik, dieses willkürliche Idealisieren der Geschichte“; läßt Schlegel die „Jungfrau von Orleans“ noch bedingt gelten, so lehnt sie Eichendorff völlig ab. Am Schlusse ihrer Darstellung begegnen sie sich jedoch noch einmal auf halbem Wege. Sie stellen sich die Frage: welchen Weg soll das Drama einschlagen? Beide erwarten das Heil nicht von der Aesthetik (wobei allerdings Schlegel an die Kunsttheorie, Eichendorff an die ästhetische Ausbildung nach Schillers Grundsätzen denkt), auch nicht von der Nachahmung der Alten; Schlegel rät dem Dramatiker das historische Gebiet, Eichendorff liegt die religiös-ethische Grundstimmung mehr am Herzen als irgendein bestimmtes Gebiet dramatischer Tätigkeit; darum verlangt er lediglich „eine christliche Atmosphäre, die in ihrer Reinheit die verborgene höhere Bedeutsamkeit der irdischen Dinge von selbst hindurchscheinen läßt, gleichwie ja dieselbe Gegend nicht dieselbe ist in dickem Schmutzwetter oder bei scharfer Abendbeleuchtung“.

Neben Wilhelm Schlegel, der vielen Seiten von Eichendorffs „Zur Geschichte des Dramas“ das entscheidende Gepräge aufgedrückt hat, hat auf dieses Werk Ludwig Tieck mit seinen „Dramaturgischen Blättern“, die in drei Bänden in den Jahren 1826 (I, II) und 1852 (III) erschienen und als 3. und 4. Band der „Kritischen Schriften“ (Leipzig 1848—1852 IV) noch einmal zusammengefaßt wurden, in geringerem Maße Einfluß genommen. Gervinus hatte diesem Werke nachgerühmt, daß sein Verfasser „überall die gründlichste Beschäftigung mit der gesamten dramatischen Literatur nicht allein, sondern auch gerade mit der Theatergeschichte verrät“.[185]) Vielleicht war dies ein Fingerzeig mehr für Eichendorff, sich das Werk bei seinen literaturhistorischen Studien zu Rate zu halten. Auch die beiden ersten Bände der „Kritischen Schriften“ haben verschiedentlich auf seine Gedankengänge eingewirkt. So hatte Tieck gesagt, im 16. Jahrhundert seien bei Hans Sachs die Anfänge zu einem deutschen Volksdrama gegeben gewesen; Eichendorff nimmt sichtlich Bezug auf diese Stelle, indem er meint, wenn in der damals herrschenden Bühnenverwilderung jemand hätte helfen können, so wäre Hans Sachs der Mann dazu gewesen. Wie Tieck, den Eichendorff bei den englischen Komödianten zitiert, Gryphius „den Stifter des neuen deutschen Theaters“ nennt, so läßt unser Autor mit ihm „die neue Aera“ beginnen, meint dann aber doch, „daß er auch unter günstigeren Verhältnissen sich nicht zum Wiederhersteller eines wahren Nationaltheaters geeignet hätte“, weil er sich nicht entschieden zum Volke schlug. Mehr als diese und andere Kleinigkeiten verbindet beide die Ueberzeugung, daß die Deutschen kein nationales Drama haben. „Unter den Völkern des neueren Europa“, hatte schon Wilhelm Schlegel in den Wiener Vorlesungen geklagt, „haben bis jetzt nur die Engländer und Spanier (die

[185]) Geschichte der deutschen Dichtung 4(1853) V 595.

Digitized by Google

deutsche Schaubühne ist erst im Werden) ein durchaus originales, nationales und in seiner eigentlichen Gestalt zu einer festen Ausbildung gediehenes Theater".[153]) Ludwig Tieck teilt diese Anschauung: „Nur den Engländern und Spaniern ist es gelungen, ein wahres nationales Theater zu erschaffen." Dagegen habe Deutschland noch kein nationales Drama. „Die Deutschen müssen gestehen," sagt er in dem 1817 geschriebenen Aufsatz „Die Anfänge des deutschen Theaters", „daß sie erst seit 40 oder 50 Jahren auf dem Wege sind, original und deutsch für ihre Bühne zu schreiben." Eichendorff ist aber noch 1856 der Meinung, daß unser Drama „niemals zu nationaler Entwicklung gelangt ist". Auch anderswo verspürt man Tieckschen Einfluß, so namentlich in der Kleist-Würdigung, die im Biographischen deutlich Tiecks Kleist-Aufsatz in der Einleitung zu Kleists „Gesammelten Schriften" (1826)[154]) folgt. Wenn Eichendorff den Ritter- und Räuberroman des Spieß und seiner Spießgesellen und die Tränenseligkeit des Lafontaine eifrig aufs Korn nimmt, so wandelt er in Tiecks Bahnen, der diese Auswüchse der Literatur zum häufigen Stichblatt seines Witzes genommen hat.

In manchen Einzelheiten dieses Büchleins über das Drama hat auch Eduard Devrients „Geschichte der deutschen Schauspielkunst", von der bei der Abfassung jener Eichendorffischen Schrift die ersten drei Bändchen (Leipzig 1848) vorlagen, merklich ausgeholfen. Eichendorff verdankt diesem „kunstverständigen" Geschichtschreiber des deutschen Schauspielwesens, wie er ihn selbst bei Zitierung seines Schriftchens über „Das Passionsschauspiel in Oberammergau und seine Bedeutung für die neue Zeit" (Leipzig 1851) nennt, wertvolle Fingerzeige und Angaben.

Für die Abschnitte über das spanische Drama hat Eichendorff, der selber eine eindringende Kenntnis der spanischen Literatur besaß, auch Adolf Friedrich von Schacks „Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Spanien" (Berlin 1845 f III), Ludwig Clarus' „Darstellung der spanischen Literatur im Mittelalter" (Mainz 1846 II), die sich schon durch eine von Josef Görres geschriebene Vorrede empfahl, und Georg Ticknors „Geschichte der schönen Literatur in Spanien" (Leipzig 1852 II), die Eichendorffs Studienfreund Nikolaus Heinrich Julius[155]) verdeutscht und mit reichhaltigen Zusätzen versehen hatte, zu Rate gezogen.

Als teilweise Vorgänger Eichendorffs, mit denen er in verschiedenen Punkten zusammentrifft, sind Adam Müller und Franz Horn zu nennen. Adam Müller, mit dem Eichendorff seit seinem Berliner Winter 1809/10 persönlich bekannt war, veröffentlichte 1806 „Vorlesungen über die deutsche Wissenschaft und Literatur" (Dresden; * 1807), die in vielen Punkten schon ganz romantisches Gepräge tragen und z. B. an Schiller im Wesen schon dieselben Ausstellungen machen, wie die Romantiker und Eichendorff, und mit Nachdruck auf Spanien hinweisen, das „in seiner unvergleichlichen Poesie den germanischen (— was hier wohl gleichbedeutend mit romantisch ist —) Charakter am reinsten und unabhängigsten ausbildete." Eichendorff hat das Werkchen etliche Male zitiert und aus den dort ausgesprochenen staatswissenschaftlichen Theorien die Umrißlinien zu der Würdigung Müllers in seiner romantischen Bildergalerie gewonnen.

Franz Horn bot in seinen „Umrissen zur Geschichte und Kritik der schönen Literatur Deutschlands während der Jahre 1790—1818" (Berlin 1819) zum erstenmal das, was man cum grano salis eine Geschichte der Romantik nennen kann. Er bekennt sich als christusgläubigen Mann und Feind der Aufklärung. Stete Richtung des Geistes nach innen bezeichnet er als einen Hauptzug im Gemälde des Deut-

[153]) Ueber dramatische Kunst und Literatur III (1811) 6.
[154]) Später in den „Kritischen Schriften" II 1—58.
[155]) Bekanntschaft seit dem 17. Mai 1807, s. Eichendorffs Tagebücher.

Digitized by Google

schen. Nicolai ist ihm der Stimmführer alles irreligiösen, antiphilosophischen und antipoetischen Philistertums. Das sind schon deutliche Präludien zu Eichendorffs Darstellung. Die Würdigung der Romantik zeigt uns Horn als einen recht gemäßigten Parteigänger der neuen literarischen Bewegung. Er bewundert Spanien und den „herrlichen Calderon", nennt Friedrich Schlegels Katholizismus ernst und tief und findet aus seiner katholischen Zeit nur die Polemik gegen den Protestantismus nicht würdig genug. Wie Eichendorff verurteilt er schon entschieden das bloße Katholisieren der Romantiker: „Unter allen Koketterien ist die Koketterie mit dem Christentum die gefährlichste und gräßlichste und ich möchte nicht Worte nehmen, sondern Flammen, um davor zu warnen."

Berührt sich Eichendorff mit diesem Halbromantiker nur in einigen Aeußerlichkeiten, so greifen die Aehnlichkeiten mit Wolfgang Menzels bekanntem Werk „Die deutsche Literatur" (Stuttgart 1827 II, ²1836 IV) schon tiefer. Dieses namentlich wegen seiner Maßlosigkeiten gegen Goethe vielgenannte Werk steckte sich allerdings ganz andere Ziele, als Eichendorff sie je verfolgt hatte. Es wollte die gesamte deutsche Literatur, die poetische, wissenschaftliche und religiöse, erschöpfend beschreiben und so ein von Uhland aufgestelltes Ideal verwirklichen. Es behandelt die Literatur seines Jahrhunderts ausführlich, die der vorausgehenden Zeit in bloßen Skizzen. Menzel betrachtet die Literatur in ihrer Wechselwirkung mit dem gesamten Leben und verfolgt die Einwirkungen der Natur, der Geschichte und der geistigen Bildung auf sie. So wenig also Eichendorff in der umfassenden Umschau mit Menzel zusammentrifft, in zahlreichen Einzelheiten bringt er dieselbe Anschauung zum Ausdruck wie sein Landsmann, der seine Jugendneigung für die Romantik und seine Feindschaft gegen die Aufklärung nie ganz aufgab. Beide sehen in der Literatur die glänzendste Erscheinung unserer Nationalität, in der Innerlichkeit und Sinnigkeit die Grundeigenschaft des deutschen Wesens und in keinem Volke die höchste Einheit neben der tiefsten Mannigfaltigkeit so eigenartig ausgeprägt wie im deutschen. Sie fassen die Wechselbeziehungen der Schulgelehrsamkeit, der fremden Literaturen, der Philosophie (der beide das nämliche Ziel geben) und Religion mit unsrer Poesie ständig ins Auge. Nicht ganz parallel gehen sie in der Besprechung der Philologie und ihres Einflusses auf die Literatur. Dagegen preisen sie in gleicher Weise die tiefe Innigkeit des deutschen Naturgefühls, empfinden das Romantische als wesentlich deutsche Eigentümlichkeit, sehen im Rittertum dessen Träger, in den Kreuzzügen, in denen die großen Taten der Tapferkeit durch den Glauben höhere Ziele erhielten, dessen eigentümlichste Verkörperung. Die durch das Christentum geadelten idealen Seelenmächte der Ehre und Liebe und der Heiligung der Frauen sind für beide wesentliche Grundzüge des Romantischen. Das Romantische, das nach beider Ueberzeugung nirgends in feste und bestimmte Begriffsgrenzen sich einhegen läßt, erinnert sie überall an die echtdeutsche gotische Baukunst. Im Mittelalter scheint ihnen das Leben selbst ganz von poetischem Geiste getragen; die großen Epen jener Zeit, vorab Wolframs „Parzival", gleichen den alten Domen und Münstern; die deutsche Poesie des Mittelalters trägt wesentlich romantischen Charakter. Den Protestantismus halten beide für unvermögend, eine nationale Poesie zu begründen, mit ihm beginnt vielmehr die vorherrschend antike Richtung in der deutschen Literatur. Nach beiden folgt der Roman dem Verstande; „es war," sagt Menzel, „der reformatorische, das Mittelalter verneinende Verstand, der die modernen Romane schuf." Von seinem jüngeren Landsmann übernimmt Eichendorff die Bezeichnung „das Theatralische" für die moderne Allerweltspoesie, die ihre Hauptnahrung aus fremden Literaturen bezieht. Aus Spees „Trutznachtigall" hören beide die Töne der alten Minnesinger wieder erklingen. Wenn Menzel in Abraham a Sancta Clara einen „höchst geistreichen Humoristen und lachenden Satiriker" fand, dessen „üp-

Digitized by Google

pige Bilderfülle aus dem Reichtum seines Geistes und Herzens lebendig hervortrieb," und scheltend klagte: „Zum geistvollen Scherz eines Abraham darf sich die sauersehende protestantische Muse nicht herablassen." So ist auch Eichendorffs Urteil und Klage schon vorweggenommen: er nennt Abrahams Predigten „humoristische Satiren", erwähnt seine Bereicherung der deutschen Sprache „mit einem wahren Schatz kühner und unmittelbar schlagender Wortfügungen" und hält es für „eine Schande und einen unersetzlichen Verlust für unsere Literatur, daß die sauertöpfische Altklugheit Norddeutschlands es vornehm verschmähte, damit ihrer Armut aufzuhelfen." Gelegentlich verhilft ihm sein Gewährsmann auch zu einem Irrtum, so wenn er die „Betrachtungen über die Malerei" von Christian Ludwig Hagedorn seinem Bruder, dem bekannten Anakreontiker Friedrich von Hagedorn, zuschreibt; Menzel hatte diese Schrift angeführt, ohne des Verfassers Vornamen zu nennen, und auch im Register erscheinen der Verfasser dieser Schrift und der Anakreontiker unter einem Namen. Wieland, Kotzebue und Voß, überhaupt das Philistertum in allen Arten und Unarten bildete schon die Zielscheibe romantischer Angriffe. Merkwürdig genug hatte Menzel, der bei der Beurteilung Goethes sich allein des moralischen Maßstabes bedient hatte, bei Wieland dieses Richtmaß beiseitegestellt und ihn beredsam gepriesen, ja in der zweiten Ausgabe schlug er noch kräftiger in die Lobkerbe als in der ersten Auflage. Eichendorffs Urteil ist hier in allen Punkten dem Menzels diametral entgegengesetzt. Es ist nun eine interessante Beobachtung, daß Menzel in der Besprechung der Eichendorffschen Literaturgeschichte[166]) sich mittelbar selbst zu Eichendorffs gerechter Strenge bekehrte. Aber bei Kotzebue und vollends bei Voß treffen sie in herber Verurteilung umso entschiedener zusammen. Dieser ist für Menzel ein engherziger, schwarzgalliger Polemiker, ein intoleranter Mann; seine Sprachverrenkungen bekommen harten Tadel; die „Luise" ist „der Inbegriff aller Philisterei des vorigen Jahrhunderts", Voß selber ein „Erzphilister", einer jener spiegelfechterischen Helden, „die das Wahnbild eines überall umherschleichenden Jesuitismus an die Wand malten und gegen dasselbe fochten, als ob wirklich ein gefährlicher Feind vorhanden wäre." Eichendorffs Urteil fällt womöglich noch schärfer aus; Voß ist ihm der ungraziöseste aller deutschen Dichter, der Großinquisitor Deutschlands, Nicolais handfestester Schildknapp, der Großmeister des weitverzweigten Philisterordens deutscher Zunge. Nur noch bei Kotzebue läßt sich Eichendorff, ähnlich Menzel, zu gleicher Schärfe des Tones hinreißen. Bei Lafontaine pflichtet er Menzels Meinung über die Zeitwirkung dieses tränenreichen Romanschriftstellers vollkommen bei. Jauft ist nach Menzel die Legende der Reformation, Eichendorff bringt die Sage in ebenso unmittelbaren Zusammenhang mit jenem religiösen Geistesumschwung. Menzels Tadel wird hie und da von Eichendorff gemildert. „Des Epimenides Erwachen" heißt bei jenem „ein elendes Machwerk erzwungener, erheuchelter Teilnahme", Eichendorff rügt es mit sanfterer Stimme, daß Goethe „den Tag der Befreiung mit einem gezirkelten ‚Epimenides' Erwachen' höfisch kaum begrüßte." Die Charakteristik Schummels zeichnet Eichendorff deutlich Menzel nach und läßt Hölty und Matthisson ähnlich scharf voneinander sich abheben. Beide finden den Entsagungsroman lächerlich, äußern ihre gewichtigen Bedenken gegen die Frauenliteratur, leiten den Humor aus den Stimmungen der Reformationszeit ab, heben den ethischen Ernst, die hohe sittliche Kraft als Jean Pauls hervorragendste Eigenschaft hervor, sprechen sich ähnlich über das Verhältnis von Sage und Geschichte aus, wobei sie Friedrich Schlegel zum gemeinsamen Vorbild haben. In der Behandlung Goethes und Schillers gehen sie wieder weit auseinander. Eichendorffs Herz schlägt für den Dichter in Goethe und hat für den Menschen das

[166]) Menzels Literaturblatt 1857 3 9—12.

Digitized by Google

wärmste Verständnis, wenngleich ihn seine Diesseits-Religion unbefriedigt läßt; Menzel hingegen läßt alles Licht, das er von dem Bilde Goethes völlig wegnimmt, auf seinen Nationalheros Schiller fallen, für den Eichendorff wie die meisten Romantiker nur wenig Lob übrig hat. Bei Tieck begegnen sie sich wiederum in der Hochstellung der „katholischen" Periode und im Bedauern über seinen Rückfall in die aufgeklärte Ironie. Menzel bezeichnete das Wesen der neueren Romantik als katholisch, umso mehr mußte Eichendorff in seiner Ueberzeugung von der katholischen Sendung der romantischen Bewegung sich gestärkt fühlen. Menzel geht mit Zschokkes „Stunden der Andacht" hart ins Gericht; auch unser Verfasser ist auf dieses rationalistische Erbauungsbuch nicht gut zu sprechen, zumal es bei den Katholiken eine Zeitlang eine bedeutende Rolle gespielt hat. Auch in mancherlei Kleinigkeiten gehen sie in ihren Ansichten und Urteilen zusammen: sie sind von der „Sündflut" der Gegenwartsromane nicht erbaut, finden den falschen Purismus lächerlich, die Sprachmengerei verwerflich, sprechen von der französischen Novantike und treffen sich gelegentlich in der Vorliebe für burschikose oder drastische Bildlichkeit; wenn Menzel beispielsweise Herder als „den Portier der Romantik" anspricht, so finden sich bei Eichendorff zahlreiche Entsprechungen zu dieser übermütig-anschaulichen Bildersprache. Die Hauptübereinstimmung besteht aber doch in dem christlich-germanischen Standpunkte und in der unverblümten Ehrlichkeit und kerzengeraden Aufrichtigkeit, in der sie ihre Ueberzeugungen aussprechen. Beide sind echte Ritter ohne Furcht und Tadel, Menzel mit wuchtig dreinschlagendem Schwert, Eichendorff mit elegant geführter Klinge, Menzel mit den nicht immer gewählten Manieren eines mitten im Tageskampf stehenden Journalisten, Eichendorff mit der klaren Ueberlegung und dem ruhigen Ernst ewigkeitnaher Verantwortlichkeit.

Fortsetzung folgt.

o o o

Randzeichnungen zur Literaturgeschichte.

Der 3. Band von Josef Nadlers „Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften". Von Dr. Hubert Rausse.

Wie der erste und zweite Band dieser Literaturgeschichte, bedeutet auch der dritte eine Ueberraschung. Im ersten war es die Problemstellung an sich, die Tatsache, daß ein Einzelner es wagte, die alten, etwas ausgefahrenen Geleise der Literarhistorie zu verlassen und neue Bahnen zu suchen. Auch wer mit seinen ernsthaften Bedenken nicht zurückhielt, beugte sich vor dem Mut und der Tatkraft, mit der hier die bekannten Anregungen August Sauers in weitestem Umfange zur Verwirklichung zu bringen versucht wurden. Daß vieles problematisch war, gerade im ersten Band, für den die Quellen der volkstümlichen und lokalen Forschung am spärlichsten flossen, wer will es leugnen? Aber wenn nun ein sehr ernsthafter Kritiker drohend die Schatten Wilhelm Scherers und Erich Schmidts beschwor und meinte, mit ihnen sei Nadler nicht zu vergleichen, eher mit den großen Anregern Hermann und Friedrich Schlegel, — so war das ein Tadel, der sich ertragen ließ. Das Körnchen Wahrheit darin machte ihn nicht schwerer. Der erste Band war ein Versprechen, ein sehr glaubwürdiges, ein sehr zuverlässiges, aber immerhin erst ein Zukunftsdokument.

Als bereits im folgenden Jahre der zweite erschien, wußte man, das Werk steht auf festem, gesicherten Boden. Es war gerade die Zeit, wo

Digitized by Google

das Gerede vom „Bankerott der Literaturwissenschaft“ im Schwunge war. R. M. Meyer war der erste, der darauf hinwies, daß Nadlers neue und lichtbringende Betrachtungsweise genüge, dies Gerede ad absurdum zu führen. Die altbekannte Tatsache, daß die ostelbischen Gebiete erst spät erschlossenes Kolonialland sind, war hier für die Literaturgeschichte in einer Weise fruchtbar gemacht worden, die auch dem Skeptiker zeigen mußte, daß die neue Methode über ihre Darstellung hinaus zu neuen Resultaten vorzudringen vermochte. Schlagworte, wie „Heimatkunst“ und „Partikularismus“, konnten keine ernsthafte Waffe mehr bedeuten. Was der Westen Deutschlands, das Land zwischen Rhein, Elbe und Donau, sich an geistigen Werten im Laufe des Mittelalters erschaffen und in sich zur Klärung gebracht hatte, das alles mußte sich der neue Osten erst erraffen und gestalten. „So kam das Unrhythmische in die deutsche Welt. Der Westen war einer Vergangenheit ledig, die dem Osten, weil ungenossen, stets ein lockender Traum blieb. Der Westen wurde klassisch, der Osten romantisch.“

Es mußte auffallen, daß im ganzen zweiten Band, der doch die „Altstämme von 1600—1780“ enthalten sollte, mit keinem Wort vom Stamme der Bayern die Rede war. Und dann war ein Zweites da, das Bedenken erregen mußte: wenn schon die Romantik die geistige Bewegung der ostelbischen Neustämme sein sollte, wie würde sich Nadler dann mit der rheinischen, mit der Heidelberger Romantik auseinandersetzen, mit Namen wie Görres, Boisserée, Brentano.?

Der dritte Band (zu einem großen Teil bereits 1914 geschrieben, dann durch Nadlers Frontdienst unterbrochen und 1917 unter Schwierigkeiten vollendet) bringt die Lösung. Neben den Begriff der Romantik tritt der Begriff der Restauration, auf den ich noch zurückkommen werde. Und die Bayern kommen reichlich, ja überraschend zu Wort: über 100 Seiten sind ihnen unter den Kapitelüberschriften: „Wien, München, Die bayerischen Landschaften“ gewidmet. Der einheitliche Fluß der Darstellung treibt dabei einige Wirbel. Im allgemeinen ist ja Nadler der Gefahr, die in seiner ganzen Fragestellung liegt: über dem Stammestümlichen, Landschaftlichen, Geographischen die historische Einheit allzusehr zerreißen zu müssen, durch die Gedrungenheit und Festigkeit seiner Komposition Herr geworden. Hier aber, gesteht er selbst in der Einleitung, seien ihm während der Arbeit die Quellen allzu reich und ungestüm geflossen. „Eine neue Auflage würde mir den sehnlichen Wunsch erfüllen, den Stoff dieser drei Bände neu und abschließend einzuteilen. Denn das Werk ist mit mir unter Lernen und Lehren aufgewachsen, wie man etwa ein Haus aufbaut und ausbaut, wie die Räume wachsen und die Mauern sich dehnen nach den fortschreitenden Erfahrungen und Bedürfnissen allmählich reifender Häuslichkeit.“

Immer mehr löst sich Nadlers Interesse vom einzelnen Dichter und der einzelnen Dichtung, immer mehr drängt es zum Ganzen, zum Stamm, zum Volk, zur Geschichte. Der große Gesamtaufbau der deutschen Literatur auf dem Fundament seiner Stämme, so wie er sich ihm als das Resultat seiner bisherigen Forschungen darstellt, ist von Nadler in einem kühn gezeichneten Grundriß dem dritten Bande vorangestellt worden. Die Ergebnisse wurden zu „Grundlagen“.

„Der Blick allein, der Römerart und Hellenentum, der die inneren Beziehungen zu den zwei nordischen Völkersippen, zu Germanen und Slawen, umspannt, kann die wesenhafte Bedeutung der beiden Kulturflächen erfassen, die wir gewohnt sind Klassik und Romantik zu nennen.“ Der Doppelgestaltung der alten Welt, die einmal Hellas und Rom geheißen hatte, sich einte, um in Ostrom und Westrom, Morgenland und Abendland wieder zu zerfallen, entspricht die Teilung der jungen Völker des Nordens in Germanen und Slawen. Diesen blieb Byzanz ein ewig lockender Traum, jenen wurde Rom eine Erfüllung. Aber wenn auch dem römischen Reich deutscher

Digitized by Google

Nation kein griechisches Reich slawischer Nation an die Seite trat, so blieb doch die Tatsache bestehen, daß die beiden Hälften der nordischen Welt in ihrer kulturellen Abhängigkeit von der vorgelagerten südlichen Basis den dort vorhandenen Gegensatz aufs neue zur Gestaltung brachten. Und was im Süden Kampf und Gegensatz gewesen und geblieben war, konnte im nordischen Erben wieder nichts anderes werden als Kampf. „So stießen damals um die Wende des ersten Jahrtausends an der Elbe im Grunde Abendland und Morgenland zusammen." Und als dann schließlich Brandenburg und Preußen eingedeutscht wurden, war das nicht nur ein Sieg der Germanen über die Slawen, sondern auch ein späterer Sieg weströmischer Kultur über die oströmische, des Abendlandes über das Morgenland. Einmal deutsch geworden, strebte nun der Osten zum Vollbesitz deutscher Kultur. „Romantik ist die Krönung des ostdeutschen Siedelwerks, . . . ist das Rechtsbedürfnis auf die Kultur der Altstämme wie Renaissance das Rechtsbedürfnis der Altstämme auf die Kultur der klassischen Welt war. Und wenn man die Augen in die weiteste erkennbare Ferne kreisen läßt: Romantik war das Umschalten der einstmals slawischen Völker zwischen Elbe und Memel von Ostrom auf Westrom, vom griechischen zum lateinischen Wesen, vom Morgenland zum Abendland." Soweit waren im wesentlichen bereits im zweiten Band die Nadlerschen Ideen geführt worden. Daß im allgemeinen dabei die Altstämme besser fuhren, ist begreiflich, daß der junge Eroberermut der Neustämme unter Opitz und Gottsched aber mit solchem Eifer bekämpft, als „unerhörte Herausforderung" (II, 270) bezeichnet wurde, zeigte bereits, daß des Verfassers historische Betrachtungsweise auf bestimmte Ziele hinausging. Der dritte Band deckt die Karten auf. „Der deutsche Klassikerkanon, diese Geschichtsklitterung aus Eitelkeit, Bequemlichkeit und einem Quäntchen Fälschergeschick" (III, IV) hatte bisher zu Unrecht das bayerische Volk vergessen, das „auf beiden Ufern des Inns durch reichlich 300 Jahre die Schlachten um den Bestand deutschen Volkstums schlug und zwischen Siegen und Niederlagen aus undeutschen Völkern eine Großmacht aufbaute." Nadler gibt, m. E., einwandfrei (wenn ich auch hier gerade die Quellennachweise für die Einzelheiten eingehender gewünscht hätte), die Beweise für seine Behauptung. Und so mag in der Freude über den Gewinn, der unserer ganzen Literatur zuströmt, die Frage als nebensächlich ungestellt bleiben, ob dabei nur der „Nordwind" (III, 119) die Schuld trägt oder nicht auch zu einem großen Teile der zu Unrecht übersehene Stamm selbst.

Neben die Altstämme, die an den Rhein sich lehnten, neben die Neustämme, die von jenseits der Elbe kamen, tritt das bayerische Volk, dessen Schicksalsfluß die Donau ist. Sie strömt als einziger deutscher Fluß von Westen nach Osten, ihre Anwohner — meint Nadler — seien die Rechtsnachfolger beider Rom gewesen. „So trugen die Fürsten dieser Landschaften durch Jahrhunderte die Krone Westroms, sie rangen durch Jahrhunderte um die Krone Ostroms, sie haben die eine niedergelegt und die andere war ihnen versagt, aber die Länder ihrer neuen Krone waren einst im Westen Länder der Cäsaren und im Osten Länder der Konstantine. In diese Sendungen und Ueberlieferungen wuchs das bayerische Volk hinein und ein Vermittler zwischen Abendland und Morgenland zu wirken, an dieser Meeresscheide von Flut und Ebbe sowohl aus Osten wie aus Westen getroffen zu werden, das ist ihm nun schon durch fast 1500 Jahre Fluch und Segen seines Daseins geblieben." Und also ruht um die Wende des vergangenen Jahrhunderts der Bau der deutschen Literatur auf drei starken Säulen: der klassischen Kultur der Weststämme, der romantischen des Nordostens und der Stammeskultur des bayerischen Volkes. Wie weit hier Literaturbetrachtung Geschichte geworden ist, wie weit Geschichte in ihrem politischen Werden die Literaturbetrachtung (nicht im einzelnen, oder da

Digitized by Google

doch nur selten, aber in den großen Zügen) beeinflußt hat, auch diese Frage sei nur aufgeworfen, nicht beantwortet.

Aber wo ist nun diese spezifisch bayerische Kultur und Literatur, so wird auch der Fachmann fragen. Ich beantworte dies am besten mit einem Hinweis auf ihren populärsten Vertreter, auf Abraham a Sancta Clara. Er ist Kanzelredner, jedenfalls mehr ein Mann des Wortes als der Feder. So scharf und berühmt seine Feder auch war, schärfer noch und berühmter waren des leopoldinischen Beichtvaters Predigten in Wien. Auch wer ihn liest, muß ihn zu hören verstehen (Nadler zeigt das sehr fein mit einem hörsamen Gefühl für Tonfall und Stil), zu seinen Büchern hinzu gehört die Kanzel, die Schallkraft einer Kirche und die dichtgedrängte Zuhörerschar. Und ähnlich ist es mit der ganzen bayerischen Literatur dieser Zeit: es ist die Kunst, die große hinreißende Kunst der Worte, des Theaters, des Stegreifspiels, der Feste, eine Kunst für das Auge und die Sinne. Gleich groß wie die Kunst des Barocks in Steinen und Tönen. Nur daß wir diese noch unter uns heben oder doch reproduzieren können, während wir von jener und ihrer Wirkung mehr w i s s e n, als wir durch gedrucktes Wort beweisen und belegen können. Ich darf es mir also ersparen, Namen wiederzugeben — was wollen sie auch besagen bei den vielen Schauspielern, von denen hier die Rede sein müßte, die ein ganzes Volk begeisterten, mitrissen, im Volk selbst die Freude am Spiel weckten und so lebendig machten, daß sie noch jetzt in einsamen Gebirgstälern lebt, bei Schauspielern, deren Kunst mit ihnen selbst zu Grabe geht und denen die Nachwelt bisher keine Kränze gewunden hat. Natürlich gibt es auch Dichter, gibt es Zentren dieser Kultur, nicht nur in Wien und München und Augsburg und Salzburg, fast in jeder Stadt von einigem Namen, in all den Klöstern vor allem, deren weite weiße Barockbauten, mit feinem Gefühl für das monumental Wirksamste in jede Landschaft gesetzt, noch jetzt dem bayerischen Süden eine besondere Eigenart aufprägen. Und von ihnen allen aus (Kirche und Kultus war der Quell) strömte, floß, rieselte Kunstempfinden, Freude an Farbe, Musik und Theater immer tiefer und reicher ins Volk: Die einsamste Waldkapelle, die entfernteste Holzschnitzerwerkstatt wird irgendwie von ihren Wellen bespült. Daß in den Hauptstädten mit großem Pomp und Luxus Oper und Schauspiel in majestätischen Formen gepflegt wurde, scheint mir dieser Tatsache gegenüber nur als Vorbild von besonderer Wichtigkeit. Dort hatten die ausländischen Einflüsse ihre Macht, ganz deutsch war diese Kunst erst beim Volke.

Das Quellenmaterial hätte ich mir hier eingehender verzeichnet gewünscht, mehr als Beleg für die einzelne Behauptung, denn als zusammengeschartes Fundament für den ganzen Bau. Gerade weil hier so viel Neues gezeigt wird, und doppelt, weil oft von Wirkungen die Rede sein muß, die größer und vor allem lebendiger waren als der zugrunde liegende Wert, und drittens und dreifach, weil hier so unverkennbar die Stammesliebe und frohe Entdeckungsfreude die Feder führt. Dem liebsten Kind sei man ein besonders gerechter Vater und Richter. Und so muß ich Behauptungen wie diese vorläufig mit einem Fragezeichen versehen: „Der Tiroler Bauer hat in diesem halben Jahrhundert (1750—1800) einfach alles gesehen, was seit 1600 über deutsche Bühnen, vieles, was in dieser Zeit über europäische Bühnen gegangen war.“ (S. 99.) Als Ganzes aber sind diese drei Kapitel über die bayerische Literatur zwischen 1500 und 1800 eine bewundernswerte Leistung: ein fast ganz neues Material, spröde und unhandlich mit seinen endlosen Dramentiteln und Zahlen, ist in guter Gliederung, in einer durch innerste Liebe gewärmten und geglätteten Form zu einer Geschlossenheit zusammengefaßt, die ihrer überzeugenden Wirkung sicher sein darf.

Es folgen die Kapitel „Thüringen und die Neustämme“, darin u. a. die Abschnitte „Rom“ und „Weimar“, und „Die Franken und die Schwaben“.

Digitized by Google

Und wieder ein Neues: Das bisher nur im historischen Sinne geläufige Wort „Restauration" wird mit großem Glück einer literarischen Richtung aufgeprägt, die bisher als eine geschlossene kaum empfunden wurde. Gewiß sieht es so aus, als ob am Rhein und jenseits der Elbe der gleiche Geist plötzlich um Deutschlands versunkene Mittelalterzeit sich gemüht hätte. Findet er sich nicht, um uns ein Beispiel zu geben, in Brentano und Arnim zu gemeinsamer Arbeit am Schatz unserer alten Volkslieder zusammen? Und doch — gerade an diesem Beispiel zeigt Nadler, der mit einem glückhaften Spürsinn und weitfassender Belesenheit öfter an ganz unbedeutenden Einzelheiten die Richtigkeit großer Theorien besonders klärend darstellt, den Unterschied der beiden Richtungen. „Die leitende Kraft des Unternehmens war Arnim, von ihm rühren auch die gewagten Eingriffe in die überlieferte Form der Denkmäler her. Brentano brachte ohne Zweifel das feinere künstlerische Verständnis mit, er verfuhr schonender, ehrfürchtiger, gewissenhafter bei Behandlung der sprachlichen Gestalt. Das war es eben, das war Romantik und Restauration. Wie die beiden Brüder Boisserée die geretteten Bilder mit unendlicher Sorgfalt reinigten, wie sie es gar nicht wagen konnten, sie nach dem Gefühl ihrer Zeit zu übermalen, so achtete Brentano aus seinem Feingefühl der Restauration heraus im Gegebenen die heiligen Rechte der Ueberlieferung. Der ostdeutsche Romantiker wollte sich Fremdes aneignen, da war es freilich notwendig umzustimmen und zu übermalen, wo der Rheinfranke nur sein Eigentum aus seiner eigenen Vergangenheit hervorholte." (300.) Beide Richtungen sehen so ähnlich aus; was ihnen gemeinsam ist, wallfahrtet zu den gleichen Symbolen, — aber die einen drängen doch nur zurück zu den eigenen Schätzen, die sie verloren und vergessen hatten, die anderen zogen aus, nie Besessenes sich neu zu erwerben und zu erobern. Den einen führt der Weg zurück, den andern nach vorwärts — beide zum gleichen Ziel.

Soviel über den neuen Band der Nadlerschen Literaturgeschichte, über den sich noch das Dreifache schreiben ließe. An Anerkennung und auch an Kritik. Wer abseits betretener Straßen neue Wege sucht, muß damit rechnen, daß man ihn unziemlicher Neuerungsgelüste bezichtigt. Irgendwie muß er doch auffallen. Seltsam ist nur, wenn in der Runde alles schweigsam bleibt. Daß dieses Buch noch keinen richtigen Gegner auf den Plan gerufen, ist entweder ein Zeichen seiner starken Kraft, oder, was ich eher anzunehmen geneigt bin, eines allzu großen Beharrungsvermögens auf der Gegenseite. Man ist zu bequem, etwas plötzlich in einem ganz neuen Lichte sehen zu sollen, was einem Jahrzehntelang im alten Licht recht gut gefallen hat. Und doch muß einmal diese Stunde kommen. Denn mag auch die eine oder andere Theorie sich als irrig erwiesen, das eine, was Nadler brachte: Die Geschichte in der Literaturgeschichte, — das wird nie wieder verloren gehen.

Am meisten hat die katholische Kritik nachzuholen. Von führenden Persönlichkeiten unserer Seite hat sich m. W. kaum einer mit dem Buch auseinandergesetzt. Die Gegenseite war viel schneller bei der Hand, auch mit dem Vorwurf, daß Nadler eine katholische Tendenz allzu deutlich verrate. Trotzdem traten R. M. Meyer, Lamprecht, der Sozialdemokrat Pernerstorfer (im „Literarischen Echo") für das Buch ein. Bei uns hat anscheinend der Ueberreichtum an Talenten eine gewisse Abgestumpftheit erzeugt. Man darf gespannt sein, ob dieser dritte Band, der in seiner Darstellung der bayerischen Literatur kirchliche Probleme in weitem Umfange berührt, und der in der einleitenden fast einseitigen Herausarbeitung der Grundlagen selbst den Anhänger Nadlers zuweilen zum Widerspruch lockt, ein Band voller Licht und mit manchen Schatten, ob der nun einem größeren Interesse der Kritiker begegnen wird.

o o o

Digitized by Google

Anmerkungen und Mitteilungen.

Der Bühnenvolksbund.

Im 3. und 4. Hefte des 12. Jahrganges unserer Zeitschrift (Dezember-Jänner 1918) berichteten wir eingehend über die Gründung und Ziele des Verbandes zur Förderung deutscher Theaterkultur; wir wiesen schon damals auf die Möglichkeit großer Schwierigkeiten innerhalb einer Vereinigung hin, die Vertreter verschiedener Weltanschauungen, also Menschen mit keineswegs gleichen religiösen, ethischen Begriffen zur Hebung eines Teiles modernen Kulturlebens, der Bühne, des Theaters, das eben auch eine Reihe prinzipieller Fragen immer wieder aufwerfen muß, zu gemeinsamer Arbeit zusammenfassen will. Wir meinten damals, daß sich diese Differenzen durch die Organisation von Ortsgruppen zum Großteil fernehalten ließen, da im Rahmen dieser kleineren Vereinigungen leichter eine jeweilige Verständigung zu erzielen wäre, und daß so der Verband selbst sich das allen gemeinsame Ziel mit seinen vielen Nebenfragen zur ungetrübten Arbeit vorbehalten könnte. Allerdings besorgten wir schon damals, daß dadurch eine Lockerung der ganzen Organisation allmählich herbeigeführt werden könnte, die Selbständigkeit der Ortsgruppen von selbst erstarken, und so die Stoßkraft des Theaterkulturverbandes geschwächt, seine Sammlung von Kräften wieder zersplittert werden müßte.

Die Entwicklung der paar Jahre bekräftigte nur die Berechtigung all dieser Befürchtungen; die inneren Krisen des Theaterkulturverbandes häuften sich, der Zusammenhang mit den Ortsgruppen wurde gelockert, und diese selbst gingen zum Teil bald ihre eigenen Wege. Kompetenzstreitigkeiten waren die natürliche Folge; ebenso drängten sich grundsätzliche Auseinandersetzungen immer mehr in den Vordergrund, zumal die katholischen Mitglieder die Stellungnahme einzelner, nach ihren Bekenntnissen anders geschichteter Orts-Organisationen zu verschiedenen Bühnenstücken nicht billigen und durch ihre Zugehörigkeit zum Verbande mitdecken konnten.

Es war daher eine ganz verständliche, fast möchte ich sagen, notwendige Folge, daß der Versuch gemacht wurde, die christlichen Mitglieder des Theaterkulturverbandes in einer eigenen Organisation zusammenzufassen. Auf diese Weise formte sich der Bühnenvolksbund als Vereinigung zur Theaterpflege im christlich-deutschen Volksgeist. Die Vorarbeiten zu dieser Gründung wurden von Wilhelm C. Gerst, dem früheren Generalsekretär des Theaterkulturverbandes, anfangs 1919 in die Hand genommen; zunächst wurde ein provisorischer Hauptausschuß gebildet, der dann in seiner Tagung, anfangs April 1919 in Frankfurt am Main, die definitive Gründung des Verbandes durchführte.

Diese Tagung, an der u. a. Dr. Friedrich Castelle, Dr. Johannes Eckardt, W. C. Gerst, Geh. Konsistorialrat D. Kayser, Ludwig Nüdling, Hubert Graf Strachwitz, Dr. P. Expeditus Schmidt O. F. M., Emil Ritter, Werner E. Thormann, Wilhelm Wiesebach S. J., teilnahmen, legte die nächsten Aufgaben des Bühnenvolksbundes in folgenden Satzungspunkten fest: Organisation der christlichen Theaterbesucher, Erziehung weiter Kreise zum Verständnis der dramatischen Kunst, Förderung aller schöpferischen Kräfte, die in der christlichen Weltanschauung wurzeln; der Bund will durch Vorträge und Schriften, durch Beratung und Unterstützung in allen Zweigen des Theaterwesens wirken.

Deshalb formulierte der Hauptausschuß des Bühnenvolksbundes eine Entschließung, die einleitend die schon erwähnten grundsätzlichen Aufgaben festlegt und andererseits zur Klärung betont: Im Verbande zur Förderung deutscher Theaterkultur erkennt der Bühnenvolksbund die notwendige Zusammenfassung aller am Theater schöpferisch oder genießend beteiligten

Digitized by Google

Kreise. Die Aufgaben des Theaterkulturverbandes sind in erster Linie soziologischer Natur. Er will das Theater den breiten Massen zugänglich machen und ihm Formen geben, die seiner Bedeutung im Kulturleben der Nation entsprechen. An diesen Arbeiten wird sich der Bühnenvolksbund mit allen Kräften beteiligen, da sie bei der Theaterreform an hervorragender Stelle stehen und nur durch gemeinsame Tätigkeit aller Volkskreise erfüllt werden können.

Anfangs war daran gedacht worden, auch die Fragen der Lichtspielunternehmungen in den Rahmen der Arbeiten des Bühnenvolksbundes hereinzuziehen. Die Frankfurter Tagung stellte aber fest, daß gegenwärtig für die Bewertung des Kinos künstlerische Gesichtspunkte nicht in Betracht kommen; das Lichtspiel wirft gewiß allgemeine Probleme grundsätzlicher Art auf; sie sind aber lediglich pädagogischer, ethischer Natur. Die Bühne im eigentlichen Sinne ist aber auch eine Frage der Kunst. Deshalb scheint es angezeigt, Theater und Kino in einer Organisation, der es wesentlich auch um künstlerische Aufgaben zu tun ist, nicht zusammenzufassen.

Der Bühnenvolksbund nimmt einzelne und körperschaftliche Mitglieder, sowie juristische Personen auf; er legte zehn Mark als Jahresbeitrag fest und stellt seinen Mitgliedern die literarischen Bundesgaben und in allen Theaterfragen seinen Rat kostenlos zur Verfügung.

Er denkt zunächst jährlich etwa zwölf Broschüren herauszugeben, die jeweils Fragen, die mit dem Theater zusammenhängen, oder Dramen, die gerade besonderes Aufsehen erregen, oder das Schaffen bekannter Dramatiker usw. behandeln sollen. Er ernannte hiefür einen eigenen Redaktionsausschuß, dem die Herren Dr. Friedrich Castelle, Dr. Johannes Eckardt, Dr. Karl Storck, Dr. P. Expeditus Schmidt und Wilhelm C. Gerst angehören. Diese Broschüren, die voraussichtlich im Verlage der Verlagsanstalt Tyrolia Innsbruck, Wien, München erscheinen werden, sollen auch im Buchhandel zu kaufen sein; gewiß wird schon im Herbst 1919 die erste Nummer vorliegen.

Mit der klaren Umreißung der Aufgaben des Bühnenvolksbundes war für seinen Hauptausschuß die Notwendigkeit gegeben, offiziell seine Stellungnahme zum Theaterkulturverband darzutun. Er stützte sich auf die programmatischen Ausführungen des stellvertretenden Vorsitzenden des Theaterkulturverbandes Abg. Heinrich Schulz, der auf der Mannheimer Tagung im Jahre 1917 ausdrücklich feststellte, daß der Theaterkulturverband in erster Linie soziologische Aufgaben zu erfüllen habe, daß er es daher vermeiden müsse, irgendwie in den Kampf der Weltanschauungen, der religiösen und politischen Gegensätze, der literarischen Meinungen einzugreifen. Andererseits hatte er seine Ueberzeugung zum Ausdruck zu bringen, daß auch das deutsche Theater nicht von einer Weltanschauung beherrscht werden dürfe, daß, soll es ein Spiegelbild des deutschen Volkes sein, alle Weltanschauungen auf dem Theater zur Geltung kommen sollen. Die Bühne war von jeher eine Stätte des Ideenkampfes; auf ihr soll der Streit der Geister auch ausgefochten werden; gegenwärtig wird sie aber zumindest von einer dem Christentum wesensfremden Auffassung beherrscht, die alle christlichen Kulturwerte zurückdrängt und verkümmern läßt; deshalb muß der christliche Volksteil um sein Kulturrecht an der Bühne kämpfen; das Theater muß für ihn wieder „eine Schwester der Kanzel" werden; er kann nicht zugeben, daß auf der Bühne niedergerissen wird, was Schule und Kirche aufbauen.

Eine wohlorganisierte Vortragstätigkeit soll vor allem das Verständnis der christlichen Volkskreise für alle Theaterfragen wecken und klären. Diese Arbeit wird eine Hauptsorge der Ortsausschüsse sein, die sich bereits in einigen Städten bildeten und an vielen Orten vorbereitet werden. Uebrigens müssen die Ortsausschüsse darnach trachten, daß sie in allen ört-

Digitized by Google

lichen Theaterinstanzen ihrer Städte entsprechende Vertretungen finden. Sie müssen auch mit den Stadtverordneten, die auf christlichem Boden stehen, gute Fühlung halten, damit sie bei den Beratungen von Theaterfragen im Stadtparlament verständnisvolle Hilfe finden und so die wichtigen Kulturfragen des Theaters nicht nach veralteten Gesichtspunkten von ungeeigneten und verständnislosen Vertretern behandelt werden.

Der Bühnenvolksbund geht auch daran, durch Anlage eines Zeitungsarchives, das mit einer Registratur einschlägiger Zeitschriftartikel und einer Theaterbibliothek verbunden sein soll, sich einen lückenlosen Ueberblick über alle Vorgänge des Theaters zu verschaffen. Ein solches Archiv besteht — es mag wohl sehr überraschen — heute noch gar nicht. Welche Bedeutung es hätte, mag allein aus einer Aufzählung der bis jetzt geplanten Themengruppen ersichtlich sein: Berufsbühne, Dramatische Literatur, Vereinsbühne, Lichtspiele, Volkskunstabende, Religiöse Festspiele, Heimatspiele, Lichtspiele, Musikfeste, Konzerte, Presse, Zeitschriften, Theaterverleger, Theaterorganisation, Volksbildungs- und Standesorganisationen. Die Mitarbeit an der Ausgestaltung dieses Archives ist den weitesten am Theater interessierten Kreisen möglich; fast in jeder Stadt ereignen sich jährlich Fälle, die auf den Bühnenbetrieb überhaupt ein charakteristisches Licht werfen; die Presseäußerungen hierzu sind für eine Sammlung wie dieses groß gedachte Archiv von besonderem Wert; es kostet wenig Mühe, sie der Geschäftsstelle des Bühnenvolksbundes in Frankfurt am Main zu übersenden.

Die Sammlung von ausgearbeiteten Vorträgen für die einzelnen Ortsausschüsse, eine Bundesberatungsstelle, die Veranstaltung von Theatereinführungskursen, die Veranstaltung von Wanderkammerspielen usw. sind Pläne des Bundes, deren Ausgestaltung er möglichst rasch in die Hand nehmen möchte. Er wird auch das Seine dazu beitragen, um Wege zu finden, wie man die zum Teil ganz unzulängliche Theaterkritik der großen und kleinen Presse, über die bei der Tagung wahrlich keine schmeichelhaften Worte fielen, wesentlich bessern und grundsätzlich vertiefen könnte.

Der Bühnenvolksbund, zu dessen Vorsitzenden einstimmig Geh. Regierungsrat Universitätsprofessor Dr. Dyroff in Bonn gewählt wurde, sieht eine Unmenge dringlicher Arbeiten vor sich; er kann sie nur lösen, wenn die christlichen Volkskreise sich ihrer Verantwortung dem Theater gegenüber bewußt sind und durch ihren Beitritt zum Bühnenvolksbunde, durch ihre aktive Mitarbeit sein Schaffen unterstützen, ihm die nötige Grundlage für eine durchgreifende Wirkung geben.

Vergessen wir nicht, daß im Kampfe um die Bühne uns ein Kampf bevorsteht, der an Bedeutung dem um den christlichen Charakter der Schule nicht nachsteht.

Dr. Johannes Eckardt.

M. Herbert,

die gefeierte und fruchtbare Romanschriftstellerin und Dichterin beging am 20. Juni ihren 60. Geburtstag. Viele Ehrungen sind ihr aus diesem Anlaß zu Teil geworden, denn groß ist die Zahl ihrer Verehrer und Verehrerinnen und noch größer die Zahl der Leser ihrer Werke. Eine besonders schöne Gabe hat der erste und Hauptverleger der Dichterin, J. P. Bachem in Köln, auf ihen Geburtstagstisch gelegt: ein Sammelwerk unter dem Titel Flammen, Zu M. Herberts Gedenken herausgegeben von Maria Köchling (etwa 17 Bogen Kleinquart, geb. etwa Mk. 10.—). Das schön ausgestattete Werk bringt eine stattliche Anzahl von Beiträgen bekannter Namen, die sich zumeist mehr oder weniger mit M. Herbert und ihren Werken befassen. Namen wie Professor Dr.

Digitized by Google

Hermann Cardauns, Dr. Otto Hartmann, Professor Dr. Oskar Doering, Leo Tepe von Heydebe, Laurenz Kiesgen, Franziska Bram, E. M. Hamann, die bei Habbel auch einem wichtigen Herbert-Verlag, gleichzeitig eine wertvolle Studie über die Gefeierte als Broschüre veröffentlichte, Helene Nietzsch und viele andere sind in bunter Reihenfolge vertreten. Den Schluß des Buches bilden denkwürdige Worte aus M. Herberts Büchern. Der Verleger wird hundert numerierte, auf Büttenpapier in reiner Handarbeit hergestellte Vorzugsdrucke anfertigen und in echt Pergament binden lassen, um auch Sammlern kostbar ausgestatteter Buchwerke Gelegenheit zu geben, ihren Bücherschatz zu bereichern.

Die schöne Literatur im kleineren Deutschland.

Unser liebes Deutschland ist kleiner geworden. Das werden auch unsere Dichter und Verleger spüren, nicht nur vom geldlichen Standpunkt aus, sondern auch vom ideellen. Für den Dichter ist es der schönste Lohn und der kräftigste Ansporn, wenn er weiß, daß seine Gedanken in möglichst viele Herzen dringen. Deshalb müssen wir darauf hinarbeiten, daß alles, was in deutscher Zunge redet und deutsch denkt und fühlt, nicht nur unsern Dichtern erhalten bleibt, sondern auch, daß alle von Herzen Deutsche von unsern Dichtern in ihrem deutschen Geiste erhalten werden und sich enger, ich möchte sagen, familienwärmer um unsere Dichter scharen. Unsere Dichter müßten unserem Volke nähergebracht werden als bisher. Bis in die letzten Sonntagsblättchen hinein müßten Besprechungen ihrer Werke getragen werden, aber nicht im kalten und oft phrasenhaften Rezensententon, sondern in kleinen, schmackhaften Artikelchen, die die Eigenart eines Dichters oder einer Gruppe hervorheben, wie das im Nürnberger „Sonntagsfriede" geschieht, der darin mustergültig sein will. Unsere Dichter müßten mehr eingeladen werden, aus ihren gedruckten und ungedruckten Werken öffentlich vorzulesen; denn erst das gesprochene und von der Gebärde begleitete lebendige Wort wirkt voll und ganz lebenspendend auf die Menschenseelen. So würde das Interesse für die Dichter und ihre Werke gehoben und ihnen mehr Gelegenheit geboten, an der Gesundung unseres Volkes zu arbeiten, wozu sie vor allem berufen sind. Aber es würden auch mehr Käufer für ihre Bücher gewonnen, die die durch Abtrennung und Abschnürung weggefallene Käuferzahl wieder heben.

Wir dürfen und wollen nicht so schwarz in die Zukunft sehen, daß wir sagen, die weite Welt sei nun unserem deutschen Geist verschlossen. Aber es scheint mir doch sehr nützlich, einmal an die literarischen Verhältnisse in den kleinen Kulturländern zu erinnern. Wie stolz und eifersüchtig sind die Dänen, Schweden, Norweger, Portugiesen auf ihre Sprache und Literatur! Man kann bequem in Frankreich und England leben und ein abscheuliches Französisch und Englisch radebrechen. Aber wer in einem der genannten kleinen Länder ebenso kühn sein und ein schlechtes Dänisch, Schwedisch oder Portugiesisch sprechen wollte, der würde auf Schritt und Tritt gerichtet. Viel mehr als bei uns Schiller und Goethe mit der Volksseele verwachsen sind — eigentlich sind sie es ja überhaupt nicht — leben dort die Dichter in den Herzen des Volkes. Die Literatur in diesen Ländern ist ja stark französisch beeinflußt — in Portugal ist sie überhaupt nur ein Ableger der französischen —, aber wenn man den Namen der großen und beliebten Dichter nennt, rührt man gleich an die tiefste Seele des Volkes und weckt einen Sonnenschein der Begeisterung in den Augen der Menschen. Ueber ihren Dichter geht ihnen kein anderer der Welt. Wir stehen nun eigentlich ähnlich da wie diese kleinen Völker mit ihrer eng begrenzten Sprache. In diesem kleinen Heim könnten wir uns auch ähnlich einrichten wie sie und dabei und gerade dadurch an gegenseitigem Verständnis, an wirklicher Liebe und innerer Größe und Kraft wachsen. Unser Vaterland könnte uns

Digitized by Google

heimeliger und lieber werden und wir selbst zufriedener und glücklicher, umso mehr, als dann die Dichter mehr Einfluß auf unser Leben gewännen wie sie es in den gekennzeichneten Ländern tun. Allerdings wollen wir nie das Beispiel Portugals nachahmen, das einen Literaten auf den Stuhl des Staatspräsidenten setzt. Des Dichters Ehrenplatz soll in den Herzen des Volkes sein, aber nicht an den grünen Tischen der Politik und auf Ministersesseln; denn sie mögen viel können, eins können sie aber sicher nicht: Völker und Staaten politisch regieren. Wir wollen, jeder in seinem Kreise und nach seinen Kräften, darauf hinwirken, daß unsere Dichter recht heimisch in unsere Volksfamilie hineinwachsen und vom Samen ihres Geistes mit vollen Händen ausstreuen können; dann wird unser äußerlich kleineres Deutschland innerlich umso größer. Maschinen haben wir für unser Volksglück immer noch genug; was wir brauchen, ist Geist, ist Seele!

Wilh. Wiesbach S. J.

Die Toleranz im Kunstgeschmack.

Wir sind in Kunstsachen, im Kunstgeschmack sehr tolerant geworden; wir finden uns mit der Romantik ebenso wie mit dem Klassizismus ab, obwohl es zwei verschiedene Welten sind, wir haben den Naturalismus Hauptmanns ebenso in Kauf genommen wie den Aristokratismus Stefan Georges und bewundern die Werke des Expressionismus ebenso wie wir die der impressionistischen Kunst bewundert haben. Unser Geschmack ist so duldsam geworden, daß er sich bald alles gefallen läßt. Wir haben ein schrecklich weites Herz oder bilden uns wenigstens ein, eines zu haben, weil wir für alles empfänglich sind; wir glauben über alle Beschränktheit des Geschmackes erhaben zu sein, weil wir uns auf keine Richtung beschränken; wir haben vom Historismus gelernt, keine Meinung, keinen Standpunkt, keinen Geschmack zu haben, weil ja schließlich alle Geschmäcker, Standpunkte und Meinungen überholt wurden und überholt sind und glauben nun über der Geschichte zu stehen und uns am sichersten vor allem geschichtlichen Wandel zu schützen, wenn wir von vorneherein allem Ringen und Werden „objektiv", das heißt standpunktlos gegenübertreten. Die Weitherzigkeit der Literaturgeschichte hat uns verdorben, sie hat uns skeptisch und daher tolerant gemacht und beides in dem Grade, daß wir schließlich sogar der eigenen Skepsis und Toleranz nicht mehr trauen. Gewiß, das Schöne ist ein Vielfaches, in unzähligen Kunstwerken uns Begegnendes nur dadurch, daß es individuell ist; gewiß gibt es Kategorien und Modifikationen, Stile und Stufen des Schönen in großer Zahl und in ihm vielfache Syntheses mannigfacher Gegensätze; und ebenso gewiß steckt auch in der Kunst des Expressionismus mehr Impression als man glaubt, wie ja auch die besten Werke des Naturalismus nicht ohne Idealismus auskommen konnten und der Expressionismus, der auf den Geist allein Wert legen will, doch seine eigene Form sucht. Aber abgerechnet, was abgerechnet werden muß, zugestanden, was zugestanden werden muß, ist unsere Toleranz, die uns Himmel und Hölle gleich innig umarmen läßt, nicht vielfach eher Schwäche statt Stärke, Mangel statt Vorzug? Ist unsere Empfänglichkeit den Geschmacksgegensätzen gegenüber nicht weit häufiger ein Zeichen der Stumpfheit als der Reizsamkeit? Ist die allumfassende Toleranz unseres ästhetischen Geschmacks ein Beweis einer besonderen Feinfühligkeit oder ist sie nicht weit häufiger ein Beweis unvollkommenen und unvollständigen Aufnehmens, das sich mit einem Fetzen Kunst begnügt, statt das ganze Werk zu erfassen, das sich mit einem Reiz bescheidet, statt ihn im System der Empfindungen und Gefühle harmonisch „mitreizen" zu lassen? Die psychologische Erfahrung spricht für letztere Meinung. Man hat oft und viel beobachtet, daß künstlerische Erlebnisse von Menschen, die ein einfaches und gleichförmiges Leben führen, von tieferen und nachhaltigeren Wirkungen sind, daß wenig in Anspruch genommene Sinne frischer und ursprünglicher empfinden, daß

Digitized by Google

das Wissen des Landmannes nicht nur ein subjektiv sichereres ist, sondern auch tiefer in der ganzen Persönlichkeit ankert und mehr mit all seinen Lebensbeziehungen verzahnt ist, als das des Städters. Während das selten Genossene und Erlebte von der Seele eben allseitig und gründlich aufgenommen und verarbeitet wird, macht die Fülle von Reizen und der häufige Wechsel von Eindrücken Sinne und Seele stumpf und läßt ein tieferes Eindringen und Auskosten, ein allseitiges Verarbeiten kaum aufkommen. Unser Kunstgeschmack ist so tolerant und weitherzig geworden, nicht weil wir das Schöne in all seinen Gestaltungen tiefer und vollständiger zu erfassen verstehen, sondern weil wir oberflächlicher, seichter, stumpfer geworden sind, weil wir die Eindrücke gar nicht voll und ganz verarbeiten und daher ihre innere Gegensätzlichkeit und Unvereinbarkeit nicht erfassen, ja vielfach nicht einmal ahnen. Oskar Katann.

Zur Sozialisierung der Theater

werden in diesen Monaten eine Reihe sehr beachtenswerter Vorschläge von Theaterfachleuten gemacht, die wohl am besten in das theoretische Debattieren über diese Frage, wie es sich in einer kaum überseh baren Menge von Broschüren und Artikeln offenbart, Gesichtspunkte hineintragen, die geeignet sind, den guten und ganz zeitgemäßen Kernpunkt dieses Komplexes von Problemen herauszulösen und so einer Lösung der ganzen Frage näher zu kommen. Ohne Zweifel ist das Theater von allen Gebieten der Kunst am meisten durch das Kapital zum Gegenstande der Spekulation geworden. Die Verkapitalisierung des Theaters war schon seit Jahren ein gewichtiges Thema, dessen grundsätzliche Behandlung und zweckmäßige Lösung viele, denen es ernstlich um die Hebung der Bühne und der Volksbildung zu tun war, am Herzen lag. Die Verkapitalisierung des Bühnenbetriebes und die dadurch bedingte Entwertung des Bühnengeistes war übrigens schon den Stürmern und Drängern der Neunzigerjahre des vorigen Jahrhunderts — was hier nebenher gesagt sei — eine Sorge. Julius Hart erzählt in seinen Lebenserinnerungen, die er seit Februar 1919 in den „Velhagen- und Klasingschen Monatsheften" veröffentlicht: „Sowohl bei M. Antoine, wie auch bei uns und dann später bei der Gründung der „Freien Bühne" spielte eine große Rolle das antimammonistische Ideal, ein Theater zu errichten, bei dem jeder materielle Erwerb und Gewinn ausgeschlossen war und das kein Geschäftsunternehmen sein sollte. Einen Krebsschaden der Bühne galt es zu beseitigen." — In Nord- und Mitteldeutschland hatte man schon vor dem Kriege eine Reihe von Theatern in städtische Eigenregie übergeführt und so einer Sozialisierung der Bühnen einen Weg gewiesen. Heute greift man diese Gedanken neuerdings auf; vielleicht nicht ganz aus sachlichen Gründen. Die Sozialisierungspläne einer radikalen Minderheit des deutschen Volkes zeigen nichts weniger als maßvolle, aus den Tatsachen gewordene, wohldurchdachte Gesichtspunkte; sie berauschen sich zumeist nur allzu sehr an der Phrase, am tönenden, die urteilslose Menge fesselnden Wort. So ist's auch eine leicht durchschaute Einseitigkeit, wenn man der Masse nur vorschreit, die Kunst, das Theater müsse nun endlich den Kapitalisten entrungen, dem Proletariat gewonnen werden. Ich meine, jener stille, arbeitende Bürger des Mittelstandes, der nach wie vor die Stütze des Staates sein wird, den jetzt ein arbeitsscheues Proletariat als lästigen Bourgois am liebsten an die Laternenpfähle knüpfte, hat längst darunter gelitten, daß gerade der Bühnenbetrieb so verkapitalisiert wurde, sich so verteuerte, und ihm daher fast verschlossen blieb; sein ernster Bildungsdrang, sein wirkliches Bedürfnis nach der Kunst des Theaters war zumindest ebenso groß wie die nun in alle Welt hinausgeschriene Lust an der Bühnenkunst, die sich das Proletariat ebenso wenig wie dem ruhiger Schauenden vormachen kann und wird. Dieses ernste Bürgertum, das in redlicher Arbeit bei schmalem Verdienst den idealen Schwung nie verlor,

Digitized by Google

aus dem die Kultur des deutschen Volkes wurde, hat schon längst an der Hebung des Theaters gearbeitet; und wir glauben nicht zu irren, wenn wir meinen, daß seine Ruhe und Zähigkeit die richtige Sozialisierung des modernen Theaters erreichen werden.

Aus seinem Kreise sozusagen hat einer der rührigsten Theaterdirektoren, die an süddeutschen Provinzstädten arbeiten, für Bayern Vorschläge zur Sozialisierung der Bühnen vorgelegt, die geeignet erscheinen, richtunggebend zu wirken und die daher auch an dieser Stelle skizziert werden dürfen. Willy Stuhlfeld, der dem Würzburger Stadttheater über den Kreis der schönen Frankenstadt hinaus Beachtung und Anerkennung erarbeitete, verlangt zunächst, alle Lichtspiele zu verstaatlichen, um aus diesen reichen Einnahmsquellen die etwaigen Fehlbeträge decken zu können, die eine Sozialisierung der Theater mit sich bringen muß; diese Fehlbeträge werden ja in Hinkunft um so größer, als die einzelnen Staaten und Städte Hofbühnen übernehmen müssen, deren Unterstützung durch die verschiedenen regierenden Häuser nun auch der Vergangenheit angehört; andererseits werden die kommunalen und staatlichen Ausgaben nach allen Richtungen sich so steigern müssen, daß an eine Erhöhung der Subventionen für die Bühnen, wie es nötig wäre, um so das Defizit zu decken, nicht gedacht werden kann. Man sieht ja jetzt bereits diese Schwierigkeiten, wenn Städte wie Mannheim daran denken, die Oper aufzulassen, oder die Opernbühne durch die Operette beeinträchtigen wollen, nur um die Einnahmen der Bühnen zu erhöhen. Aus dieser Geldschwierigkeit kann eine Verstaatlichung des Kinos retten, ein Vorschlag, der ja schon von verschiedenen Seiten gemacht wurde, wenn auch nicht immer in der gleichen Form. So dachte die jetzige Leitung des Münchener Nationaltheaters daran, den ehemaligen königlichen Marstall zu einem großen Kino umzubauen, die eigenen Kräfte, den reichen und wertvollen Fundus für neue Films zu verwerten und so die Fehlbeträge der Nationalbühne zu decken.

Würde das Kino verstaatlicht, so dürften dem Staate Mittel zur Verfügung stehen, die nicht nur den bisherigen Theaterbetrieb erhalten, sondern auch wesentlich verbessern könnten. Zunächst wäre es dann wohl möglich, die in vielen Städten bisher durchgeführte halbjährige Spielzeit aufs ganze Jahr auszudehnen. Daß dadurch die künstlerische Arbeitsmöglichkeit der Bühnen gesteigert und vertieft werden könnte, liegt auf der Hand. Zudem würde dadurch endlich auch die soziale Frage der Bühnenkünstler einer Lösung entgegengeführt werden. Die Einnahmen aus den verstaatlichten Kinos dürften sehr große sein. Das ergibt sich schon daraus, daß z. B. die österreichische Regierung während des Krieges noch eine vertrauliche Ueberprüfung und Berechnung aller Kinos durchführte, um sich über ihre Erträgnisse ein klares Bild schaffen zu können; denn sie dachte daran, keine neuen Kinokonzessionen zu erteilen, selbst Kinos zu errichten, die schon bestehenden allmählich abzulösen, um aus den Erträgnissen dann Summen für die Kriegsfürsorge frei zu bekommen.

Eine solche Verstaatlichung der Kinos würde auch die Möglichkeit bieten, das Niveau der Kinos radikal zu heben; ein Ziel, das nicht genug angestrebt werden kann. Hier gilt es, eine ganz eminente ethische Aufgabe zu lösen; nicht eine künstlerische. Denn mit Kunst hat das Kino nun einmal noch nichts zu tun, mögen sich noch so viele abmühen, die Möglichkeit einer Kinokunst theoretisch und praktisch zu erweisen. Nebenbei gesagt, scheint es uns wertvoll, diese Beurteilung des Kinos, seiner Aufgaben und der Erreichbarkeit seiner Ziele möglichst nachdrücklich und laut zu betonen, um endlich Klarheit zu schaffen und so leichter den Weg zur Reform des Kinos zu finden. Wir begrüßen es daher sehr, daß aus dieser Erkenntnis der Hauptausschuß des „Bühnenvolksbundes“ auf seiner ersten Tagung im April 1919 in Frankfurt am Main es ablehnte, das Kino in den Rahmen

Digitized by Google

seiner direkten Arbeitsaufgaben einzubeziehen und deshalb auch den anfangs vorgeschlagenen Namen des neuen Verbandes „Christlicher Volksbund für Bühnenkunst und Lichtspiele" entsprechend abänderte. Die Verstaatlichung des Kinos wird natürlich große Schwierigkeiten mit sich bringen. Aber wo so gewichtige Gründe mitsprechen und so hohe Ziele vor uns stehen, wird und kann sich auch ein Weg finden lassen.

Um aber nun von Stuhlfelds Sozialisierungsplänen weiter zu reden: er scheidet München aus und schlägt für Bayern zehn ganzjährige Theaterbetriebe vor, die verschiedene kleinere Bühnenbetriebe zusammenfassen und folgenden Wirkungskreis haben sollten: 1. Nürnberg-Fürth (mit gelegentlichen Gastspielen in Rothenburg und Ansbach). 2. Augsburg-Kurtheater in Göggingen (mit Gastspielen in Ingolstadt). 3. Würzburg-Bad Kissingen-Kitzingen und Bad Brückenau (mit gelegentlichen Gastspielen in Schweinfurt und Rothenburg). 4. Regensburg-Straubing (mit Bayreuth und Amberg). 5. Bamberg-Erlangen-Schweinfurt. 6. Passau-Landshut-Bad Reichenhall-Bad Tölz. 7. Ingolstadt-Ansbach-Amberg. 8. Aschaffenburg-Winterspielzeit. Anschließend Wandertheater für bayerische Städte. 9. und 10. Schauspiel-Wandertheater, die die kleinsten Städte und Dörfer mit Bühnenkunst versorgen könnten. Für die Betriebe 1 bis 5 sieht Stuhlfeld Opern-, Operetten- und Schauspielbetrieb vor, für 7 und 8 Oper und Schauspiel, für 9 und 10 nur Schauspiel.

„Jedem Betrieb steht für die künstlerische und geschäftliche Leitung ein Direktor vor, ihn kontrollieren die jeweiligen Stadtverwaltungen, bezw. deren Kämmereien und Theaterkommissionen. Eine beratende Stimme wird dem aus dem Personal zu wählenden Künstlerrat und gewerblichen Angestelltenausschuß gewährt. Streitfälle zwischen Direktor und Mitgliedern entscheidet die Künstlergewerkschaft in München.

Alle Betriebe unterstehen wieder der Hauptleitung in München, an deren Spitze ein Generaldirektor steht.

Laut Betriebsentwurf belaufen sich die Gesamtausgaben für alle zehn Betriebe rund auf allerhöchstens 7,200.000 Mark. Diesen Ausgaben stehen als Einnahmen gegenüber:

1. Alle Billeteinnahmen aller Betriebe.
2. Die Garderobengebühren und Zettelgelder.
3. Einnahmen aus Unterpachten.
4. Subventionen der Städte im Betrage von 421.500 Mark.

Die Städte stellen dem Staat unentgeltlich ihr Theatergebäude mit gesamtem Fundus (Dekorationen, Möbel, Kostümen, Bibliothek, Requisiten) zur Verfügung und sorgen für die Erhaltung. Ebenso unentgeltlich stellen die Sädte Kastellan, Feuerwehr, Polizei. Für die Wandertheater hat der Staat selber die Anschaffung eines kleinen notwendigen Fundusses zu besorgen, ebenso die einer Wanderbühne.

Die Subvention der Städte bewegt sich laut Entwurf auf gewohnter Basis. Die erzielte Lustbarkeitssteuer fällt dem jeweiligen Betriebsort zu. Der Entwurf sieht auch allmonatige Volks-, Abend- und Jugend-Nachmittagsvorstellungen bei kleinen Einheitspreisen vor. Ergibt sich in den einzelnen Betrieben durch geschickte Geschäftsführung ohne Vernachlässigung der künstlerischen Seite ein Reingewinn, so fallen 10 Prozent dem Direktor und zwecks Verteilung dem Personal 90 Prozent zu."

Auf diesem Wege der Zusammenfassung würden sich weitere, nicht unwesentliche Vorteile ergeben: der Abschluß mit den Verlegern ließe sich vereinfachen und verbilligen; ebenso die Herstellung der Drucksachen; Gastspiele ließen sich austauschen, gleichfalls ständige Kräfte bei Erkrankungen u. dgl.

Das ganze Projekt könnte als Grundlage dienen für noch größere Pläne; es bietet die Möglichkeit, eine staatliche Filmfabrik zu errichten, ebenso einen Theaterverlag zu begründen, eine staatliche Zentrale für Bedarfs-

Digitized by Google

artikel des Theaters (Dekorationen, Möbel, Kostüme usw.) zu schaffen. Kurz gesagt, eine solche Sozialisierung des Theaters würde der Bühne, die, durch die Verkapitalisierung ihres Betriebes immer stärker unterbundene Möglichkeit eröffnen, eine wirklich ideale Bildungskraft des Volkes zu werden. Und deshalb müssen wir Katholiken an all diesen unabsehbar wichtigen Aufgaben mit allen unseren Kräften mitarbeiten; denn es wird mehr als einmal Gelegenheit geben, ja unerläßlich notwendig sein, auch unseren grundsätzlichen Standpunkt hier zu vertreten und ihm Geltung zu verschaffen (z. B. in den Kämmereien, Theaterkommissionen). Mit Protesten wird's auch da nicht abgetan sein; wir müssen arbeiten, mitarbeiten und nicht zuletzt die Saumseligen aufrütteln, daß sie den ehernen Schrei dieser harten und doch so um- und aufbauenden Zeit, in der sich alle Gegenwart in Zukunft aufzulösen begann, hören, verstehen und in sich wirksam machen.

Dr. Johannes Eckardt.

Eine Passionsdarstellung in der Großstadt.

Schriftsteller Wilhelm Wiesebach S. J. hat es gewagt, eine Darstellung des Leidens Christi auf die Bühne zu bringen und damit einen schönen Erfolg erzielt. Viermal hat eine andächtig ergriffene Menge den großen Saal des Saalbaues in Frankfurt am Main gefüllt. Im Prinzip unterscheiden sich Wiesebachs Versuche gleich scharf von den bäuerlichen Passionen wie von den Neubelebungen der Mysterienspiele, etwa im Stile Erich Eckerts. Die Bauernpassion, aus der Psyche der katholischen Landbevölkerung geschaffen und auch nur für den gleichgestimmten Zuschauer künstlerisch und religiös befriedigend, vertrüge niemals eine Verpflanzung in die Großstadt. Man lese darüber die beachtenswerten Darlegungen Dr. Johannes Eckardts im 10. Jahrgang des Hochland, Heft 2, Seite 246 ff., nach. Aber auch gegen eine Darstellung der Passion auf der Berufsbühne durch Berufsschauspieler empört sich jedes religiöse Empfinden. Was Erich Eckert in seinen Mysterien anstrebt, ist eine bewußte Stilkunst, die durch künstlerische Mittel im Geiste der „gotischen" Epoche eine verwandte seelische Einstellung beim Zuschauer erzeugen will, sicherlich eine wertvolle Bereicherung des modernen Dramas.

Wiesebach wählte einen anderen Weg. Was er gab, war nicht die Passion in der oder jener künstlerischen Auffassung, es war eine Verbildlichung des biblischen Berichtes in seiner ganzen Schlichtheit mit rein impressionistischen Kunstmitteln für die individuelle Auffassung des Leidens unsres Herrn durch die zwiespältig fühlenden Menschen der Großstadt, gleichsam nur der Rohstoff in den Formen, wie er uns allen von frühester Jugend her geläufig ist, Bibelwort und bildliche Darstellung in Anlehnung an allgemein bekannte Werke der bildenden Kunst. Der epische Grundcharakter jedes Passionsspieles trat dabei besonders deutlich zu Tage. Mit richtigem Takte hat Wiesebach die Kreuzigung selbst hinter die Szene verlegt, nur ihre Wirkung auf die Masse des anwesenden Volkes und einzelne aus diesem herausragende Personen wurde auf der Bühne dargestellt. Verstärkt wurde der epische Charakter noch besonders durch die vorangestellte „Predigt Petri" in Rom und durch die Umrahmung der Bühnenvorgänge durch den Gesang altdeutscher Passionslieder.

Die Mittel der Regie waren sinngemäß rein naturalistisch-impressionistische; Licht, Farbe und Bewegung waren gut abgetönt, das Abrollen des Vorganges blieb an den Hauptmomenten des Leidensweges zugunsten wirkungsstarker Bilder stehen. Nur das gesprochene Wort erstrebte eine Stilisierung im Dienste des einfach weihevollen Textes. Hier machte sich die mangelnde Sprachgewalt des Dilletanten bei einzelnen Spielern störend bemerkbar. Zu einer persönlichen künstlerischen Auffassung seiner Rolle war nur der Darsteller des Pilatus emporgestiegen, wie allerdings auch die Person des Pilatus die einzig eigentlich dramatische in der ganzen Passion

Digitized by Google

ist; der scharf umrissene Charakterkopf des Landpflegers senkte sich in der Frankfurter Darstellung tief ein.

Mit dem Problem einer Dramatisierung des christlichen Passionsgedankens oder der Person Jesu auf der Bühne will Wiesebachs „Leiden Christi" nichts zu tun haben. Nicht künstlerische Wirkungen will er erzielen, sondern rein religiöse unter Verwendung künstlerischer Mittel. In einer Zeit, wo alles darauf ankommt, die Idee des Leidens und des Opfers einer dem Materialismus verfallenen Menschheit wieder zugänglich zu machen, beansprucht das doppelte Anerkennung. In dem Sinne sei Wilhelm Wiesebach mehr als nur ein weihevoller Nachmittag gedankt. nn.

Gegen die nationale Selbstüberhebung

wendet sich J. Plotke in der „Frankfurter Zeitung" (302) mit scharfen Worten:

„Zu unseren brennenden Aufgaben gehört die Auseinandersetzung mit der nationalen Selbstüberhebung, die nichts anderes als eine politische Seelenkrankheit ist, die das gleichmäßige Wachstum des Staatsganzen in all seinen Teilen stört und die Krüppelhaftigkeit einzelner Glieder verursacht. Ein Naturgesetze ehrendes Volksbewußtsein, ein Nationalgefühl, das Grenzen kennt, war und bleibt immer die erste Triebkraft eines gesunden Staates. Die nationale Selbstüberhebung aber ist entwicklungsmörderisch, sowohl in ihrem aggressiven Auftreten als nationalistischer Größenwahn, wie in ihrer Folge als nationale Selbstverachtung. Sie zerstört nicht nur das politische Leben einer Nation, sondern auch ihre höchste Kulturblüte in der Kunst.

Wir haben vor kurzem bei uns eine Periode maßlos gesteigerter nationaler Selbstüberhebung erlebt (die jetzt noch beim Gegner herrscht); ihre Reaktion erblicken wir vornehmlich in der Kunst, in den besten Erscheinungen namentlich der jüngsten Dichtung, die eine verzweifelte Abwehr nationalistischen Größenwahns bedeuten. Das war gut, denn aus der Hingabe an völkische Selbstüberhebung ist zu keiner Zeit eine große Kunst gewachsen. Wo es sich nicht um ausgesprochene höfische Dichtungen einer für alle Ewigkeit überwundenen (?) feudalistischen Epoche handelt, ist die Kunstblüte überhaupt nur selten mit politischen Glanzzeiten und mit der Aufrichtung imperialistischer Ideen zusammengefallen."

Eine jüdische Heiligsprechung.

Das Wirken des Geistes, der stets verneint, der nach einem Worte Pius IX. die Begriffe umkehrt, was gut ist, böse und was böse ist, gut nennt, ist in unserer Zeit so offenbar, daß es kaum noch auffällt, wenn der jüdische „Expressionist" Ludwig Rubiner dem Vater der Freidenkerei, dem Franzosen Voltaire, den Heiligenschein verleiht Er nennt ihn „die Gestalt der höchsten Güte" und fährt fort: „Eine neue Heiligkeit, die erst unsere Epoche wird zu verehren wissen, liegt darin, daß eine begnadete Seele beinahe siebzig Jahre der unglaublichsten Schöpfertätigkeit eines Menschenlebens durch alle Gebiete der Sprache hindurchtreibt, um endlich als Denker und Politiker seinem Jahrhundert die Waffen der Polemik zur geistigen Befreiung hinwerfen zu können."

o o o

Von neuen Büchern.

Romane, Novellen, Erzählungen.

Stockhausen, Juliana von: Das große Leuchten. Ein Roman aus dem schwäbischen Bauernkriege. Kempten und München. Verlag Josef Kösselsche Buchhandlung. 315 S. Geb. Mk. 6.50.

Digitized by Google

Mein oft wiederholter Eindruck beim Lesen des Buches: Kriegsorthographie. (Vielleicht war der Korrektor im Felde.) Meine fast ständige staunende Erinnerung: Ein 17jähriges Mädchen faßte den Plan dieses gutgegründeten Geschichtsromans. Auch nach der vollzogenen Sammlung, Sichtung, Durcharbeitung und schöpferischen Gestaltung des Stoffes war es immer noch ein recht junges Menschenkind, das da sein Erstlingswerk in die Welt hinaus sandte. Und zwar, das sei betont, mit schönem Erfolge. — Schule? Vielleicht, wahrscheinlich sogar, daß dieses Talent unter dem Feuerodem der Muse E. von Handel-Mazzettis zuerst die Schwingen regte, daß es tatsächlich manches vom Vorbilde lernte, übernahm. Aber unter Wahrung der eigenen Selbständigkeit. Erfreulich ist, daß auch diese Kraft in katholischem Boden wurzelt. Kein konfessionelles Gepräge, aber katholischer Geist. Und, wie bei der großen Oesterreicherin, der fast leidenschaftliche Drang, dem Volk in liebender Gerechtigkeit genug zu tun. Kraftvoll psychologische Charaktererfassung der Standesgenossen, der die Bauern jener Zeit vielfach hart zwingenden „Herren". Rückhaltlose Einfühlung in die Volksseele. Unmittelbares Hineinleben in die zwei äußerlich und innerlich hervorragenden Hauptgestalten: die bluts- und zutiefst auch geistesvornehme Edelfrau und deren Widerspiel, ihr gesinnungsedler Lehnsbauer, an dessen Seelenadel, zumal der Güte, die durch eine unglückliche Ehe sich im geheimen schmählich erniedrigt fühlende Wittib eine glühende Liebe verliert. Wie er, ein glückselig verheirateter Mann, ihrer Leidenschaft wehrt, rast der Stolz über die Schamverblendete dahin, in den Folgen vernichtend für ihn und für sie: den Treuen peitscht er hinüber zum Rebellenheer; die Unglückselige treibt er, den in ihre Gefangenschaft Geratenen dem Gericht mit den Henkertod auszuliefern. Ehe dieser vollzogen wird, überkommt sie die gut begründete Wandlung. Reuig tritt sie den auch für sie mit dem Tode endigenden Buß- und Sühneweg zu dem nicht mehr zu Rettenden an. — Bemerkenswert ist der Vorgang einer sich klar entwickelnden Läuterung der beiden Hauptpersonen. Wiewohl eine reinere, großherzigere, in sich geschlossenere Natur als die Heldin, hat auch der Held eine gewaltige Selbstüberwindung zu leisten: der Zerstörerin seines Lebens, seines Lebensglückes zu verzeihen. Hilfe wird ihm darin durch den Einfluß seines holden Weibes, die uns an die arme Margaret erinnert, ohne deren Abbild zu sein. — Neben diesen Dreien interessiert am meisten das in seinen Licht- und Schattenseiten aufgezeigte Volk, in ihm vor allem der Schulmeister, philosophischer und fanatischer Kämpfer ums „Recht". Dieses steht überhaupt im Brennpunkte der öfters hochdramatisch bewegten Handlung: das scharf umstrittene, heiß umrungene Menschenrecht der persönlichen Freiheit und Liebe, das Gottesrecht der heldenhaften Treue, der Barmherzigkeit, der Gnade und der wahren, so oft mit Füßen getretenen Gerechtigkeit. Mit scharfem Gerechtigkeitssinn enthüllt die Verfasserin die vielfache Ungerechtigkeit damaliger Gesetzgebung vorzüglich gegen den „kleinen Mann". Um so sinnfälliger wirkt die Tatsache, daß am Schluß sich unser stärkstes Mitgefühl auf die mächtige Vertreterin des Adels konzentriert: ein Meisterzug, der im Gange der Handlung kaum vorgezeichnet schien, es aber doch war und sich deshalb ganz natürlich ergibt. — Fehler, Jugendfehler lassen sich an solchem Jugendwerke selbstverständlich leicht feststellen; mir fehlt der Raum, weder sie noch die vielen unerwähnt gebliebenen Vorzüge der Darstellung zu beleuchten. Niemand aber wird gerechterweise Fülle des Lebens und Wärme der Hingabe in Durchführung der Handlung wie der Charakteristik ableugnen können. Wozu auch? Wir haben niemals Ueberfluß an zu fördernden starken Talenten. Jedenfalls haben wir Grund, dem weiteren Schaffenswege Juliana von Stockhausens mit froher Erwartung entgegenzusehen.

E. M. Hamann.

Digitized by Google

Anna Richli, „Der Kreuzweg des Magnus Segnewald und andere Novellen. Regensburg und Wien. Friedrich Pustet. 1919. Geb. Mk. 4.80.

Im Jahre 1916 erschien als Erstlingsgabe der Schweizer Erzählerin Anna Richli die Novellensammlung „Höhenleuchten". Sie wurde von der Kritik und von der Lesewelt mit berechtigter Anerkennung begrüßt. Man rühmte die reine Höhenluft sittlicher Weltauffassung, die uns überall aus den Erzählungen entgegenweht, den schönen Fluß und feierlichen Klang der Sprache, die frische Anschaulichkeit und den poetischen Gehalt der Bilder. Gleiche Vorzüge zeichnen auch die fünf Stücke aus, die den Inhalt der neuen Sammlung bilden. Das bedeutendste ist wohl „die Jugend der Elisabeth Traugott", auch an Umfang das größte, mit feinster Einfühlung in die Seele des verträumten Mädchens, dessen Sehnen nach der kaum bekannten Mutter den Inhalt seines jungen Lebens bildet, bis die schreckliche Wahrheit dem „Goldprinzessel" die Krone zerbricht. Die kleine Legende „Feuer vom Feuer" verlangte beinahe nach poetischer Form, das Kleid der Prosa ist für diesen Stoff zu gewöhnlich, wenn man sich auch auf Gottfried Kellers „Tanzlegendchen" berufen mag.

Daß ich dennoch den besten Erzählungen der ersten Sammlung den Vorzug geben möchte, sei nicht verhehlt, und ich füge die Gründe dafür kurz an, weil ich überzeugt bin, daß Anna Richli durchaus nicht am Ende ihres Schaffens steht und daß ihre unbestechliche Wahrheitsliebe, die uns als ein Grundzug ihres Wesens aus ihren Schöpfungen entgegentritt, eine freimütige Kritik verträgt. Diese neuen Erzählungen wirken dem Stoffe nach mehr ersonnen und erklügelt als aus freier künstlerischer Notwendigkeit gestaltet, freilich mit der Absicht die Wahrheit zu verkünden und der Güte den Weg zu bahnen. Und dieser Mangel blieb auch nicht ganz ohne Einfluß auf die Form, der zuweilen ein Rest von gesuchter Feierlichkeit und Zierlichkeit anhaftet. Das tiefste künstlerische Schaffen ist aber nach dem Evangelium der Romantik, das deren beste Schöpfungen verklärt und ihnen bei allen Mängeln im einzelnen ewige Dauer verleiht, ein *unbewußtes*. Hier aber ist zuviel des „sonnenwachen Bewußtseins" (nach Ricarda Huchs Ausdruck). „Der kleine Paßwächter von Tschamut" aus dem ersten Buche mag der Dichterin, die ihm das Dasein gab, die Wege weisen, daß sie sich nicht mit allzu wachen Augen entferne aus dem Traumlande der ewigen Schönheit. Dr. Rudolf Huber.

Batzer, Maria: Schwarzwaldkinder. Erzählung. Buchschmuck von K. Sigrist. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. Kart. Mk. 5.20.

Eine liebenswürdige, poetische, aus deutscher Gemütstiefe erwachsene Kindererzählung, in der sich Wirklichkeit und Dichtung, Erzählung und Märchen zu einem bunten, schimmernden Gewebe verbinden, das über jeden Baum, über jedes Gras das ahnungsvolle Bild der inneren Seele der Dinge aufstellt. Es sind Kindergeschichten, die auch Erwachsene mit reiner Freude lesen werden, zumal einzelne Stücke im Schimmer echter Dichtung und in hoher Herzensschönheit prangen. M.

Ponten Josef: Die Insel. Novelle. Stuttgart, Deutsche Verlagsgesellschaft 1918. 131 S. Mk. 3.—.

Eine Frauengestalt, die vom Weltleben angeekelt auf eine von orthodoxen Mönchen bewohnte Insel flüchtet und ein junger, gebildeter Mönch, der sein Mönchtum unter ungebildeten Brüdern als eine Zwangsjacke empfindet, stehen im Mittelpunkt dieser Liebesgeschichte, die mit dem Tode des verliebten Mönches endet und deren Lehre ist, daß die Welt Regel und Gesetz sei und daß jedes über die Regel hinausgehende Abenteuer sich räche. Aber nicht *der* gilt Ponten als Sünder, der die Regel übertritt, sondern Gott, der die Uebertretung geschehen läßt; denn unser Verfasser ist Pantheist,

Digitized by Google

er glaubt wie seine beiden Helden an einen Kreislauf des Lebens und teilt wohl auch die gelegentliche Sentenz, daß die Tugend langweilig sei. Der Verfasser weiß schöne Worte über die Männlichkeit des Schweigens zu sagen und formt in den Liebesgesprächen zwischen Mönch und Dame fein abgetönte Worte voll Heimlichkeit und Süße. Aber seine ethische Haltung ist eine durchaus zwiespältige. Obwohl er die Regel hochhalten will, lobt er doch mit demselben Atemzug den Trieb als „die Kraft unseres Blutes", als den „Vertreter des Allgemeinwillens" und vergleicht die Mönche, die als Vertreter der Regel, „mit Weihrauchfässern, geweihten Kerzen, Reliquienschränken und Weihwasserwedeln" ausgestattet, das Liebespaar in seiner Umarmung stören, mit Harpyen, die alles beschmutzen und aus Neid gekommen sind zu stören, „was Gott erlaubt". Und so sympathisch stellenweise die Mönche in ihrer verzeihenden Liebe und ihrer Einfalt gezeichnet sind, so verachtungsvoll blickt der Erzähler anderwärts wieder herab auf sie, die sich mit dem „Märchen des dreimal gespaltenen Gottes" quälen und häufig dumm genug benehmen. Stark wird alles Physiologische in der Liebesschilderung betont, kurz heidnische Pansstimmung liegt über dem Ganzen und nicht mit Unrecht wird der Mönch Spiridion von seiner Geliebten selbst Pan genannt. Oskar Katann.

Ferch, Johann, Der Herr Bürgermeister. Roman. Leipzig, S. Rabinowitz. Brosch. Mk. 6.—.

Der Geist des großen Wiener Bürgermeisters rief bis jetzt vergeblich nach einer epischen Darstellung seines Lebens. Hier ist ein Versuch, aber mit ganz ungenügenden Mitteln unternommen, darum vergeblich. Dem Verfasser ist es gänzlich versagt, in den Geist, ja auch nur in die Denkungsart des großen Mannes einzudringen, sein „Roman" bleibt in äußerlichen Begebenheiten stecken. Zudem fehlt ihm die Kraft, Darstellung und Sprache zu meistern. Trotzdem deuten gute Ansätze stellenweise auf vorhandene Begabung. Die Ausstattung ist unter aller Kritik. M.

Waldemar Müller-Eberhart, Lillys Liebe. Aus unseren Tagen. 3. Aufl. Bad Nassau (Lahn), Zentralstelle zur Verbreitung guter deutscher Literatur, 1918. 60 S.

Die zumeist in Dialogform — aber auch Erzählendes mischt sich darein — vorgetragene Szenenfolge hat das in zahlreichen Forderungen der Gegenwart begründete Selbstbestimmungsrecht der Frau zum Inhalt. Daß dieses an einem kaum der Erziehungsanstalt entwachsenen Backfisch aufgezeigt wird, der sich den Mann seiner Wahl sozusagen von der Straße ins Elternhaus holt und so die Eltern vor eine nicht mehr zu ändernde Tatsache stellt, ferner daß in dieser Familie des ehemaligen Staatsanwalts in moralischer Hinsicht eine bedenkliche Luft weht — Egon Köller hat sich die Zügel der väterlichen Würde gegenüber seiner unbeherrschten Tochter entgleiten lassen, er selbst hat zur Pflege seiner siechen Gattin die ehemalige Jugendgeliebte als „Schwester" ins Haus gerufen — das, mag es auch ein getreues Sittenbild der Gegenwart in gewissen großstädtischen Kreisen darstellen, ist für uns ein Grund zu entschiedener Ablehnung. Oswald Floeck.

Ernst, Otto: August Gutbier oder Die 7 Weisen im Franziskanerbräu. 1. bis 20. Tsd. Leipzig, L. Staackmann. Mk. 4.50.

In den „Weisen im Franziskanerkeller" schildert O. Ernst mit scharf vergrößernder Beobachtungsgabe die häufigsten Spielarten des deutschen Philisters, und wenn die Schilderung nur in den wesentlichsten Zügen zutrifft, so begreift man den furchtbaren Zusammenbruch eines Staats- und Gesellschaftsgebäudes, das in der Hauptsache von morschen Stützen getragen war. Das Buch mit seiner unerbittlichen Bloßstellung des Geschäfts- und Hurrahpatriotismus, der Heuchelei, der erbärmlichsten Selbstsucht und des

Digitized by Google

pharisäischen Tugendstolzes ließe sich nicht nur sehr ergötzlich — obwohl man oft lieber weinen als lachen möchte — sondern ist auch ein Stück deutscher Kulturgeschichte aus der Weltkriegszeit. M.

Bloem, Walter: „Sturmsignal!" 1. bis 30. Tsd. Leipzig, Grethlein u. Co. Mk. 6.—.

Dieses Buch bietet weniger und doch im Ganzen mehr als die 4 Kriegsromane des vielgelesenen Autors. Dieser gibt hier nur Wirklichkeit, nur Selbsterlebtes: Die Geschichte seiner Schicksale und Erlebnisse als Kriegsteilnehmer — Bloem hat bekanntlich den größten Teil des Weltkrieges als aktiver Offizier mitgemacht. Den ersten Teil dieser Erlebnisse hat er bereits in dem Buche „Vormarsch" geschildert, das vorliegende bildet den dramatischen Abschluß. In diesen Kriegsbüchern, die keine Romane, nur Wirklichkeitsschilderungen sind, kommt die hinreißende Schilderungs- und Verlebendigungskraft des Autors ganz und voll zur Geltung. Schon in seinen früheren Romanen waren die Gefechts- und Schlachtenschilderungen die eigentlichen Glanzpunkte. Hier bringt er nun die Größe und Wucht des Geschehens, von allem ablenkenden Romanbeiwerk entblößt, meisterhaft zur Geltung. Alle künstliche Spannung und Gruppierung des Geschehens in einem Phantasieroman bleibt zurück hinter der Wucht des Erlebens in dieser ergriffenen, aber im Grunde schlichten Erzählung, die dadurch noch bewegter wird, daß auch das Gefühlsleben des Autors hineingeflochten erscheint. Die Romane Bloems haben uns eigentlich nie besonders gefallen — es war viel Kitsch dabei — aber diese letzten Bücher lassen uns erst erkennen, daß doch ein Dichter hinter dem Unterhaltungsschriftsteller steckt. M.

Fischer, Wilhelm: Wagemut. Eine Erzählung aus dem Kriege. Zeichnungen von Ed. Thöny. 1. bis 5. Tsd. Gotha, J. A. Perthes A. G. Mk. 3.50.

Der Krieg gibt nur den dunklen, die feinen hellen Linien der anmutigen Erzählung einer Knabenheldentat wirksam hervorhebenden Hintergrund ab, darum kann Jeder es lesen, der vom Kriege nichts mehr hören will. Fischer ist ein feiner, sinniger, gemütvoller Erzähler und sein neues Buch wird Jedem Freude machen, der fern von Sensationsgier und Modelärm den Weg der stillen Seelen wandelt. J. E.

M. Scharlau (Magda Alberti): Kämpfe. Erinnerungen und Bekenntnisse. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. Mk. 5.50, kart. Mk. 6.50.

Das Buch ist die Geschichte einer Konversion. Magda Alberti, die unter dem Decknamen M. Scharlau die Romane „Martin Augustin", „Im Schatten" und „Gesa Plitt" veröffentlichte, hat selbst einen Roman erlebt, reich an inneren und äußeren Schickungen, Kämpfen, Kontrasten und diesen wahren Roman erzählt sie schlicht, offen und wahrhaftig, aber doch mit jener inneren dichterischen Anteilnahme und Lebendigkeit, die diesen mit ganz anderer Absicht veröffentlichte Seelen- und Bekehrungsgeschichte auch zu einem literarischen Werk stempelt. Es steckt eben hinter der zunächst religiösen, apologetischen Absicht doch der innere dichterische Drang zu lebendiger Aussprache des innerlich Gestalteten, und wenn wir nicht so tief noch in die von einer falschen Aesthetik gepredigte „reinliterarische" Betrachtungsweise verrannt wären, würden wir solche Lebens- und Bekenntnisbücher auch literarisch höher stellen als den größten Teil unserer Mode-Romanliteratur. Dank der geschickten Darstellung ließe sich das Buch übrigens spannend wie ein Roman und würde sich noch spannender lesen, wenn nicht stellenweise theologische und apologetische Betrachtungen, die der Verfasserin zur besseren Erkenntnis ihrer Irrtümer verholfen haben, den Gang der Erzählung störend unterbrächen. M.

Verlag und Druck der Verlagsanstalt Tyrolia, Ges. m. b. H., Innsbruck. — Preßgesetzlich verantwortlicher Redakteur: Peter Kaiser, Innsbruck.

Digitized by Google

Die Bergpredigt.

Er hob die Hand gelassen in das Licht
Und aus der Bläue glitt erles'uer Glanz
Ins lautere Gefild. Ihr Angesicht
Umsonnte sanft ein unversehrter Kranz
Verweinten Laubs und seines Daseins Sinn
War ihnen Laut und Lied und hielt sie hin.
Er ruhte mild, betaut von Duft und Sang,
Und leuchtend fiel der Worte lauter Klang
In gold'nen Falten um den Hang.
„O selig sind die Dürftigen im Geist!"
So hub er an die Saat, vom Volk umkreist,
Und um die Schläfen schwoll ihm schattenhaft
Ein schener Blutschein wie vom Dornenschaft.
Aufschauernd sahen sie im stummen Flehn
Sein Irdisches in Spuren Lichts vergeh'n.
„O selig sind, die leiden in Geduld!"
Hold hallt der helle Laut erlauchter Huld
Und lichtvoll spiegelt sich in seinem Blick
Vertieft zum Bild des Edens ihr Geschick.
Sein edler Ton durchwühlt die linde Luft
Und schwebt hinwehend wie ein Hauch von Duft
Um ihre welkende Vergänglichkeit.
„O selig, die ihr sanften Sinnes seid!"
So sagt sein laut'res Wort und benedeit
Und über seinem Haupte flattert hold
Im Flug ein Täubchen ganz aus trunk'nem Gold.
Was ihn als Leib umlenzt, ist Erdenkranz,
Verschwieg'ner Rausch von Gott nur tränkt den Glanz
Des großen und von Inbrunst reinen Blicks.
„O selig sind, die hungern in der Zeit,
„Die da nur lechzen nach Gerechtigkeit!"
Vor Freuden wie in Flocken hüpft das Licht
Der Wölbung um ihr wachsendes Gesicht.
Und sie berühren taumelnd sein Gewand
Und Wellen Glückes geh'n durch ihre Hand.
In ahnungsvoller Ruh, vom Glanz umschneit,
Versinkt er im gelass'nen Strom der Zeit,
Und tief um ihn wirbt Ewigkeit.
„O selig sind, die da barmherzig sind!"
So hallt es hell und ein verhüllter Sinn
Hängt am Gewebe der Verheißung hin.

Digitized by Google

In ewigen Sekunden sämmt des Seins
Umsonnung und sie sehen selt'nen Scheins
Die Heimat ihres Gott's. Er lauscht und denkt
Und horcht in sich hinein und eingesenkt
In das Geheimnis seiner Sendung steht
Er da durchgnadet vom Gebet.
„O selig sind, die friedlich wie ein Kind,
„Die reinen Herzens und voll Wahrheit sind!"
So sät er Balsam aus im weißen Sinn
Und schleift verstummt des Mantels Schwingen hin,
Wie schwere Steuer und sein Auge zeigt
Den Glanz begnadeten Gefilds. Tief neigt
Sich alles hin und schweigend fällt sein Schein
In ihres Schweigens Schattensein.
Er hebt die Hand und zwingt sie in die Knie
Und segnend tropft ein Edentau auf sie,
Und all ihr eingetauchtes Nachten weicht,
Nun sie ein Tag in jedem Laut erreicht.
Groß geht er hin, voll Glanz, kein Mensch ihm gleicht,
Im Unbegrenzten kreist sein Geist herum
Und alle folgen und verstoßen stumm
Für sein erlauchtes Wort den Trug der Welt,
Die überwunden von der Wahrheit fällt.

Ferdinand Mayer.

o o o

Hinrich Wilhelms Weg in die Einsamkeit.

Novelle von Dora Hohlfeld. (Schluß.)

IV.

Wieder einmal bürstet die alte Trina Herrn Hinrichs Frack mit dem Seidenfutter. Bei Allers findet demnächst ein Gartenfest statt — in der neuen Anlage am Fluß — und Hinrich, der die letzte Zeit so wenig drüben war, hat sich entschlossen, teilzunehmen. Es ist Juni geworden in allen Stadtgärten, Hinrich Wilhelm hat es kaum beachtet. Zwei Farben sind es, die ihn fröhlich erschrecken und schmerzlich erfreuen können in der Sommerpracht — Johännechen Krondorfs grüne Gießkanne und Marina Pavenstett's roter Sonnenschirm — wenn diese Farben schwankend über den Burgberg gleiten. Er ging ihnen aus dem Wege.

Digitized by Google

Und wenn die warme Nacht mit ihren Schauern über Stadt und Menschen kommt, dann sitzt Hinrich bisweilen bei Gerhart Müller und starrt in das Dunkel der Bäume, oder auf die Tapete des erhellten Gartensaales, die ihm so sonderliche Gestalten vorspiegelt. Dann ereignet es sich, daß Hinrich Wilhelm sich verliert, daß ihm des Freundes Stimme nichts mehr ist als ein Geräusch, daß seine Seele da drüben in Allers Garten weilt und seine Sinne angestrengt den Tönen lauschen, welche von dort über die Straße in der Freunde Beschaulichkeit dringen.

Es ist kein Wunder, daß er wie von Traum benommen war, als er an jenem Festabend in die Schar der geputzten Menschen trat. Noch ist es taghell in der neuen Anlage am Fluß. Da steht sichtbar und wunderschön Marina Pavenstett. „Sie ist schöner als alle anderen," denkt Hinrich in seinem Traum, „das kann ihr niemand abstreiten. Ich habe recht daran getan, ihr aus dem Wege zu gehen, wo ich konnte, Gott sei Dank, ich habe mich nicht zu ihrem Narren gemacht."

Trübe lächelnd gedenkt er Karlchen Allers voreiligen Spottes. — Nun bleibt ihm nichts anderes übrig, er muß alle diese geschmückten Menschen begrüßen, er muß so viele unnötige Worte reden. Weshalb pocht sein Herz schwer und eigenwillig, als wolle es durchaus seine ganz besonderen Schläge tun?

„Ich bin so glücklich über unsere Tilde," sagte Minchen Muck an seiner Seite, „merkst du nichts, Onkel Hinrich? Ich freue mich herzlich, daß alles so schön zum Klappen kommt, unserer lieben Tilde ist es wohl zu gönnen; das Leben ist so entsetzlich schwer und öde."

„Ein Skelett," sagte Hinrich, „das nicht auseinanderfällt."

„Es geht dir wie mir, Onkel Hinrich," sprach Minchen Muck an seiner Seite, „merkst du nichts, Onkel Hinrich? Ich sehen. Ich muß an Tod und Sterben denken, wenn ich lachen und reden höre."

„Frage des Stromes Welle, warum sie rauschen muß, frage die Blätter, warum sie grünen und welken müssen?" sagte Hinrich. „Wozu nützt das Grübeln? Ich habe lange, lange Jahre keine Zeit gehabt, das ist mein Glück gewesen. Doch du gehörst zur Jugend, Minchen."

Und er führte sie hin zu ihrer Schwester Tilde, die sich zum Tanzen in dem Zelte rüstete und immer mit Doktor Ebner tanzte.

Von einem Arm zum andern flog da drinnen Marina Pavenstett. . . . .

„Sie ist so rein, ein Edelweiß, das vom Berge unter die Leute kam," dachte Hinrich, er saß zwischen den Herren an

Digitized by Google

einem langen Tische und trank und rauchte, „gut, daß ich mich ihretwillen nicht zum Narren gemacht habe."

Da stand sie vor ihm. — Es war gegen zwölf Uhr in der Juninacht, und es war kein Spuk.

„Sie werden mir doch diesen Walzer nicht verweigern, Herr Wilhelm," lispelte Marina, „ich tanze ihn so leidenschaftlich gern und es heißt, daß niemand so schwungvoll tanzt, wie Sie, Herr Wilhelm!"

Er hat es sich niemals zurecht legen können wie alles kam, doch es mußte wohl so kommen. Es war ein Rausch, ein tiefes Glücksatmen der Nacht, und er fühlte immer Marinas weichen Arm zwischen Wiesen und Rosenbüschen, als der Wirbel des Tanzes ihn nicht mehr gefangen hielt, und sie so lange im Garten lustwandelten.

„Es ist so schön, so traumhaft schön, Herr Wilhelm," flüsterte Marina, „lassen Sie uns ein wenig spazieren gehen. Es tut wohl, einmal kein albernes Wort und keine Tanzmusik zu hören. Sie verachten mich wohl sehr, weil ich so sehr diese rhythmische Bewegung liebe? Aber ich bin so unverwöhnt, so unberührt, wir lebten ganz still im Elternhause."

Nun berichtete sie von ihrer Kindheit und Jugend. Und dann pries sie wiederholt die stille Sommernacht.

„Ich habe vierzig Jahre keinen deutschen Frühling, keinen deutschen Sommer erlebt," träumte Hinrich, „es ist göttlich schön, dieses Blühen mitzumachen."

„Wie herrlich Sie zu reden verstehen, Herr Wilhelm," flüsterte Marina, er spürte stark den Druck ihres weichen Armes, „so ganz anders wie bei uns die Leute reden, ich könnte die ganze Nacht neben Ihnen gehen und Ihnen zuhören."

„Kind, Kind," sagte Hinrich Wilhelm, und ihm ward heiß ums Herz, „was sollten da wohl die Leute, ich meine Ihre Tänzer, denken?"

„Lassen Sie doch die dummen Leute," meinte Marina, „ich mag gar nichts mehr vom Tanzen wissen, es ist so schön hier am Wasser. Ich liebe so sehr das Schweigen der Nacht."

Sie hatten das Aeußere der Anlage erreicht, dort, wo ein Weg zwischen Weiden und Gestrüpp am Flusse entlang führt. Hier war der Garten entschwunden mit Flieder und Rosen, der Duft des Wassers und des Schilfes kam zu Hinrich Wilhelm. Hier saß er mit der schönen Marina Pavenstett und wußte nicht wie dies alles zugegangen war. Warum weinten die verliebten Nachtigallen nicht in jener Stunde? Es war still im Garten, seine große Sehnsucht zog hinab an das Wasser des Flusses. Sachte kam sein Blumenrausch zu dem seligen Manne. Diese schöne Marina lehnte an seiner Schulter

Digitized by Google

in heiliger Unschuld, „dieses Kind“ verließ der Jugend Freude um des alternden Mannes willen! Das lange, weiße Tuch ist von ihrem entblößten Nacken geglitten, mondweiß sitzt Marina neben Hinrich Wilhelm. Da überläuft es ihn, als rauschten Eimer voll Blut durch seine Adern.

Wohl eine Stunde lang sitzen die beiden auf der Bank am Wasser, und es kommt niemand, der sie stört. Alle Frauen und Mädchen sind Schatten gegen das blühende, junge Weib an seiner Seite. Er fühlt üppiges Glück und heißes Leben. Wer könnte es sagen, wie es zugegangen ist, war es Nehmen oder Geben, ganz plötzlich berührt Hinrichs Mund Marinas Wange und dann erhebt sie sich, greift zu ihres Tuches Hülle und eilt schamhaft über die Stege und Wege dahin und er folgt ihr zurück in das Getriebe der lauten Gäste und es ist alles ein traumhaftes Wogen und Rauschen.

Was wollen diese Menschen und was bedeutet ihr Tun und Treiben? Er weiß es nicht. Und was ist ihrer Rede Sinn? Das kann er nicht sagen. Und wie viel Uhr ist es denn? Das weiß niemand hier. Von neuem spielt die Tanzmusik, im Wirbel bewegen sich Mann und Weib, dazwischen dies große Geheimnis der Schöpfung, diese köstliche Marina.

Wieder verteilen sich die Paare im Garten. Marina Pavenstett ist Hinrichs Blicken entschwunden. Doch was trillert und lockt hinter dem Jasminbusche? Es ist keine Nachtigall, es ist die Stimme einer schönen, stillen Frau, welche hier überraschend ertönt, so daß alles schweigen muß. Das kann nur Marinas Stimme sein, mein Gott, mein Gott! Tränen tropfen aus Hinrich Wilhelms Augen; niemals im Leben, auch nicht als sein Vater und Otto starben, hat er eine ähnliche Erregung verspürt.

„Da hör mal einer zu, die dicke Pavenstett, was die trillern kann!“ sagte jemand dicht an Hinrichs Ohr, und eine andere Dame sprach: „Mein Gott, diese Pavenstett, was die singen kann, sie ist gewiß bei der Oper gewesen.“

Weit entwich Hinrich Wilhelm von den Menschen; selbst Minchen Muck und die zarte Tilde, welche heute abends so fröhlich ist, sind ihm im Wege.

In der Garderobe war es, zwischen Mänteln und Tüchern, daß Hinrich wieder mit dem angebeteten Weibe zusammentraf, wo sie verschämt unter Spitzen lächelte und flüsterte: „Du wirst doch morgen um zwölf Uhr vorsprechen, Hinrich, es wäre mir so lieb, du möchtest mit Herrn Doktor Allers reden, da mein Vater nicht zur Stelle ist. Ich konnte dich heute nicht mehr sprechen, Hinrich, da kam es über mich, daß ich so leise zu dir singen mußte. Du darfst es mir nicht übel nehmen.“

Digitized by Google

Ach, welcher Glücksrausch kehrt ein in Hinrich Wilhelm! Ganz schnell fiel des Himmels Stern vor ihm nieder und sprang in seine Arme, jetzt glaubt er an Wunder! — Er geleitet wahrhaftig seine Braut am Arme, er konnte es nicht fassen, und noch immer glaubt er zu träumen. Doch jetzt stehen sie alle, die ganze Gesellschaft, vor Karlchens Anstalt, und morgen um zwölf Uhr wird er dort im schwarzen Rock erscheinen. Er hätte jedem ins Gesicht gelacht, der ihm noch vor kurzem Derartiges gewahrsagt haben würde.

Hinter Hinrich und Marina, zwischen all den Leuten, schreitet ein zweites Paar, Tilde Allers neben dem jungen Doktor Ebner — und alle diese Menschen, welche mit schwerem Kopf und leerem Herzen vom Balle nach Hause gehen, tuscheln über die beiden Paare und spötteln neidisch, denn es ist ersichtlich, hier sind zwei Verlobungen im Anzuge.

Hinrich Wilhelm verabschiedete sich von Marina und eilte an Gerharts Garten vorüber, und möchte am liebsten in Gerharts Arme fliegen, und hörte seiner Tauben Surren und nächtliches Flattern und läuft auf Umwegen den Burgberg hinauf in die mondhelle Kirchenruine. Ihm ist als solle er hier beten, doch Hinrich Wilhelm, der so viele Predigten und Worte hat, steht stumm vor dem zertrümmerten Altare.

In Allers Anstalt erlischt Licht auf Licht. Die junge Tilde träumt lächelnd vor ihrem Fenster hinab in den mondhellen Garten. Da vernimmt sie ein häßliches Lachen, es klingt aus dem Fenster von Marina Pavenstetts blauem Salon. Die erblickt man dort hell erleuchtet mitten auf dem Teppich des Zimmers. Sie legt Hülle um Hülle ab, sie weiß sich unbeobachtet und abermals erklingt, als ränge es sich los aus einer Erstarrung, jenes häßliche Lachen. — Marina Pavenstett erscheint der jungen Tilde unheimlich und schlimm, etwas Unbegreifliches, das niemand deuten kann. —

V.

Frühmorgens tritt Hinrich in die Wohnstube, wo seine Mutter im Rollstuhl sitzt und ruft Trina aus der Küche herauf und spricht: „Ich habe Euch beiden, Lieben, etwas mitzuteilen, ja, mitzuteilen. Ich habe mich gestern so gut wie verlobt mit einem lieben, prächtigen Mädchen, einer Freundin von den Allerschen, das heißt, es kommt heute Mittag zur Aussprache. Sie heißt Marina Pavenstett und ihr Vater ist leidend und weilt in Italien."

Frau Wilhelm hat heute einen dummen, schlimmen Tag, sie versteht gar nicht, was Hinrich meint. Trina macht ein einfältiges Gesicht und wischt sich die Hände an der Schürze ab. —

Digitized by Google

„Du meinst wohl, Trina, es hätte eine von den Stadtmädchen sein müssen, die oben in die Villa kommen," sagte Hinrich, „Rosel Jenny, oder meinetwegen Johännechen, die Vogelscheuche, das wäre dir wohl recht gewesen? Nein, Trina, dazu bin ich denn doch zu weit in der Welt gewesen, solcher Kleinstadt-Kram ist nichts für mich! und so gar jung ist Marina auch nicht mehr, ich schätze sie auf dreißig bis zweiunddreißig Jahre."

Trina weint und wünscht Herrn Hinrich Gottes reichen Segen, es sei nur alles so schnell gekommen, ob das amerikanisch wäre? Sie könne ja noch gar nicht daran glauben. — Frau Wilhelm versteht nun auch, worum es sich handelt. Sie soll eine Schwiegertochter bekommen, ein liebes, junges Mädchen mit einem guten schwarzen Kleide, weißem Spitzenkragen und goldener Uhrkette. Von dieser Tochter werden ihre Enkelkinder kommen. Frau Doktor meint, Hinrich solle vor ihr niederknien, und sie möchte ihren Jungen segnen. Trina trippelt lautlos hin und her, schmückt Tür und Stuben mit Rosen und Jasminzweigen, die betäubend duften, denkt an Kaffee und Kuchen, doch das Herz hängt ihr schwer, sie weiß selber nicht warum. Ihr ist, als sei es keine Freude, die sich vorbereite, in das alte Haus zu kommen. — Ein einziges Mal hat sie Marina Pavenstett so recht in der Nähe erblickt, als Trina ungesehen im Gemüsegarten kauerte und die schwarzen Augen des Fräuleins voll Neugier den Neubau betrachten, als müsse sie ihn abgurken.

Gegen Mittag sieht man Hinrich Wilhelm im schwarzen Rock über die große Brücke laufen, er trägt einen Strauß weißer Rosen. Er hastete an Gerharts Besitztum vorüber; da rief des Freundes Stimme aus der Laube: „Hinrich, Hinrich, was ich gefunden habe, nein, was ich gefunden habe, das hast du geschrieben als du neunzehn Jahre alt warst, es ist einfach prächtig, einfach prächtig. Du wärst ein berühmter Dichter geworden, das habe ich immer gesagt!" Aber Hinrich achtete nicht auf Gerharts Geschwätz. —

Karl Allers saß in seiner Arbeitsstube am Schreibtisch vor vielen Papieren, als Hinrich eintrat und nicht älter erschien als sechsundvierzig Jahre. Er konnte es ihm wahrhaftig nicht übel nehmen, daß er um die dicke Pavenstett werben wollte. Doch es erging ihm wie Trina, er wußte anfangs nicht, was er sagen sollte. Gerade war er beschäftigt, verschiedenes zu berechnen, was sich auf die Pavenstett bezog; es war ihm in den Sinn gekommen, was seine Tochter Tilde über diese Person berichtet hatte. —

„Sie hat gesunde Nerven, das ist klar," sagte Karlchen zu Hinrich, „doch es erscheint mir, als ob ihre Familien- und

Digitized by Google

Vermögensverhältnisse zerrüttet wären! Und ich möchte dich warnen, Hinrich, weil du es bist, wenn es noch nicht zu spät ist."

„Liegt etwas vor gegen Marina Pavenstett?" sagte Hinrich. „Kannst du etwas Bestimmtes gegen die Familie vorbringen?"

„Das nun gerade nicht," sagte Doktor Allers, „bis auf die diesjährigen Rechnungen ist alles gedeckt, aber sie sagt, er sei ihr Stiefvater."

Und nun mußte Karlchen plötzlich lachen, wenn er sich den alten Hinrich als Schwiegersohn des schwarzen Pavenstett vorstellte, den er kennen gelernt, als dieser zum ersten Male die Tochter brachte, der leidend sein sollte, während er doch ein blühender dunkellockiger Mann in den besten Jahren war.

„Dein Lachen ist schlecht gewählt, Karl," sagte Hinrich, „ebenso erachte ich es als überflüssig, in diesem Falle das Pekuniäre als die Hauptsache darzustellen. Ich kann ein Weib ernähren, ich kann auch eventuell in Raten die kleinen Schulden des Vaters begleichen, darüber ließe sich reden, wenn du auf derartige Verhältnisse anspielst. Auch fühle ich mich noch kräftig genug, um ein liebes Weib vor der Unbill des Lebens zu bewahren. Kein Wort zu Marina, Karl, von derartigen Zuständen, bitte, mir deucht, das ist Mannesarbeit. Und nun will ich mein Glück versuchen."

„So mag denn Hinrich tun, was er nicht lassen kann, am Ende ist die Pavenstett die schlimmste nicht," dachte Doktor Allers, und geleitete Hinrich, der seine weißen Rosen ergriff, vor Marinas Stube und besuchte eine Patientin nebenan.

„Kind, Kind," sagte Hinrich in Marinas Salon, und wieder stand er stumm wie gestern Nacht vor seinem Glück. — Dann aber kniete er vor dem prächtigen Weibe in dem weißen Kleide, das sein Haar wie eine Goldkrone trug und wiederholte: „Kind, Kind, es wäre ja gar kein Wunder, wenn es dir wieder leid geworden wäre. Du kannst ganz andere Männer kriegen als den alten Hinrich, doch dieser will dich auf seinen Händen, die so schwer gearbeitet haben, wie ein köstliches Gut durch das Leben tragen, wenn du ja sagst."

„Ich will mich bemühen, deiner würdig zu werden, Hinrich," sagte Marina. „Steh auf, Hinrich, ich lüge nicht, aber es ist an mir, vor dir zu knien. Ich bin bettelarm gegen dich." —

Und plötzlich mußte sie bitter lachen. —

Diesen Nachmittag führte Hinrich Wilhelm seine Braut am Arme zu Gerhart Müller, der anfangs vor Staunen nicht reden konnte, und dann behauptete, er hätte alles kommen sehen. Er traumwandelte zu seinem Rosenstock, der in Blüte stand, und schnitt von diesen Blumen eine Fülle für des Freundes

Digitized by Google

Braut. Sie saßen alle drei beisammen in der großen Veranda, wo die Blätter des Pfeifenstrauches ihr unschuldiges Leben führten.

Als das Brautpaar gegangen war — und gemessen über die lange Straße zu Doktors schritt — da stand Gerhart Müller einsam hinter Blättern und Bäumen, die ihn wie eine Wand von Stadt und Menschen trennten.

„So mußte es kommen, so mußte es kommen," sagte Gerhart, „das beste ist grade gut genug für Hinrich Wilhelm."

Ein leiser Neid über Hinrichs großes Glück wollte sich in Gerharts Seele stehlen. Da kamen seine bunten Tauben geflogen.

Bei Doktors drüben war es geschäftig laut in Küche und Hausflur. Den Lärm verursachte Anna, das starke Mädchen, das Trina zur Hilfe hat. Gegen fünf Uhr rasselte wahrhaftig die Ziehglocke an der Haustür; Anna öffnete und schloß die Tür, die mit lautem Aechzen einschnappte. Im Hausflur stand Trina im schwarzseidenen Kleide, mit hochroten Fleckchen unter den Augen und auf ihren welken Wangen. Sie geleitete das Brautpaar zu Frau Doktor, welche festlich gekleidet im Sessel sitzt. Die Mutter hat eine günstige Stunde, ihr Geist ist klar. Prüfend übersehen die blauen Augen Trinas Werk in der Stube, prüfend betrachten sie die feine Dame, welche an ihres Herzensjungen Seite sitzt, da kommen ihr Tränen.

„Mein Töchterchen," weint Frau Wilhelm, „mein Töchterchen, möge der Himmel euch beiden seinen Segen geben." Auch Hinrich kommen Tränen und Marina unterdrückt ein Lächeln.

„Du wolltest mir doch den Garten zeigen, Hinrich," meinte sie, „du wolltest mir auch unsere Villa zeigen!"

Da entführt er das schöne Weib und nun will der Jubel kein Ende nehmen. Sie besichtigen die Räume, wo sie zusammen wohnen werden, sie sitzen auf Bambusstühlen in der großen Veranda, deren Mauern und Pfeiler bereits Kletterrosen und Klematisranken zieren.

Frau Doktor hat das Brautpaar längst vergessen und weilt mit ihren Gedanken wieder in der Vergangenheit. Zu viel gibt es hier oben zu überlegen, Hinrich möchte nicht länger als sechs Wochen mit der Hochzeit warten, anfangs wollen sie auf Reisen gehen.

„Deine gute Mutter wird sich kaum hier in die neuen Verhältnisse gewöhnen können," meinte Marina, „sie bleibt am besten unten wohnen mit eurer alten Dienerin."

„Daran habe ich gar nicht gedacht," sagte Hinrich erstaunt, „ich hatte vor, das alte Haus gänzlich niederzureißen; es hat den Schwamm in den unteren Räumen, aber du magst recht

Digitized by Google

haben, es entspricht der Pietät, wenn es erhalten bleibt, und alte Stämme sind schwierig zu versetzen."

„Wir lassen die alte Dame bisweilen in ihrem Stuhle oben auf unsere Veranda tragen in die warme Sonne," schlug Marina vor.

Und Hinrich küßte sie innig für so liebe Worte. —

Die Westseite des Himmels war eine rosenrote Wand geworden, die allmählich dichtes Gold wurde, darin stand Hinrichs blühender Akazienbaum; er konnte sich nicht satt sehen an dieser Pracht. —

„Ich muß mich nun auf den Heimweg machen," lispelte Marina, als es dunkelte. Nur widerwillig geleitete Hinrich seine Braut nach Hause. Die letzte Bank stand unweit der Heilanstalt unter tiefhängenden, hellgrünen Zweigen am Wasser. Dort verabschiedete Marina Hinrich und suchte ihre schöne Stube auf und befreite sich aufatmend von Gewand und Mieder; sie warf die Kleidungsstücke achtlos auf Sopha und Stühle, jetzt ist ihr wohl, jetzt kann sie sich besinnen. Sie sitzt hier, ein volles Weib, mit ernsthaften Augen, deren starrer Blick wie mit Nadelstichen die verschwommene Weichheit der hellen Wände trifft. Dann tritt das bittere Lächeln um ihren Mund, das sie heute hinter Hinrichs Rücken hatte — und jetzt lacht Marina Pavenstett.

Hinrich Wilhelm war langsam nach Hause gegangen, es eilte ihm durchaus nicht, heute zu Trina und seiner Mutter zurückzukehren. — Das Laub der Zweige legte sich leicht und kühl um seine glühende Stirne, das hier jüngst Marinas schönen Arm gestreift. Ein kalter Abendwind wehte von der Ruine, als käme er aus Kellergrüften. Der Mond kam voll. Nichts scheint geheimnisvoll und goldleuchtend genug für die Offenbarung von Hinrich Wilhelms Liebe. Die Luft ist so klar und kalt. Tiefschwarz steht Hinrichs Neubau. Lautlos mit erhellten Fensterchen, liegt Doktors Haus, nicht fröhlich und nicht traurig, es ist zu alt, es kann sich nicht mehr verwundern. Auch die häßliche Holztreppe krachte nicht anders wie alltäglich, als sich Hinrich gegen zwei Uhr nachts in seine Stube begab, um den schönen Brief an Marinas Vater zu schreiben, nun da er ihr sicheres Jawort hat, läßt es ihm keine Ruhe, bis alles geordnet ist. Er schreibt so schnell und gut aus vollem Herzen, und möchte ebensolche Antwort haben.

Zwei, drei, ja acht Tage vergehen, während welchen das Brautpaar sich nur heimlich sprechen soll. Noch darf Hinrich seine Braut nicht am Arm durch tageshelle Gassen führen, noch immer ist das Jawort ihres Vaters nicht in allem Anstand eingetroffen. Hinrich Wilhelm wandelt ungeduldig an Ma-

Digitized by Google

rinas Arm; denn er liebt keine Halbheit; es soll alles leuchtender Tag oder tiefe Nacht sein, keine Dämmerung.

Endlich, eines Nachmittags kommt so gleichgültig ein Telegramm, das er zitternd öffnet. — Es enthält seines Schwiegervaters Segen und stellt Herrn Pavenstetts Besuch in Aussicht, so bald es sein Befinden erlaubt. Es treibt Hinrich hinauf in die Ruine, das Herz ist ihm so übervoll . . .

„Hinrich, Hinrich, was schreist du denn so? mein Gott, was ich mich erschrocken habe." sagte Johännechen und trat mit der grünen Gießkanne in das Kirchengemäuer.

Er fuhr zurück, wie vor einem Gespenst.

„Ich bin Bräutigam, Johännechen," sagte Hinrich, „ich bin Bräutigam, ich will heute noch unsere Anzeigen bestellen und das erste Aufgebot. Da schlägt es schon dreiviertel zwölf Uhr, adieu, Johännechen. Ich muß zu Marina Pavenstett."

An diesem Tage steckten Trina und Johännechen die alten Köpfe zusammen oben vor dem Gartentürchen, und das Tuscheln wollte kein Ende nehmen, und sie machten keine fröhlichen Gesichter.

Bisweilen nahm sich die fleißige Trina Zeit und besuchte Fräulein Krondorf in ihrem Häuschen, wo mancherlei beredet wurde, was niemand vernahm, während Hinrich Wilhelm seine schönen Tage feierte. Er versäumte nicht, Gerhart aufzusuchen, wenn er gegen Abend, wie es sich gehört, von Marina Abschied nahm, kein Mißton war es, der diese Tage trübte, der häßlich klagte: wehe, wehe! —

„Hinrich," sagte die sanfte Marina eines Nachmittags in Doktors Garten, und wand sich schüchtern aus seinen Armen, „ich konnte bis jetzt nicht übers Herz bringen, es dir mitzuteilen, ich muß in spätestens acht Tagen zu Vater reisen, er kann augenblicklich nicht kommen, er ist wieder bettlägerig geworden."

„Mein Gott," sagte Hinrich, „mein Gott! Natürlich müssen wir reisen, wie dumm, daß wir nicht schon früher daran gedacht haben."

Marina wurde sehr verlegen.

„Vater ist absonderlich," sagte sie. „Ich glaube, es wird ihn gar nicht freuen, wenn du ihn augenblicklich besuchen würdest, wo er mißmutig und kränklich ist; doch es ist meine Pflicht, ihn aufzuheitern, es versteht niemand sein Nervenleiden so mit ihm zu tragen wie ich es seit Jahren tue. Und ich glaube, er leidet augenblicklich in dem Gedanken an die Trennung von mir, er ist nicht selbstlos."

Hinrich wurde still und bewegt.

Digitized by Google

„Ich weiß nicht, wie ich die Wochen bis zu unserer Hochzeit ohne dich verbringen soll, wenn ich mir noch so viel Arbeit schaffe, Marina!“

Sie schmiegte sich an ihn. Es wollte Hinrich dünken, als ob ihr Lachen einen herzlicheren Klang hätte, als er bisher von ihr vernommen, sie freute sich offenbar, zu ihrem Vater zu kommen. — Da kroch ihm eine trübe Ahnung bis zum Halse hinauf, die kam und ging, und Trina, die zum Essen rief, behauptete, seit jener Stunde habe er andere Augen.

Das Brautpaar saß dicht beisammen in der Eßstube, dann mußte Anna des Fräuleins langen Mantel bringen; es war Zeit zum Heimgehen.

Marina griff lachend in ihre Paletottaschen und kehrte sie um, etliche Kupfermünzen fielen auf die Dielen.

„Arm, arm, bettelarm,“ lachte sie und diesmal klang ihr gellendes Lachen mißtönend. „Ich fürchte, Hinrich, Papas Geldsendung ist heute nicht mehr eingetroffen. Du mußt so gütig sein und mir aushelfen, wenn ich morgen reisen soll.“

Es bereitete Hinrich sorgliche Freude, Marina aus der Verlegenheit zu helfen; doch als er sie zum letzten Male heimgeleitete und wiederum einsam im Garten weilte, da mußte er schmerzlich an den Klang ihres Lachens gedenken — und er begriff nicht, was ihm daran mißfallen konnte. —

Warum fühlt sich Hinrich plötzlich alt und müde? Warum sieht er plötzlich das schöne Weib so ganz anders, als er es gestern sah? Das ist wohl nur, weil Marina keine Träume hat; sie geht so sicher auf ihren zarten Füßchen, sie ist ein Kind der Neuzeit und er ist ein alter Träumer geblieben, trotzdem er vierzig Jahre in Amerika schwer gearbeitet hat, er müßte sich schämen! —

Noch umfängt ihn Marinas Duft hier im einsamen Garten, dort liegt ihr Spitzentuch auf der Bank, und es schreit und quillt aus allen Büschen: Marina, Marina!

IV.

Sie trägt ein schwarzes Reisekleid, das sie schlank und ernst und würdig macht, sie steht mitten in ihrer Stube zwischen all den Ledertaschen. Da tritt Hinrich herein mit seinen Blumen und darf ihr den großen Koffer schließen. Dann geht es hinunter zu dem Wagen und zu den scharrenden Pferden. Die Haustür ist besetzt mit Damen und Herren. Sie dürfen freundlich winken, während Hinrich zwischen Blumen und Schachteln neben Marina Platz im Wagen nimmt und die Braut zum Bahnhof geleitet

„Vergiß nicht, Hinrich, den alten Mann von mir zu grüßen,“ sagte Marina und meinte Gerhart Müller. —

Digitized by Google

„Alter Mann, alter Mann," brauste es in Hinrichs Ohren, als die davoneilende Lokomotive so schrill in seinen Ohren pfiff und er einen dumpfen Schmerz im Herzen spürte.

Und er besann sich, weshalb hat er Marina so voreilig fahren lassen und ganz allein? Nein, das grenzt an Unverstand. — Und er weiß, daß es längst Mittag geläutet hat, daß Trina ihn daheim erwartet; er geht durch die Sommermittagglut seinem Hause zu.

Nach Tisch setzt er sich an seinen Schreibtisch und rechnet und arbeitet. Er schreibt wichtige Dinge an seinen Verwalter in Kalifornien, es handelt sich um Vermehrung des Wohlstandes; denn er ist im Begriffe, eine arme Braut heimzuführen und eine Familie zu gründen.

Und endlich sinkt sein Kopf ermattet auf das Löschblatt. Hinrich Wilhelm ist eingeschlafen.

* * *

Marinas Briefe! — Nun besitzt er bereits deren mehrere mit dieser großen, deutlichen Schrift, welche so herzlich wenig sagt. Wie ist es möglich, wie ist es möglich? Seine Briefe sind fein geschrieben, es reiht sich Bogen an Bogen; er schreibt die Nächte hindurch, diese schwülen, sehnsüchtigen Sommernächte, die immer reifer werden; denn es geht auf Ende August, das Haus rüstet sich zur Hochzeit. Da kommen Möbel um Möbel; es kommt Weißzeug und Silbergeschirr, und alles muß vorläufig in dem alten Hause Platz nehmen.

Bisweilen legt sich da Zweifel wie ein Schleier auf Hinrichs Seele, doch das ist wohl nur, weil der Sommer bereits herbstliche Nebel schickt.

Bisweilen klagt aus Marinas kühl-fröhlichen Briefen ein schmerzlicher Ton, doch dieser ist von weltlicher Art; sie schämt sich ihrer Armut. Bereits zweimal hat er ihr zartfühlend Geldsummen zur Verfügung gestellt — so bitter schwer es ihr werden mochte, dieselben anzunehmen, doch eine Hochzeitsausrüstung muß bereitet sein, das ist notwendig, schon der Leute wegen. Ein Tag folgt dem andern, eine Nacht löst die andere ab, binnen kurzem wird er Marina Pavenstett zum Altar führen. Nicht hier, nein, in keiner Weise, ganz still und heimlich. Es braucht niemand wissen, wo die kleine Kirche steht, worinnen er sein Weib erhält, die Kleinstädter sollen sich die durchsichtig dünne Gehirnrinde zerreiben, er wird kein Wort verraten, selbst Gerhart Müller soll als Tatsache die gedruckte Anzeige seiner Vermählung erhalten.

Und Hinrichs Gedanken wandern hin und her, wenn er ruhelos bei Gerhart im Garten sitzt und des Freundes unverständ-

Digitized by Google

lichen Reden wie eines Brunnen Plätschern lauschen muß. „Du hast wohl ganz vergessen, Hinrich, was wir im Winter beredet haben," sagte Gerhart plötzlich, „wir wollten doch zusammen unsere Jugendreise wiederholen, alte Stätten aufsuchen, wo wir jung und glücklich waren. Doch nun werde ich allein gehen müssen. Du gehst andere Wege als ich, Hinrich Wilhelm. Ach Gott, ich glaube nicht mehr daran, daß zwei Seelen eine Heimat haben; jede Seele hat ihren besonderen Flug und ihre Einsamkeit! Ich möchte, Hinrich, daß du ohne Schmerz zu meiner Erkenntnis gelangtest . . ."

„Du hast dir deine Einsamkeit selbst geschaffen, Gerhart," sagte Hinrich. „Du bist nicht mehr unter die Leute gegangen, wie ich es tue." Und dann konnte er es nicht mehr bei Gerhart Müller aushalten, es erschien ihm dort alles wie eine Gruft, die ihn von dem begehrten Leben schied. „Ich erwarte einen Brief von Marina mit wichtigen Nachrichten, entschuldige, wenn ich plötzlich aufbreche," sagte er.

Eine Weile später saß er oben in seiner Halle und las, was Marina Pavenstett geschrieben, und es gellte in seinen Ohren, was der Freund doch mit so leiser Stimme von der Einsamkeit geredet hatte. —

Es ist immer dasselbe Lied, was Marina singt: „Geld! Geld!" — Gewiß hat Marina als gute Tochter ihres leichtfertigen Stiefvaters Schulden zu bezahlen; vielleicht ist dieser Stiefvater das Vermächtnis ihrer verstorbenen Mutter, das sie gewissenhaft verwaltete. Er muß behutsam und niemals schroff verfahren; denn sie ist seelengut, und dann kommt es ihm, er darf nicht länger säumen, er will am hiesigen Platze eine Niederlage seines guten kalifornischen Weines gründen, der neben spanischen und ungarischen Dessertweinen mit Glanz bestehen kann.

Die Sonne, welche heute so wenig Schein hergibt, und das kann man ihr keineswegs übel nehmen, denn es ist unmöglich, täglich dasselbe Gesicht zu machen, diese Sonne kam gegen Abend mit aller Glut zu Hinrich Wilhelm, als er noch immer in der Halle auf und ab schritt, und nicht darauf achtete, was Trina wollte.

Und dann glaubte er auf einmal wieder an das Glück, welches ohne Ziffern und lange Rechnungen, unermeßlich ist. Welch feiner Duft steigt aus Marinas Briefpapier! Sie sendet ihm die Luft, in welcher sie augenblicklich atmet. Er schließt die Augen und betäubt sich mit diesem Duft.

Ende September geht ein Gerede durch die Stadt. Hinrich Wilhelm und Marina Pavenstett, die vor der Hochzeit standen, „sind aus dem Kasten genommen" — doch sie werden

Digitized by Google

wahrscheinlich wieder im Frühjahr in dem Kasten ausgehängt. Es ist da etwas nicht in Ordnung mit des Fräuleins Vater, der eine sehr schlechte Gesundheit hat. Auch soll sie kein Vermögen besitzen. Die alte Trina weiß nicht, wie sie alle neugierigen Fragen beantworten soll.

VII.

Sie meinten in der Stadt, es sei eine Geschäftsreise, als Hinrich Wilhelm verschwunden war.

Wo ist er denn? Er fährt den breiten Strom entlang, dessen Rebenhügel grau erscheinen. Er denkt an Geschäfte, er denkt an Marina Pavenstett, er will an sein Ziel kommen und sich Klarheit verschaffen. Nun geht ihm alles zu langsam, das Gleiten des Schiffes, das Schaukeln der staubigen Eisenbahnen, das lange Warten an den Stationen. Er fährt durch Felsen zwischen turmhohen Bergeshöhen hin zu Marina, blickt schwindelnd hinauf und hinunter und will ja gar nichts sehen, noch hören.

Hinter den Schneebergen scheint die Sonne. Hell dehnt sich eine Ebene mit einförmigen Bäumen, ach Gott, dort schimmert im tiefen Blau der See, an dessen Ufern er Marina überraschend finden wird. Immer leuchtender gestaltet sich die Landschaft, bis Hinrich Wilhelm sein Ziel erreicht hat. Jenes großmächtige Gasthaus am Seegestade mit seinen grünen Gärten, die von Blumen leuchten! Zuviel Licht blendet Hinrichs Augen, er kam aus grauem Herbstnebel in üppigen Farbenreichtum, und es überkommt ihn jetzt mit Jugendlust, daß er einsam predigen muß: „Träume bei Sonnenglut sind anders als Nachtträume, sie fassen die Seele, losgelöst schwebt meine Seele in einem Lichtmeer. Nun weinen, die in dunklen Kellern leben, jetzt schließen sich viele Augen, die geblendet werden. Wer ist es, der diese Fülle nicht ertragen kann, der jetzt seufzen könnte, zu viel, zu viel?“ . . .

Er eilte in sein kleines Zimmer, räumte ein und aus, erfrischte sich mit kaltem Wasser und nun suchte er Pavenstetts. Sie sind nicht im Hause, sie promenieren im Garten, er wird seine schöne Marina in der goldleuchtenden Sonne treffen. Zwischen Blumen und Grün, am Gestade des silbernen Sees. Dort wirft er seine Wellen an die Mauer des Gartens, hier wuchert der bunte Sommerreichtum hinab über Balustraden. Dort stehen zwei Menschen Schulter an Schulter und starren hinunter in den Schaum der Wellen. Das Weib, blond, in weicher Fülle, sie ist es, Marina! — Der Mann, ihr Vater, noch jugendfrisch in seiner Haltung, dunkel und groß. Mein Gott, sie wendet sich, Hinrich sieht Marina voll beleuchtet und

Digitized by Google

ihren Begleiter, er sieht der beiden Blicke, die ineinander tauchen. — Da steht er vor ihnen und verstummt.

Ein Blitzstrahl fuhr nieder zwischen ihm und jenen Leuten. Hilf, Himmel, dies ist ja gar nicht Marinas Vater — sie hat ihn betrogen. Und Hinrich Wilhelm wandte sich, bevor er zu Worte kam, und kehrte der erbleichten Frau den Rücken.

Das Hotelzimmer ist einfenstrig und schmal, in welchem Hinrich Wilhelm mit schmerzenden Gliedern liegt. Das Sofa ist hart, die Wand ist kahl, die Wasserkaraffe und der Wein stehen langweilig auf dem Tische. Er will hier nicht sterben wie ein kranker Hund, nein, das will er nicht, er hat nicht vierzig Jahre um den Besitz vollen Lebens gekämpft und gedarbt, damit es ihn nun eklig zum Narren hält. Und es braust in seinen Ohren: „Alter Esel, alter Esel.“ Immer wieder muß er schmerzlich lachen über sich selbst! Er darf ja nicht einmal über seine tödlichen Qualen reden, er ist ja ein alter Mann, ein alter Mann, und jeder würde ihn verlachen.

In dieser Nacht löst sich Hinrichs Seele von seinem Körper, und er sieht den Körper dort auf dem Diwan liegen, wie seinen Doppelgänger. „Stille, stille,“ flüsterte die Seele, daß jener alte häßliche Körper zur Ruhe kommt.“ Da kam gegen zehn Uhr Morgens mit dem Frühstück ein Brief von Marina, er zerriß ihn ungelesen, und nun wurde ihm wohler. „Fort, fort von hier, einerlei wohin!“

Als er seinen Koffer geschlossen hatte und den Kellner mit der Rechnung erwartete, da stand sie vor ihm — Marina Pavenstett.

„Ich ertrage dies nicht, Hinrich Wilhelm, man verdammt keinen Menschen blind, ohne seine Geschichte gehört zu haben, es ist alles anders als du glaubst — er ist nicht mein Geliebter — der sich vor dir schämt, Hinrich, — es ist mein angetrauter Mann, Iwan Pavenstett, von dem ich jahrelang getrennt lebte, und ich wollte ihn hier wegen unserer regelrechten Scheidung treffen, denn da war manches zu bereden, Hinrich, bevor ich mit dir zur Trauung gehen konnte.“

Und nun lachte Marina voll bitterem Spott — jenes Lachen, das sie bisher heimlich lachte.

„Ich liebe ihn, Hinrich Wilhelm, ich liebe ihn noch immer, doch ich wollte ihn gänzlich fahren lassen, um an deiner Seite in ein geordnetes Leben zu kommen, ich wäre dir eine sorgende Gattin geworden.“

„Sehr anerkennenswert,“ sagte Hinrich Wilhelm und schloß den Koffer.

„Leben Sie wohl, verehrtes Fräulein. So müssen wir denn dieselben Qualen erdulden.“

Digitized by Google

Und dann überkam es ihn häßlich — er spuckte vor ihr aus auf den Boden — und verließ das Zimmer.

* * *

Ein älterer Herr schiffte sich ein in dem großen Hafen, und verbrachte die Tage auf dem Schiffsdeck, und auch einen Teil der Nacht.

Der Herr hat das breite Schiff stellenweise für sich allein zu ruheloſem Wandern. Und die großen Meeresfluten, die beinahe ewig sind und tief! Und die unendliche Weite! Und den Schwarm von glänzenden Möven, die das Schiff verfolgen. Es kommen Wellen, es kommt der Sturm.

Wenn man den alten Herrn fragt, wohin er reist, so weiß er es nicht und lächelt. Dahin, wo er niemand kennt, wo es kein Wagenrollen gibt und keine rollenden, schwankenden Eisenbahnen, dahin möchte Hinrich Wilhelm.

Er will nicht wissen, wie die Wasser, die Länder und Küsten heißen, und die Menschen mit den lauten Stimmen, er will ein namenloses Wogen und Rauschen haben.

Es muß aber einmal ein Ende nehmen, er hat noch seine alte, kindische Mutter; es begreift ja niemand zu Hause, wo Hinrich Wilhelm weilt. Und er hat Gerhart Müller, der ihn mit Sehnsucht erwartet!

Trina tut der Mund weh von dem vielen Lügen, sie muß doch etwas sagen, wenn nach Herrn Wilhelm gefragt wird. Die Dohlen, die er täglich auf dem Burgberg gefüttert hat, flattern vor sein Kammerfenster und schreien sich heiser. Ein Schwarm schwarzer Vögel schwingt sich täglich drohend über Wilhelms Garten in den Himmel, oder senkt sich tief hinab.

Was tat denn Gerhart Müller während all der heißen Herbsttage, die Hinrich Wilhelm auf dem großen Meere verbrachte? Er zähmte ein Taubenpaar und ein zartes Finkenpärchen. Auch kennt er alle Wolkengebilde am Himmel. Es träumt ihm bisweilen nachts, daß er riesengroße, weiße Schwingen hätte und weithin fliegen könnte über Menschen, Städte und Meere.

Es ist kaum mehr möglich auf Hinrich Wilhelm zu warten, Gerhart möchte reisen. Er hat Hinrich ein Stelldichein in der weiten Stadt vorgeschlagen, wo sie einst Studierende waren, die mit voller Seele an das Leben glaubten, wo sie vor vierzig Jahren voneinander Abschied nahmen, als Hinrich sein Unglück traf, das ihn mittellos machte und nach Amerika trieb.

Und der lächelnde alte Gerhart beginnt weitläufig sein Köfferchen zu packen — und dann ist auch Gerhart Müller eines schönen Tages aus seinem Hause verschwunden.

Digitized by Google

Er saß einen vollen Tag lang in der Eisenbahn, die so eigentümliche Geräusche machte, und blickte aus nach den Wolken, und begann zu frieren. Die Sonne da draußen vor den Fenstern war verschwunden, die den Sommer herbeitäuschte, es war Spätherbst und bitter kalt. Die ungewohnte Kälte schüttelte Gerhart Müller in seinem dünnen Röckchen, doch noch immer hatte er seine hellen, strahlenden Augen, die den Frühling seh'n und seine Jugendstätte erwarten, je weiter er fährt. Hier durch die hohe Ebene schäumt ein Strom, und dort drüben jenseits der Brücke über dem Wasser erscheint ein Traumbild, das schnell und nebelhaft vorüber geht — die weite Stadt. — Wohl eine halbe Stunde lang blickte Gerhart sinnend in unbekannte lange Gassen, in Arbeitshöfe und auf Schornsteine. Hier steht im Gewirr ein altes Kirchlein auf einem Hügel, wie ein hinterlassenes Heldengedicht in einem glatten Buche. Die letzten Wolken teilen sich ringsum, der Himmel tritt tiefblau hervor über schimmernd grüne Kuppeln, die düstere Bahnhofhalle tut sich auf — Gerhart Müller zieht frostzitternd ein in die weite Stadt seiner Jugend.

* * *

Um dieselbe Zeit war es, als Hinrich Wilhelm vom Schiffe stieg und einen jener langen Eisenbahnzüge erwählte, und immer weiter und weiter fuhr, und an Gerhart Müller dachte. „Gerhart, du Wahrheit in der großen Lüge. Es ist herrlich, daß es Seelen wie die deine gibt!" Hinrich reiste gemütlich, er nahm sich alle Zeit, er wechselte die Züge, er übernachtete, wo es ihm gutdünkte, abseits der großen Straße. Und er fühlte, er ist keineswegs jung wie er geglaubt hat, er ist so alt wie Gerhart Müller. Hier in diesem kleinen Städtchen haben sie übernachtet, als man noch mit Postwagen fuhr. Kein Ton, kein Klang, der sich verändert hättel Hier pochen die Hämmer gemütlich in der Schmiede und in den Werkstätten, hier wird hinter jedem Fenster gesungen und gepfiffen, die Schuhe klappern auf dem holprigen Pflaster. Hier schlagen die beiden Turmuhren der Stadttore, die sich mit ihren großen weißen Ziffernblättern über die Länge der Hauptstraße gegenüberstehen, und eine möchte der anderen zuvorkommen. „Was sind euch vierzig Jahre?" sagte Hinrich Wilhelm, „was ist euch Menschenleid und Lust? haut nur zu, schlagt nur zu."

In dem Singsang und Klingklang jenes Städtchens war es, daß Hinrich Wilhelm grausam gestört wurde. Hier erhielt er Trinas dicken Brief, der auf Umwegen eine Nachricht von Gerhart Müller brachte. Der Freund lag an einer Lungenentzündung schwer erkrankt in der weiten Stadt, wo er Hinrich Wilhelm vergeblich erwartet hatte. Und nun fiel es Hin-

Digitized by Google

rich schwer auf die Seele, daß ihm der Jugendfreund in der letzten Zeit nur ein Schatten gewesen war. —

Die Stimmen des Städtchens klangen abendselig und frei, der runde Mond kam hinter Wolken hervor, als Hinrich Wilhelm zum Bahnhof schritt und in einer hellen Nacht zu Gerhart Müller reiste. In dieser Nacht legte sich die Ruhe wie eine milde Hand auf Hinrichs Herz. Er verließ die Eisenbahn im Morgenlichte, er ließ seine Droschke eine Weile warten vor einem Blumenladen, er wählte bedächtig eine Fülle von rosa Rosen für den kranken Freund — dann erst fuhr er zu dem großen Gasthaus, das Gerhart barg.

Es war sehr ruhig in der Vorhalle des Gasthofes; lautlos stand dort das Personal, steif das viele Mobiliar. Der starke Portier des Hauses mußte überlegen, was er dem Herrn zur Antwort gab, und dann erst erfuhr Hinrich Wilhelm — der freundliche alte Herr, der hier krank geworden ist, hat das Gasthaus seit einigen Tagen mit dem Hospital vertauscht — dort ist er gestern abend an einer Lungenlähmung gestorben.

Wie ist es zugegangen, daß Hinrich Wilhelm abermals in einer Droschke hinter einem Kutscher sitzt? Er blickt an Häusern hinauf, Straßen hinunter. Die Häuser stehen wie vornehme alte Damen in häßlichen Kleidern. Die Fenster blicken wie große oder kleine freundliche Augen in ältlichen Gesichtern. Dann kommen neue Häuser, neue Anlagen; jetzt hält der Wagen vor dem Hospital, der alte Mann steigt aus mit seinen rosa Rosen.

Es kann ihm hier anfangs niemand sagen, wo ein Herr Gerhart Müller liegt. Er ist nicht mehr hier — man hat ihn heute früh hinauf auf den Kirchhof gebracht und in der Leichenhalle aufgebahrt. Sein Geld wird Hinrich übergeben, und dort steht sein gepackter Koffer und wartet darauf, daß man ihn herrenlos auf die Rückreise schickt.

So fährt denn Hinrichs Droschke noch weiter hinaus mit seinen Blumen auf einem weichen, gelben Sandwege, bis zu dem neuen Friedhof da draußen, und Hinrich Wilhelm findet Einlaß in das Leichenhaus.

Da liegt Gerhart Müller in einer weißgekalkten Kammer in seinem schwarzen Sonntagsrocke lang im Sarge und hat Sehnsucht um die geschlossenen Augenlider und um den wehen Mund. — Keinen Schmuck hat er außer seinen feingekämmten, seidig grauen Locken. Er schläft unter kalten, schweren Winterblättern. Feucht und modrig duften die Kübel voll Treibhausgrün in dem Raume mit den nackten Wänden. Kalt und teilnahmslos kommt das Morgenlicht durch weißes Glas. Hinrich Wilhelm ist König des Todesschmerzes auf dem Kirchhof der Hochebene Münchens, wie auf einer Insel.

Digitized by Google

Dann treibt es ihn fort aus des Todes Reich mit wirrem Kopf und zerschlagenen Gliedern. Er steht plötzlich in vollem Leben und in voller Sonne. — Gerhart ist gar nicht tot, er lebt! Hier in der weiten Stadt seiner Jugendlust. Hinrich hört Gerharts Stimme, seine Rede: wahrscheinlich hält er sich hinter jenen alten Bäumen auf, er ist ein Stückchen zurückgeblieben, wie es auf Spaziergängen seine Gewohnheit war. Auch in den alten lieben Gassen weilt der Freund und spricht mit seiner leisen Stimme. Da wird Hinrich Wilhelm warm und wohl ums Herz. —

Es rauscht und rauscht, sind das die Flügel der Ewigkeit, welche laut werden? Nein, hier ist eine Stelle, wo man über eine niedere Mauer in das rasend fließende Wasser schaut, das hier einstens Mühlenräder trieb. Hier drängt sich in breites Wasser das Stückchen Land mit seinem Haus und Garten, welches die beiden Freunde vor vierzig Jahren die Gefilde der Seligen nannten. Wer hier gewohnt hat, kann niemals sterben. Es leben seine Worte und Lieder im Wasser, Wind und in den Bäumen . . .

Es ist ein Herbstabend mit Lichtern, wie man solche so herrlich unter diesem Himmel erblickt. Es wird Hinrich Wilhelm zu Mute, als habe Gerhart Müllers Jünglingsseele niemals gänzlich dieses frohe Licht verlassen. Er irrt mit ihm von Straße zu Straße, sie blättern in einem Bilderbuche aus alten Zeiten, sie träumen Träume, in welchen manches häßlich und manches schöner erscheint, wie man es wußte.

Dann hört Hinrich Wilhelm Gerhart aus der Ferne reden, er steht höher als er, er steht vor Gott. Und Hinrich Wilhelm weiß nicht, wie ihm das Bild kommt. — Gerhart in dem großen Schulsaale nach Schluß der Abiturientenprüfung — so zuversichtlich, gleichgültig mit strahlenden Augen, die Narzissen gleichen, den guten Richterspruch der Lehrer erwartend, obschon er in allen Fächern sehr mittelmäßig bestanden hat.

Mit diesen Augen tritt Gerhart Müller vor Gott, denn er hat sich niemals heimlich wie Karlchen Allers, von Hinrich Wilhelm seine Aufsätze und Exerzitien machen lassen.

* * *

Hinrich Wilhelms Schritte waren schwer, als ihn Trina hinauf in seine Stube geleitete, und sie sprach leise, leise: „Bringt alles Gepäck hinauf.“ Er ist gänzlich zu Hause, nun wird es ihn so bald nicht mehr in fremde Länder treiben.

Hinrich ging durch den Garten mit schweren Tritten, er, welcher doch keinem Käfer ein Leid antun und nicht das geringste Blümchen zu Tode treten kann.

Digitized by Google

Doch oben in der Halle des neuen Hauses soll er seine uralte Mutter in der Sonne auf ihrem Lehnstuhl finden. Das Haus ist bereit, die prachtvollen neuen Möbel stehen darin verteilt, es ist alles geschmückt, die Wohnstuben und die Schlafräume. Unter kostbaren Spitzen, wohl verhangen, steht verwundert das Allerheiligste, ein Frauentoilettentisch, mit Gold und Elfenbein belegt. Der alte Mann geht zu seiner Mutter. Frau Wilhelm streichelt ihren Hinrich; er muß sich auf ihren Schoß setzen wie in seiner Kinderzeit, und er weint so voll Gram wie vor langen, langen Jahren, als ihm von einem bösen Buben, dem er blind vertraute, ein Leid geschah.

Frau Doktor weint mit ihrem Hinrich, sie ist jetzt gänzlich in der Kinderzeit. Sie ruft Trina und läßt Aepfel bringen, von den guten Kalvillen, die bis Ostern liegen können. —

Als Ostern kam, saß Frau Doktor noch immer in ihrem Sessel, eine uralte Feste, deren morsche Mauern von Grund aus unzerstörbar scheinen. Doch sie sitzt auf ihrem Fensterplatze im alten Hause. Oben in der Villa wohnen Mieter, Fremde, die hier Strom und Stadt beherrschen.

Wieder sieht man Johännechen Krondorf ihre langgewohnte Straße zum Friedhof pilgern, und in diesem Garten alt und jung willkommen heißen, wie es andere Damen an der Schwelle ihrer „guten Stube“ tun.

Einmal jedoch legte das alte Johännechen die grüne Gießkanne beiseite und griff zu einem steifen, grauseidenen Kleide, und schmückte sich mit Blumen zu einem frohen Feste, und folgte neben Hinrich Wilhelm einem Hochzeitspaare. Es waren die junge Tilde Allers und der Assistenzarzt ihres Vaters, Doktor Ebner, welche frohen Herzens zum Traualtare gingen. Und Johännechen Krondorf sprach zu Hinrich Wilhelm an der geschmückten Hochzeitstafel: „Es kann es nicht jeder so gut haben wie diese beiden; Hinrich, wir wollen es uns nicht anmerken lassen, wie es uns hier bei Allers zumute ist. Wir haben unsere Hoffnungen begraben.“

Und Hinrich sprach: „Der Mond ist tot, doch er schickt uns Sonnenstrahlen.“ Als das junge Ehepaar seinen schönen Abend feierte und das arme Johännechen schäkernd neben dem dicken Doktor Allers saß, da stahl sich Hinrich Wilhelm fort von den Festgästen und lief fort, immer weiter bis auf die Ruine. Er stand in der zertrümmerten Kirche und sah sie weiß im Licht des toten Mondes. Aus geschmückten Gräbern steigen sie und tanzen — seine Hoffnungen. Sie reichen sich die dürren Hände zum Reigen, als wollten sie nicht begraben sein.

o o o

Digitized by Google

Die Quellen von Eichendorffs literarhiſtoriſchen Schriften.

Von Franz Ranegger. (3. Folge.)

Menzel zunächſt ſtellen wir Heinrich Gelzers „Die neuere deutſche Nationalliteratur nach ihren ethiſchen und religiöſen Geſichtspunkten“ (Leipzig 1847—1849 II), jenes bedeutſame Werk, mit dem ſein Verfaſſer die religiöſe Literaturbetrachtung in die Geſchichtsſchreibung unſeres Schrifttums eingeführt hat. Gelzer (1813—1889),[157]) ſeit 1839 Privatdozent für Geſchichte in Baſel, hatte im Winter 1840/41 öffentliche Vorleſungen über die klaſſiſche und romantiſche Literatur der Deutſchen gehalten und ſie im Herbſt 1841 unter dem Titel „Die deutſche poetiſche Literatur ſeit Klopſtock und Leſſing. Nach ihren ethiſchen und religiöſen Geſichtspunkten“ bei Weidmann in Leipzig veröffentlicht. Für die zweite Auflage, die unter dem erſtgenannten Titel erſchien, wurde das Werk nach der Vergangenheit hin ergänzt, indem das erſte Buch (I 25—172), das die literariſche Entwicklung ſeit dem 15. Jahrhundert kurz ſkizziert und dann die Periode von Haller bis zu Klopſtock ausführlich ſchildert, neu eingefügt und Buch II—IV (Klopſtock bis Goethe) bedeutend vergrößert und überarbeitet wurde. Allein in dieſem Hauptteil ſcheint Gelzer die Luſt an der mühevollen Arbeit vergangen zu ſein, denn er hat das IV. Buch als Torſo belaſſen, indem er zu Goethe das Gegenbild Schillers nicht mehr ausführte und die im Vorwort zum 1. Teil (I *7) verſprochenen Bücher V—VII, in denen die in der erſten Auflage nur ſkizzierte Dichtung der Romantik und der Gegenwart ausführlich behandelt werden ſollte, ungeſchrieben ließ, ſo daß man hier die erſte Auflage (Schiller 213—253, Romantik und Gegenwart 385—470) zu Rate ziehen muß. Gelzer ſelbſt bezeichnet als ſeine Aufgabe „eine vergleichende Gegenüberſtellung der chriſtlich-ethiſchen Weltanſicht mit derjenigen der modernen deutſchen Bildung“, ſoweit ſie in der deutſchen Dichtung zum Ausdruck kommt,[158]) ſein Biograph nennt „die Ueberwindung des Konfliktes zwiſchen Glauben und Wiſſen, Sittlichkeit und Schönheitsſinn“ das Ziel ſeiner literarhiſtoriſchen Arbeit.[159]) Der Bonner Theologe Karl Sell hat dem Gelzerſchen Werk nachgerühmt, daß es der erſte Verſuch ſei, „die Religion unſerer Klaſſiker vorurteillos und liebevoll zu würdigen. Es iſt . . . dem in der ſpäteren Reaktionszeit das Urteil ſo ſtark beeinfluſſenden Vilmar weit überlegen. Das Buch, Gelzers Hauptwerk, iſt leider nie vollendet worden. Goethe und Schiller hat er nicht behandelt.“[160]) Steht dieſe letzte Behauptung mit den Tatſachen in Widerſpruch — ſie wird nur dann verſtändlich, wenn man annimmt, Sell habe lediglich die dritte Auflage des erſten Teils von Gelzers Werk (1858), die von Klopſtock bis Wieland führt, vor Augen gehabt —, ſo hat die angebliche Ueberlegenheit Gelzers über Vilmar im Publikum wenigſtens nicht die Beſtätigung gefunden. Vilmar hat über ein viertelhundert Auflagen erlebt und kam in die Hände tüchtiger Herausgeber (Philipp Wackernagel, Karl Goedeke, Adolf Stern), die freilich den Textteil nicht antaſten durften, Gelzer hingegen blieb fragmentariſch, verſchollen und vergeſſen. Obwohl beide proteſtantiſche Theologen waren, war

[157]) Vgl. Friedrich Curtius, Heinrich Gelzer. Gotha 1892, F. A. Perthes. Das Schriftchen bringt unter ſpärlicher Berückſichtigung des Lebenslaufes lediglich eine Charakterſtudie und geht auf die Werke Gelzers nicht näher ein.

[158]) *7=I *9.

[159]) 48.

Digitized by Google

Vilmar doch von Gelzers Betrachtung des Verhältnisses Goethes und Schillers zum Christentum keineswegs befriedigt; sie genüge keiner Partei und sei in ihrem Standpunkt, Dichtung und zeitliche Erscheinung der Person durcheinander zu mengen, völlig verfehlt.[161])
Weinel, 1; Tübingen 1904) *5.

Die Aehnlichkeit der Eichendorffischen Literaturbetrachtung mit Gelzers literarhistorischer Art wurde schon frühzeitig von Karl Weinhold[162]) und Moritz Brühl[163]) erkannt. Heute, wo uns Eichendorffs Briefe in der von Wilhelm Kosch und August Sauer herausgegebenen historisch-kritischen Ausgabe bequem zugänglich sind, wissen wir einwandfrei, daß Ernst Jarcke mit der Forderung eines katholischen Gegenstückes zu Gelzers Werk[164]) den Anstoß zu Eichendorffs planmäßiger Beschäftigung mit der Literaturgeschichte gegeben hat. Unser Autor hat dieser Aufmunterung, „eine deutsche Literaturgeschichte in der Weise der Gelzerschen zu schreiben, (nur ohne deren Pietismus),“[165]) zunächst nur im zweiten Teile entsprochen, indem er dem Pietismus, wie und wo immer er in der Geistesgeschichte sich äußerte, herzhafte Fehde ansagte. Keines seiner literarhistorischen Werke ist an sich ein völliges Gegenstück zu dem Gelzerschen Werk, aber durch alle lassen sich vielerlei Beziehungen zu ihm aufweisen, so daß sich ein näherer Vergleich wohl lohnt.

Gelzer faßt die Poesie als „die Ergänzung und Beseelung einer probehaltigen Weltansicht,“[166]) als den „Ausdruck des nationalen geistigen Lebens“,[167]) den „klaren Spiegel der Seelenstimmungen, der offensten Geständnisse eines Volkes“[168]) auf, wozu sich bei Eichendorff allerlei Parallelen finden. Als die „heiligste und dringendste Aufgabe unserer Zeit“ betrachtet er „jene höhere und freiere Verständigung zwischen den unvertilgbaren Interessen der Religion, der Bildung und des Lebens, woran seit den Tagen der Reformation die edelsten Kräfte von verschiedenen Seiten her arbeiten und worin die geistig verjüngte deutsche Theologie und Philosophie — jede auf ihrer selbständigen Grundlage — als in ihrem letzten Ziele zusammentreffen müssen“.[169]) Er hält die Feindschaft zwischen Glauben und Wissen für „ein Phantom der Leidenschaft oder der Beschränktheit“,[170]) die „Kluft zwischen dem Ernste christlicher Ueberzeugung und den echten Resultaten moderner Bildung für keine unübersteigliche“.[171]) Die christliche Wahrheit muß „ihren tiefsten Beruf betätigen als eine das geistige und natürliche Leben befreiende und verklärende Macht des Geistes“ und daher auch „auf den innersten Zusammenhang der ihr abgewendeten Richtungen und Absichten eingehen“ und „alles Menschliche umfassen“.[172]) Denn „eine Ueberzeugung, welche darauf verzichtete, die ihr entgegengesetzten Weltbetrachtungen bis in ihre geheimsten Wurzeln zu durchschauen und zu überwältigen, würde niemals auf universelle Geltung Anspruch machen können. Wie aber dürfte eine Ueberzeugung, die sich der Verheißung freut, in alle Wahrheit geleitet zu werden, sich ängstlich scheuen, jeder Entfaltung des geistigen Lebens gegenüber sich als die höchste Wahrheit zu bewähren, mit ihrem göttlich-menschlichen Maße jede Höhe und Tiefe des Geistes zu messen?“[173]) Gelzer bezweckt nun, wie schon einmal angeführt wurde (vgl. Anm. 158 S. 504), „eine vergleichende Gegenüberstellung der christlich-ethischen Weltansicht mit derjenigen der modernen deutschen Bildung“;[174]) seine Darlegungen haben „ihren lebendigen Mittelpunkt in dem Bemühen, die Nerven aufzusuchen,

---

[160]) Die Religion unserer Klassiker (Lebensfragen. hsg. von Heinrich
[161]) Geschichte der deutschen Nationalliteratur * (1851) II 279.
[162]) Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien II (1851) 824 f.
[163]) Geschichte der katholischen Literatur Deutschlands (1854) 320.
[164]) XIII 163 f. [165]) II 3. [170]) I * 9.
[166]) ebd. [167]) I 28. [171]) ebd.
[168]) I 3 f. [169]) I * 8. [172]) I * 10.

Digitized by Google

welche den bleibenden Gehalt unsrer Kultur mit dem Ewigen des Christentums schon jetzt verknüpfen oder einst noch zusammenführen werden".[174]) Neben dem ästhetischen und geschichtlichen Gesichtspunkt hält er den ethisch-religiösen für berechtigt; dieser sucht im Dichter vor allem „den Menschen nach seinen tiefsten, innersten, entscheidendsten Beziehungen. In der dichterischen Schöpfung sucht er den verborgenen Lebensgeist, aus welchem sie entsprungen und worin sie atmet; er forscht nach den geistigen Voraussetzungen, nach den Grundanschauungen, von denen ein Dichter oder eine ganze Generation im Hervorbringen und Beurteilen geleitet wurde; er verlangt Aufschlüsse über das zarteste und tiefste Verhältnis, was im Grunde einer jeden Seele wie im Innern einer jeden Literatur lebt: das Verhältnis zwischen den geistigen Trieben und Bedürfnissen der freien Persönlichkeit und den objektiven Mächten und Gesetzen des Lebens; zwischen der poetischen Befreiung und Erhebung des individuellen Bewußtseins und dem ethischen Ernste, der religiösen Weihe des menschlichen Daseins".[175]) Da die Poesie „in ihrer tiefsten Voraussetzung Freiheit und in ihrem ursprünglichsten Wesen, in ihrer mächtigsten Lebensäußerung Begeisterung ist", kommt sie „mit dem ethischen und religiösen Gebiete in unausweichliche Berührung; keinem Menschen von kräftigen, ursprünglichen Seelenanlagen kann jene Wechselwirkung verborgen bleiben".[176]) Die Ansichten über das richtige Verhältnis zwischen dem poetischen und ethisch-religiösen Gebiet seien nun einander so schroff entgegengesetzt wie selbst in der Politik und Religion nicht. Die literarischen Urteile von den drei besprochenen Standpunkten aus machten nicht selten den Eindruck eines Krieges aller gegen alle.[177]) Gelzer fordert, daß wir unserer sittlichen und religiösen Ueberzeugung im vollen Ernste die höchste Stelle in unserm Sinnen und Denken einräumen, wenn wir das letzte Wort der Beurteilung suchen. Diese Forderung ergebe sich schon aus dem „Drang nach einem harmonischen Verständnisse, nach einer durchgreifenden, in sich zusammenhängenden Betrachtung, mit einem Worte: nach Einheit des inneren Lebens".[178])

Man sieht, wir haben hier eine vorwiegend theologische Gedankenführung vor uns, in die sich, trotz gelegentlicher Anklänge, die Eichendorffischen Ideengänge nicht recht einfügen wollen. So werden wir bei dieser Gedankenentwicklung entfernt an Eichendorffs Wort erinnert, daß alle Dichtung einige Begeisterung voraussetze, „welche doch wieder nichts anderes sein kann als eben das bis zum lebendigen Schauen gesteigerte Gefühl von der Größe, Wahrheit und Schönheit des begeisternden Gegenstandes".[180]) Inniger läßt sich mit Gelzers Gedankengang Eichendorffs Anschauung verbinden, daß im Geisterreich alles der freien Wahl anheimgestellt und daher ein Akt der Freiheit sei, und daß er daher den höchsten Maßstab alles Lebens auch an die bedeutendste Manifestation des Geisterreichs, an die Literatur, anzulegen sich nicht scheut.[181]) Von der romantischen Grundlage, von der die Eichendorffischen Gedanken wie von einem Goldgrunde sich abheben, ist bei Gelzer nichts mehr zu spüren, er polemisiert vielmehr versteckt gegen die Romantik, wenn er tadelnd sagt, viele verwischten jede Unterscheidung von Religion und Poesie, „und zwar so, daß bald alles Religiöse als Poesie angenommen, bald so, daß alles Poetische als Religion empfunden wird".[182]) Wie eine echtromantische Antwort darauf liest sich Eichendorffs klares Diktum: „Die wahre Poesie ist durchaus religiös und die Religion poetisch, und eben diese geheimnisvolle Doppelnatur beider darzustellen, war die große Aufgabe der Romantik."[183]) Die Gelzersche Auffassung des Wechselverhältnisses von Religion und Poesie ist überhaupt

[174]) ebd.
[175]) I * 9.
[176]) I * 11.
[177]) I 1 f.
[178]) I 2.
[179]) I 2.
[180]) I 4.
[181]) R 204.
[182]) LG 22.
[183]) I 3.
[184]) LG 513.

Digitized by Google

geradezu die Umkehrung der Eichendorffschen Ansicht. Er sagt im Vorwort zum zweiten Band: „Seit 80 Jahren ist die religiöse Umwälzung in Deutschland ausgegangen von dem poetischen und philosophischen Geiste der Nation . . . Haben Philosophie und Poesie so vieles beigetragen zur geistigen Revolution, so werden sie auch bei der geistigen Regeneration nicht zu entbehren sein. Soll die Religion überall wieder in den Herzen heimisch werden, so muß sie mit unsrer nationalen Literatur einen zarten und heiligen Bund zu schließen wissen.“[184]) Hier wird in Wahrheit, wogegen sich Eichendorff entschieden wehrt,[185]) die Poesie zu einer Dienerin der Religion gemacht. Gelzer gibt, worauf ja auch der Untertitel der zweiten Auflage: „Zur inneren Geschichte des deutschen Protestantismus“ hindeutet, denn auch selber einen religionsphilosophischen Nebenzweck seiner Arbeit zu, wenn er angibt, er wolle „die verschiedenen Phasen des religiösen Prinzips, wie sie in der deutschen Nationalliteratur sich nachweisen lassen, um so aufmerksamer verfolgen, als er Winke und Aufschlüsse darin findet, die über die innerste Eigentümlichkeit deutscher Bildung ein neues Licht verbreiten und zugleich in die tieferen Gesetze der religiösen Entwicklung überhaupt wertvolle Einblicke verschaffen“.[186]) Auch der vorwaltende Gesichtspunkt der Literaturbetrachtung deckt sich nicht völlig; während Eichendorff, der mit Gelzer nur die neuere deutsche Literatur als Stoffgebiet gemeinsam hat, diese nur allgemein auf ihre Beziehung zu den höchsten Prinzipien des Seins hin ansieht und die Nachwirkungen des reformatorischen Prinzips in der literarischen Entwicklung verfolgt, ist für Gelzer das Wechselverhältnis zwischen dem christlichen und dem antiken Bildungsprinzip und die Stellung der Dichter zu den einzelnen Wesenselementen des Christentums die Hauptsache.

Die allgemeinen Aehnlichkeiten und Unterschiede zwischen Gelzer und Eichendorff lassen sich etwa auf folgende Sätze bringen: Gelzer unterläßt mehr als Eichendorff die Polemik gegen andere Standpunkte des religiösen und kulturgeschichtlichen Denkens; Eichendorff dagegen macht es Freude, seine Klinge mit den Gegnern zu kreuzen, und er sucht sich wahrlich nicht die am leichtesten überwindlichen Widersacher aus. Wie Gelzer seine Ausführungen in allen Teilen durch eine Menge von Zitaten stützt, so belegt auch Eichendorff namentlich im Hauptteil über die Romantik seine Darlegungen mit zahlreichen Aussprüchen. Gelzers Darstellung beruht auf unmittelbarer Anschauung der Quellen, mit denen er sich in jahrelangem Studium, noch in der ersten wissenschaftlichen Arbeitskraft, eingehend bekannt gemacht hat; Eichendorffs Beschäftigung mit der Literatur umspannt ein unvergleichlich größeres Gebiet und fällt in den Abend seines Lebens, wo die Kräfte schon im Nachlassen waren; darum fußt er im Tatsachenbericht des öfteren auf den Forschungen anderer, mit den Hauptgebieten, Haupterscheinungen und Hauptfragen ist er aber aus eigener gründlicher Kenntnis vertraut. Aber im Temperament beschämt der Greis den Dreißiger; wie jugendlich reitet er seine Attacken auf den Gegner, wie feurig lodert das schöne Feuer seiner Begeisterung, wie blitzend fliegen die Pfeile seines Witzes, seiner Ironie, seines Sarkasmus ins gegnerische Lager, mit welcher jünglinghaften Spannkraft rennt er alles Philistertum in Literatur und Leben über den Haufen. Bei Gelzer ist dagegen alles Temperament durch sachliche Ernsthaftigkeit gegängelt, nirgends regt sich eine aberwitzige Gefühlswelle über das ermüdende Gleichmaß der verstandesklaren Darstellung, die Begeisterung sprüht nirgends Funken, die Abwehr verkapselt sich höchstens, wie bei Abraham a Sancta Clara, in ein malitiöses Wort. Im rein literarischen Urteil ist der Dichter dem ziemlich nüchternen Theologen und Historiker weit überlegen, bei dem es obendrein da und dort von außerliterarischen Erwägungen beeinflußt ist. In religiösen Fragen stellt der Laie

[184]) II * 9 f. [185]) LG 232. [186]) II 3.

Digitized by Google

höhere Anforderungen als der Theologe, der in seinem Pietismus sich oft bei einem bißchen Moral mit der mangelnden religiösen Tiefe abfindet. Zwischen Gelzers evangelisch-pietistischem Christentum und Eichendorffs „weltfreundlichem“[187]) Katholizismus ist ein weiter Abstand. Man müßte Eichendorffs ganze Stellung zur Reformation und zum Pietismus hier darlegen, um den vollen Unterschied klarzumachen. Namentlich gegen „die moralische Prüderie“ der Pietisten, dieser „Pedanten der Sittlichkeit“, ihr „weichliches Schöntun mit den wunden Stellen der Seele“ zieht er zu Felde. Der Pietismus ist ihm „nur eine anders formulierte Sentimentalität“; er ist „den Katholiken ganz fremd, ja unmöglich“, vielmehr von „spezifisch protestantischem Charakter“. Und er macht hauptsächlich darum gegen ihn Front, weil er „das ganze gewaltige Leben in ein sanftes Handbuch der Moral in usum Delphini“ umschreiben und demnach die Darstellung der Liebe und des Sinnengenusses aus der Poesie verbannen möchte. In zahlreichen Urteilen über Dichtungen. die rein ästhetisch beider Schätzung gewinnen mußten, äußert sich wiederholt dieser Gegensatz.

Gelzer kennt drei Höhepunkte der deutschen Literatur: zur Zeit der Hohenstaufen, der Reformation und der Klassik. Aber aus seiner Umrißzeichnung des 16. Jahrhunderts merkt man wenig, daß wir uns hier auf einem Gipfel der Literatur befänden. Hutten zeigt nur eine rasch vorübergehende Wirkung, und Luthers Kirchenlieder finden bei Eichendorff keine geringere Schätzung. Das 17. Jahrhundert erscheint beiden als teilweise Verfallszeit. Gelzer lobt Logau, Gerhardt, Spee, Silesius und, als satirischen Widerspruch gegen die Entartung der Zeit, Balthasar Schupp, während Abraham a Sancta Clara nur vergleichsweise mit diesem genannt wird und dadurch „Schupps Vorzüge in ein helles Licht setzen“ muß; „dort (bei Schupp) der kecke aber im Grunde der Seele ebenso freie als fromme Sohn des Luthertums, hier (bei Abraham) der derbe, originelle, aber form- und maßlose Schüler der Jesuitenmoral, der zum gemeinen Volkstone herabsteigt, ohne diesen zur Höhe der reinen christlichen Gesinnung zu erheben, da diese ihm selber in römische Windeln eingewickelt war“. Eichendorff aber stellt die herzhafte Volksfrömmigkeit Abrahams, dieses „ausgemachtesten Antipoden der Pietisten“, in markanten Gegensatz zum „reimerischen Pietismus“ jener Tage, ist jedoch weit entfernt, Gelzers unbilliges und geschmacklos formuliertes Urteil durch Herabsetzung Schupps zu entgelten. Logau und Gerhardt werden auch von Eichendorff gebührend geschätzt; Spee wird gegen den Vorwurf der Sentimentalität, Silesius gegen den eines „verwegenen Pantheismus“ in Schutz genommen. Bei Haller, Gellert, Uz, Liscow, Rabener und Kästner findet Gelzer die Poesie „unter der Herrschaft religiöser Ideen“ und er charakterisiert sie als Dichter, die, „von den Gedanken und Ueberzeugungen des positiven Christentums ausgehend, aus dem Ernste dieser Lebensanschauung den Gehalt für die Dichtung schöpften“. Außer etwa bei Haller kann Eichendorff dieses Urteil nicht unterschreiben. Liscow und Kästner scheiden bei ihm von vornherein aus, dafür setzt er Brockes in diese Reihe. Wenn Gelzer Gellert nachrühmt, er sei durch seine religiöse Lyrik „seit neun Dezennien zum Religionslehrer eines großen Teiles seines Volkes“ geworden, so findet sie Eichendorff „so voll Tugenden ohne positives Christentum, daß sie ihm jeder gebildete Chinese ohne Gewissenskrupel nachsingen könnte“. Dieser „religiösen Richtung“ stellt Gelzer eine „naturalistische“ in den Anakreontikern gegenüber, die, wie jene durch die „Neubelebung der christlichen“, durch die „Auferweckung der antiken Bildung und Sinnesweise“ an der „neuen Zeit“ mitwirkten, „ohne mit Kirche und Sitte offen zu brechen“; diese Behauptung wird aber schon durch Hagedorns von Gelzer nachgewiesene Stellung sowohl „gegen die Orthodoxie als gegen die religiöse Moral“ Lügen gestraft. Nun huldigen

[187]) Max Koch: Deutsche Nationalliteratur 146 II 1, * 119.

Digitized by Google

die unter der naturalistischen Marke behandelten Dichter in Wahrheit in religiösen Dingen fast sämtlich der abstrakten Aufklärung des Deismus. Darum ist Eichendorffs Stellung klarer bestimmt als die Gelzers. Vertreten die Dichter der „religiösen Richtung" nach ihm lediglich eine „stillvegetative natürliche Religion", die ihren Ankergrund in einer soliden Moral sucht, so nehmen die Anakreontiker Horaz mit seinem carpe diem zur Bibel ihrer „mehr plastischen Naturreligion" und nebenbei auch noch „ein gut Stück Moral" in ihre „vergnügliche Genußreligion" mit hinüber, „nicht um der Moral willen, sondern weil alle Unmäßigkeit geistig und leiblich den Magen verdirbt, mithin den ruhigen Genuß stört". Es handelte sich ihnen „überhaupt hierbei weniger um die ewig gleiche Sittlichkeit, als um die ewig veränderliche Sitte, nicht um den Anstand der Tugend, sondern um die Tugend des Anstandes". Was Gelzer in der Folge über die politische Dichtung des 18. Jahrhunderts zu sagen hat, findet bei Eichendorff, der für politische Poesie überhaupt nicht viel übrig hat, fast keinerlei Entsprechung. Zur preußisch-patriotischen Lyrik, die Friedrich den Großen feierte, meint Eichendorff lakonisch: „Der große König, der kein Deutsch verstand, verachtete sie; und Liebe ohne Gegenliebe ist nie von gesegneter Dauer."

„Die Erneuerung des christlichen Prinzips" nach diesem naturalistischen Rückfall vollziehen Klopstock auf poetischem, Hamann auf philosophischem Gebiete. Den „Messias" feiern beide als durchaus christliche Dichtung; beide bemängeln die Armut an Handlung und lebendiger Anschauung und kontrastieren seine Gestaltlosigkeit mit Dantes Plastik; beide rühmen das in Klopstocks ganzem Wesen wirksame tiefreligiöse Gefühl und dessen Befreiung aus dem toten Buchstabenglauben. Nur wägt Eichendorff die Vorzüge und Mängel jenes Gedichtes schärfer gegen einander ab und unterscheidet sich von Gelzer wesentlich dadurch, daß er die Grundfehler des Epos, das nach ihm gar kein Epos ist, aus seinen reformatorischen Eigentümlichkeiten herleitet. Seine Form, die auch Gelzer „hart" und „gezwungen" nennt, ist nach Eichendorff nicht national. Beide sehen in den Oden Klopstocks den eigentlichen Ausdruck seiner innersten Eigentümlichkeit, entdecken in den „Geistlichen Liedern" zu wenig Einfalt und Unmittelbarkeit und geben die Dramen des Messiassängers als mißlungen preis. Hamann begegnet bei beiden dem tiefsten Verständnis, nur gehen sie darin auseinander, daß Gelzer durch ihn den Zwiespalt von Glauben und Wissen überwunden sieht, während Eichendorff behauptet: „Glauben und Wissen, Verstand und Gefühl waren bei ihm gleich stark und übermächtig, um ineinander aufzugehen; es war ein riesenhafter Kampf, aber keine Versöhnung." Auch die Behandlung Lessings zeigt mannigfache Uebereinstimmung. Sie sind darin eins, daß in ihm die subjektive Richtung des Protestantismus einen Gipfel erreicht, daß er für sein verschwommenes Zeitalter ein Läuterungsfeuer werden sollte, daß er trotz ehrlichem Suchen zu einer wahrhaft versöhnenden Lebensansicht nicht gelangen konnte und daß Hamann mit seiner Bemerkung, der Scharfsinn sei Lessings böser Dämon gewesen, am treffendsten die verborgenste Quelle von Lessings innerem Unfrieden angedeutet habe. Beide lehnen sein dichterisches Glaubensbekenntnis, den „Nathan", ab und halten sein Streben nach der Wahrheit letzten Endes für verfehlt. Auch Herders Wirksamkeit erfährt bei beiden eine ähnliche Beurteilung, nur daß Eichendorff das antike Element seiner Bildung fast unberücksichtigt läßt. Beide rühmen seine Universalität, sehen das Wesen seiner Religion in der Intuition, in der Vermittlung von Religion und Bildung seine Lebensaufgabe, bedauern das Nachlassen seiner Religiosität im Alter; dabei weist Eichendorff eindringlicher auf die Humanitätsperiode hin als sein protestantischer Vorgänger. Wieland und seine Schule werden von beiden aufs entschiedenste abgelehnt.

In Claudius, F. Stolberg, der Gallitzin, Stilling, Lavater, Zinzendorf und Tersteegen findet Gelzer das mystische und ethische Element der Religion

Digitized by Google

mit dem biblischen Offenbarungsglauben verbunden. Claudius wird von beiden als religiöse und dichterische Persönlichkeit hochgehalten; Stolberg findet bei Gelzer eine sympathische Würdigung, in der Beurteilung der katholischen Zeit gehen sie aber auseinander; Voßens Angriff auf den ehemaligen Freund erscheint aber auch Gelzer als gehässig. Die Gallitzin fehlt bei Eichendorff, wiewohl gerade ihr Münsterer Kreis ein merkwürdiges Seitenbild zur Weimarer Klassik geboten hätte. Stilling und Lavater erfahren als religiöse Charaktere eingehende Würdigung. Den Kern in Stillings Leben und Schriften sehen beide in seinem Verhältnis zur Vorsehung, das sie von Irrungen, Selbsttäuschung und mitunter krankhafter Aeußerung nicht frei finden; sie gehen den Abwegen nach, auf die sich seine allzu wenig objektivberichtigte Weltanschauung mitunter verlor. Die Analyse seiner Schriften nimmt bei Eichendorff einen viel breiteren Raum ein als bei Gelzer. Auch Lavater erhält bei beiden einen bedeutenden Platz in der Geschichte des religiösen Lebens. Während Tersteegen bei Eichendorff fehlt, geht er mit Zinzendorfs kindelnder Lyrik als dem Typus des „reimerischen Pietismus" ganz anders ins Gericht als der nachsichtige Protestant. Im weiteren bilden Fritz Jacobi, Lichtenberg, Hippel und Jean Paul bei Gelzer einen Kreis, in dem sich die mystische Auffassung des Christentums mit den Ergebnissen der modernen Kritik und Philosophie zusammenfindet. In der allgemeinen und besonderen Wertung herrscht ziemliche Uebereinstimmung; nur ist es verwunderlich, daß Eichendorff an dem originellen Geiste Lichtenberg, den er in seiner Geschichte des Romans nur einmal anführt, ohne nähere Bekanntschaft vorübergeht. Wenig Berührungspunkte ergeben sich bei einer Reihe von kleineren Geistern.

(Fortsetzung folgt.)

o o o

Der neue Dürerbund-Ratgeber.*)

Der „Literarische Ratgeber des Dürerbundes", der heuer in fünfter, stark vermehrter Auflage erscheint, will eine Orientierung bieten über das gesamte alte und neue deutsche Schrifttum und verhältnismäßig auch über das ausländische, und zwar, von Auflage zu Auflage anwachsend, über das aller wichtigeren Lebensgebiete, von der eigentlichen Literatur, dem „schönen" Schrifttum, wie es im „Ratgeber" heißt, angefangen über alle „Bildungs-" und Wissenszweige hin bis zur Technik. Zuerst jahrelang ein Ratgeber für Literatur und Kunst und damit zusammenhängende**) „Bildungs"-Bereiche alljährlich ergänzt alsdann später durch den gesonderten „Literarischen Jahresbericht des Dürerbundes", vollzog sich die Ausgestaltung zu einer Bücher- und Schriftenschau vom Umfange der gesamten Kultur und Zivilisation mit der gleichen Wendung des „Kunstwarts" zum allgemeinen

*) Literarischer Ratgeber des Dürerbundes, geleitet von W. Schumann. München. Georg D. W. Callwey. Mk. 13.

**) Die vielfach beliebte Ersetzung des Begriffs der „Kultur" durch den der „Bildung" ist für die neuzeitlichen Verhältnisse berechtigt, kennzeichnet aber auch diese Verhältnisse, die tatsächlich nicht „Kultur", im alten und ursprünglichen Sinne des Wortes, benannt werden können, da ihnen der wesentliche Grundtrieb aller „Kultur" fehlt oder doch bis zur Unkenntlichkeit fast in ihr geschwächt ist, nämlich der wurzelhaft der Menschheit eigene und grundgleiche, nur dem Zeitcharakter nach besondere Bewährungswille, nicht wie die heutige Bildung sich begnügt, der natürlichen und menschengeistigen Werte zum und im Bilde ihrer selbst, sondern zum Bilde eines, wie auch immer erfahrenen und erfaßten, Uebermenschheitlichen, Göttlichen.

Digitized by Google

„Kulturwart" und Zivilisationsrat, einer Programmerweiterung infolge lebhafter Auseinandersetzungen über die beschränkte Kunstwart-Methode, die zunächst in nichts weiterem bestand, als daß das sattsam bekannte geschmäcklerhaft und kinkerlitzchenmäßig kunsterzieh- und betuliche Kunstwartwesen, mit dem sich, wie ihm vorgeworfen wurde, tatsächlich „Oberflächenkultur" spreizte, die gesamte Kultur zu begönnern begann, von einem kleinerziehlichen Standpunkte aus, der, am haltlosen neudeutsch-liberalen Bildungsabhub genährt, einer wesenhafteren Begründung von Kultur überhaupt, zumal einer organischen Erneuerung unserer Volkskultur kaum dienlich sein, eher davon abziehen konnte. Es soll aber nicht verschwiegen werden, daß in den Jahrgängen des „Kunstwarts" auch in einem solchen Wesenssinne bedeutsamere Arbeiten erschienen sind, die aber durchweg nicht in einem engeren Zusammenhange mit jener besonderen Spielart des eigentlichen Kunstwartkreises standen, die sich auch in den Kriegsjahrgängen („Deutscher Wille") noch reichlich bemerkbar machte, wenn sie auch mit der Zeit zurückgetreten ist vor neuen Kräften, schwererem, härterem Wollen und — Müssen. Dem ursprünglichen Teil der Literatur- und Kunstberichte auch der neuen Auflage haftet noch viel davon an, während in späteren und neuhinzugekommenen Berichten das preisrichterliche und etikettenhafte Merkertum einer Beurteilung nach eigentlicheren Gesichtspunkten gewichen ist. Von den grundsätzlichen Bedenken in jene Kunstwartmanier abgesehen, bietet der Ratgeber in seiner beträchtlich vermehrten und veränderten neuen Folge denn auch zum Teil Hervorragendes an reicher und reifer Orientierung, nicht nur in den Einzelurteilen, sondern auch in der Geschlossenheit der Einzelberichte, die oft über den augenblicklichen Zweck der Orientierung hinaus einen dauernden Wert gewinnen als gedrängte Einführungen in Art und Umfang der einzelnen Gebiete, was bei einem solchen durch verschiedenste Mitarbeiter besorgten Ratgeber ein Unmaß an Arbeitsleistung voraussetzt.

Voll nutzen können den „Ratgeber" nur Selbsturteilsfähige, die die einzelnen Urteile und die besonderen Stand- und Ausgangspunkte zu prüfen und in ihrem Werte zu unterscheiden vermögen. Dafür ist es allerdings nicht günstig, daß die Berichte nicht einzelverantwortlich mit Namen gezeichnet, diese vielmehr nur als Mitarbeiterliste vorn zusammengestellt sind, so daß man nicht genau weiß, wessen Urteil man sich anvertraut, was zu wissen von erheblichem Belang für Art- und Wertabmaß der Urteile wäre, besonders auch für den katholischen Benützer, dem es, bei dem von ihm von vornherein in Betracht zu ziehenden durchgängigen Orientiertsein des Ratgebers am Protestantismus und Liberalismus, in deren Vielfarbigkeit eben nicht gleichgültig sein kann, welcher besonderen Abart und Färbung das Urteil entspringt. Das gilt im Besonderen auch für den Bericht „Katholizismus", der an die Stelle des bisherigen „Religiöse Literatur der Katholiken" getreten ist, wo zu ersehen sein sollte, wer von den Mitarbeitern die Gesamthaltung und das jeweilige Einzelurteil deckt, schon um Mißdeutungen vorzubeugen. Der Bericht an sich ist mit nicht geringer Beschlagenheit und entschiedener Urteilsgabe durchgearbeitet und einer möglichsten Objektivität bemüht, verrät er zwar an Stellen, abgesehen von leicht vermeidbaren Mängeln und Einseitigkeiten, ein Ausschlagen nach bestimmten Richtungen hin, und hat, obwohl in seiner Anlage mehr auf die Beratung von Nichtkatholiken über „Katholizismus" allgemein abgestellt und in diesem Sinne sehr dienstlich, in seiner besonderen Auffassung und Zusammenfassung des Wichtigen und Wesentlichen und in einigen Einzelheiten auch für den unterrichteten Katholiken noch anregenden Wert, der zwar im „Literarischen Ratgeber für die deutschen Katholiken" einen jeweils bündigen Jahresbericht hat, einen Altes und Neues

Digitized by Google

geordnet zusammenfassenden Gesamtüberblick jedoch nur in Form der nicht immer vollkommenen Bücherlisten, nicht aber wie hier als ein- und geleitenden erläuternden Berater über den Gesamtumfang und Zusammenhang des religiösen Schrifttums. Ersetzen kann der Dürerbund-Ratgeber dem Katholiken seinen „Literarischen Ratgeber f. d. d. K." keineswegs, weder in der Beratung auf diesem noch auf all den Gebieten, die, wie Literatur, Kunst, Geschichte, Philosophie, in engerem Verhältnis zu den religiösen und weltanschaulichen Fragen stehen, er kann ihn für den reifer Gebildeten höchstens in manchen Teilen der allgemeinen, vornehmlich nichtkatholischen Kulturerscheinungen und der breit vertretenen Zivilisationsgebiete ergänzen.

Ist dieser Sonderbericht „Katholizismus" — eine mehr als allgemeine, auch auf Einzelheiten eingehende Prüfung ist hier nicht beabsichtigt — neben dem über „Das religiöse und theologische Schrifttum der Protestanten" im Dürerbund-Ratgeber durchaus am Platze und nicht mehr als billig, so ist nach wie vor die Sonderbehandlung der künstlerischen und volkstümlichen Literatur der Katholiken abzulehnen und durch keine noch so gewundenen Erklärungen der Ratgeber-Leitung in der „Einführung" zu rechtfertigen, die nur die ursprüngliche, wohl mit dem „K." des „Kürschner" verwandte Absicht der Einrichtung und Beibehaltung dieses Berichtes verschleiern.

Wo es sich um Weltanschauung an sich handelt, ist eine Sonderung angebracht, ja im Zwange der Wahrhaftigkeit geboten, und deshalb bringt der Ratgeber mit Recht neben einem mehr neutralen Bericht „Religionswissenschaft" und den Sonderberichten über „Christliche Kirchen Osteuropas und des Morgenlandes" und „Die Religionen des Ostens" noch einen protestantischen und katholischen, weil es sich hier um die beiden größeren Hälften des deutschen Volkes handelt. Er bringt aber, wo es sich um „das schöne Schrifttum" handelt, nur einen katholischen, nicht auch einen protestantischen Sonderbericht. Gewiß wurzelt alle wahre Kunst letzterdings in einer bestimmten Weltanschauung, aber diese gilt in der Kunst eben nur, insoweit sie wirklich „Kunst" ist. Was dem Ratgeber von der protestantischen, wie ebenso von der jüdischen, freigeistigen, pantheistischen, monistischen, materialistischen usw. Literatur nicht als „Kunst" gilt oder doch als ein Werk mit immerhin künstlerischen Eigenschaften, darüber schweigt er in dem Bericht „das schöne Schrifttum"; was ihm davon aber Kunstwert zu besitzen scheint, das bringt er. Anderes und mehr verlangen die deutschen Katholiken auch nicht und würden es dann an der Stelle auch gar nicht verargen, sondern es sich zur Ehre anrechnen, daß dabei noch betont würde, daß das Werk aus katholischer Lebens- und Weltanschauung heraus geschaffen sei, obwohl das ja nicht in allen Fällen ausdrücklich betont werden muß. Betont der Ratgeber bei den aus protestantischen, freigeistigen und anderen Voraussetzungen heraus gewachsenen es zumeist doch auch nicht, sondern stellt nur den künstlerischen Wert fest. Man erinnert sich doch auch kaum, daß bei gewissen Erscheinungen die doch recht auffälligen jüdischen Voraussetzungen besonders hervorgehoben worden seien. Der Ratgeber berichte also unterm Bericht „Das schöne Schrifttum" nur über solche Werke aus der Literatur der deutschen Katholiken, die dahin gehören; über diese berichte er aber auch dort, nicht in einer Sonderabteilung. Denn, wenn es sich um Kunst handelt, gehören sie doch wohl auch und ebenso wie protestantische, jüdische, freigeistige zum deutschen schönen Schrifttum? Er behauptet nun zwar, daß von seinen „nichtkatholischen Mitarbeitern" in diesem Bericht, wie in allen anderen, „in allen Ratgeber-Auflagen", „stets alle katholischen Schriften angeführt worden" seien, „die sie für erwähnenswert hielten". Mag sein: „die sie für erwähnenswert hielten", aber gewiß nicht alle, die erwähnenswert gewesen wären, entweder weil sie sich dessen über-

Digitized by Google

hoben fühlten oder sie — catholica non leguntur, auch wenn es sich um Kunst handelt — gar nicht kannten und sich auch nicht bemühten, sie kennen zu lernen. Wäre das von vornherein und in allen weiteren Auflagen und Jahresberichten redlich geschehen, nicht erst auf äußere Anstöße hin, so wäre ein eigener Bericht über „katholische Literatur" von vorneherein überflüssig gewesen und die Katholiken hätten keinen Grund zur Klage gehabt. Wenn der Ratgeber dann noch einen eigenen Bericht hätte bringen wollen über gute, aber nicht eben künstlerische Unterhaltungs-, Erbauungs-, Volksliteratur, so hätte das seine Berechtigung gehabt und vielleicht auch eine Scheidung nach verschiedenen Bekenntnissen, obwohl das vielen deutscheinheitlich Gesinnten gewiß stets eine wenig glückliche Einbürgerung scheinen würde. Aber dann wenigstens gerecht nach jeder Seite, also neben einem Bericht „Katholische Volksliteratur" oder „Speziell katholische Literatur" einen solchen über „Speziell protestantische Literatur" oder „Protestantische Volksliteratur", denn beides gibt es ja in Wirklichkeit. Da die Ratgeber-Leitung meint, „allzuviele (!) katholische Leser" werde sie wohl nicht haben, so wäre doch sogar eher zu erwarten gewesen, daß sie eine solche Abteilung „Protestantische Literatur" oder „Protestantische Allgemein-Literatur" gebracht hätte für die denn wohl protestantische Mehrzahl ihrer Leser, die all jene Bücher und Schriften ihrer Literatur, die nicht unter dem Bericht „das schöne Schrifttum" erwähnenswert sind, nun doch wohl im Ratgeber vermissen, obwohl solcher Literatur nicht eben wenig vorhanden ist, während der Ratgeber der katholischen Minderzahl seiner Leser zuvorkommendster Weise seit Jahren mehrere Seiten für einen eigenen langen Bericht bereitstellt! Nun erklärt die Leitung weiter, sie habe den katholischen Bericht bisher gebracht weniger zur Orientierung der Katholiken selbst, vielmehr als eine „Erg.nzung für Andersdenkende". Es ist schwer anzunehmen, daß dieser Grund maßgebend war: denn darüber werden die Ratgeber-Leute sich wohl einig sein, daß die protestantische oder liberale Mehrzahl ihrer Leser nach einem solchen Bericht über die nicht voll- oder verhältniswertig künstlerische katholische Unterhaltungs-, Volks- und Auchliteratur gewiß kein so großes Verlangen hat; und die sie etwa interessierende vollwertig künstlerische Literatur der Katholiken hätte sie ja, nach Aussage der Leitung, in allen Ratgeber-Auflagen verzeichnet gehabt. Eher hätte jene Mehrzahl der Ratgeber-Leser doch wohl Interesse gehabt an einem Bericht über die zwar nicht vollwertige, aber immerhin in einem für die Volksallgemeinheit bestimmten Ratgeber auch zu beachtende reiche protestantische Unterhaltungs-, Erbauungs-, Volks- und Auchliteratur, der dem Ratgeber denn auch jetzt noch angeraten sei oder, u. E. glücklicher und volksversöhnender und -vereinheitlichender, ein solcher über „Deutsche Volksliteratur aller Art", allgemein für alle deutschen Bekenntnisse, Richtungen, Parteien usw., für den sogar auch die katholischen Ratgeber-Leser, deren Zahl, wie die Ratgeber-Leitung jedenfalls sehr wohl weiß, gar nicht so klein ist, dankbar wären, jedenfalls dankbarer, weil auch für sie über alle Regungen der deutschen Volksseele, nicht nur der ihrigen, die sie ja kennen, unterrichtender, als für die bisherige, durch nichts verdiente Sonderbegünstigung.

Ohne das entsprechende Gegenstück „Protestantische Literatur" ist der durch noch so schöne Reden nicht zu rechtfertigende Bericht also abzulehnen. Er scheint denn auch der Ratgeber-Leitung selbst in der bisherigen Einzelstellung nicht mehr ganz geheuer gewesen zu sein, denn sie hat es vorgezogen, ihm ein neues Mäntelchen umzuhängen, den Bearbeiter bittend, „nicht nur eine Ergänzung zu den übrigen Berichten, sondern diesmal ein „Korreferat" über die gesamte neuere Literatur für den Ratgeber auszuarbeiten". „Damit scheint uns die Aufgabe für katholische wie für nicht-

Digitized by Google

katholische Leser noch besser gelöst." Das „Korreferat" heißt nun: „Das schöne Schrifttum in katholischer Beurteilung." Dieser Versuch, die deutschen Katholiken um jeden Preis von den anderen Deutschen, selbst den Juden-Deutschen, in einen eigenen Winkel abzusondern, ist noch plumper, fast möchte man sagen: frecher, als der erste, und es muß einen stark wundern, daß ein katholischer Bearbeiter darauf — eingegangen ist. Nicht daß wir uns zu schämen hätten, wie wir uns von unserem katholischen Standpunkte aus zu den Werken der älteren und neueren Literatur stellen und was wir — sehr Triftiges und Wichtiges gerade von diesem Standpunkte aus auch in künstlerischer Hinsicht — dazu zu sagen haben; es geschieht das alljährlich im „Lit. Ratgeber für d. d. K.", in dem des Borromäus-Vereins u. a.; aber im Dürerbund-Ratgeber ist das am wenigsten am Platze, solange er sich nicht entschließt, nun auch ein „Korreferat": „Die deutsche Literatur in protestantischer Beurteilung", etwa auch in jüdischer usw., einzuführen. Das könnte übrigens ganz interessant werden!

Die deutschen Katholiken aber haben hier, wie überall anderswo, keine Lust, sich immer in eine Sonderstellung drängen zu lassen. Wer uns nicht als Deutsche unter Deutschen gleichberechtigt nehmen will, der mag das halten, wie es ihm beliebt. Wir sind auf ihn nicht angewiesen, wenn wir auch einen anderen Zustand unter Volksgenossen für wünschenswerter und fruchtbringender erachten. Die Ratgeber-Leitung möge sich also die Sache noch einmal überlegen und sich nicht abhalten lassen: „Wir hätten den Bericht freilich weglassen können, denn allzu viele katholische Leser werden wir wohl nicht haben." Also doch der katholischen Leser, dieser paar Abonnenten wegen und nicht als „Ergänzung für Andersdenkende"? Den Katholiken aber raten wir — mehr Selbstachtung zu haben und nicht jemandem nachzulaufen, der ihnen ein Bröcklein zuwirft und mit ungleichen Maßen mißt, weil er sieht, daß die anderen sichs gefallen lassen und noch dankbarst dazu behilflich sind.

Was aber, am Schluß der Einführung, das Auftrumpfen mit der — seit wann entdeckten? — Bedeutung des Weltanschaulichen, das „letzten Endes den Ausschlag" gebe, betrifft, um Sachverhalte zu verschleiern — denn weshalb wendet der Ratgeber fast überall sonst jene, „scheinbar ästhetische, gekünstelte und absichtlich einseitig aufgebaute Kritik", die rein ästhetische an und will sie nur den Katholiken gegenüber nicht anwenden? — so sei daran erinnert, daß doch wohl der Kunstwart es war, bei dem das Verständnis für die tieferen weltanschaulichen und geschichtlichen Zusammenhänge der Kunst und Kultur jahrzehntelang vermißt, dem die Großzüchtung einer leer ästhetenmäßig äußerlichen und allgemeinen Kunst- und Kulturbetrachtung zum Vorwurf gemacht wurde und der diese Schulmeisterei den Deutschen als den „allgemeinen" ästhetischen Maßstab aufzudrängen versuchte.

Christoph Flaskamp.

o o o

Anmerkungen und Mitteilungen.

Zu Gottfried Kellers hundertstem Geburtstage

wird Dr. Hubert Rausse in einem unserer nächsten Hefte eingehend das Wort nehmen. Wir begnügen uns heute, darauf hinzuweisen, daß der Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung in Stuttgart eine Jubiläumsausgabe der gesammelten Werke Gottfried Kellers vorbereitete, die vor allem auch durch Fachmänner wie Emil Ermatinger und Fritz Hunziker auf eine sorgfältige Textwiedergabe bedacht war. (In zehn vornehmen Papp-

Digitized by Google

bänden Mk. 55.—.) Der gleiche Verlag gab auch einzelne Werke des „Shakespeares der Novelle", wie Paul Heyse einmal sagte, heraus. Ebenso die beiden großen Biographien Berchtolds und Ermatingers, die um der mitabgedruckten Briefe und Tagebücher G. Kellers willen besonderen Wert beanspruchen können. Von vielseitigem Interesse sind die von A. Köster herausgegebenen Briefe G. Kellers und Theodor Storms, sowie der von M. Kalbeck nun der Oeffentlichkeit zugänglich gemachte Briefwechsel Paul Heyses und Gottfried Kellers. Das billige, aber sehr anregende Bändchen von Ricarda Huch über G. Keller dürfte ebenso das Verständnis für die große Kunst des Schweizer Dichters vertiefen, wie die auch nach allgemeinen Gesichtspunkten hin so anregende Arbeit E. Korrodis über den Lyriker Gottfried Keller. Je mehr wir Deutsche uns nun auf unser geistiges Gut besinnen werden, desto frischer dürfte auch das neu angeregte Interesse an dem unvergleichlichen G. Keller aufleben, desto lieber wird man zu der wichtigsten und förderndsten Literatur über ihn und sein Lebenswerk greifen. Selbstverständlich wird der Katholik zu Gottfried Kellers Lebenswerk manche grundsätzliche Einwendung zu machen haben; gerade deshalb dürfte der angekündigte Artikel von Hubert Nausse besonderes Interesse beanspruchen.

Theaterrevolution und Bühnenreform.

Die Kunst soll Gemeingut der Nation sein. Was aber weiß das Publikum viel von denen, die ihr dienen? Die öffentliche Meinung pflegt sie in zwei Schablonen zu pressen: hier der Nimbus des gefeierten Künstlers, dort der Bratenbarde, der Komödiant und Spaßmacher. In dem Bühnenangehörigen den um seine soziale und wirtschaftliche Sicherstellung ringenden Mitbürger zu sehen, das brachte sie bislang nicht fertig. Mit dem Interesse, das man heute den Lohnbewegungen irgendeiner Wirtschaftsgruppe entgegenbringt, beobachtet man jetzt die Gärung in den Theaterbetrieben des Reiches; die fremde Atmosphäre hinter den Kulissen wird dem bürgerlichen Verständnis allmählich nähergerückt.

Am 14. März 1919 ist das in gemeinschaftlicher Beratung zwischen der Genossenschaft Deutscher Bühnenangehöriger und dem Deutschen Bühnenverein ausgearbeitete Tarifabkommen, sowie der Normalvertrag anerkannt worden; ein großer Tag in der deutschen Theatergeschichte! Die vollzogene Tatsache bedeutet, daß das Reichstheatergesetz (im Entwurf 1912 vom Reichsamt des Innern veröffentlicht), an dessen Vorarbeiten bekanntlich der Zentrumsabgeordnete Dr. Pfeiffer mit seiner Broschüre „Theaterelend" besonderen Anteil hat, gegenstandslos geworden ist, besonders dann, wenn die neuen Vereinbarungen, wie es die Eingabe der beiden genannten Körperschaften an das Reichsarbeitsministerium verlangt, gesetzliche Kraft für sämtliche Unternehmer und Angestellten der deutschen Bühnen erlangt.

Es gibt keine unbezahlten Vorproben mehr. Bis jetzt konnte der Direktor von dem Mitglied verlangen, daß es bis zu sechs Tagen vor dem eigentlichen Vertragsbeginn eintraf und unentlohnte künstlerische Vorarbeit leistete. (!) Allerdings gab es in den letzten Jahren vor dem Krieg schon einsichtsvolle Talentpächter, die diesen empörenden Vertragsparagraphen wenigstens durch Zahlung von einer halben Tagesgage für drei Tage gutmachten. Der Normalvertrag nimmt ferner von den weiblichen Bühnenmitgliedern die schlimmste Sorge: vom Jahre 1921 ab wird ihnen nicht nur das klassische, sondern auch das moderne Kostüm gestellt werden! Bislang waren oder sind es nur einige dreißig größere Hof- und Stadttheater, die ihren weiblichen Mitgliedern bis zu einer Monatseinkommenhöhe von 300 Mark das historische Gewand — soweit der Fundus reicht —

Digitized by Google

liefern. Als dritte große Errungenschaft des Normalvertrages muß jener Paragraph gelten, der dem erkrankten Mitglied für die ersten sechs Wochen die Zahlung der vollen, für weitere vier Wochen der halben Gage zusichert. Der seither geltende Vertrag gab dem Direktor das Recht, vom Beginn der dritten Krankheitswoche ab die Gage auf die Hälfte zu kürzen, nach Ablauf dieser Woche den Vertrag zu kündigen und acht Tage später vollständig zu lösen! Auch der sogenannte Probemonat, nach dessen Ablauf das Mitglied noch gekündigt werden konnte, ist nicht mehr zulässig. Viele Direktoren waren so gewissenlos, vier oder sechs Anwärter für das gleiche Fach zu engagieren, obwohl nach dem Etat höchstens zwei davon in Betracht kamen. Die Uebrigbleibenden, die ihm nicht gefielen, wurden nach begonnener Saison erbarmungslos aufs Pflaster gesetzt, wenn sie sich nicht schließlich noch zu einer erheblichen Gagenreduktion bereit finden ließen, und so kam allwinterlich ein stellenloses Schauspieler- und Sängerproletariat von annähernd 6000 Personen in der Reichshauptstadt zusammen. Auch der von der Frauenbewegung heißbekämpfte Heiratsparagraph fällt im Normalvertrag fort. Bisher mußte das Mitglied von einer beabsichtigten Eheschließung der Direktion 14 Tage vorher Anzeige machen, wonach dieser das Recht zustand, den Kontrakt vom Tag der Heirat an unter Fortfall der Bezüge zu lösen. Hier ist eine Erklärung dafür, weshalb besonders das weibliche Bühnenmitglied sich scheinbar nicht unter die Sittengesetze der bürgerlichen Gesellschaft stellte. (Wenngleich der Paragraph natürlich nicht überall und immer in seiner ganzen Schwere gehandhabt wurde!)

Noch manche Verbesserung und Festigung der eigenartigen Lebens- und Arbeitsbedingungen enthalten die neuen Abmachungen, u. a. Neuordnung der bejammernswerten früheren Entlohnung, des Bühnenbildungswesens usw.

Aus dem Gärungsprozeß der innerpolitischen Bühnenverhältnisse beginnen manche Verbesserungsvorschläge bereits feste Formen anzunehmen. Die neue Bühnenverfassung soll den Angestellten ihre sozialen, wirtschaftlichen und künstlerischen Rechte gewährleisten. Das Rätesystem hat schon in den meisten Staatstheatern, so in München, Berlin, Dresden, Braunschweig, seinen Einzug gehalten. Der Bühnenleiter wird von dem gesamten künstlerischen und technischen Personal gewählt. Der Angestelltenausschuß (Betriebsrat) hat die Ermächtigung zur gutachtlichen Aeußerung und Mitberatung in Fragen der künstlerischen Bewertung und Verwendbarkeit, bei Anstellung der Vorstände, Kündigung und Nichterneuerung der Verträge, bei Erlassen und Handhabung der Hausordnung.

Dem Regieausschuß steht das Mitbestimmungsrecht über Spielplan, Annahme von Bühnenwerken, Beschäftigung des Mitgliedes zu.

Die Abänderung des absolutistischen Prinzips in dieses demokratische ist übrigens nicht etwa eine Errungenschaft der Revolution. Ein paar Sätze aus der vermutlich von 1830 stammenden ersten Ausgabe von Thomas Moore: „Briefe und Tagebücher des Lord Byron“ (Karl Meinhard im „Berliner Tageblatt“ vom 22. Mai 1919) sind nicht nur von historischem Interesse. Darin klagt der berühmte Sozietär des Drury-lane-theater:

„. . . Komödianten, sagt man, sind ein schwer zu behandelndes Volk. Das ist wirklich wahr! Und nun das Komitee und das Unterkomitee! (Künstlerrat?) Es waren unser nur wenige, aber einig waren wir uns nie (sic!). Peter Moore widersprach Kinnaird und Kinnaird widersprach jedem andern; dann unsere beiden Regisseurs, Rae und Dibdin; und Ward, unser Sekretär; und doch waren wir alle höchst eifrig und es lag uns allen am Herzen, es recht gut zu machen — — — Was daraus werden soll, weiß ich nicht . . . .“

Und da das System der Mitbestimmung hinter den Kulissen schon einmal versagte, läuft eine Denkschrift führender Persönlichkeiten, die in schau-

Digitized by Google

spielerischer oder literarischer Hinsicht die eigentlichen produktiven Kräfte der Bühne bedeuten, Sturm wider die „alte" Neuerung. Sie befürchtet von dem Einspruchsrecht soviele Köpfe in das künstlerische Gebiet eine Beschneidung der Freiheit der Kunst.

Wer die Luft hinter den Kulissen und die künstlerischen Lebensbedingungen des Mimen einigermaßen kennt, wird die Bedenken wohl teilen können, die dem „alten verwandlungstollen Komödianten, dem bürgerlich ganz abgelösten, nur auf den Brettern lebendigen Typ des Schauspielers", (Bab) durch die Notwendigkeit, über seine Rolleninteressen hinauszublicken, keine „Zwangsjacke" angelegt wissen wollen. Das ist ganz sicher, daß die Komplikationen in den inneren Lebensbedingungen des Schauspielers mit der fortschreitenden Sozialisierung wachsen. Aber schließlich ist der Mime der Neuberin-Zeit, vor dem die Bürgerschaft die Wäsche vom Wiesenanger in Sicherheit brachte, wohl schon ein anderer geworden; die romantischen Wanderjahre der „Schmiere" bringen heute nur noch selten Größen an die Oberfläche. Heute kommen sie schon fix und fertig aus der Theaterschule . . . Auf unserer Bühne mehren sich, um noch einmal Julius Bab zu zitieren, die Gestalten vornehmer, kulturwilliger, sozialgestimmter Männer, denen der Kampf mit dem bürgerfeindlichen Geist ihrer Kunst grimme Falten ins Antlitz zog und die trotz allem Gestaltungstrieb nicht selten — mitten im erfolgreichen Schaffen! — der Bühne den Rücken wenden.

Der von Dr. Arthur Dinter in seiner bemerkenswerten Schrift „Weltkrieg und Schaubühne" ausgearbeitete Vorschlag einer Verstaatlichung des Theaters — selbstverständlich nicht im Sinne engherziger Beschneidung der Kunstfreiheit, sondern einzig und allein im wirtschaftlichen Sinne — wäre vielleicht der richtigste Weg einer gesunden Theaterreform, der vor allem dem Geschäfts- und Profitgeist, der künstlerischen und wirtschaftlichen Ausbeutung des Schauspielers am energischsten sich widersetzt. Können die auf staatlicher Grundlage beruhenden Universitäten, Hochschulen, Kunstakademien nicht geistig wie künstlerisch frei sein im neuen Staate? Und wird der Künstler, der in der städtischen oder staatlichen Pensionierung sich von quälenden Zukunftssorgen befreit sieht, nicht ungehemmter und freier sein in seinem Schaffen?

Ein weiterer Weg wird in der Schrift des Direktors Stuhlfeld (Würzburg) „Entwurf zur Sozialisierung der bayerischen Theater", der sich für das ganze Reich als praktisch erweisen kann, gezeigt. Die Verstaatlichung der als Goldquellen charakterisierten Lichtspieltheater, die von ihren Ueberschüssen die der Staats- oder Stadtkasse zur Last fallenden Theaterbetriebe — eine Tatsache, wenn nicht nur der Direktor, sondern das gesamte Personal bis hinunter zur Statistin und zum Bühnenarbeiter menschenwürdig entlohnt werden soll! — mit durchschleppen könnten. Der beklagenswerten Kürze des Winterengagements (5 bis 8 Monate) will der Vorschlag abhelfen durch die wirtschaftliche Zusammenlegung mehrerer Provinztheater in ganzjährige Spielzeiten. Die Gesamtleitung soll einem Generaldirektor unterstehen. Mit der Verstaatlichung des Theaters und des Kinos soll parallel laufen die Gründung einer staatlichen Filmfabrik, so wie der Leiter des ehemaligen Münchener Hoftheaters, Schwanneke, es für das dort angegliederte Kino im ehemaligen Marstallgebäude plant.

Man sieht: von der Erlösung des Künstlers aus einer bisherigen erbarmungswürdigen wirtschaftlichen Lage erhofft man zum größten Teil die künstlerische Gesundung und Leistungssteigerung der deutschen Bühne. Und doch wird man, zur Schaffung des erstrebten „Kulturtheaters", die Wahrheit des Wortes von dem Leiter der Frankfurter Bühnen, Geheim-

Digitized by Google

rat Zeiß, nicht zu gering veranschlagen dürfen: „Dem deutschen Theater kann nur geholfen werden durch die sehr einfache, aber schwer zu lösende Formel: Organisation plus Persönlichkeit! Wenn das deutsche Theater in Organisation und in einer neuen Bürokratie erstickt, so wird eines der wenigen Kulturgüter, die wir über den Krieg hinübergerettet haben, einen nicht wieder gut zu machenden Schaden erleiden."

Also Organisation plus Persönlichkeit! Die Schaffung des Kunstwerkes läßt sich nicht vergesellschaftlichen. Jede Kunstleistung ist trotz aller äußerlichen Einflüsse an die Persönlichkeit gebunden. Die Praxis wird diese Tatsache anerkennen müssen.

Dann aber wird die Bühne ihre Mission als moralische Anstalt im Schillerschen Sinne trotz aller äußeren Reformen niemals erfüllen können, wenn das Theaterpublikum nicht selber deutlich seinen Wunsch und Willen zu erkennen gibt. Wenn der Künstler wirtschaftlich unabhängiger ist, wird er von allein den ihm selber verhaßten Schund aus dem Spielplan ausgemerzt sehen wollen. Wenn die Bühne als solche nicht mehr dem Geschäftsgeist und der Profitgier dienen wird, braucht sie mit dem „Zeitgeist", mit dem „Verlangen des Publikums", mit dem „kassenfüllenden" wertlosen Schlager nicht mehr zu liebäugeln. Und deshalb sollte die Oeffentlichkeit dem Kampf hinter den Kulissen nicht tatenlos zusehen. Kein Verband zur Förderung der Theaterkultur, kein Verein zur Förderung der deutschen Volksbühne und kein Bühnenvolksbund wird die Bühne der kulturellen und ethischen Erziehung des Volkes dienstbar machen können, solange die Schaubühne nicht vom Geschäftsbetrieb getrennt ist. Dann wird vielleicht auch jene häßliche Erscheinung im Geistesleben der Nation keinen Nährboden mehr finden, von der schon Schiller an Körner schreibt: daß „das deutsche Publikum seine Schriftsteller zwingt, nicht nach dem Zuge des Genius, sondern nach Spekulationen des Handels zu wählen . . ."

Die Kunst ist Gemeingut des Volkes. Wie die Dinge heute noch liegen, ist der Satz nicht mehr als eine Schmeichelei an die breite Masse, die nach „Kunst" gar kein Verlangen trägt. Dieses Verlangen muß erst geweckt, gepflegt, anerzogen werden. Die Schaffung von „Theatern ohne Eintrittskarten", die Darbietung des „Parsifal" für vierzig Pfennige sind Stufen dazu, das Kunstbedürfnis aber wird vornehmlich Sache der Erziehung bleiben, die in sich eine tiefe kulturelle Bedeutung trägt, weil nach Humboldt „Kunstgenuß einer Nation unentbehrlich ist, wenn sie noch irgend für etwas Höheres empfänglich bleiben will".

Maria Regina Jünemann.

Aseneth, die Gemahlin Josephs von Aegypten.

Das 7. Heft des „Gral" brachte die merkwürdige Studie des tschechischen Dichters Julius Zeyer „Asenat" nach der von der böhmischen Akademie der Wissenschaften in Prag autorisierten Uebersetzung von Wilhelmine Frankl-Rank. Zeyer (gestorben zu Prag 1901) läßt der Aseneth durch einen Engelsboten verkünden, daß sie zur Gemahlin Josephs bestimmt sei: „Joseph, der Erlöser der ägyptischen Erde, wird dein Gatte werden und aus deinem Geschlecht wird die Mutter des zweiten größeren Erlösers geboren werden, nicht nur des Erlösers der ägyptischen Erde, sondern der ganzen Menschheit: des Erlösers, von dem ich dir gesprochen und dessen Namen die Sterne im Jubel singen! Ja, freue, dich, denn aus deinem Geschlecht wird die Mutter der Mutter-Jungfrau kommen, die Mutter des Erlösers, der allen Völkern der Welt neues Leben verleihen wird!"

Also: die Aseneth Stammutter der hl. Anna und damit auch der hl. Jungfrau und Gottesmutter Maria?!

Digitized by Google

Nach der hl. Schrift sollte der Erlöser aus Juda (David) hervorgehen. Juda war ein älterer Stiefbruder Josephs von Aegypten und Stammvater Davids. Neben der väterlichen Genealogie gibt es aber auch eine mütterliche Genealogie: die Abstammung von Mutter zu Mutter, die in ganz anderen Linien verläuft wie die väterliche Genealogie. Es ist nun merkwürdig, daß die alte rabbinische Ueberlieferung zwei Messiase unterscheidet, einen Messias ben Joseph (Messias Sohn Josephs), einen Erlöser aus dem Geschlecht Josephs von Aegypten, also Nachkommen der Aseneth, und einen Messias ben Juda, einen Erlöser aus dem Geschlecht Judas (Davids). Der erstere werde der Leidende, Sterbende sein, der letztere der in Herrlichkeit Erscheinende und Herrschende. Wir Christen kennen nur einen Messias, der gestorben und wieder auferstanden ist und am jüngsten Tage in Herrlichkeit wieder erscheinen wird.

Erst durch das genannte Heft des „Gral" erhielt ich Kenntnis von der Studie Zeyers und fand hier zum erstenmal zu meinem größten Erstaunen die These verfochten, daß Maria von der Aseneth abstamme. Bisher ist mir nirgends irgendwelche Andeutung in dieser Hinsicht bekannt geworden. Mein Erstaunen ist begründet, weil ich zuerst in meinem Buche über Horn (1906) und dann in einer eigenen Studie „Joseph von Aegypten und Aseneth" (Verlag Manz, Regensburg 1918, 168 Seiten) diese nämliche These verfochten und teils durch die hl. Schrift, teils durch die Tradition und die ägyptische Mythologie zu begründen versucht habe. Ich habe in dieser Studie ausgeführt, daß ebenso wie Joseph von Aegypten als Typus Christi, so die Aseneth als Typus Mariä zu betrachten sei und daß Aseneth außerdem auch als direkte Stammutter Marias anzuerkennen sein dürfte; ferner, daß die berühmte ägyptische Isis (in altägyptischer Sprache: Ast) nichts anderes sei als die heidnische Vergötterung der Aseneth. Zeyers Schlußfolgerung wurde offenbar angeregt durch die rabbinische Tradition über Aseneth; bedeutend verstärkt wird diese Schlußfolgerung, wenn auch die hl. Schrift (Segen Jakobs über Joseph und Ephraim) und die ägyptische Mythologie herangezogen wird. A. v. Ow.

Grabbes „Hannibal".

Die bedeutendste Tat des Münchener Nationaltheaters in der Spielzeit November—Ende April war unstreitig die am 20. Dezember 1918 erfolgte Uraufführung von Grabbes „Hannibal".

In der 1835 geschriebenen Tragödie hat sich Grabbe ein zeitloses, ewiges Thema gestellt. Untergang des genialen Menschen, Triumph des Gemeinen über das Edle in dieser Körperwelt, indes der Geist des Hohen in einer anderen Gesetzen untertanen Sphäre Sieg feiert. In der die erbärmliche Winzigkeit eines wiewohl hier das letzte Wort behaltenden Prusias abgrundtief vor der ungekrönten Herrlichkeit eines obgleich vor unseren Augen zum Gift greifenden Hannibal versinkt.

Freilich, der machtvolle Vorwurf ward nicht von vollendeter Form umgossen. Daß jenes breit ausgesponnene Seitenthema von dem vernichteten Volk allzu herrisch den Blick vom Helden weg auf sich hinzieht, ist eine wenn auch echt Grabbesche Schwäche des Dramas, für dessen Dichter ja „nichts fataler" war, „als wenn sich alles um einen Götzen dreht", und der mit echter Schöpferfreude gerade diese Episode glühend ausmalte, die trotz aller Wichtigkeit nur Parallele und Episode sein darf.

Könnte man sich mit einigen Sprunghaftigkeiten am äußern Szenengefüge nicht abfinden, was aber um so leichter fallen müßte, als ja an der inneren Handlungslinie Strich um Strich gezogen ist, dann bliebe immer noch genug zur Bewunderung. Und die Erkenntnis einer grandiosen Konsequenz und Unentrinnbarkeit, mit der Grabbe die tragische Notwendigkeit

Digitized by Google

aufzeigt, wird zum Erlebnis. Blickdämmende Wände heben die Hände des Dichters weg und das Innere des Gehäuses wird sichtbar. Sichtbar wird, wie sich alles fügt und warum, tiefste Ursache schicksalsschwerer Folge und Wirkung.

Das vermag Grabbe zunächst kraft seines eminent historischen Sinnes, der ihn den innersten Geist geschichtlichen Geschehens erhorchen läßt. Das vermag er kraft seiner gewaltigen Charakterisierungsgabe, die Geschichtlich-Fernes in Menschlich-Nahes auflöst. Aus der „kalten Mythe", als die Hannibal in der Geschichte steht, wird ein leidender Mensch, vor dessen heiligem Schmerz die Staatsaktionen rücktreten und erschweigen.

Und jener ungeheuere tragische Witz, den sich Grabbe mit den Prusias-Szenen leistet, wo grimmig aufblitzende höhnische Lichter die Tragik des gebeugten Helden erschreckend deutlich beleuchten, wird immer von erschütternder Wahrheit und Nähe sein, solange es Genies auf der Welt gibt und, die sie verraten.

Die Darstellung dieses Dramas muß immer problematisch bleiben. Um so höher ist das Verdienst der hiesigen im ganzen höchst gelungenen Aufführung einzuwerten, in deren Mittelpunkt als Spielleiter und Darsteller der geniale Albert Steinrück stand. Wilhelm Gurr.

Unter falscher Flagge.

Die „Blätter der Volkshochschule Thüringen" bringen in ihrer dritten Nummer die erfreuliche Nachricht von der „ersten Wanderbühne der Volkshochschule Thüringen": „Gerade in den Mittel- und Kleinstädten und auf dem Lande ist die Förderung der guten Volkskunst ein dringendes Bedürfnis. Es braucht hier nicht dargelegt zu werden, wie breit sich dort die flache Unterhaltungs- und Spannungsliteratur macht, und welchen grundlegenden Einfluß gerade die Bühne auf die geistige Entwicklung des Volksganzen haben muß . . . Die V. Th. hat Herrn Gottfried Haaß-Berkow dafür gewonnen, daß er sich zunächst für die Monate Juni und Juli und später für die Zeit von Oktober an für Thüringen zur Verfügung hält. Damit gewinnen wir für Thüringen einen Künstler und Spielleiter, der seit den vielgenannten Jenaer Pfingstspielen von 1917 durch ganz Deutschland mit größtem Erfolg seine Idee einer schlichten, aus dem alten Volksschauspiel herauswachsenden, in einer ergreifenden Menschendarstellung gipfelnden und jeden Volksgenossen ohne Unterschied von Stand und Bildung gleich stark packenden und rührenden Bühnenkünstler getragen hat." Zur Aufführung gelangen: „Der Totentanz", bearbeitet von Gottfried Haas-Berkow und Max Gümpel-Seiling, „Das Paradiesspiel", bearbeitet von Julius Schröer, „Die zertanzten Schuhe", bearbeitet nach dem gleichnamigen Märchen von Grimm von Max Gümpel-Seiling, „Das Teufelsspiel", das den Abschluß der „Redentiner Osterspiele" von der Auferstehung bildet. Die beiden ersten und das letzte Spiel sind ganz und gar mittelalterlich und im katholischen Geiste geschrieben; darüber brauchen wir kein Wort zu verlieren. Deshalb mutet es zum wenigsten eigentümlich an, wenn in der bei Eugen Diederichs-Jena erschienenen Broschüre „Haaß-Berkow-Spiele, neue Richtungslinien für die Schauspielerkunst" diese Spiele für die modernste philosophische und religiöse Verirrung mobil gemacht werden, für die Anthroposophie. Paula Matthes, Hannover, schreibt dort, scheinbar von Haaß-Berkow inspiriert: „Wenn man fragt, wo die Tiefen liegen, aus denen der lebendige Quell strömt für Haaß-Berkows künstlerisches Schaffen, so kann eine Antwort nur auf den Weg hinweisen, der jeden in dieselben Tiefen führt . . . Der Weg ist gezeigt in der anthroposophisch orientierten Geisteswissenschaft Dr. Rudolf Steiners.. Den Religionen gegenüber verhält sich Geisteswissenschaft so, daß sie jede-

Digitized by Google

versteht, keine angreift, sondern im Gegenteil sich mit jeder verbinden kann, da sie in jeder den Wahrheitskern erkennt und so in den aufeinanderfolgenden Religionen die Entwicklung der jeweiligen Wahrheitserkenntnis der Völker schaut. Das Christentum ist für die Geisteswissenschaft die Religion, die von keiner anderen mehr abgelöst wird; *der Christus Jesus, als kosmische Wesenheit*, ist für die ganze Menschheits- und Erdentwicklung der Mittelpunkt, um dessen Verständnis diese Menschheit zu ringen hat und mit der sie sich zu vereinigen strebt." Dies möge genügen. Wer die Haaß-Berkowschen Spiele und die von Gümpel-Seiling gelesen hat, fragt sich vergebens, was diese grundvolkstümlichen und katholischen Werke mit der Anthroposophie und ihrem „*Christus Jesus als kosmische Wesenheit*" zu tun haben. Wenn Haaß-Berkow seine Spiele in diesem Sinne aufgefaßt wissen will, so mag er das für seine Person tun; wir können es uns aber nicht versagen, ihn dann der Flaggenfälschung zu zeihen. Und wenn irgendwo christliche Kreise sich für die Spiele interessieren und sie aufführen lassen, so wollen sie gewiß nichts mit anthroposophischen Tendenzen zu tun haben.

W. W.

Graf Hoensbroech als Dramatiker.

Der Apostat Hoensbroech hat sich noch in späten Tagen als Dramatiker versucht. Ein Dichter, der sein erstes Drama schreibt, wird immer in diesem die große Idee seines Lebens verkörpern. Graf Hoensbroechs Leben war bis jetzt ganz erfüllt vom Haß gegen die Gesellschaft Jesu. Wird er nun seinem ersten dramatischen Versuch eine andere Idee zugrunde legen als seinen Haß? Der Haß ist der schlechteste poetische Inspirator. „*Zwei Welten*" ist in der Tat nichts anderes als ein einziger großer Ausdruck sinnlosen Hasses des Apostaten gegen die Kirche und die ihm nächsten Vertreter, die Jesuiten. Daher kann von irgendwelcher poetischen Qualität des Werkes keine Rede sein, und eigentlich brauchten diese Blätter auch keine Besprechung darüber zu bringen. Der einzige Grund, weshalb wir das Werk hier erwähnen, ist der, daß doch irgend eine deutsche Bühne einmal auf den Einfall kommen könnte, „Zwei Welten" auf die Bretter zu bringen. Das wäre ja allerdings eine Verleugnung aller Kunstprinzipien, auf die das deutsche Theater so stolz ist, aber was tut man nicht schließlich, um der „Wahrheit" zum Siege zu verhelfen oder einer Clique einen Gefallen zu erweisen!

Vorsichtigerweise nennt Graf Hoensbroech sein Werk im Untertitel: „*Vier dramatische Bilder*". Damit will er sich offenbar vor der Kritik decken; man soll an „Zwei Welten" nicht den Maßstab eines Dramas anlegen. Aber in dem kurzen Vorwort spricht er doch von seinem „Drama" und das Ganze macht sehr den Eindruck, als sei es als Drama gedacht, da die „dramatischen Bilder" innerlich und äußerlich innig zusammenhängen und eine fortlaufende „Handlung" bilden. Von eigentlicher kunstgerechter Dramatik kann aber keine Rede sein, da der „Held" sich nicht im geringsten entwickelt, sondern vom ersten bis zum letzten Wort, das er spricht, als fertiger Apostat vor uns steht, der seine innere Umwandlung nur mit wütenden, unsachlichen und groblügenhaften Ausfällen gegen die Kirche und den Orden zu rechtfertigen sucht. Auch von einem Kampf der gegenüberstehenden Parteien ist keine Spur vorhanden; denn der Apostat tritt von vornherein als Sieger in der Gloriole seiner Wahrheitsliebe auf und zertritt die armen lächerlich widerstandslosen Jesuiten unter seinen Füßen. Seine letzten Worte geben seinen ganzen Geist wieder: „Ihnen aber und Ihrer Gesellschaft Jesu sage ich Fehde an bis zum Tode und über ihn hinaus. Nicht aufhören werde ich, der Welt zuzurufen: ‚Habet

Digitized by Google

Acht vor den falschen Propheten, welche zu euch kommen in Schafskleidern, inwendig aber reißende Wölfe sind.'"

Das Milieu des Jesuitenkollegs, d. h. das Zimmer des P. Provinzial, und das Leben auf dem väterlichen Schlosse des Paters von Wellhagen ist gut und echt geschildert, aber die Jesuiten selbst sind widerwärtige Karikaturen. Wäre die Sache nicht so traurig ernst, so müßte man bei manchem Wort des P. Provinzial hell auflachen, weil es genau so klingt, wie ein entsprechender Satz aus einem Schundroman. Gegenüber diesen Roheiten nehmen sich dann die süßlichen Sentimentalitäten, besonders im Zimmer der Mutter Pater Wellhagens, recht bauernfängerisch aus. — Wenn man das Buch aus der Hand legt, hat man lange mit sich zu kämpfen, bis man das starke Gefühl des Ekels, das einem die Seele erfüllt, überwunden hat. Graf Hoensbroech hat noch einmal alles, was er gegen die Kirche und den Jesuitenorden geschrieben hat, zu einer Rechtfertigung seines Abfalles zusammengetragen und den Sprechern seiner „dramatischen Bilder" in oft entsetzlich langen und langweiligen Tiraden in den Mund gelegt. Zur Literatur gehört „Zwei Welten" auf keinen Fall. W. W.

Kann die deutsche Literatur Weltkulturwert sein?

Während des Krieges haben wir uns oft und oft gefragt, wie es kam, daß wir in der ganzen Welt so wenig beliebt waren, daß in wenigen Wochen die ganze Welt gegen uns stand. Wir hätten die Frage auch ein wenig anders stellen können: Wie kam es, daß unser Geist bei den Völkern, die gegen uns standen, so wenig Wurzel gefaßt hatte, daß sie uns alle haßten? Es ist wahr, wir hatten fast die ganze Welt mit unserer Technik und Industrie erobert, unsere Ware stand überall hoch im Wert. Ich weiß mich zu erinnern, daß z. B. vom Handelsministerium Brasiliens die deutsche Ware öffentlich und feierlich gelobt und empfohlen wurde, weil sie immer den Wünschen der Besteller genau entsprechend geliefert wurde, während französische und englische Firmen die bestellten Gebrauchsgegenstände so lieferten, wie es i h n e n gefiel, so daß sie oft genug dem Geschmack der Besteller und den klimatischen und sonstigen Verhältnissen des Landes nicht entsprachen. Ebenso waren wir Muster und Vorbild auf allen Gebieten der Organisation, mag sie nun soziale, kommunale, staatliche oder militärische heißen. In allem dem mußte man in der Welt unsere Größe anerkennen. Warum verstand man uns trotz allem so wenig?

Der größte Teil der Menschen hat nun einmal auch andere Interessen als technische und organisatorische, die meist nur im Kreise ihrer Broterwerbs- und äußeren Berufstätigkeit liegen. Wenn der Mensch nur Mensch ist, dann lebt er auch von geistigen Ideen, von allgemein menschlichen Gedanken, er öffnet sein Herz dem Guten und Schönen, zum wenigsten will er sich auf eine schöne Art erfreuen. Dann geht er ins Theater und Konzert oder er greift zum Buch, vorab zum schöngeistigen Buch und zum Roman. Und zu welchen Büchern griff die große Welt? Zu den französischen. Französische Bücher wurden in Unmengen verschlungen in Rumänien, Bulgarien, Italien, Brasilien, Argentinien und den übrigen kleineren Staaten Südamerikas. Brasilien besonders hat, wie Rumänien, in der Oberschicht seiner Bevölkerung ganz und gar französische Kultur. Aeußere und innere Gründe tragen die Schuld daran: Seit zwei bis drei Generationen gehört es in Südamerika zum guten Ton, daß die Töchter der besseren Familien einige Jahre nach Frankreich gehen und besonders nach Paris, um die französische Sprache und Sitte zu lernen. Als Dreiviertel-Französinnen kehren sie in die Heimat zurück, leben ganz in französischem Geist, da sie ja keinen anderen kennen, und erziehen als Mütter ihre Kinder in diesem Geiste. Junge Akademiker und Kaufleute haben

Digitized by Google

nur dann Geltung in der Gesellschaft, wenn sie in Frankreich gewesen sind und in Paris den Doktor gemacht haben. Dabei darf man nicht vergessen, daß die Eindrücke von französischer Kultur in den aufnahmsfähigsten Jahren auf diese Menschen wirken, so daß sie ihr Leben lang in diesem Bann stehen müssen. — Die inneren Ursachen der französischen Geisteseroberung sind nicht weniger hoch anzuschlagen. Der Franzose ist Romane und sagt so schon naturgemäß dem Romanen mehr zu als der Deutsche, der sich in seinem Germanentum selbst vom Engländer sehr unterscheidet. Der Franzose ist gefällig, liebenswürdig, legt selbst in seiner Sittenlosigkeit großes Gewicht auf feine Formen. Vor allem aber ist der Franzose im Gegensatz zum Deutschen in seiner Gedankenwelt und in ihrem Ausdruck klar und durchsichtig, während der Deutsche, besonders in seiner modernen Philosophie und der von ihr beeinflußten Literatur leider verschwommen und unklar ist. Der Franzose nimmt und schildert das Schöne um des Schönen willen mit einem starken sinnlichen Einschlag, aber der Deutsche geheimnißt überall Probleme hinein und ist dabei oft so unehrlich, daß er gerade da Tendenzlosigkeit vortäuscht, wo er die schlimmste Tendenzmache treibt. Wir nennen diese Art von Literatur „ernst" und verlangen fast, daß die ganze Welt sie auch ernst nehmen soll, merken aber nicht, daß uns tatsächlich ein großer Teil der Welt deswegen auslacht. Es ist eine ganz falsche, allerdings sehr bequeme Annahme, daß die französische Literatur die Welt erobert durch ihre Seichtheit und Sittenlosigkeit. Das ist ein sehr schwerer Irrtum. Die französische Literatur, und gerade die allermodernste, hat Leistungen allerhöchster Idealität aufzuweisen, an die kein Erzeugnis unseres jüngeren Schrifttums heranreichen kann. Im Gegenteil, das was in den letzten Jahren in Deutschland von der zünftigen hohen Kritik als Meisterleistung und echt deutsch ausgerufen wurde, ist ganz erbärmlicher Schund, deswegen wir uns in den Boden hinein schämen müßten mehr als über unsere Niederlage. Wer unsere großen „führenden" Zeitschriften auch nur einigermaßen verfolgt hat, weiß, was ich meine. Sich nicht begügend mit dem von deutschen „Dichtern" verfaßten geistlosen Schund, haben Vertreter und besonders Vertreterinnen unseres Volkes soviel französischen und sonstigen ausländischen Schund verschlungen, wie sonst kein Volk der Erde. Einer, der es wissen kann, hat gesagt, daß die meisten Zola-Exemplare von Paris nach Deutschland wandern und daß dort wieder die meisten von jungen Damen gelesen werden. Es ist mir aber nicht bekannt, daß wir eine solche Menge von wissenschaftlich Literaturbeflissenen haben, daß sie berechtigt wären, beruflich diesen Schmutz zu lesen. Diese Dinge zu sagen und zu hören ist hart; aber sie müssen einmal gesagt und gehört werden. Denn wenn wir uns jetzt nicht endlich aus unserer Selbsttäuschung, auch in literarischen Fragen erheben, dann sind wir endgültig verloren.

Soll und will der deutsche Geist wieder Einfluß auf die Völker gewinnen, so muß die deutsche Literatur nach allen Kräften mitarbeiten, daß dieses Ziel erreicht wird. Das kann sie aber nur, wenn sie ihre Verschwommenheit und Unklarheit ablegt und sich wieder auf das allgemein Menschliche besinnt in ihren Gedanken und der Aussprache der Gedanken. Das allgemein Menschliche ist aber vor allem das Christliche. Tief christliche Ideen und Gemütswerte werden auf der ganzen Welt verstanden. Ich meine keine seichte und süße Frömmelei, sondern kernige christliche Gedanken, christlicher Heldenmut und christliche Gottesbegeisterung. Solche Romane und sonstige Literaturwerke dürften dann auch ruhig einmal ernste christliche Probleme tief erörtern; denn solche Erörterungen versteht man überall, nicht aber künstlich mit möglichst bizarren Seelenverrenkungen erklügelte „Lebensweisheiten", wie sie leider bei uns immer wieder auf den Markt geworfen werden. Der Zug zum Christentum und zur Kirche ist

Digitized by Google

heute wieder stärker als je, trotz des dagegensprechenden äußeren Scheines. Nur wenn unsere Dichter und Schriftsteller ihm folgen, verlieren sie nicht den Anschluß an die voranstrebende Zeit und lernen wieder zu allen Völkern sprechen und so unser gequältes deutsches Volk bei andern Völkern beliebt machen. Wilh. Wiesebach S. J.

o o o

Von neuen Büchern.

Br. Willram, Aus Herz und Heimat. Versepen. Verlagsanstalt Tyrolia Innsbruck 1919. 130 S., gebd. Mk. 5.20, *K* 7.50.

Auch die modernen Pretiösen lieben in ihren Versen eine strotzende Fülle bunter Farben; aber trotz aller Häufung von Reizen breitet sich über ihren Versen ein drückender Schleier aus. Statt unsere Nerven immer wieder aufzupeitschen, ermüden alle unsere Sinne. Darin liegt ein Hauptunterschied zwischen dieser Kunst und der eines Br. Willrams; an Pracht und Fülle der Farben kann er es mit ihnen aufnehmen, worin es aber die Pretiösen nicht mit ihm aufnehmen können, das ist die ungeheure Leidenschaft seiner Empfindung, die keine Ermüdung aufkommen läßt. Und doch wäre ein Erschlaffen bei epischen Gedichten in der Länge von 60 und mehr Seiten weit eher zu befürchten als bei den kurzatmigen Gedichten unserer Modernen, über deren Asthmatismus Arno Holz jüngst so treffend gespottet hat. Nein, Br. Willram hat kräftige Lungen; seine Leidenschaft hält durch und, was mehr ist, sie hält auch beim Leser durch. Seine Ahasverdichtung „Der letzte Mensch", die auch in einem der letzten „Gral"-Hefte stand, reißt uns mit Wucht und Kraft durch die Flucht der Zeiten mit und dieser Charakter der Dichtung überträgt sich auch auf Willrams Satzbau mit seinen langen Perioden und dem Strichpunkt als einer der am häufigsten verwendeten Interpunktionen, überträgt sich auch auf seine Jamben, die durch die oftmaligen Zäsuren so unruhig und lebhaft sind, daß man kaum glaubt, Jamben vor sich zu haben. Einem Schauspieler, wie etwa dem Wiener Hofburgschauspieler Hobling, müßte das Stück ausgezeichnet liegen, es ist wie geschaffen zum Vortrag und Br. Willram selbst hat wohl den Vortrag stets vor Augen gehabt, das beweist doch wohl die Teilung der Verse in kurze, strophenartige Abschnitte, die durchaus Vortragspausen angepaßt sind. Br. Willrams leidenschaftliches Empfinden entströmt einem frischen, gesunden Ethos, wie es nur in gesunder Bergwelt noch heimisch ist, aus der der müde Großstadtmensch immer wieder seine Kraftreserven holt. Und er hat es an einen der gewaltigsten Stoffe, einem eminent christlichen verwendet, der bereits vielen Dichtungen zugrunde gelegt wurde und der namentlich in der Gestaltung Seebers auf Br. Willram gewirkt zu haben scheint, denn auch bei Br. Willram sind die letzten Tage des ewigen Juden mit der Gestalt des Antichrist in Verbindung gebracht und erhält der Engelsruf: Wer ist wie Gott die Bedeutung eines wichtigen Motivs. Wie glücklich sich das christliche Ethos unseres Dichters mit starkem heimatlichen Fühlen vermählt, zeigt das zweite Versepos „Das Sakrileg"; es nimmt eine Teufelssage zu seinem Stoff, die Sage, daß der Schütze gegen jeden Fehlschuß geheilt ist, der während der hl. Wandlung mitten ins Herz eines Bildes des Gekreuzigten trifft, und führt eine stark dramatisch empfundene Sühne eines solchen Gottesfrevels vor Augen. Vielleicht weist dieses Stück mehr Züge als das andere auf, die Br. Willrams Kunst mit älteren Kunstrichtungen (etwa Domanigs) verknüpfen; im Grunde ge-

Digitized by Google

nommen stellt ja schon die in der neuesten Zeit so sparsam gepflegte Gattung des epischen Gedichtes, der epischen Erzählung solche Verbindungsfäden her und auch in der Sprache Willrams (besonders der kleineren Gedichte), deutet manches darauf hin; im ganzen reiht sich das Stück würdig der Ahasverdichtung an, zeichnet sich wie diese durch seine Stoffwahl und durch eine glühende Dramatik und eine farbensatte Leidenschaft der Sprache aus, die ihre Bilder nicht aus dem Phantasieleben der Großstadtnerven, sondern der kraftstrotzenden Gesundheit des Landbewohners nimmt, eines Menschen freilich, der wie Br. Willram durchaus auf die ästhetischen Kategorien des Majestätischen, des Erhabenen, des Furchtbaren, des Wuchtigen und des Großen eingestellt ist. Oskar Katann.

Heinrich Mann, Der Untertan. (Roman.) Verlag Kurt Wolff, Leipzig.

Der neue Roman von Heinrich Mann wird in der Buchhändlerreklame bezeichnet als die Darstellung des „Deutschland Wilhelms II.", „von einem, der es früher als andere durchschaut hat". Bei derartigen hochgespannten Ansprüchen hat die Kritik auch das Recht, scharf zuzusehen.

Also die epische Darstellung dieses in die Breite statt in die Tiefe gehenden Deutschland, das nach außen und innen reich und glänzend, wenn auch nicht soliden und echten Glanzes, den Neid und die Eifersucht einer Welt weckte! Ist es das? Nein, nur eine Parodie des bramarbasierenden Bourgeois in einer norddeutschen Kleinstadt, die breit erzählte Geschichte eines Fabrikantensohnes, der sich durch Kneipen und Pauken und anderen studentischen Unfug in Berlin auf seine Tätigkeit als Leiter der väterlichen Fabrik vorbereitet, in dieser Stellung dann „kaisertreue" Politik macht, die aber tatsächlich nur egoistische Geschäftspolitik ist, der seinen Schnurrbart à la Wilhelm II. trägt und im übrigen ein triviales Privatleben führt wie seine ganze Umwelt.

Das ist aber weder Deutschland, noch das Zeitalter Wilhelms II. Diese Verkörperung des Philistertums ist doch zu billig, zu allgemein und gar nicht charakteristisch.

Einem Künstler, der es fertig brächte, die ganze bunte und an der Oberfläche reich bewegte Welt der Regierungszeit Wilhelms II. im Roman wiederzugeben, müßte natürlich bis zu einem bestimmten, vom künstlerischen Geschmack begrenzten Grade das Mittel der satirischen Uebertreibung des Typischen zugestanden werden Die ätzende Lauge der Kritik an den sittlichen, gesellschaftlichen und politischen Mißständen, in wirkungsvolles Verhältnis zur künstlerischen Darstellung gebracht, wäre ein wesentliches Stück der Aufgabe. Aber hier ist nur dürftige, geistlose Tendenzschreiberei. So, wie Heinrich Manns „Held", der jämmerliche Diedrich Hößling, wie seine Zechkumpane vom kleinstädtischen Ratskeller sich gebaren, gab es im Deutschland Wilhelms II. keinen einzigen Bourgeois. So plump hat keiner gearbeitet, so bar jeder psychologischen Möglichkeit ist, richtiger gesagt, noch keine literarische Arbeit eines Schriftstellers, der einen Namen hat, aufgetreten.

Von Seite zu Seite wächst das Erstaunen über das Niveau, in dem sich hier, rein künstlerisch geurteilt und von der sittlichen Atmosphäre vorerst abgesehen, Heinrich Mann gefällt. Der billigste Zeitungsroman arbeitet nicht schlechter und plumper. Auch in Sprache und Stil. Ein Zeitungs-Papierdeutsch von der grauesten und abgegriffensten Sorte, ein schleppender Gang, der einschläfert, Motive, die im Kinokitsch nicht einmal üblich sind. Literarisch ernst zu nehmen ist außer der Erzählung der ersten Jugendjahre und der kleinen Berliner Anfänge des Helden höchstens noch das eingestreute Idyll eines vorzeitigen Hochzeitsausflugs irgendwo in der Mark.

Digitized by Google

Zu der gähnenerregenden Langeweile von Stil und Technik kommt die Erbärmlichkeit der Gesinnung, die widerwärtige sittliche Atmosphäre. Nichts als Gemeinheit ist geschildert. Die Welt wird vor eine Brille gebracht, die alles gemein und verzerrt sehen läßt. Wieviele große Künstler haben Gemeinheiten dargestellt! Aber man spürt dabei immer noch, daß das Gemeine nur der Gegenstand der Darstellung, nicht Ziel und Sinn des Kunstwerkes ist. Daß der Mensch aus Gemeinem gemacht, weiß man. Aber selbst die „bête humaine" hat Züge, die menschlich anmuten.

Hier aber ist nichts ursprünglich und naiv Menschliches mehr, alles verzerrt und vertiert. Diese Trivialität der sittlichen Einstellung wirkt unmittelbar auf das Künstlerische zurück und trägt zum Gesamteindruck des Einförmigen und Langweiligen bei.

So ist dieses „Deutschland Wilhelms II." leider in allem mißlungen. Zur Satire fehlt die Zeichnung des Charakteristischen, fehlt vor allem der Geist. Die Arbeit ist weit von Kunst entfernt, genau so weit wie von Bildung und Gesittung. Wenn Heinrich Mann dieses Erzeugnis zu seinen ernstzunehmenden Werken zählen will, dann hat er sich sein Urteil selbst gesprochen.

Dr. Philipp Funk.

Robert Michel, Gott und der Infanterist. S. Fischer Verlag, Berlin. 1919. 109 S. Mk. 2.50.

„Gott und der Infanterist" heißt die Legende, die als neuntes Stück eine Sammlung von Geschichten beschließt, die alle miteinander gemein haben, daß sie merkwürdige und zum Teil wunderbare Kriegsbegebenheiten österreichischer Soldaten verschiedener Truppen erzählen. Diese Geschichte vom Infanteristen Gabriel kann sich Legende nennen, da sie den Weltkrieg als eine Prüfung des reinen, sündenlosen Gabriel auffaßt, den Gott prüfen wollte und der, obwohl mitten in die Stirne getroffen, doch nicht gleich zu Boden sank, sondern wie an ein unsichtbares Kreuz genagelt aussah, weil Gott überlegte, ob er ihn auch leiblich in den Himmel aufnehmen sollte. Von den übrigen Sachen kann höchstens „Das Kreuz im Walde" noch eine Legende genannt werden, das sehr hübsch und schlicht von dem Kreuzessegen eines Verwundeten und dem bald darauf folgenden zweimaligen Einschlagen von Granaten in Kreuzesform berichtet, das den Gesegneten, die auf dem kreuzförmigen Erdreich stehen, nichts anhaben kann. Schöne religiöse Wirkungen könnte die Erzählung vom „unbekannten Oberst" haben, der von niemanden gekannt an einer Feldmesse teilnimmt und andächtig die Kommunion empfängt, wenn man sich nur klar werden könnte, in welchem Zusammenhang es damit steht, daß nach Verschwinden des Obersten das Herz-Jesu-Bild am Altar von einer feindlichen Kugel ins Herz getroffen wird. Michels schlichte Kunst weiß den Eindruck in uns zu erwecken, daß der Erzähler wirklich Vorgekommenes berichtet, und durch allerlei kleine Mittel unsere Erwartung auf das kommende Merkwürdige oder Wunderbare spannend zu erhalten, ja zu steigern. Wo er auf religiöse Dinge zu sprechen kommt, tut er es mit vielem Takt und Verständnis, und nur selten, z. B. wenn in der Geschichte des unbekannten Oberst die Kommunion des Obersten vor der des Priesters stattfindet, möchte man verbessern. In der Erzählung „Heilige Maria" schwächt der Hinweis auf die Adressatin am Schlusse die Wirkung des Erzählten und ebenso verpatzt sich Michel in der Geschichte „Der Herzegovce und der Fuchs" selbst den Schluß, wenn er die Einwände gegen die Unwahrscheinlichkeiten der Erzählung, wie sie dem Leser unwillkürlich aufgestiegen sind, plötzlich selbst vorbringt und einen Zeugen einführt, der sich an die außerordentliche Geschichte nicht erinnern kann, wodurch er seinen eigenen Glauben als unvernünftig hinstellt. Sehr schön ist die Geschichte von „kleinen Hauptmann", in der ein Krüppel schließ-

Digitized by Google

sich doch eine Heldentat vollbringt, wenn auch nicht ganz der Art, wie er immer geträumt hat. Die „Mauereule“ und „Der Arzt der Verwundeten“ sind fast zwei Gegenstücke. Dieses zeigt, wie Erbarmen derjenige hat, der selbst um Erbarmen flehen muß, das andere schildert die nervenzerstörende Wirkung der Furcht vor jenen Menschen, denen man irgendwelche magische Kräfte über das Leben der anderen zutraut. „Die Mauereule“ kann grusein lehren und leitet zu der phantastischen Literatur über, die seit einigen Jahren wieder so beliebt geworden ist. Oskar Katann.

Francis Jammes, Almaide oder der Roman der Leidenschaft eines jungen Mädchens. Hellerauer-Verlag. 1919. 114 S. Mk. 2.—.

Eine in Lyrik getauchte, lyrisch empfundene Erzählung, die mit einem Hymnus auf die Heldin beginnt und deren Dichter sich in der anbetenden Bewunderung seiner Heldin nicht genug tun kann. Francis Jammes ist verliebt in Almaide d'Etremont; er malt sie in den zartesten, rosigsten Farben; er stellt sie in die lieblichste Landschaft des herrlichen Frankreich; er schreibt eine zärtliche Idylle, in der auch der Hirtenknabe nicht fehlt. Und des Schloßfräuleins Almaide Leidenschaft wird heißer und bald ist sie „ohne Furcht, ohne Scham, ohne Bedauern, ohne Gewissen“. Und Francis Jammes er geht auch da verstehend mit seiner Heldin und spricht mit dem alten sterbenden Herrn d'Astin sein Absolvo über sie. Wie dieser weise Lebemann meint auch er, daß ein zur Einsamkeit verdammtes Mädchen durch das Glück ihrer Freundinnen gequält, sehr leicht der geringsten Liebkosung unterliegt, „die ihm Gewißheit kommenden Glücks verspricht“ und geht in seinem Verstehen und Verzeihen soweit, daß sein Buch von einem Loblied auf das freie Verhältnis umso schwerer zu unterscheiden ist, als er die ganze volle Glut seiner Poesie in sein Werk hineinverwebt hat. O. K.

Wildgans Anton, Dies irae. Eine Tragödie. L. Staackmann, Leipzig. 1918. 210 S. Gebd. Mk. 6.50.

Wildgans Drama ist eine leidenschaftliche Fanfare gegen die Ehe ohne Liebe; er will zeigen, daß aus einem ungewollten Kinde ein „Nichts“ wird, daß das Fehlen der gegenseitigen Liebe des Gatten sich auf das einer solchen Ehe entsprungene Kind überträgt, daß der Haß der Eltern gegeneinander auch das Kind trifft, da jeder Teil in dem Kinde nur die widerlichsten Eigenschaften des andern sieht und sein eifersüchtiges Streben darauf richtet, das Kind ausschließlich zu beeinflussen. Und er will anderseits darstellen, wie ein unter solchen Verhältnissen aufgewachsener Jüngling weder Mutter noch Vater, weder kalt noch warm, unstet und unentschlossen, ein haltloser Mensch, ein Nichts wird. Gegen diese Grundtendenz wäre nichts einzuwenden, wenn sie gut durchgeführt wäre. Aber so leidenschaftlich Wildgans' Anklagen gegen eine liebelose Ehe sind, er bleibt nicht beim Thema, der „Ruhm“ Hasenclevers läßt ihn nicht ruhen, er tritt außerdem auch für die Freiheit und die Rechte der Jugend ein, die von ihren Eltern bedrückt wird, was die Klarheit des Stückes nicht vermehrt. Vor allem aber ist das Werk stellenweise von einer unglaublichen Trivialität; die widerlichsten Vorwürfe schleudern sich die zankenden Eltern vor dem Maturanten, der vor der Berufswahl steht, ins Gesicht; die Reden des Jünglings triefen von aufgeschwollenen sexuellen Phrasen; aber nichts kennzeichnet Wildgans mehr, als daß Hubert als schlagenden Beweis seiner völligen Zerrissenheit seine sexuelle Kraftlosigkeit ansieht, die daher der letzte Anstoß zu seinem Selbstmorde wird und die anschaulicher kaum mehr auf die Bühne gebracht werden kann. Künstlerisch hat das Stück viele Ahnen; man fühlt sich an Hasenclevers „Sohn“, aber auch an Hauptmanns „Friedensfest“ erinnert; Goethes „Faust“ ist in vieler Hinsicht zum Vorbild geworden, besonders auch in den

Digitized by Google

geschraubten Chören des Schlußaktes, der dem Drama den Namen gegeben hat; aber am meisten Anleihen hat Wildgans bei seinen eigenen Büchern gemacht; der Jude der „Armut" kehrt porträtgetreu in „Dies irae" wieder und sowohl Rosl wie Hubert erinnern in vielen Zügen an Wildgans frühere Jugendgestalten. Wie im Einzelnen, blieb sich Wildgans auch im Ganzen treu. Seine ungesunde, im „Gral" wiederholt gerügte, sexuelle Grundstimmung ist die gleiche, wie sie bereits in seinen „Sonetten an Cad" hervortrat; das bis zur Lächerlichkeit aufgedonnerte Pathos seiner leidenschaftlichen Verse hat keine Aenderung erfahren; seine dramatische Technik ist die bereits in der „Armut" angewendete mit ihrer nicht eben erfreulichen Mischung naturalistischer und symbolischer Szenen, die in letzter Linie auf Hauptmanns „Hannele" zurückgeht. So hat Wildgans den Beweis geliefert, daß auf dem bisher eingeschlagenen Weg trotz nicht abzuleugnender Leidenschaft keine Fortschritte mehr erzielt werden können. Oskar Katann.

Edschmid Kasimir: Ueber den Expressionismus in der Literatur und die neue Dichtung. 2. Auflage (Tribüne der Kunst und Zeit Nr. 1). Berlin. Erich Reiß Verlag 1919. 79 S. 2 Mk.

Wie alle Expressionisten spricht natürlich auch ihr Führer Edschmid fortwährend von Geist, Gerechtigkeit und Jugend, aber er gibt doch auch ein Wort, das man seit Goethe in einem Literaturprogramm kaum mehr gehört hat, wenn er sagt, der Expressionismus suche das W e s e n der Dinge wiederzugeben. „Das Wesen der Dinge", ein bedeutungsvolles Wort, aber leider nur ebenso vieldeutig wie die anderen stolzen Worte, die Edschmid in die Welt schreit! Man erfährt, daß der Expressionismus ebenso umfassend und umstürzend sein will wie etwa die Romantik war, daß der Naturalismus an der Oberfläche des Lebens haften blieb, daß der Expressionismus nur Gesten, Geberden, Mosaik bot. Gegen alles Analysieren, Zerfasern, Psychologisieren wird stark Stellung genommen. Der Expressionismus sei dauernde Erregung, umspannendes Weltgefühl. Er will primitiv sein und das Nebensächliche ausscheiden, das Unerhörte herausschreien, auf den Sinn den Hauptwert legen. Das beschreibende Wort muß fallen, ebenso die Füllwörter, das Verbum muß sich dehnen und das Adjektiv das Wesen der Dinge geben, statt es zu umschreiben. Wie ungegoren der Expressionismus gerade in dem ist, worauf er selbst den Hauptakzent legt, in Gehalt und Geist, zeigt der Gegensatz zwischen den der gleichen Sammlung angehörigen Bändchen Theodor Däublers („Im Kampf um die moderne Kunst") und Wilhelm Hausensteins („Ueber Expressionismus in der Malerei"); der eine erzählt mit offenbarer Sympathie vom italienischen Futurismus und dem Marinettischen Epos, in dem Pius X. vor Miramare von einem Flieger fallen gelassen und von vier Haifischen zerrissen wird; der andere, Hausenstein, spricht von einer Verankerung der Kunst im Jenseits und sympathisiert sogar mit einer Regeneration des Christentums und einem „vielleicht" erfolgenden Triumph der Religion. O. Katann.

Verlag und Druck der Verlagsanstalt Tyrolia, Ges. m. b. H., Innsbruck. — Preßgesetzlich verantwortlicher Redakteur: Peter Kaiser, Innsbruck.

Digitized by Google

Am Tische des Herrn.

Einladung.

Mein Haus hab ich geschmückt mit gastfroh-frommen Händen:
Vom blauen und vom roten Purpur sind die Decken,
Saphire und Rubinen glänzen an den Wänden,
Aus allerreinstem Gold goß ich die Opferbecken.

Voll Weines stehn bereit schon die opalnen Schalen,
Gefüllt mit meines Weinbergs sonn'gem Ueberflusse,
Die Mägde mußten mir den besten Weizen mahlen...
Den sparte ich mit Sorgfalt auf, dir zum Genusse.

Auf mein Gefilde säte ich die fettsten Samen,
Die meine Knechte aus den reichen Speichern suchten:
Noch niemals wirkt ich so: Denn alle Nachbarn kamen
Erstaunt, wie schwer die Aehren auf den Halmen wuchten.

Ich werkte um die Wette Tag und Nacht mit Schmieden,
Um dir die kostbarsten Gefäße herzustellen.
Ich habe keine Müh und keinen Fleiß gemieden,
Mit hellsten Strahlen meine Kammern zu erhellen.

Die Sklaven fällten meine feinsten Cedernbäume,
Aus ihnen schnitzte ich für dich kunstvolle Stühle:
Der frömmste Künstler kann nicht edler seine Träume
In Wunderformen bilden und alle seine Gefühle.

Viel hundert Sklaven schürften Erz in meinen Bergen,
Viel tausend Diener mühten sich in meinen Stätten:
Aus fernsten Landen ruderten mir meine Fergen
Perlen herbei, Seide, Scharlach, goldene Ketten.

Den Boden schmücken Teppiche und bunte Seide...
Da ruht der Königsthron, ein Werk von Meisterhänden,
Die Diener warten schon, umhüllt vom Festtagskleide,
Aus Krügen, rosenkranzumwunden, Wein zu spenden.

Zum Fenster lacht hinein der breiten Felder Wonne,
Der Glanz der Wunderpracht in meinem Sesamgarten,
Wo in die Säfte schwillt die Frucht im Gold der Sonne,
Wo kühle Schatten dich mit Sehnsucht schon erwarten.

Digitized by Google

Mit Pauken, Zimbeln, Harfen kam ich dir entgegen,
Gleichwie zur Braut der Bräutigam zieht mit Pauken, Flöten,
Auf duftig-reinen, Rosenblatt bestreuten Wegen,
Die sich in dem Rubinenglanz des Abends röten.

Komm in mein Haus, um meiner Seele Durst zu stillen — — —
Von würzgen Salben glänzt der Leib mir und die Haare,
Von allen Makeln reinigte ich meinen Willen:
So hoff ich, daß ich deine holde Gunst erfahre.

Bitte.

Herr, lade mich zu deinem reichen Hochzeitsmahle!
Aus meinem besten Hause wob ich mir ein Kleid,
Ich will nicht wandeln mehr im finstern Todestale:
Tu weit mir auf die Tore der Gerechtigkeit!

An deinen goldnen Tischen will ich mich erquicken,
Aus deines Reichtums tiefsten Bechern trinken Tau;
An deinen Quellen will ich stehen, wo die dicken
Goldschweren Aehren hängen auf der fetten Au.

Denn unversiegbar rinnen ewig deine Quellen
Und frieren nicht im Frost, verschmachten nicht in Glut.
In deinen Sonnen laß mich leben, glänzendhellen,
In deren Kraft zu Säften schmort der Trauben Blut.

In deinen Tennen, Keltern sollst du mich ernähren
Und stärken mich mit deines Segens Honigbrot — —
So wird aus mir sich bald der neue Mensch gebären
Und überwinden alle kleine Erdennot!

Neues Leben.

Gleichwie ein Weber riß ich ab mein frühes Leben,
Ich hab das fahle, alte Modertuch zerrissen.
Ich will jetzt vor dem Herrn ein neues Kleid mir weben,
So rein wie eines Kindes unschuldvoll Gewissen.

Denn taumelnd an des Lebens heitrer Blumenseite
Hab ich zum frohen Tanz der Freude mich geschlichen,
Da lauscht ich nur dem lust'gen Klang der trunknen Saite
Umjohlt vom wilden Lachen und von trotz'gen Flüchen.

Digitized by Google

Jetzt schütt ich aus den schalen Wein der goldnen Töpfe,
Die eitle Lust, mit der sich früher füllt die Schale.
Verlassen hab ich nun die platte Schar der Tröpfe,
Das bunte Glitzern der Granaten und Opale.

Ich riß das alte und befleckte Kleid in Fetzen...
Vom Tisch des armen Reichen hab ich mich erhoben.
Ich will mich an den Tisch der reichen Armen setzen
Im neuen Kleid, aus weißem Unschuldsglanz gewoben.

Enthüllen will ich jetzt des Lebens Dunkelgründe,
Dort wo die Armen an den reinen Tischen speisen,
Damit ich jetzt der Seele frische Quellen finde
Und lausche eines neuen Lebens neuen Weisen.

Aus meinem Leben

Von Ilse Franke-Oehl.

Fünf Jahre — eine kurze Spanne Zeit
Doch gleich fünf Leben reich an Glück und Leiden.
Mein Kamerad, das Schicksal gab uns Beiden
Ein steiles Wandern in die Ewigkeit.

Das Kind, das unsre Liebe sich erhofft,
Ging in den Tod, vorbei an unsrem Leben.
Gott nahm uns wieder, was er uns gegeben...
Wir kämpften schwer und wir erlagen oft.

Zwei Gräber wuchsen auf: im Vaterland
Das deine, Mutter; hier des Kindes Hügel.
Gebrochen waren unsrer Seele Flügel,
Denn immer härter schlug die Gotteshand.

Es fuhr der Sturm durch unser enges Haus,
Bis in den Grund erzitterten die Wände.
Der Herd ward kalt. Wir sahen schon das Ende...
Sacht losch ein Lichtlein nach dem andern aus.

Dann kam der Krieg. Die heilige Heimat litt
Den blutigen Riesenkampf um Recht und Ehre.
Einsam verloren, wie ein Schiff im Meere,
So kämpften wir das große Ringen mit.

Digitized by Google

Ach, das ist schwer: im Kriege fern zu sein!
Im Kampf um Tod und Leben nicht verstanden.
Von Haß gehetzt, verraten und in Banden ...
Da wird das Brot der Fremde hart wie Stein.

Das Vaterhaus mit seiner Heimlichkeit
Tat seine Tore auf der Heimwehwunden.
In seinem Frieden durfte sie gesunden,
Ganz nah dem Herzschlag der gewaltigen Zeit.

Die ihm Gefährtin seiner Arbeit war,
Die junge Herrin mit dem starken Herzen,
Ward nun des Vaters Frau. Nach allen Schmerzen
Umwob ihm Abendgold das graue Haar.

Die heilige Liebe, die nicht sterben kann,
Trieb Herz zu Herz. Ich kehrte heim — genesen.
Das Gestern war ein wirrer Traum gewesen ...
Verheißend fing ein neues Leben an.

Im Garten unsrer Ehe stand der Baum
Verjüngten Lebens neu in Blütenkränzen.
Wir träumten still von rot und weißen Lenzen,
Doch hing ein Schatten schwarz ob unsrem Traum.

Mein Bruder zog hinaus ins blutige Feld,
Mit heißem Siegeswillen, wie die andern.
Dann kam der Tag, der Todessturm in Flandern.
Mein Bruder fiel fürs Vaterland — ein Held.

Ein Splitter traf die Brust. Er litt nicht schwer ...
In einem Trichter ward sein Leib begraben.
Wer kennt sein Grab? Es krächzen nur die Raben ...
„Und ihre Stätte kennen sie nicht mehr ...“

Was nur geschehen war, ich wußt' es nicht.
Zartheilige Liebe hielt es mir verborgen
Um meines Kindes willen; daß sein Morgen
Kein Schatten träfe. Und es trat ins Licht.

Du meines Vaters letztes Glück, mein Kind,
Sollst meines Bruders Namen würdig tragen.
Sollst kühn die Fahrt zur wahren Heimat wagen,
Wo die Verklärten schon gelandet sind.

Digitized by Google

Ich näh're dich, mein Sohn, an meiner Brust
Und geb' dir meine Liebe und mein Leben.
Gott hat mir hier schon Seligkeit gegeben.
Das wird mir alle Tage neu bewußt.

In Schuld und Buße, Arbeit, Lust und Leid,
In jedem Kelch, den meine Lippen tranken,
Fand ich die Liebe Gottes. Ihm zu danken,
Reif' ich im Feld der Zeit zur Ewigkeit.

o o o

Karl Weisers „Jesus“

Von Wilhelm Wiesebach S. J.

Die Zeitungen brachten die Nachricht, daß die Witwe des Weimarer Dichters Karl Weiser dem Theaterdirektor Stuhlfeld ihres verstorbenen Mannes Lebenswerk, die dramatische Dichtung in vier Teilen „Jesus“, zur allein berechtigten Aufführung überlassen hat. Stuhlfeld will zunächst in Eisenach und Salzburg das Werk in festspielartigen Aufführungen auf die Bühne bringen und damit einen Herzenswunsch des Dichters erfüllen. Unzweifelhaft ist gerade unsere Zeit auf derartige Aufführungen abgestimmt und hat fast einen Heißhunger darnach. Um so mehr ist es am Platze, daß wir uns über Weisers Werk eingehend unterrichten und prinzipiell Stellung dazu nehmen. Deshalb werden wir im Folgenden versuchen, ganz ohne jedes Vorurteil die Schönheiten des Werkes zu genießen und uns mit seinem Geist erfüllen zu lassen, gerade so, als säßen wir in Eisenach oder Salzburg vor der Bühne.

„Jesus“ ist eine Tetralogie, deren Teildramen sind: „Herodes der Große“, „Der Täufer“, „Der Heiland“, „Jesu Leid“. Wir lassen einen Teil nach dem anderen vor unseren Augen sich abspielen und würdigen dann alle zusammen als Ganzes, so wie der Dichter es sich gedacht hat.

„Herodes der Große“ stellt sich gleich von den ersten Worten an, die er spricht, als der Blutmensch dar, als den wir ihn aus der Geschichte kennen; neben seinem ersten Berater, seinem obersten Kriegsbefehlshaber und seinem Güterverwalter steht in seiner nächsten Umgebung auch der Henker. Seine junge Gattin Recha, die ihm einen Sohn geboren hatte, ist seinem Ehrgeiz zum Opfer gefallen. Er hat sie in die Verbannung geschickt und eine andere aus dem Geschlechte der

Digitized by Google

Makkabäer zur Frau genommen, von der seine Söhne Herodes und Antipas stammen. Aber auch sie hat er als falsche Schlange dem Henker überliefert. Durch hündische Unterwürfigkeit den wechselnden römischen Machthabern gegenüber hat er seine Herrschaft vermehrt und die jüdischen Stämme unter einem Zepter vereinigt und glaubt nun, die in allen Herzen wohnenden Messiashoffnungen in sich selbst oder seinem Sohne verwirklichen zu können. Sein Thronerbe Herodes empört sich gegen ihn und muß in den Tod gehen; der zweite Sohn Antipas sagt ihm mit seinem Leichtsinn nicht zu und deshalb will er ihm die Erbfolge entziehen. Herodes denkt sich den kommenden Messias als einen Schwertkönig, wie die meisten Vertreter seines Volkes. Nur wenige vergeistigte Menschen, wie sein erster Berater Jotham, sehen in ihm den Fürsten der Liebe, der mit seiner Menschenfreundlichkeit die Welt erneuern und beglücken will. Ein Maurer ist sogar aufgestanden und hat prophezeit, daß er ein Kind des niederen und armen Volkes sein werde. Da erscheint an der Spitze einer Abordnung der herrliche Essener Salah und wird von Herodes als sein und der Recha Kind erkannt und sofort zum Thronerben bestimmt. Der wiedergefundene Sohn soll als Gefangener wie in einem goldenen Käfig im Palaste bleiben; wer ihn entschlüpfen läßt, soll sterben. In Erinnerung an seine in der Verbannung gestorbene Mutter malt Salah das Bild des kommenden Messias:

„Nun, König? — dämmert in der tiefen Brust
Vielleicht ein Strahl des Tages dir? — Vermagst du
Zu fühlen, daß wir Liebe brauchen? — Liebe! —
Das Weib ist nicht mehr ein verächtliches
Werkzeug der Lust! — Sie ist die Schafferin
Und Erhalterin des Heiligsten:
Der künftigen Geschlechter! — Von der Mutter
Wird die Erlösung kommen, — und die Liebe
In ihrer Reinheit ist die herrlichste
Kraft Gottes!“

Und weiter:

„Der neugeschaffnen Erde Herrscher wird
Der Geist — und wo der Geist herrscht, da ist Freiheit! —
Der Herrscher soll ein Vorbild sein des Volkes!
Wie aber — wenn wir dich und deine Taten
Nachahmen sollten, — müßten wir nicht Köpfe
Abschlagen? und zuerst den deinen?“

Am Schluß des ersten Aktes erscheinen die drei Könige aus dem Morgenlande und bewirken, wie im Evangelium, die klare Stellungnahme des Herodes zu dem neugeborenen Kind und die Ansage des Kampfes gegen den Messias, der sich so ganz anders darstellt, als er ihn erwartet hat:

Digitized by Google

„Es soll mir keiner ins Gehege wachsen!
Und schießt es rings um mich wie Unkraut auf,
So hab ich noch ein Schwert, das niedermäht —
Trotz Hohenprieştern, Volk, trotz allen Königen
Des Ostens und trotz dir erlogener
Jehova du da droben mit dem Stern!
Ein Schatten bist du nur und ein Gespenst
Des Tempels! — Aber ich — ich lebe — lebe
Leibhaftig, stark! und habe Kopf und Arm zur
Verteidigung meiner Messiassendung!“

Im Eingang des zweiten Aktes sprechen zur Nachtzeit die Hirten auf der Weide vor Bethlehem ihre Messiashoffnungen aus, die auch ganz anders sind als die Gedanken des Herodes über den Kommenden. Sie werden von den Mannen des Herodes belauscht, überfallen und gezüchtigt; der Hauptsprecher wird sogar zum Tode abgeführt. Judas Ischariot, der achtzehnjährige träumerische Sohn des Stadtvorstehers Eleasar von Bethlehem erscheint und spricht seine Gedanken und Träume über den Messias aus. Als Nachkomme der Makkabäer liegen ihm stolze Gedanken im Blut:

„Dort leuchtet ja der Stern! — Sein Strahlenschweif
Weist, wie ein Finger Gottes, auf die Stadt. —
Und auf mein Vaterhaus! — Hat nicht die Krone
Schon einmal unsern Stamm geschmückt? — Und hat
Ein Judas Makkabäus nicht den Bal
Assyriens zertrümmert? — Warum sollte
Jehova einen neuen Judas nicht
Erwecken? — Wie war des Propheten Wort?
„Du Bethlehem bist nicht die kleinste unter
Den Fürsten Judas! Denn aus deinen Mauern
Soll kommen mir der Feldherr, der mein Volk
Zum Siege führt — und Israel erhöht!“

Aber die Könige, die den jungen, nächtlichen Schwärmer sehen, werden peinlich von ihm berührt:

Melchior:

„Mich erfaßte
Vor ihm ein heimlich Grauen. — Neidisch glühte
In seinem Aug' derselbe Raubtierblick,
Der uns im Auge des Herodes so
Entsetzte!“

Kaspar:

„Kehren wir, wenn wir das Kindlein
Gefunden, wieder heim in unsre Länder!“

Die Hirten sind eingeschlafen. Und nun kommen die Könige mit singenden und fackeltragenden Knaben zu dem Hüttlein, in dem soeben Jesus geboren ward. Es spielt sich eine liebliche Szene ab, die äußerlich an ähnliche aus mittelalterlichen My-

Digitized by Google

sterienspielen und an „lebende Bilder“ erinnert, wie wir sie alle schon oft gesehen haben.

Im dritten Akt strafft sich die Spannung aufs äußerste. Herodes fühlt stimmungs- und ahnungsvoll seine Ohnmacht. Salah will sich noch immer nicht fügen, besonders da sein Weib mit seinem Kindlein sich in Bethlehem befindet, wie ihm gemeldet wird. Herodes gibt nämlich den grausamen Befehl, alle Knäblein, die seit einem Jahre in Bethlehem geboren sind, zu töten. Salah flieht, mit einem Paß Jothams ausgerüstet, nach Bethlehem, um das äußerste zu verhindern. Herodes steigert seine wahnsinnige Wut gegen Jahve und den neugeborenen Messias bis zur Raserei:

„Und nun genug des Schwatzens!
Da steht er wieder dieser Stern! Du Irrlicht
Willst einer neuen Zeit geleuchtet haben? —
Ich werde dich und alle deine tollen
Anbeter Lügen strafen! Ich! — — Herab
Mit diesem Stern! Herab mit allem, was
Sich aufbäumt gegen meinen Willen, mein
Gesetz und meine Macht! — Ich bin der Herr
Dein Gott! Du sollst nicht andere Götter neben
Mir haben! — Auch der Gott, der solche Sterne
Und solche Kön'ge schickt, soll mir herab!
Nur ich, ich will dein Gott sein, Israel!

Im vierten Akt flieht Josef mit Maria und dem Kind, durch einen Traum gewarnt, nach Aegypten, und die Eltern des Judas warnen den Sohn vor seinen Träumereien. Rahel, seine Mutter, hat ein sonderbares Traumgesicht gehabt:

„Mann, das ist's,
Was mich schon lange nicht mehr schlafen läßt! —
Und wenn für Augenblicke bleiern mich
Todmattigkeit in halben Schlummer drückt,
Dann schrecken wilde Fieberträume mich
Sogleich empor. — Erst jetzt erwacht' ich wieder
Von einem grauenvollen Traum: Ich sah,
Wie unsern Judas eine göttliche
Gestalt in ihre Arme schloß. Begeistert
Nun küßte er die hohe Lichterscheinung, —
Da sank sie, wie vergiftet, nieder — und
Ein Doppelgänger, genau wie Judas, stürzte
Auf Judas wütend — und erdrosselte
Mit seinen Händen ihn! — Angstschweißgebadet
Fuhr ich vom Lager! — — — —“

Die Schergen des Herodes kommen und richten das geschichtliche Blutbad unter den Knäblein Bethlehems an. Judas und Salah werfen sich ihnen entgegen. Judas wird schwer verwundet und Salah zum Tode. Er wird von den Soldaten nach Jerusalem abgeführt.

Digitized by Google

Im fünften Akt stirbt er in der Königshalle zu Jerusalem. Herodes liegt in Fieberwahnsinn und kämpft mit Uebermenschentrotz gegen die Krankheit und sein Schicksal. Der Henker bekommt heiße Arbeit, da er den Anführer der bethlehemitischen Exekutionstruppe, den Hausverwalter und den ersten Berater töten muß, weil sie schuldig sind, daß Salah aus dem Palast entkam und der neugeborene Messias entfliehen konnte. Herodes muß sich von dem sterbenden Salah sagen lassen:

„Siehst du nun ein — daß alles hohl und — leer —
Und elend — ohne Liebe? — — Drücke deine
Eiskalte Kron' ans Herz! — — Umsonst hast du
Gemordet! Jenes Kind aus Davids Stamm
Hat Engelshuld beschirmt. — — Du reckst die Faust
Vergebens nach dem Stern! — Es läßt sich Gott
Verspotten nicht! — — — Verflucht der Thron — die Krone — —
Und du! — — —“

Herodes sehnt sich nach Luft und Licht in seiner Fieberhitze. Der Vorhang im Hintergrunde des Saales wird geöffnet. Man sieht den Garten im Mondschein liegen und in der Mitte des Himmels den Kometen. Herodes bricht besiegt zusammen, und wenn er sich auch noch einmal in ohnmächtiger Wut gegen Antipas aufreißt, so erkennt er doch klar seine Niederlage und seinen Untergang und damit den Sieg des Messias:

„Da steht der Stern noch immer! — Salah, ja —
Du hattest recht! Vergebens reckte sich
Die Königsfaust nach ihm! — Er strahlt noch immer! — —
Wer nennt mich noch den Großen? — Nein! durch ihn
Bin ich so klein geworden, daß ich selbst
Mir wie ein Zwerg erscheine! — Nein! ich hab'
Ihn nicht herabgezwungen! — Nein! er strahlt —
Er strahlt! und ich vergehe hier in Flammen
Der eigenen Wut! — Vergebens alles und
Umsonst!!“ (Er rauft sich die Haare.)

So stirbt der Feind Gottes und des Messias, der Vertreter der grausamen Lieblosigkeit der nun zu Ende gehenden Zeit. Sein Sohn Antipas, der sich mit dem Gedanken trägt, seinem Halbbruder sein Weib Herodias zu nehmen, tritt doch das Erbe an mit der dunklen Vorahnung, daß die blutbefleckte Krone auch ihn erdrücken wird. Diese Vorahnung des Antipas, seine ehebrecherische Liebe zur Herodias, der ahnungsreiche Traum Rahels sind offenbar die Fäden, die von diesem ersten Teil zu den anderen Teilen der Tetralogie sich hinüberspinnen.

„Herodes der Große“ ist eine echte Tragödie von ganz überwältigender Wirkung. Die beiden Handelnden sind Herodes als der Repräsentant der gott- und christusfeindlichen Menschheit und Gott selbst. Wer in dem Kampf unterliegen muß, ist von vornherein klar, besonders da der kommende Untergang

Digitized by Google

des Herodes von Anfang an psychologisch in seinem Charakterfehler, der Herrschsucht, verbunden mit Grausamkeit, begründet ist. Zielsicher geht Herodes seinem Sturz entgegen und rührt dadurch eine heilsame Angst in unserer Seele auf, da wir ja alle, wenn wir echte Menschen sind, hier und da einen Trotzgedanken gegen Gott in uns aufbrennen fühlen. Zum Schlusse aber flammt triumphierende Freude in uns auf, da wir begeistert fühlen, wie die Macht Gottes über den Titanentrotz des Menschen obsiegt und Aussicht besteht, daß nun statt des Hasses die Liebe, die so oft angekündigt wird, auf Erden Wohnung nimmt.

Die Charakterzeichnung ist eindeutig und scharf umrissen. Herodes ist der herrschsüchtige Blutmensch, dem aber keineswegs schöne menschliche Züge fehlen; er ist nicht einseitig schwarz in schwarz gemalt. So ist das Wiedererkennen seines Salah und seine Begrüßung, wie er das Mal auf seines Sohnes Arm küßt, direkt rührend. Die Personen seiner Umgebung sind mit einer Ausnahme Ausstrahlungen seines Tyrannencharakters. Die eine Ausnahme ist der erste Ratgeber Jotham, eine feine Erfindung des Dichters, da er ihn stumm sein läßt. Aber all diese Leute handeln nicht selbständig; sie dienen lediglich als Mittel, daß sich der Charakter des Herodes austoben kann.

In lichtem Kontrast zu den düsteren Szenen am Königshof steht der kurze Auftritt in der Geburtshütte Jesu, der eigentlich ein Ruhepunkt in der Handlung ist und sie nicht voranbringt. Und doch ist er von ungeheurer und grundlegender Wichtigkeit für die ganze Tetralogie und die Beurteilung des Werkes vom christlichen Standpunkt aus. „Herodes der Große“ würde unsere ganze Bewunderung wecken und uns ganz und gar mitreißen, wenn dieser eine Auftritt nicht wäre. Er ist aber bezeichnend für unsere moderne deutsche Dichtkunst, die selten naiv und frei an religiöse Stoffe herantritt, sondern immer meint, etwas von sich aus hinein- und umdeuten zu müssen ohne Rücksicht darauf, ob sie damit der geschichtlichen und religiösen Wahrheit ins Gesicht schlägt und den Standpunkt reiner Kunst verläßt oder nicht. Diese eine Szene macht schon die erste Tragödie des großen Werkes zum Tendenzdrama und für viele unreife Menschen zur Gefahr. Denn der Deutsche ist nun einmal so veranlagt, daß er das Spiel auf der Bühne nicht nur als Spiel betrachtet, sondern als ein gut Stück Wahrheit und Wirklichkeit. Daher wird dem Deutschen leicht zur Gefahr, was der Romane unbeschadet hören und schauen darf. Wer nun auch nur ein wenig von den rationalistischen Ideen moderner protestantischer Theologen angesteckt

Digitized by Google

ist, mag er sie aus theologischen Werken, aus Zeitschriften oder aus Rosegger und Frenssen kennen, der wird hier in seinem verwaschenen Christentum bestärkt. Gerne sei zugegeben, daß die Erfindung, die wir gleich zitieren werden, vom rein poetischen Standpunkt aus, wenn einmal der Mensch dem Unglauben verfallen ist, ihren Wert hat, aber den Christen erfüllt sie mit Ekel und Entrüstung und verdirbt ihm den Genuß an der sonst meisterhaften grandiosen Tragödie.

Die Hirten schlafen. Da kommen die drei Könige mit einem Knabenchor, der das „Ehre sei Gott in der Höhe“ singt, über die Bühne. Im Traume der Hirten setzt sich der Gesang in Engelstimmen und der Fackelglanz in Himmelschein um. So ist die Begebenheit der Bibel rationalistisch erklärt. Aber nun kommt das Schlimmere: Joseph, ein rüstiger Mann im Alter von etwa fünfundvierzig Jahren, tritt zu Maria mit dem Kinde hin und wirbt als Witwer und Vater mehrerer Kinder um ihre Hand. Maria weist ihn ruhig ab und erklärt ihm, wieso sie ihr Kind gebar:

„Für deinen guten Willen habe Dank,
Du edler Mann, den immer ich geehrt
Ob seines großen Herzens, reinen Wandels! —
Doch Liebe, Joseph, ist ein Gottgeschenk,
Das nicht erobert wird und nicht verdient! — — —
So höre die Geschichte meines Leids
Und meines höchsten Glücks zugleich! Dann magst
Urteilen du, ob ich — die ich noch immer
Den Vater meines holden Kindes liebe —
Dein Weib sein kann und — darf! — — — — —
Du sprachst vorhin von Unglück und von Schuld; —
Doch meine Lieb' ist Schuld nicht und nicht Unglück!
Sie ist das Heiligste, womit der Herr
Der Welten je ein Menschenkind begnadet. — — —
Es war zur Zeit des heil'gen Osterfestes —
Vor achtzehn Monden — und zum ersten Male
War ich mit euch gepilgert nach der Stadt
Jerusalem. — — Ich kniete andachtsvoll
Im Tempel — und mit brünstigem Gebete
— Doch nicht in Worten, in Gedanken nur —
Erflehte von dem Herrn der Welt ich Rettung
Für unser armes Volk, das Not und Drangsal
Die Seelen und die Leiber gleich belastet. — —
Da plötzlich hör' ich leise neben mir
Die Stimme eines Beters, der in Worten
Dem stillen Flehen meiner Seele Ausdruck
Verlieh. Ich schaut' empor — und süß erschrocken
Gewahrt' ich eine glänzende Gestalt —
In weißem, wallendem Gewande, wie man
Den Engel Gabriel sich träumen mag;
Sein Auge strahlte mir ins tiefste Herz —
Und seiner Worte Klang ging, wie ein Schauer,
Durch all mein Wesen, als er so begann:

Digitized by Google

„Gegrüßt seist du, Holdseligel Der Herr
Ist mit dir, du vom Geist Gesegnete
Unter den Weibern. Fürchte dich nicht; denn
Die Gnade Gottes überleuchtet dich!“ —
Umsonst bemüht' ich mich, von ihm den Blick
Zu wenden; — ich erhob mich langsam — und
Wie unter einem Banne schritt ich mit ihm
Hinaus. Wir gingen nach Gethsemane; —
Und immer reicher offenbarte sich
Sein tiefstes Denken, das mir so vertraut war,
Als hätten wir uns vor Jahrhunderten
Gekannt schon und von einer bessern Welt
Geträumt! Und ein Gefühl und eine Sehnsucht
Vereinte beid' uns wieder im Gebet
Um den Messias! — — Täglich trafen wir
Uns wieder dort — und immer inniger
Umschlang das Band des Geistes unsre Seelen. —
Als wir dann heimwärts zogen, zog er mit
Gen Nazareth — du hast ihn wohl gesehen —
Und endlich ward ich sein in heilger Stunde. —
Es war, als hätt' uns höh're Macht vereint —
Als hätte Gottes Kraft mich überschattet! —
O unbeschreiblich sel'ge Zeit der Liebe! — — —
Doch eines Tages — kam er nicht zurück; —
Wie er im Tempel mir erschien — so war er
Verschwunden — wie ein Engel — nach den Höhen,
Wovon er niederschwebte, heimgekehrt! —“

Solche Blasphemien müssen wir Katholiken wie überhaupt alle gläubigen Christen entschieden ablehnen. Wir fürchten, daß im Verlaufe des ganzen Werkes sich immer mehr herausstellen werde, daß Karl Weisers „Jesus“ nicht geeignet ist, das religiöse Sehnen unserer Zeit zu stillen. Das Werk ist in der satten Zeit von 1906 vollendet. Damals konnte man noch glauben, daß ein rationalistisch aufgefaßter Jesus die Welt von ihren Leiden zu heilen vermag. Unserer Welt kann aber nur der göttliche Heiland helfen und ernster heiliger Glaube an ihn. Die Kunst, die einem vermenschlichten unwahr gezeichneten Christus diente, hat sich gründlich überlebt, und das Werk eines Dichters, der in ihrem Geiste schrieb, wird sicher nicht dauern — höchstens als Dokument einer verirrten Zeit —, wenn es auch einmal für eine kurze Zeit zu einem Scheinleben aufersteht und zu großer Wichtigkeit aufgeputzt wird. Vielleicht schmeichelt unserer Zeit aber auch die in „Herodes dem Großen“ angedeutete Idee, daß das Heil der Welt nicht von den Königen und Großen kommt, sondern vom armen Volke. Gewiß kennt Gott keinen Unterschied zwischen Arm und Reich, Groß und Klein aber wenn man „Herodes den Großen“ aufführte, um der Masse unserer Tage zu schmeicheln und vielleicht sogar „Abgangserfolge“ zu erzielen, so wäre das äußerst beschämend für die Kunst.

Digitized by Google

II.

Die zweite Tragödie der Tetralogie sollte gegenüber der ersten eine Steigerung sein; so erwarten wir es, wenn wir auch ahnen, daß es dem Dichter schwer fallen werde, sich zu größerer Kraft als sie „Herodes der Große“ zeigte, aufzuschwingen. In dieser ersten Tragödie standen sich Gott und Mensch als Kämpfer gegenüber; im „Täufer“ tritt nur der Mensch dem Menschen entgegen, Herodes Antipas Johannes dem Täufer. Das bedeutet also schon einen Abstieg der tragischen Wirkung.

Wenn der Vorhang sich hebt, sehen wir wesentlich dasselbe Bild wie im Eingang des ersten Teiles, eine Staatsratssitzung im Palaste auf Sion. Herodes Antipas erscheint als der Lüstling, als der er in „Herodes dem Großen“ schon andeutungsweise erschien. Im Mittelpunkt seiner Gedanken stehen Weib und Wein, während sein Volk verhungert und dem größten Elend preisgegeben ist und seine Kassen sich von Tag zu Tag immer mehr verausgaben. Während seine Stieftochter Herodias im Garten spielt und singt, läßt er sich Vorschläge machen für das Jahrfest der Eroberung Jerusalems durch seinen Vater. Die Glanznummern sollen die Kämpfe römischer Gladiatoren mit jüdischen Gefangenen sein und der Tanz einer babylonischen Tänzerin. Salome tritt in den Saal und gibt Veranlassung zu einer schwülen Szene. Als Lohn für ihre Hingabe an den Stiefvater verlangt sie das kostbare Stück der königlichen Schatzkammer, eine goldene Schüssel. Als einzige Vertreter der Vernunft und sittlichen Lebens zeigen sich Enos und der Henker Tharah, letzterer durch sein ernstes Schweigen, ersterer durch sein ernstes Reden, das er sich als Hofnarr herausnehmen darf. Antipas charakterisiert sich selbst am besten durch seine Worte:

Antipas (zu Enos):

„Und hör ich mir die Wahrheit, die du ja
Nicht scheust zu sagen, stets nicht ruhig an?

Enos:

Ja, aber handelst nicht danach, — und das
Macht mich zum Narren eben!

(Da Antipas wieder nach Salome starrt.)

Und die dort
Wird dich noch rettungslos zum Narren machen!

Antipas (lacht):

Das wär' schon möglich! — Denn ich kenne nur
Ein Weib noch, das mit dieser sich vergleicht:
Maria von Magdala, die ich neulich
In Cäsarea traf!

Digitized by Google

Enos:

Ist das nicht Narrheit?
Nun schielst du schon nach einer Magdalena —
Und hast die Salome noch nicht!

Antipas (seufzend):

Ja, leider! — —
Und weil ich ahne, daß ich nimmermehr
Sie haben werde, such' ich schon die andre.
So wars mein Leben lang; und niemals fand ich
Die Eine — Rechte! (Mit tiefem Schmerz.)
Und so sucht' ich — sucht' ich — —
Und sank — und sank — —

Enos (warm):

Ich bin dein Freund! dein einz'ger Freund! — Drum laß
Von mir dich ernstlich warnen! — Weißt du denn,
Ob Salome nicht deine Tochter ist?

Antipas (fährt verzweiflungsvoll auf):

Hol' Wein! Hol' Wein mir! Diesen Qualgedanken
Muß ich ersäufen! sonst erstick' ich dran!
Denn ich — — es ist nicht möglich! — Wein her! Wein! —
Und dieser Täufer wühlt das alles auf —
Und schleudert's an die Krone mir! — Er soll
Sich hüten, daß ich ihn nicht töten lasse!
(Er sinkt in den Sessel nieder, mit geballter Faust, knirschend.)
Wenn er nur nicht so mächtig wär' im Volk!

Enos (sehr eindringlich):

Und hält dich bloß die Furcht vom Mord zurück?
(Da ihn Antipas zornig ansieht.)
Ja, Mord! — — Und Furcht? Ein König vor dem Pöbel? —
Nein Antipas, — der Täufer steht zu hoch,
Um nur aus Furcht verschont zu werden — Freue
Dich, daß ein solcher Mann dir lebt, — und lerne
Von ihm!

Enos tritt immer begeisterter für Johannes als den einzigen Retter des Königs und des Staates ein und beredet schließlich Antipas, daß er ihm erlaube, den Täufer an den Hof zu holen, selbst Herodias, in ihrer Liebe von Antipas verlassen und betrogen, setzt sich für den Wüstenprediger ein:

Enos (mit überströmender Begeisterung):

Man sagt, er sei den hochbetagten Eltern
Durch einen Engel einst verkündigt worden.
Ein Märchen wohl — doch soviel ist gewiß,
Daß er — als Sprößling und als einz'ges Kind
Erwachsen zwischen beiden ernsten Alten, —
Geschmiedet ward zu Gottes starkem Rüstzeug!
Der Vater, selbst ein Priester, mag ihn wohl
Erzogen haben in dem einz'gen
Gedanken an den künftigen Messias.
Johannes zeigte schon als Jüngling stets

Digitized by Google

Den Ernst des Greises — kannte keine Liebe
Zum Weibe, die ihn abgezogen hätte
Von seines Lebens großem Werke! So
Ist er in seinen Jahren heut' noch keusch —
Und alle die unbänd'ge Kraft der Jugend
Hat sich in eine Leidenschaft verdichtet:
Die faule Zeit zu richten und zu reinen!

Herodias (vor sich hin, aber nicht leise):

Wenn mir ein Heil beschieden noch, so ist's
Durch ihn!

Antipas (erhebt sich, mit großem Entschluß):

So wollen wir ein Letztes noch
Versuchen! — Sieh, ob du ihn magst bewegen,
Zu uns zu kommen!

Enos (stürzt mit ausbrechender Freude vor ihm auf die Knie und küßt ihm die Hände).

O — hab' Dank! hab' Dank!
Für mich und für das Volk — und — für dich selbst!
Nun wirst du doch vielleicht ein König noch!

(Er eilt durch den Garten nach rechts fort.)

Herodias (folgt wie im Traum).

Der Schluß des ersten Aktes steht in angenehmem Kontrast zu seinem ersten Teil. Hier weht schon die würzige Luft der Wüste hinein, wenn uns auch der Genuß wieder getrübt wird durch die rationalistische Erklärung der Sendung des Täufers.

Im zweiten Aufzug lauschen wir am Jordan mit den Schülern des Täufers, Soldaten und Volk, unter dem sich auch Jesus, Maria und Herodias befinden, dessen Predigt. Sie ist ein Gemisch von Schriftstellen und modernen, sozialistisch angehauchten Phrasen, die Kraft vortäuschen sollen. Maria gibt den Schülern des Täufers Aufschluß über die Jugend Jesu. Jesus ergänzt den Bericht der Mutter dem Täufer. Des Dichters Tendenz liegt jetzt sonnenklar vor uns:

„Ich der Messias? — Nein, mein Johannes! —
Aus den Erzählungen deiner Eltern,
Die dich in Hoffnung auf den Gesalbten
Erzogen, — aus den wunderbar seltnen
Schicksalsfügungen meiner Geburt
Und meiner Kindheit entspann sich — nach
Und nach — in der Seele dir dieser Traum! —
Ich fühle den Drang nicht nach Ruhm und Größe! —
Wohl rührt mich der allgemeine Jammer.
Aber ich kann nicht in deinem Sinne
Schaffen und wirken! — Fahre nicht auf! —
Ich möcht' als Arzt den Leidenden helfen,
Die da hinsiechen in leiblichen Qualen
Und in der Not des Geistes und der Seele! —
Die Darbenden wirst du nicht tränken und sätt'gen

Digitized by Google

Mit dem Blut und den Leichen der Tyrannen!
Du wirst ihr Elend nur vergrößern!
Wer das Schwert gebraucht, wird dem Schwerte geopfert!
Du bist ein großer, gewalt'ger Mensch —
Aber dir mangelt eines: Die Liebe!
Und nur die Liebe kann uns erlösen! —“

— — — — — — — —

„Ich machte den Weg, den auch die Menschheit vielleicht
Im Gleichnis wandern muß,
Um in das Land der Wahrheit zu kommen! —
Erst zog ich durch die arabische Wüste,
Dürstend und hungernd, notdürftig den ird'schen
Leib erhaltend — ähnlich wie du —
Zelotisch jede Lust des Lebens
Ertötend — mit wunden Füßen auf glühendem
Sande — unter der sengenden Sonne —
Und suchte Gott in der Einsamkeit! —
Dann kam ich durch Persiens üppiges Reich,
Wo Despotengewalt und Uebermut
Auf dem Elend von Millionen Sklaven
Ihre schwel'grischen Orgien feiern! —
Zuletzt empfing mich ein Paradies
Von leuchtenden Blumen und sanften Sitten!
Ich kam zu jenem heiligen Strom,
Des Quellen vom ewigen Eis und Schnee
Der Himalaya herunterstürzen.
Ich zog den Wogen der Ganga nach
Und sah ein edles, ein weises Volk —
Beglückt durch die Gotteslehre des Mitleids! —
Hier fand ich endlich, was ich gesucht —
Und lernte, Johannes — lernte, was mir
Der finstre Rachegott der Heimat
Nimmer geoffenbaret —: die Liebe!

Dieses oberflächliche, auf krassester Unkenntnis des Buddhismus beruhende blasphemische Geschwätz sollen wir arme Deutsche in unserer schrecklichen Not uns als Weiheworte in einem Weihespiel vorsagen lassen!

Am Schluß des zweiten Aktes gelingt es Enos und Herodias, den sich anfangs mächtig sträubenden Täufer zu bewegen, daß er mit an den Hof des Antipas geht, um dort mit seiner Manneskraft Ordnung zu schaffen. Und nun nimmt die Tragödie wesentlich denselben Verlauf wie Sudermanns „Johannes“.

Die Hofschranzen meinen, der Täufer solle jetzt erster Kanzler des Reiches werden und machen sich einer nach dem andern an ihn heran, um ihn ihren Ideen zugänglich und gefügig zu machen. Johannes hat für jeden nur ein Wort, das auf sie wie ein Keulenschlag wirkt, aber in ihnen den Entschluß reifen läßt, ihn zu Tode zu bringen. Antipas fährt bei dem Bußprediger nicht besser:

Digitized by Google

„Meinen Rat? Im Ernst? Nun denn — so sage dich zuerst von deinem bisherigen Leben, — von deiner ganzen Umgebung los! — Du wirst ja von diesen allen belogen, betrogen, bestohlen und verraten! Und belügst und verrätst dich selbst!“

Alles schreit und rennt aufgeregt durcheinander; Salome spielt mit ihrer Hundepeitsche und treibt Herodes Antipas bis zur Raserei und ermuntert ihn immer mehr zum Trinken. Im Rausch schickt er Johannes und Enos, der nicht vom Täufer lassen will, in den Kerker. Im letzten Augenblick entreißt er Salome die Peitsche und hebt sie gegen den Täufer. Herodias wirft sich ihm entgegen. Bei diesem Höhepunkt der Leidenschaft fällt der Vorhang.

Enos mit dem Täufer in einem schrecklichen Verließ. Johannes spielt auf einer Harfe und singt dazu; Enos, in Fieberfrösten, lauscht ihm. Lyrische Szene und schöner Kontrast zu dem Vorhergehenden. Johannes steht noch immer im Gegensatz zu Jesus: „Wenn du gar so sehr für Mitleid und Liebe schwärmst, dann wäre ja der weiche Jesus für dich der rechte Mann — und nicht der harte Täufer!“ Antipas erscheint im Kerker und befreit Enos, auch den Täufer verspricht er Befreiung für morgen. Johannes aber glaubt nicht daran. „Und warum nicht?“ — „Weil du immer wieder in deines Lasters Netze fallen wirst!“ — Antipas geht, und Herodias kommt. Ihr Interesse für Johannes, der Herodes stürzen und töten soll, enthüllt sich schließlich als Verliebtheit des Weibes in den Mann. Sie fällt dem Täufer jauchzend um den Hals. Der stößt sie verächtlich von sich. Da bäumt sich der Tiger in Herodias gegen den Verächter ihrer „Liebe“ auf:

„Jetzt hab' ich keine Ruhe mehr noch Rast,
Bis du mir diesen tödlichen Schimpf gebüßt —
Und sollt' ich selbst mit Seel' und Leib darüber
Zugrunde gehen — denn — ein längres Leben
Mit der Erinnerung an diese Stunde
Wär' Qual und Marter nur! — Ich muß — ich muß —
Aus meinem Hirne jegliches Gedächtnis
Zu reißen suchen! und das kann ich nur
Durch deinen Tod allein noch — oder durch
Den Ausbruch wirklichen Wahnsinns, oder — durch beides!“

Der letzte Akt spielt sich in der Königsburg ab unter dem Toben der Volksmenge, die Befreiung des Täufers und Brot verlangt. Soeben haben die Arenakämpfe stattgefunden und die Juden sind von den Römern niedergemetzelt worden. Nun soll nach dem Mahle der langerwartete Tanz beginnen. Salome ist von den Kampfspielen blutberauscht. Herodias sitzt wie eine Spinne abseits und spritzt ihr Gift gegen den verhaßten Antipas und zieht ihre Tochter immer mehr in ihre Netze,

Digitized by Google

daß sie den Tod des Täufers, den sie nun einmal haßt, seitdem er sie zurückgestoßen hat, als Lohn für ihren Tanz verlange, den sie für die Babylonerin übernehmen will. Enos und Tharah treten als Anwälte des bedrohten Johánnes auf. Aber ersterer wird von Herodes hinausgetreten und Tharah erhält den Befehl, den Täufer zu enthaupten. Salome tanzt ihren wüsten Tanz genau so wie in Sudermanns „Johannes“ und Strauß' „Salome“. Tharah bringt auf der goldenen Schüssel, die Salome auch dem Stiefvater abgeschmeichelt hat, das Haupt des Täufers herein und nimmt Abschied aus den Diensten des Königs. Im Gehen berichtet er noch, daß Johannes vor seinem Tode seinen Irrtum erkannt und sich der Gefolgschaft Jesu angelobt habe: „Nicht der Haß befreit — Erlösung ist die L i e b e!“ Herodias nimmt das Haupt des Täufers in die Hände und verfällt in seinem Anblick in Liebeswahnsinn. Herodes blickt sich um:

„Welch roter Schein?! — Brennt denn Jerusalem?“
(Er bricht im Sessel links zusammen.)

E n o s (gewaltig):
Der Himmel flammt vom Blut des Täufers wieder!

T h a r a h:
Die Jünger künden seinen Tod dem Volke —
Und des Messias Namen, den er sterbend
Genannt — und dem er nur den Weg gebahnt.
(Brausende Rufe des Volkes.)

E n o s:
Was rufen sie?

T h a r a h:
Jesus von Nazareth!

E n o s (faltet unwillkürlich die Hände und wiederholt leise):
Jesus von Nazareth!

So durchsichtig und klar der Aufbau der Tragödie auch ist, so leidenschaftlich auch auf beiden Seiten gekämpft wird, so kann sie uns doch nicht befriedigen. Ein rein ästhetischer Genuß kann nicht aufkommen, weil der Wahrheit zu grob ins Gesicht geschlagen wird, und weil der Kampf mit allzu gewöhnlichen Mitteln geführt wird. Es ist unaussprechlich traurig, daß selbst Talente wie Weiser sich nicht über das Alltagsniveau der seichtesten „Liebes“-Dichter erheben können, selbst da nicht, wo sie die gewaltigsten und heiligsten Stoffe angreifen. Das ist doch ein beschämendes Armutszeugnis, das sie sich selbst ausstellen. Besonders da Sudermann in seinem „Johannes“ dieselbe Motivierung der Enthauptung des Johannes versucht hatte, mußte Weiser eine andere finden. Hätte der Dichter

Digitized by Google

nur einmal das Evangelium gelesen und sich ein wenig in den dort so fein gezeichneten Charakter der Herodias hineinstudiert, dann hätte er eine psychologische Meisterleistung schaffen können, indem er Herodias als ein lebendiges Beispiel der in jeder Frauenseele schlummernden kleinlichen Herrschsucht, des kleinlichen Hasses und des kleinlichen Gekränktseins schilderte. Die Herodias und mit ihr die ganze Tragödie ist nichts anderes als ein Plagiat des Sudermannschen „Johannes“ und ein schlagendes Armutszeugnis für das dichterische Können Weisers: „Der Täufer“ ist ein großer Sinnenrausch, durchzogen von einigen rationalistischen Phrasen.

III.

Der dritte Teil der Weiserschen Tetralogie betitelt sich „Der Heiland, dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen“. Das Wort „Gedicht“ ist besonders insofern gerechtfertigt, als der Verfasser in der willkürlichsten Weise rein subjektiv mit den Worten und Taten Christi umgeht und einen rein menschlichen „Heiland“ schafft. Hier ist die Tendenzmache so stark, daß von künstlerischem Wert kaum mehr die Rede sein kann. Alle Wunder des Herrn werden, zum Teil auf die lächerlichste Art, rein natürlich erklärt. Darin besteht der weitaus größte Teil der Handlung, die die Zeit von der Hochzeit zu Kana bis zum Einzug in Jerusalem am Palmsonntag umfaßt. Als dramatischer Einschlag ist die Entwicklung des Judas Ischariot und sein Kampf gegen den verhaßten Nazarener zu werten. Weiser stellt Judas als einen fanatischen Zeloten für das alte Gesetz und ein davidisches Schwertkönigtum dar, der mit allen Mitteln, besonders aber mit einer Tausenderschar von Galiläern die Römer aus dem Lande vertreiben will. Das meistverhaßte Wort in Christi Lehre ist ihm das Mitleid, der „Pfeiler in meiner (Christi) Welt“. Aber das Volk stempelt Jesus allmählich zum Messias und zum Gott, obschon er immer wieder widerspricht, und so kommt auch Judas fast plötzlich dazu, ihn nach der Brotvermehrung als König anzuerkennen:

„Nun gib die Losung, — und der Sturm bricht los,
Der Rom und dieses faule Königtum
Wegfegen und im Blute ihrer Knechte
Fortschwemmen wird! — Hier lieg' ich dir zu Füßen —!
(Er kniet.)
Ich huld'ge als der Erste dir — und biete
Dir Zions Krone dar! Heil unsrem König!“

Kaum für Jesus begeistert, muß sich Judas doch wieder von ihm lossagen; denn:

Digitized by Google

Jesus:

„Ich wollte nur lehren Wahrheit und Schönheit
Und Liebe tragen in diesen Sumpf
Von Blut und Neid und Lüsternheit! —
Es kam mir auch nicht der kleinste Gedanke
An eine Sendung als Messias! —
Ihr aber haltet mich nun dafür
Und verlangt von mir Empörung und Krieg
Und Blutvergießen zum Sturze der Römer
Und ihrer Knechte, der Königel —
So muß ich denn der Messias sein,
Um die Welt zu erlösen und mich zu opfern,
Damit man an meine Lehre gl a u b e!“

Judas (kann sich, wie vor einem Rätsel stehend, nicht zurecht finden):

„Du willst dich o p f e r n? a l s M e s s i a s? Statt
Denn Feind zu opfern für des Volkes Freiheit? —

(Wie über einen Toren außer sich):

Ich k a n n dich nicht verstehen, — nicht erkennen!“

Jesus (geht dicht auf ihn zu, blickt ihm scharf in die Augen und klopft ihm mit dem Zeigefinger der rechten Hand auf die Brust):

„Ich aber kenne d e i n e n I r r t u m,
Der durch rohe Gewalt die Welt
Beglücken will — und das Volk erlösen
Durch T y r a n n e i!

(Von ihm zurücktretend, mit Erhabenheit):

Fort mit der Krone!
Fort mit dem Thron, du Narr und Frevler! —
Mein Reich ist nicht von d i e s e r Welt!
Ich gehe jetzt, einen h ö h e r n Thron
Zu ersteigen als deinen gepriesnen, —
Ein g r ö ß r e s Reich mir zu erobern
Als dein auserwähltes Palästina!
Die g a n z e M e n s c h h e i t will ich befrein!
Und der Feind, den i c h zertreten will,
Ist gewaltger als dies Rom
Und alle Könige aller Zeiten!
Er schnürt die ganze Welt in Ketten!
Sie zu zerbrechen ist mein Werk! —
Weiche von mir! Denn aus dir spricht
Jener schlimmste Feind der Menschheit!“

Judas (in loderndem Zorn):

„Jetzt kenn ich dich! Du Narr und Frevler selbst,
Der hinter solchen Reden seine Feigheit
Versteckt! — Ich hasse, — ich v e r a c h t e d i c h! —
Hier schwör' ich: Eh der große Augenblick,
Der jetzt des großen Mannes harrt, u n g e n ü t z t
Vorübergeht, — eh' stürm' ich über deinen
Leichnam hinweg — und stelle selbst mich an
Die Spitze der Empörung — und befreie
Das Volk Jehovas — dir zum Trotz! Daß wieder
Judäa mächtig sei, — und i c h — s e i n K ö n i g!“

(Er stürmt nach links vorn weg.)

Digitized by Google

So schließt der dritte Teil der Tetralogie, und der Knoten für den letzten Teil ist geschürzt. Es ist dem Dichter unbenommen, in die Seelenvorgänge eines Judas einzudringen und seinen Verrat psychologisch zu motivieren. Aber er darf dann nicht das historische Moment außer acht lassen, daß Judas sich bei der Verheißung des Altarssakramentes innerlich schon von Jesus lossagte, wenn auch die Hoffnung auf ein irdisches durch Christus zu errichtendes Königtum, wie sie damals in Tausenden lebte, bei der Absage des Judas an Jesus mitgespielt haben mag. Vor allem aber darf der Dichter nicht außer acht lassen, weshalb Christus in den Tod ging. Er starb nicht allein, damit die Menschen an ihn glaubten, sondern damit er sie von ihren Sünden erlöse. Natürlich hängt das Fehlen dieses wichtigsten und grundlegenden Gedankens mit Weisers Irrtum zusammen, der sein ganzes Werk zerstört, daß Jesus nichts weiter war als ein Mensch und Arzt für leiblich und natürlich-seelisch Kranke.

IV.

In dem figurenbunten ersten Aufzug des vierten Teiles: „Jesus Leid, eine Tragödie“, tritt Jesus dem Vertreter des offiziellen Judentums, dem Hohepriester Kaiphas in den Hallen des Tempels entgegen. Und da müssen wir noch einmal auf Weisers durch seinen „Jesus“ ausgesprochene christusfeindliche und direkt ungläubige Gedankengänge hinweisen, die sehr stark an die Phrasen des modernen Unglaubens erinnern.

Christus nennt sich noch einmal einen Sohn Gottes, wie alle Menschen Kinder Gottes sind:

„Ein jeder Mensch soll werden Gottes Sohn!—“
Und was stellt sich dieser Christus unter Gott vor?
„— — — Du sollst dir kein Bildnis
Noch irgend ein Gleichnis machen von mir,
Gebietet selbst der Jehova des Moses, —
Und dennoch habt ihr in eitlem Wahnsinn
Einen von euch geschaffnen Götzen
Auf den Thron der Ewigkeit erhoben,
Den die Geschöpfe aller Sterne
Und Zeiten knechtisch verehren sollen!“

Und weiter:

„Was ist schlecht? und was ist Verbrechen? —
Weißt du denn, ob in dreitausend Jahren
Nicht Tugend ist, was euch Frevel dünkt, —
Und Schande, was ihr für Ehre haltet? —
Erzieht das Volk zu Freiheit nur!
Es wird gehen lernen so gut wie die Kinder!“

Digitized by Google

Und dann:

„Fort mit dem Tempel! Fort mit den Priestern!
Ich will sie nicht! Ich will kein Versteinern
In Lehren, Formeln und Gesetzen!
Ich will kein auserwähltes Volk: —
Ich will die Freiheit aller Menschen!
Zum letzten Male trittst du mir heute
Entgegen, mich zu versuchen, vermummt
In heil'ges Gewand; — doch ich erkenn' dich!
Du bist Satanas! Heb dich hinweg!“

Damit hat sich Jesus natürlich das Todesurteil schon gesprochen. Nun muß Kaiphas ihn verurteilen. Aber wir fühlen deutlich, daß diese Worte des Weiserschen Christus nicht allein zum Hohenpriester des Judentums gesprochen sind, sondern vor allem eine neue Lehre an die moderne Menschheit bedeuten. Sie wollen dogmen- und priesterloses „Christentum“ künden und diesen Unglauben durch Christus selbst rechtfertigen lassen.

Trotz seiner Absage an Christus am Ende des dritten Teiles gibt Judas die Hoffnung nicht auf, durch Jesus doch noch zu seinem Ziele zu kommen. Weiser läßt ihn ein psychologisches Jongleurkunststück machen:

„Ja! ich gesteh's:
Auch ich hab' anders ihn gehofft, erwartet! —
Und doch — trotz allem ist mir immer wieder,
Als wart' er nur der Gegner Angriff ab, —
Als woll' er nur den Kampf nicht selbst beginnen!
So hört denn meinen Plan, wie ich den Aufruhr
Heraufbeschwören — und ihn zwingen will,
Die Waffen zu ergreifen! — Jenen Priestern
Biet' ich mich als Verräter an, der ihnen
Um schnödes Geld ausliefert seinen Meister;
Ich werde sie schon schlau zu täuschen wissen.
Sie müssen ihn gefangen nehmen wollen; —
Das wird die Wut des Volks entfesseln und
Ihn selbst zur Notwehr reizen!“

So kommt denn der Stein ins Rollen, der Jesus schließlich zerschmettern muß. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß der Weiserschе Heiland nicht als Erlöser ins Leiden geht, sondern als Mensch von den Menschen gerichtet wird.

Im zweiten Akt spielen sich das Abendmahl und die Oelbergtrauer an einem Ort nebeneinander und ineinander verwoben ab. Daß Weiser das Abendmahl in seiner blasphemischen Weise auffaßt, kann uns nach dem Vorhergehenden nicht überraschen. Aber wir müssen doch ganz entschieden Protest dagegen erheben, daß er in Christi Todesangstgebete Magdalena auf eine Weise hineinträgt, wie sie nur aus einer

Digitized by Google

verdorbenen Phantasie entspringen und von einem „Dichter“ erfunden werden kann, der in seinem poetischen Unvermögen immer wieder auf das Banalste und Alltäglichste verfällt, was sein eigenes Seelenleben erfüllt.

Wie es im Plane des Judas lag, so wird Jesus gefangen genommen; doch Jesus wehrt sich nicht, und alle Hoffnung des Verräters ist zerstört. Saulus, der von Weiser hier schon als Feind Christi eingeführt wird, fragt Judas:

„Was soll nun geschehen?“

Judas (wie irrsinnig vor sich hinstarrend, schweratmend mit heiserm Ton):
„Ich — werde — König!“

Saul (läßt ihn verächtlich los, wutlachend):
„So sieh, Narr, ob du ein Volk noch findest!
(Er stürzt mit Ahasver ab.)

Judas (bleibt, sein Schwert anstarrend, wie eine Bildsäule stehen).

Nun folgt das Leiden des Herrn, die Gerichtssitzungen vor Kaiphas, Pilatus und Herodes und der Kreuzweg bis zum Tore der Stadt, das den Ausblick nach Golgatha frei läßt. In straffer Zusammenfassung der Einzel- und Massenszenen ist technisch Meisterhaftes geleistet. Packend ist die Verzweiflung des Judas geschildert, aber der Heiland ergreift nicht in seinem Leiden und Tod, weil er eben nicht der echte Heiland der Geschichte und des christlichen Glaubens ist. Nur eins ist mir gänzlich unverständlich, wie Weiser den Kaiphas die große Hauptfrage in dem Prozeß gegen Christus stellen lassen kann: „Ich beschwöre dich, bei Jehova: sagst du, du seist Gottes Sohn?“ — Jesus: „Du sagst es!“ — Hannas (zerreißt sein Kleid): „Habt ihr's gehört?! Er hat Gott gelästert! Er ist des Todes schuldig! Kreuziget ihn!“ — Wie können die Priester Jesus verurteilen, wenn sie mit Weiser ihn für einen bloßen Menschen halten? Sie müssen doch annehmen, daß Jesus sich für einen wesensgleichen Sohn Gottes, also für Gott, hält und ausgibt; denn wenn er sich nur für einen Sohn Gottes erklärt, wie alle Menschen Kinder Gottes sind, können sie ihn nicht zum Tode verurteilen. Hier ist eine Bresche in Weisers Bau, die er selbst nicht bemerkt zu haben scheint, die aber den ganzen Bau in sich zusammenstürzen läßt.

Wie sich Weiser das Leben und Leiden des Heilandes erklärt, so erklärt er sich auch die Auferstehung und die Sendung des Heiligen Geistes, auf die er einen lichten Ausblick der Tragödie geben will:

Flaccus: „Wahrlich! Jesus wird auferstehen und leben im Glanze der Jahrtausende; — denn er ist in Wahrheit ein Göttersohn gewesen!“ Und Petrus (in völlig verändertem, durchgeistigtem Wesen, erhaben und mit lichter Milde):

Digitized by Google

„Sein Tod ist Niederlage nicht, — ist Sieg! —
Er ist nicht tot! Er lebt! Er ist bei uns!
Er ist erstanden! von dem Marterholz
Schwebt er auf lichten Schwingen zu uns nieder!
Es ist sein Geist, der meine Zunge löst, —
Und seine Himmel seh' ich vor mir offen!“

Und wenn auch der Verräter Judas in seiner Verzweiflung die Schlußworte des ganzen Werkes spricht, so sind sie eben doch die Schlußworte und geben wohl des Dichters Grundgedanken über Jesus wieder.

Judas:

„Was weißt du, Weib (Magdalena), von meinem Weltenweh?!
Verraten? Nein, ich hab ihn nicht verstanden, —
Wie nie die Gegenwart begreift, wenn ihr
Messias das Befreiungswerk beginnt! —
Doch die verstehn ihn auch nicht, die als Jünger
Jetzt in die Welt hinausziehn und auf Petrus
Aufbauen wollen ihre Tempel! — Tempel? —
Er wollte keinen! — Geist war all sein Streben!
Staat, Formen, Priester, Vaterland, — das alles
Sind Schemen, die vor ihm versanken! — Einzig
Nur reines Menschentum war seine Lehre!“

Weiser gefällt sich darin, in seinem „Nachwort“ am Ende des vierten Teiles sein Werk in Verbindung mit Frenssens „Hilligenlei“ und Roseggers „Froher Botschaft eines armen Sünders“ zu bringen. So unrecht hat er damit nicht; denn sein Jesus ist mit den beiden genannten Werken geistesverwandt und wird, wenn aufgeführt, ähnliche verwirrende Wirkung ausüben wie diese. Wir wollen nicht leugnen, daß der Dichter selbst von seinem frei erfundenen „Jesus“ poetisch begeistert gewesen sein mag, weil eben jeden Menschen seine Lieblingsideen begeistern; aber die Wirkung eines Weihespiels wird die Tetralogie niemals haben, und unser zertretenes Volk wird sie niemals zu neuer Kraft emporreißen. Ein bleibendes Dichtwerk wird „Jesus“ auch nicht sein, weil ihm das erste Erfordernis fehlt: die Wahrheit. Die relative Wahrheit und Gutheit der modernen Philosophie, die Weiser eben durch seinen „Jesus“ verteidigen läßt, wird auch das Schicksal seines Werkes sein; es wird nicht einmal dreitausend Jahre währen, bis es schon nicht mehr wahr und gut sein wird.

Digitized by Google

Die Quellen von Eichendorffs literarhiſtoriſchen Schriften.

Von Franz Nanegger. (Schluß.)

Bei Goethe iſt Gelzer ſeinem Nachfolger gegenüber dadurch im Vorteil, daß er drei Perioden ſeiner religiöſen Entwicklung unterſcheidet, während unſer Verfaſſer die Goetheſche Religion in einem Bilde zu zeichnen unternimmt und den religiöſen Anſchauungen ſeiner Mannesjahre eigentliche Gültigkeit für ſeine wahre Ueberzeugung zuerkennt, die im Alter wohl einige Abſchwächung, aber keine weſentliche Aenderung erfuhr. In ihrer Abſchätzung der religiöſen Ideenwelt Goethes kommen beide zu dem gleichen Ergebnis. Nur die Dichtungen des Olympiers fahren bei Gelzer beſſer als bei Eichendorff, der ſeinem innerlichen Dichtertum jedoch weit kongenialeres Verſtändnis entgegenbringt als der proteſtantiſche Theologe, worauf es ja letzten Endes bei aller Literaturgeſchichte ankommt. Das Schillerbild der beiden Literaturbetrachter zeigt manche gemeinſamen Züge. Sie ſind beide der Meinung, daß das letzte Ziel von Schillers philoſophiſchem Streben mit dem des Chriſtentums zuſammenfalle. Auch Gelzer bezeichnet Schillers Glauben an die Möglichkeit, „durch die bloße Ausbildung des Schönheitsgefühls ein geſunkenes Geſchlecht zur ſittlichen und politiſchen Freiheit zu erziehen“, als eine „poetiſche Täuſchung“; mehr als Eichendorff betont er, daß Schiller in ſeiner ſpäteren Zeit der ſittlichen Bedeutung der chriſtlichen Religion immer mehr ſich erſchloß. Die Beurteilung der Jugenddramen bewegt ſich in den gleichen Anſchauungen.

Gelzers Stellung zur Romantik war von einem freundlichen Ton getragen. Uebereinſtimmend mit Eichendorff und Menzel hält er ſie für „ein Kind des Chriſtentums und des germaniſchen Volkscharakters“. Beide ſtellen Novalis als den bezeichnendſten Vertreter der ganzen Bewegung an die Spitze. Gelzer ſetzt bei dem romantiſchen Manifeſt „Die Chriſtenheit oder Europa“ zu eingehender hiſtoriſcher Kritik an, wiewohl bei dieſem Sehnſuchtsruf nach einer religiöſen Wiedergeburt des nationalen Lebens die wiſſenſchaftliche Würdigung unangebracht erſcheint. Aber darin iſt er wieder mit Eichendorff einer Meinung, daß Novalis in der Proklamierung der Rückkehr zur Religion „die bedeutſamſte Loſung des neuen Jahrhunderts“ ausſprach. Er findet bei ihm wie Eichendorff die wichtigſten Charakterzüge der Romantik vorgebildet oder angedeutet. Wackenroder zeigt in Gelzers Auffaſſung dieſelben Züge wie bei Eichendorff. Friedrich Schlegel wird von dem Proteſtanten mit teilnehmendem Verſtändnis behandelt; die gehaltvollſten Schriften ſeiner ſpäteren Zeit habe ein volles Maß von Verkennung getroffen; dieſe Schriften ſeien ein übereinſtimmender Beleg, daß bei ihm eine ernſte innere Wendung, eine Umkehr und Einkehr der Geſinnung ſtattgefunden, daß alſo ſeine Konverſion eine Folge vollſtändiger ſittlich-religiöſer Erneuerung war. Auch in der verſtändnisvollen Würdigung des vaterländiſchen Intereſſes ſowie der politiſchen und geſchichtsphiloſophiſchen Ideengänge Schlegels fand Eichendorff in ſeinem Vorgänger einen wertvollen Bundesgenoſſen. Tieck wird von Gelzer ein laxes Verhältnis zum Sinnengenuß zum Vorwurf gemacht und dies als „die Erbſünde der erſten Romantiker“ bezeichnet. Gegen dieſen auch von anderer Seite erhobenen Vorwurf nimmt Eichendorff die geſamte Romantik in Ausführungen, die auch heute nichts von ihrer Aktualität verloren haben, wirkſam in Schutz. Zacharias Werner wird von Gelzer außerhalb der Romantik als ein Mann betrachtet, der ſie ins Exzentriſche geſteigert und zum Zerrbild verkehrt habe; den Grundgedanken der

Digitized by Google

„Söhne des Tals" formuliert er als „eine jesuitische Perfidie": Gründe genug, daß Eichendorff seine kühle Werner-Würdigung der „Historisch-politischen Blätter" in eine den Rahmen seines Romantik-Büchleins fast sprengende Apologie umschrieb, ein Grund auch zur Annahme, daß er bei der Niederschrift seiner drei Romantikaufsätze für jene Münchener Zeitschrift (1845) Gelzers Werk noch nicht, die Einzelliteratur über Werner noch wenig kannte. Brentano wird von beiden mit Werner in Parallele gestellt, aber welch anderes, eindringlicheres, entsprechenderes Bild formt sich unter Eichendorffs Hand. „In Clemens Brentano", meint Gelzer obenhin, „scheint Werners Wesen im Guten und Schlimmen nur unter anderem Namen fortzudauern", und er findet bei ihm lediglich „die wollüstige Selbstqual, welche die französische Romantik meist zu einem sittlichen Sumpfe macht". Eichendorff erklärt „die sogenannte Romantik in Frankreich" zwar auch für „ganz unmoralisch", aber er hält für ihren „deutschen Vorfechter" einen ganz anderen Romantiker, den Teufels-Hoffmann. Das Rätsel von Brentanos eigenartiger Natur, das Gelzer verschlossen geblieben war, hat er hingegen mit genialem Tiefblick zu enthüllen gestrebt. Nachdem Gelzer so in Werner, Feßler (der wohl nur durch ein Mißverständnis in diese Gesellschaft geraten ist), Hoffmann, Kleist und Brentano die „zerrissene", in Adam Müller, Haller, Jarcke und Görres die katholische, politisch motivierte Romantik vorgestellt, wendet er sich wieder zur „poetischen, protestantischen", als deren Vertreter Arnim und Schenkendorf (den er ebenso liebevoll behandelt wie Eichendorff) gelten, und zur patriotischen Richtung eines Arndt, Fichte, Görres und Steffens. Fouqué, Eichendorff und Chamisso werden als Nachzügler eingereiht. In die schwäbische Romantik stellt Gelzer auch Lenau, seinen „Savonarola" als „den Vorboten einer neuen christlichen Poesie" begrüßend; Eichendorff sieht in ihm dagegen einen Dichter des Hasses und der Zerrissenheit. Rückert und Platen schließen den Reigen der von der Romantik ausgehenden Poeten. Auch hier mißt Eichendorff ihren weiten Abstand von der Romantik viel richtiger ab. Es fehlt bei Gelzer ein zusammenfassendes Urteil über die Romantik und somit den gegen Schluß ziemlich skizzenhaften Bildern die rechte Folie, die Eichendorff seinen Charakterbildern in lebensvoller Weise zu geben wußte. Die Bestrebungen des Jungen Deutschlands werden von beiden auf das schärfste abgelehnt. Von der Romantik ab ist das von Eichendorff entworfene Seitenbild unvergleichlich reichhaltiger und sorgfältiger ausgefallen, aus einer völlig anderen einheitlichen Grundanschauung heraus, die Gelzer mitunter vermissen läßt. Im ganzen gegeneinander betrachtet, ist Eichendorffs Art von der seines protestantischen Vorgängers völlig verschieden und trifft mit ihr fast nur in dem Bestreben zusammen, die Beziehungen zwischen Literatur und Religion von seinem romantisch-katholischen Standpunkt aus genau so aufzuhellen, wie es Gelzer vom protestantisch-pietistischen Gesichtsfeld aus getan hatte. In der Schrift über den Roman hatte er schon für das wichtigste in Frage kommende Literaturgebiet, eben für den Roman, die Einzelbegründung gegeben, so durfte er sich in der endgültigen Literaturgeschichte mit einer knappen Zusammenfassung der Hauptergebnisse begnügen, während gerade in der klassischen Zeit der protestantische Vorgänger einen reichhaltigen Nachweisapparat aufbietet.

Haben wir demnach bei Gelzer und Eichendorff im ganzen einen ähnlichen, den religiösen, Gesichtspunkt, der sich nur nach dem Glaubensbekenntnis und der ästhetischen Stellung differenziert, in vielen Fällen die nämliche Grundstimmung, wenngleich einen gänzlich verschiedenen Grundriß, zwei Betrachtungsweisen, die auf verschiedenen Wegen doch zu einem Zielpunkt streben, so begegnet uns bei dem Vergleich zwischen Georg Gottfried Gervinus (Geschichte der deutschen Dichtung ⁴1853 V) und Eichendorff ein wesentlich anderes Verhältnis. Beide nehmen die denkbar verschiedensten Gesichtspunkte ein. Gervinus schreibt von umfassendem Gesichtspunkte aus

Digitized by Google

eine wissenschaftlich erschöpfende Literaturgeschichte, Eichendorff kommt es „vorzugsweise auf eine bloße Orientierung an.“[188]) In den Werken über die Romantik und den Roman beabsichtigt er keine Literaturgeschichte,[189]) dort will er nur die Hauptrichtungen nachweisen, hier die für seinen Zweck bedeutenderen Erscheinungen hervorheben, im Drama-Büchlein begnügt er sich gar damit, „bloße Umrisse und Deutungen zu geben.“[190]) In der Untersuchung über den deutschen Roman will er „die Geschichte der sittlichen und religiösen Verwandlungen Deutschlands in kurzen Umrissen nachweisen“ und, „mit möglichster Beseitigung des bloßen Pulverfutters, die durch hochmütige Schulweisheit, moderne Vorurteile und willkürliche Systeme aufgewirbelten Staubwolken teilen, welche die Hauptrichtungen und Evolutionen verschleiern.“[191]) Darum kümmert er sich nicht um „ängstliche Jahreszahlen“ oder um „die ästhetische Bravour Einzelner“[192]) und so verschmäht Eichendorff von vornherein den aussichtslosen Versuch eines Wettstreites mit Gervinus. Ein jahrelang fortgesetzter Umgang mit der gesamten deutschen Literatur hat ihn mit dem größten Teil der deutschen Dichtung, soweit sie für seine Zwecke in Betracht kam, vertraut gemacht. Aber daneben gab es weite Strecken, namentlich in der altdeutschen Literatur, auf denen ihm die zuverlässige Kenntnis von Dichtung und Sprache abging. Hier stützt er sich vertrauensvoll auf Gervinus und Vilmar, in der älteren deutschen Literaturperiode mehr auf diesen, in der späteren Zeit mehr auf jenen. In der altdeutschen Zeit beschränkt sich seine Kenntnis der Poesie vielfach auf die Uebersetzungen; etwas freier bewegt er sich erst in der mittelhochdeutschen Blütezeit; aber erst seit der Reformation scheint er seinem Stoffe durch genauere Studien näherzustehen. Die Abhängigkeit von Gervinus drückt sich schon in den zahlreichen Verweisen auf ihn aus.[193]) Ich führe im folgenden die wichtigsten Tatsachen an, in deren Bericht Eichendorff der Darstellung von Gervinus folgt, wobei ich die häufige Uebernahme von Jahrzahlen und sonstigen Datierungen grundsätzlich übergehe.

Unser Verfasser übernimmt von dem damals maßgebenden Literarhistoriker die Bemerkung, daß die Deutschen weder Druiden noch Barden besaßen, die Namensform Ulfila, die Angabe, daß Friedrich von Hausen im Kreuzheere vor Philomelium gefallen, den Namen Walram von Gresten, die Erwähnung der dreiteiligen Mysterienbühne, die Bemerkungen über Schauplatz und Darsteller im geistlichen Drama; mit ihm teilt er die Meinung, daß in Calderon das Mysterium seine künstlerische Vollendung erfahren, vertritt dieselbe Anschauung über das Vorwalten der Geschlechtsliebe in der Poesie seit Gottfried; aus Gervinus' Analyse von Heinrich von Türlins „Krone“ folgert er deren lüsternen Charakter, von ihm hat er die Namen Nithart, Hadloub, der ältere Meißner; er folgt ihm in der Charakteristik von Ulrich von Lichtensteins „Frauendienst“, in der Hervorhebung des ritterfeindlichen Verhaltens Reinmars von Zweter, Suchenwirts und des Teichners; die Besprechung der Minneallegorien ist deutlich von ihm eingegeben. Mitunter mißversteht er ihn auch; seine Bemerkung, die Sagen vom Gral und Artus hätten erst „in den abschließenden Behandlungen überlegener Dichter Sinn und reine Gestalt“ erhalten, deutet er dahin, Gervinus halte die Gralsage für eine bloß willkürliche Dichtererfindung.“ Auch für seine unrichtige Darstellung vom Ursprung des Fastnachtsspieles zieht er aus einer Bemerkung von Gervinus Nahrung, ohne dessen übrige Darstellung fest im Auge zu behalten. Beinahe denkt man bei solchen leichten Entgleisungen ein bischen an sein Bekenntnis, die Lektüre kritischer Schriften

[188]) LG 5.
[189]) RP 210. R 124.
[190]) D 60.
[191]) R 2, 3.
[192]) R 3.
[193]) R 13, 58, 153, 218, 239, D 113, 139, LG 55, 75, 130, 139, 180, 254.

Digitized by Google

mache ihn jedesmal unwillkürlich konfus.[194]) Gervinus' reichhaltigem Magazin entnimmt er die Bemerkungen über die zweifelhafte Nationalität der englischen Komödianten, über die inhaltliche Entwicklung des Meistergesanges, die Verwerfung der anapästischen und daktylischen Maße durch Rist, die Mitteilungen über die Mitglieder der Fruchtbringenden Gesellschaft und den Streit der Theologen gegen die Oper. Mit ihm findet er in Klajs Deklamationen die Einleitung der modernen Kantaten und Oratorien, zieht bei Weise Lope de Vegas merkwürdige Abhandlung Arte nueva de hacer comedias heran; und wenn Gervinus sagt: „Lohenstein war Jurist, aber kein Dichter," so verwandelt er dies in die shakespearisierende Wendung: Lohenstein war „ein guter Jurist und schlechter Dichter." Die Charakteristik des Pegnesischen Blumenordens fußt fast ganz auf Gervinus, desgleichen die Kennzeichnung des Königsberger Dichterkreises, der pietistischen Lyrik und Einzelheiten der Günther-Würdigung. Beide treffen in der Wertung Opitzens als eines schöpferisch unbedeutenden, dagegen starken rezeptiven Talentes zusammen. Bei der Besprechung von Gleim, J. G. Jacobi, Götz, Michaelis ist Eichendorff in Einzelheiten seinem Lehrer deutlich verpflichtet, wie er ihm auch in der Erwähnung der Wechselwirkung von Klingers „Spielern" auf die „Räuber" und des „Fiesco" auf Klingers „Günstling" folgt. Wieland, Heinse und Kotzebue werden von beiden verurteilt. Viele Inhaltsangaben sind deutlich als Gervinus' Eigentum zu erkennen: bei Flecks „Flore und Blanscheflur", Rudolfs von Ems „Wilhelm von Orleans", beim „Hug Schapler", „Spiegels Abenteuer", Naogeorgs „Pammachius", Manuels Spiel von der sterbenden Beichte, drei Dramen Ayrers, Lohensteins „Agrippina" und „Epicharis", Dedekinds „Sterbendem Jesus", Postels „Mustapha" und den Opern „Semiramis" und „Jason".

Hier sind auch jene Stellen zu besprechen, wo Eichendorff zustimmend oder abweisend sich mit Gervinus' Meinungen beschäftigt. Er zitiert seine Definition des Humors,[195]) seine Bezeichnung Herders als des Koryphäen des Nationalismus,[196]) Lessings als des Hochwächters seiner Zeit,[197]) der Unterhaltungsliteratur als der Scheidemünze, die das von den andern geprägte Kapital in kleinen Portionen unter die Armut bringt,[198]) sein Urteil über Canitz' „Tod der Doris",[199]) macht sich sein Wort von Schillers Jungfrau von Orleans als einer Somnabulen zu eigen[200]) und stimmt ihm in der Ansicht bei, daß man von der Gegenwart noch keine Geschichte schreiben könne.[201]) Noch öfter aber nimmt er gegen Gervinus' Meinungen und Urteile Stellung. So polemisiert er gegen seine Herabsetzung des Minnegesanges zugunsten der Troubadourenpoesie,[202]) gegen seine Darstellung des Ursprunges des Frauendienstes,[203]) gegen die Meinung, als sei Walther nicht treu an der Kirche gehangen,[204]) gegen seine „gutmütige" Annahme, Gottfried würde bei schließlicher Vollendung seines „Tristan" „noch den Teufel als Vogelscheuche oder als Pfropfen auf seine schäumende Champagnerflasche gesetzt haben,"[205]) während er in der Schrift über den Roman[206]) ihm noch eingeräumt hatte, daß Gottfried in seinem Gedichte nur einen ironischen Reflex des Zeitgeistes habe geben wollen. Die Bemerkung von den Leuten, nach deren Meinung „die deutsche Poesie erst von der Reformation erfunden worden sei,"[207]) kehrt sich wohl auch mit gegen Gervinus, der ihr die alleinige Rettung der Kunst zugeschrieben hatte. Er wendet sich dann gegen seine Hochhaltung des Meistergesanges,[208]) gegen die Zurückführung des Volksliedes

[194]) Eichendorff, Sämtliche Werke, historisch-kritische Ausgabe von Kosch und Sauer, XII 157.

[195]) R 58, LG 130.
[196]) R 153.
[197]) LG 254.
[198]) R 239.
[199]) LG 111.
[200]) LG 180.
[201]) D 139.
[202]) R 218.
[203]) LG 72 f.
[204]) LG 157.
[205]) LG 74 f.
[206]) LG 77 f.
[207]) LG 89.
[208]) R 13.

Digitized by Google

auf die Reformation,[208]) gegen die Verkennung Murners,[210]) gegen die Zusammenstellung Spees mit den markloſen und ſüßlichen Pietiſten,[211]) gegen ſeine Meinung, die Wiener Lokalpoſſe ſei durch den Bildungsmangel der reinkatholiſchen Bevölkerung nicht zu einem allgemeinnationalen Luſtſpiel ausgebildet worden,[212]) an Gervinus' Adreſſe richtet ſich auch die Ausſprache über die Wieland nachgerühmte Befreiung der Poeſie aus den Feſſeln der Religon und Moral.[213]) Gervinus' Vorſchlag endlich, in der Dichtung einen Schlußpunkt zu ſetzen und ſich lediglich der Politik und nationalen Wohlfahrt zuzuwenden, um deſſentwillen Albert Ludwig ſeine Literaturgeſchichte „ein fünfbändiges Pamphlet gegen den eigenen Stoff" genannt hat,[214]) veranlaßt Eichendorff zu einer geiſtreichen und treffenden Erwiderung.[215])

Für die erſte klaſſiſche Periode der deutſchen Literatur wählte ſich Eichendorff Vilmar[216]) zum Mentor. Den eigenartigen Zauber ſeiner Literaturgeſchichte hat wohl auch er gefühlt und in ſeinem Verfaſſer ein Stück von einem echten Dichter und Künſtler geſehen. Zudem mußte die überſtrömende Wärme, mit der Vilmar gerade dieſe altdeutſche Zeit darſtellte, ihn mit Sympathie für dieſes Werk erfüllen. Im Kleinen und Großen folgt er ihm in den Tatſachen, oft bis zur wörtlichen Uebernahme des Textes. Von ihm übernimmt er die Beobachtung, daß eine eigentliche Volkspoeſie nur die altgermaniſche Literatur kenne, während Griechen und Römer dazumal nur eine bereits überfeinerte Kunſtdichtung beſaßen; in den homeriſchen Gedichten zeige ſich die Volkspoeſie ja ſchon mit der Kunſtdichtung verſchmolzen; von Vilmar ſtammt die Aeußerung, die Gebräuche und Einrichtungen der Kelten ſeien bisher den germaniſchen Völkern angefabelt worden; die Meinung von der altgermaniſchen Heldendichtung: „In Deutſchland waren die Helden ſelbſt die Dichter, ſie taten wie ſie ſangen und ſangen was ſie taten"; die Schilderung des Sängerlebens an den Königshöfen; das Tatſächliche beim Ulfilas und die Genealogie der Reinhartſage. Wie Vilmar behandelt Eichendorff von den Dietrichepen nur „Eckens Ausfahrt" und „Laurin" näher, nennt die „Rabenſchlacht" eine verſuchte Nachahmung des Nibelungenliedes, von ihm übernimmt er das Tatſächliche über Turpins Chronik und modelt ſeine Angabe vom „deutſchen Grundcharakter" des Rolandsliedes in den „deutſchen Urſprung" um. Wie Vilmar ſagt Eichendorff, das Gedicht von den vier Haimonskindern behandle die weltliche Seite des karolingiſchen Sagenkreiſes, Karls Kampf mit ſeinen Vaſallen, wie jener beurteilt er die alten walliſiſchen Erzählungen vom König Artus, ereifert er ſich, daß der jüngere Titurel und Lohengrin Wolframs Namen ſich frech uſurpierten, nennt er die an die Pſeudo-Evangelien ſich anſchließenden legendariſchen Erzählungen apokryphiſche Geſchichten. Er folgt ihm in der Anſicht über das deutſche Weſen der Minne, in der Zahl der Minneſänger, in der Charakteriſtik des Wartburgkrieges und des Spervogel, in Einzelheiten des geiſtlichen Dramas (Aufnahme von Koſtüm und Handlung in die Paſſion; Schlaganfall des Markgrafen von Meißen bei der Aufführung des Spiels von den klugen und törichten Jungfrauen in Eiſenach), in der Beurteilung des „Weißkunig", in der Namensform Flemming, in Einzelheiten bei Ewald von Kleiſt, in der Reihenfolge der Bremer Beiträger, bei Zachariä, wo er infolge eines Mißverſtändniſſes die Titel der beiden komiſchen Epen „Phäe-

[208]) LG 231 f. [210]) LG 203. [211]) LG 165.
[212]) D [213]) LG 187.
[214]) Albert Ludwig, Schiller und die deutſche Nachwelt (1909) 300.
[215]) D 186 f.
[216]) August Friedrich Chriſtian Vilmar, Geſchichte der deutſchen Nationalliteratur. 1851 II.

Digitized by Google

ton“ und „Murner in der Hölle“ verkürzend in ein Werk „Phäeton und Murner“ zusammenzog. Beide beklagen den Zerfall der alten, auf volkstümlicher Grundlage erwachsenen Poesie und die seit dem Ende des 16. Jahrhunderts wirksame, für die Entwicklung der ganzen weiteren Literatur schädliche Spaltung zwischen Gelehrten und Volk, nennen Klopstock den Morgenstern der neueren Poesie und tadeln die äußerst sparsame Handlung des „Messias“. Erscheint dieser Vilmar mehr als „schillernde Dichtung“ denn als Epos, so erkennt ihm Eichendorff die Bezeichnung Epos schlankweg ab. In der Verurteilung Wielands schlägt der protestantische Theologe stärkere Töne an als der katholische Laie. In der Stellung zu Herders ästhetischer Auffassung der Heiligen Schrift kehrt Vilmar etwas den Theologen heraus; sein Christentum gilt ihm als vorzugsweise subjektiv. Auch Eichendorff erscheint sein wie Klopstocks Christentum, dem subjektiven Emanzipationsprinzip des Protestantismus gemäß, als lediglich auf die schwanke Spitze des individuellen Gefühls gestellt. Zur nachdrücklichen Betonung dieser für die Religionsgeschichte wie für die Entwicklung unserer Literatur gleich wichtigen Erscheinung hatte schon Vilmar aufgefordert. Bei Lessing klagt dieser, er habe dadurch, daß er die Tragödie auf bürgerliches Milieu und bürgerliche Konflikte stellte, den Weg zu einer *Nationaltragödie* verlegt. Auch Eichendorff hält dieses „Heldentum im häuslichen Schlafrock“ für wenig förderlich, um zur großen Tragödie zu kommen. Den „Götz“ schätzt Vilmar als einziges Volksdrama der deutschen Literatur überaus hoch; auch nach Eichendorff ist er „wahrer und historischer als alle unsere andern historischen Trauerspiele zusammen, selbst die Schillers nicht ausgenommen.“ Die Romantik führt Vilmar nur „in kürzester Uebersicht“ vor, es lassen sich demnach keine förderlichen Vergleiche zwischen ihm und Eichendorff anstellen. Wie Gervinus, verdankt Eichendorff auch Vilmar vieles in den Inhaltsangaben: beim Hildebrandslied, Walther von Aquitanien, Beowulf, bei der Siegfriedsage, Pilatus- und Elisabeth-Legende, Kaiser- und Weltchronik, beim Pfaffen Amis (eine Szene ist fast wörtlich ihm nacherzählt), Jesens „Assenat“ und Schnabels „Insel Felsenburg“. Er verweist auf seine Ansicht über den orientalischen Ursprung der Gralsage, läßt ihn gegen Gervinus die Verteidigung des „Lutherischen Narren“ von Murner führen und erwähnt zustimmend sein Urteil über den objektiven Charakter der Hymnik.

Bisweilen wendet sich Eichendorff aber auch gegen Vilmars Auffassungen. Dieser hatte die Begriffe Romanisch und Romantisch gleichgesetzt und sich gegen den „fast lächerlichen (an einer anderen Stelle: „schreienden“) Mißverstand“ gewendet, „auch die deutsche Nationalpoesie der alten Zeit mit unter dem Begriffe romantisch zu befassen“ und „romantisch“ und „mittelalterlich“ als gleichbedeutende Ausdrücke zu gebrauchen. Unter „romantischer Poesie“ will er „streng nichts weiter begriffen“ wissen, „als was nachweislich aus den Dichtungen der romanischen Völker zu uns herübergewandert ist. Es beschränkt sich dies zunächst nur auf die Sage von Karl dem Großen und einige andere vereinzelte Dichtungsstoffe und Dichtungen“. Dagegen sei die Minnepoesie „ihrem Wesen nach *deutsch* und nichts weniger als romantisch“. Eine strenge Scheidung dieser Begriffe sei notwendig, wollten wir uns nicht „in einen Nebel von Unbestimmtheiten und Unklarheiten verlieren.“ Eichendorff verwahrt sich gegen diese „gelehrte Neuerung“ und macht mit Recht geltend, daß das Romantische ein eigentümlicher, von der Antike wie von der nordisch-heidnischen Weltanschauung verschiedener Geist sei, der vorzüglich in Deutschland Aufnahme und Vertiefung erhalten hat und also wesentlich deutsch ist. Diese Erscheinung sei hauptsächlich durch germanische Völker, durch die Goten in Italien und Spanien und durch die Normannen in Frankreich ins Leben gerufen wor-

Digitized by Google

den. „Wir sehen daher, der Name Romantisch mag nun alt oder von den Schlegels erfunden sein, überall keinen vernünftigen Grund, von einer Bezeichnung abzuweichen, die einmal ins Volksbewußtsein gedrungen und deren angebliche Unklarheit und Nebelhaftigkeit hier am wenigsten störend ist, da ja das Romantische selbst, nach allen Seiten ins Unendliche auslaufend, sich nirgend in feste und bestimmte Begriffsgrenzen einhegen läßt.“ Ich führe diese polemische Stelle auch deshalb so ausführlich an, um an einem Beispiel zu zeigen, mit welchem Eifer der letzte Romantiker den altromantischen Sprachgebrauch verficht. Wie gegen Gervinus, so ist auch gegen Vilmar die Polemik gegen die übertriebene Lobpreisung des Meistergesanges gerichtet; und endlich vertritt Eichendorff das Recht des Reimes, der zur Poesie gehöre wie der Leib zur Seele, gegen Vilmar, der die reimfreien Verse Klopstocks als vollberechtigt gegenüber dem herkömmlichen „seelenlosen, handwerksmäßigen Klingen und Klappern mit Reimen“ und als eine Befreiung von „totem Formalismus“ hingestellt hatte.

Im Abschnitt über die Volksbücher, dessen ziemlicher Umfang ihn als einen echten Sohn der Romantik zeigt, hatte Eichendorff seines verehrten Lehrers Josef von Görres Abhandlung über „Die teutschen Volksbücher“ (Heidelberg 1807) vor sich. Dieser behandelt 49 Volksbücher, Eichendorff 28. Der Aehnlichkeit zwischen der Literaturbetrachtungsweise der beiden wird an anderer Stelle eingehend gedacht werden, wo der kulturphilosophische Ideenkreis Eichendorffs umschrieben und sein Verhältnis zu den diesbezüglichen Gedankengängen der anderen Romantiker zur Besprechung kommen wird.

Für das Werk über den deutschen Roman des 18. Jahrhunderts war Eichendorff auf die allgemeinen Literaturgeschichten, auf Franz Horns „Die schöne Literatur Deutschlands während des 18. Jahrhunderts“ (1812f II), auf Gelzers bereits besprochenes Werk und Josef Hillebrands „Deutsche Nationalliteratur seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts“ (1845f III, 21850 f), sowie auf seine eigenen Studien angewiesen, die namentlich hier recht in die Breite gingen und ihn selten im Stiche ließen. Die Einzeluntersuchungen über den Roman des 17. Jahrhunderts von Cholevius und über die Anfänge des deutschen Romans bis zum Ende des 17. Jahrhunderts von Bobertag erschienen erst im Laufe der nächsten drei Jahrzehnte.

Die Quellen für die Schrift über die Romantik sind zunächst die Schriften der Romantiker selbst. Außerdem spielen die persönlichen Berührungen mit den einzelnen Vertretern der Romantik eine bedeutsame Rolle. Durch Steffens in Halle, bei dem Eichendorff Naturphilosophie hörte, wurde er zum erstenmal mit den Triebkräften der neuen Geistesbewegung bekannt. In Heidelberg trat er dann in den Bannkreis der jüngeren Romantik, deren Hauptvertreter Arnim, Brentano und Görres hier eine angeregte Tätigkeit entfalteten. Die Freundschaftsbeziehungen zum Pseudoromantiker Loeben und dessen Kameraden Strauß und Budde konnten ihn wohl vorübergehend in die Irre locken, aber seine gesunde Natur gab sich dem dilettantisch-unreifen Kunsttreiben dieser Winkelromantik nicht lange gefangen. Gerade die zeitweilige Hingabe an ihre Tendenzen mochte ihm den Blick für den Unterschied von der echten Romantik schärfen und ließ ihn den lebenslänglichen Anschluß an diese um so inniger vollziehen. Einen besonders tiefen Einfluß gewann Görres, der Feuergeist der Romantik, auf das empfängliche Gemüt des bildsamen Studenten. Arnim und Brentano, die er hier wohl mehr aus der Ferne der Bewunderung als im näheren persönlichen Verkehr kennen lernte, durfte er im Berliner Winter 1809/10 nähertreten. Zu Brentano stand er noch bei seinem Münchner

Digitized by Google

Aufenthalt im Sommer 1838 in Beziehungen. Diese persönlichen Eindrücke finden in „Halle und Heidelberg", dem zweiten Kapitel der von Eichendorff begonnenen Selbstbiographie „Erlebtes", ihren von der Zeit wohl einigermaßen umgemodelten Niederschlag. In Berlin lernte er auch Adam Müller persönlich, Fichte im Hörsaal kennen. Während seines Wiener Aufenthaltes (Herbst 1810 — April 1813) ging er in Friedrich Schlegels Haus ein und aus und fühlte sich dort wie unter dem Schutze guter Eltern geborgen. Auch mit Adam Müller wurde hier der Verkehr fortgesetzt. Beide standen damals schon auf katholischem Boden und es ist von ausschlaggebender Bedeutung, daß Eichendorff unter Schlegels tiefgreifendem Einfluß die romantischen Kerngedanken in wesentlich katholischer Prägung in sich aufnahm. Für seine spätere prinzipielle Stellung zur Romantik sind hier die entscheidenden Grundlagen gegeben.

Aber auch zu andern Romantikern sind persönliche und literarische Beziehungen bekannt. Mit Fouqué wurde er im Herbst 1813 auf dem Ritt durch Böhmen bekannt; unter seinem Schutze trat „Ahnung und Gegenwart" seinen ersten Gang an; in seinem „Frauentaschenbuch" erschienen mehrere dichterische Schöpfungen Eichendorffs. Tieck und Chamisso hat Eichendorff persönlich gekannt, auch die Bekanntschaft mit Kleist ist nicht ganz von der Hand zu weisen, mit Kerner endlich verbanden ihn literarische Beziehungen.

Den allgemeinen deutschen Literaturgeschichten dagegen konnte Eichendorff für sein erstes literarhistorisches Werk nicht allzuviel Tatsächliches entnehmen. Wertvolle Winke vermochte ihm nur Koberstein, durch seine Freundschaft mit Tieck selbst ein Romantiker, zu bieten, doch bin ich dem etwaigen Abhängigkeitsverhältnis noch nicht näher nachgegangen. Gervinus hingegen, der den tiefsten Zusammenhängen der Romantik verständnislos gegenüberstand, konnte ihm nicht viel weiterhelfen. Wo sich Eichendorff nun in biographischen Mitteilungen ergeht, benutzt er die vorhandene Literatur: Hitzigs Lebensabriß von Zacharias Werner (1823) und E. T. A. Hoffmann (1823), Micheline Hoffmanns Mitteilungen über ihren Gatten (1839), Ludwig Tiecks Kleist-Aufsatz in dessen Gesammelten Schriften (1829), Bettinas beide Werke „Clemens Brentanos Frühlingskranz" (1844) und „Die Günderode (1840), Karl Goedekes biographische Skizze über Platen in dessen Gesammelten Werken (1839, ² 1843 V) und Solgers Nachgelassene Schriften und Briefwechsel, herausgegeben von Tieck und Raumer (1826 II). Möglicherweise kommen als entfernte Quellen noch in Betracht: Gustav Pfizers Studie „Uhland und Rückert" (1837), Julius Hitzigs Werk „Chamissos Leben und Briefe" (5. und 6. Band von Chamissos Werken, 1839), Görres' tiefempfundener Nachruf auf Arnim in Menzels Literaturblatt 1831, Nr. 27—30, Moritz Carrières Buch über „Achim von Arnim und die Romantik" (1841), Georg Herweghs „Studien über Achim von Arnim" in den „Gedichten und kritischen Aufsätzen" (1845), Ludwig Tiecks Novalis-Biographie in dessen mit Friedrich Schlegel herausgegebenen Schriften, 1. Band (1802); Eichendorff benutzte wohl die 4. Auflage (1826), die zum ersten- (und einzigen-)mal das Fragment „Die Christenheit oder Europa" brachte; auch Ernst von Feuchterslebens Biographie im 15. Band von dessen Sämtlichen Werken (² 1846) mag Eichendorffs Kenntnis des äußeren Schlegel gefördert haben.

Was die Jungdeutschen über die Romantik geschrieben hatten, mußte ihren letzten Ritter geradezu zum Widerspruch herausfordern. Heinrich Heines zuerst französisch in der Europe littéraire (1833) und noch im selben Jahr in deutscher Sprache erschienenen Aufsätze „Zur Geschichte der neueren schönen Literatur in Deutschland", die in der zweiten beinahe um ein Drittel vermehrten Auflage (1836) den uns geläufigen Titel „Die

Digitized by Google

Romantische Schule" erhielten, waren eine heftige Parteischrift, bestimmt, die ungewöhnliche Macht, welche die Romantik insbesondere im zweiten und dritten Dezennium des 19. Jahrhunderts auf allen Gebieten deutscher Kultur ausübte, ein für allemal zu brechen, ihr Ansehen bei den Zeitgenossen zu untergraben und dem neuen Geschlecht des jungen Deutschlands die Bahn für seine völlig entgegengesetzten Bestrebungen freizumachen. Die geeignetste Waffe in diesem Kampfe schien ihm die Verkleinerung der Verdienste und vornehmlich die persönliche Verunglimpfung. Gerade bei der Zeichnung der Führer der Bewegung führte ihm der scharfsichtige Haß des Renegaten den Stift und er liefert von ihnen oft wahre Zerrbilder. Von anderen Romantikern entwirft er wiederum liebevolle Charakteristiken und bisweilen kann er, wo sein Dichterherz mitschlägt oder seine bewegliche Laune es zuläßt, von romantischer Dichtung und Denkweise auch ganz entzückt schwärmen. Aber im ganzen ists doch ein ingrimmiges Grablied, das die Romantik erbarmungslos zu Tode spottet. Allerdings bot ihm die Romantik der Blößen genug, und Eichendorff anerkennt selbst diesen Angriffspunkt, wenn er im offenbaren Hinblick auf dieses Werk sagt: „Die Zeit hat allgemach den Romantikern hinter die Karte gegukt und insgeheim Ekel und Langeweile vor dem hohlen Spiel überkommen. Das sprach Heine frech und witzig aus und der alte Zauberbann war gelöst."[217])

Das Wesen der romantischen Schule sieht Heine in der „Wiedererweckung der Poesie des Mittelalters"; diese aber war „aus dem Christentum hervorgegangen, sie war eine Passionsblume, die dem Blute Christi entsprossen". Heine aber ist der Zuversicht, „daß die christkatholische Weltansicht ihre Endschaft erreicht". Was er nun in einem knappen Rückblick über das Mittelalter und seine Poesie sagt, trifft im Kern mit Eichendorffs Ansicht zusammen, nur die Wertung ist eine völlig verschiedene. So sehen sie im Nibelungenkreis noch die vom Christentum ungezügelte rohe Kraft, die vorchristliche Denk- und Gefühlsweise herrschen, im karolingischen Sagenkreis die Kreuzzüge sich spiegeln, im Rittertum die eigentümlichste Erscheinung des Mittelalters, in der Graldichtung die Verherrlichung des geistlichen Rittertums. Auch die Gegenüberstellung der klassischen und romantischen Kunst als Darstellung des Endlichen und Unendlichen hält sich noch ganz an die romantische Anschauung. Die künstliche Belebung der antiken Poesie zur Zeit der Reformation wird von beiden in gleicher Weise beurteilt. Auch darin stimmen sie überein, daß diese neuklassische Poesie aus dem Protestantismus als Mutterboden hervorging, und wenn Heine sagt, daß dieser nicht gerade mit Luthers Auftreten zusammenfällt, so braucht er das Wort wie Eichendorff in jenem umfassenden Sinne, der alle „Opposition des menschlichen Trotzes und Hochmutes"[218]), jenen „in dem alten Zwiespalt der menschlichen Natur wurzelnden Geist der Negation",[219]) „den allgemeinen Protestantismus der menschlichen Natur"[220]) umfaßt, welcher „selbst und aus eigener Kraft und Machtvollkommenheit das Erlösungswerk zu übernehmen sich vermißt"[221]) und erst in der Reformation „Ziel, Namen und Banner" erhielt.[222]) Auch die Meinung ist beiden gemeinsam, daß Lessings religiöser Kampf zunächst nur die verhaßten Aufklärer großzog und förderte. Heine anerkennt die großen Verdienste der Schlegelschen Schule um die ästhetische Kritik, übertreibt aber das Handinhandgehen der politischen und literarischen Bestrebungen und sieht die treibende Kraft der ganzen Bewegung im Jesuitismus, „welcher mit den süßen Tönen der Romantik die deutsche Jugend so verderblich zu verlocken wußte wie einst der fabelhafte Rattenfänger die Kinder von

[217]) LG 518 f. [218]) LG 87. [219]) R 67. [220]) LG 87. [221]) D 71 f. [222]) R 36.

Digitized by Google

Hameln". Eichendorff bleibt die Antwort auf diese törichte Aeußerung nicht schuldig; er vergleicht den Kampf der Romantik gegen den Nationalismus mit einer ergötzlichen Jagd und schließt: „Die zu Tode erschreckten Kahlköpfe, nachdem die wilde Jagd längst vorübergestürmt und sie selbst sich wieder stattliche Zöpfe angedreht haben, können die unerhörte Keckheit noch immer nicht vergessen und rufen ihnen (den Romantikern) noch bis heute ingrimmig das entsetzliche Wort: Jesuiten! nach. Voß wird von Heine ein Hauptverdienst an der Untergrabung und dem Sturze der Romantik zugeschrieben und er erhält daher von ihm das Diplom des „nach Lessing größten Bürgers in der deutschen Literatur". Eichendorff zeichnet von diesem „Großmeister des weitverzweigten Philistervordens deutscher Zunge" ein völliges Gegenbild und heftet ihm den minder ehrenvollen Titel des „eigentlichen Kleinstädters unserer Literatur" an. Von allen Romantikern erhält A. W. Schlegel das vollste Maß von Verunglimpfungen. Heine vergißt das billige Lob, das er eben vorher den kritischen Verdiensten der Schlegelschen Schule gezollt, und nennt Schlegels Kritik innerlich leer. Auch bei Eichendorff entgeht der kritische Stimmführer der Romantik der Verurteilung nicht, aber aus einem völlig anderen Grunde; er glaubt nämlich bei ihm „anstatt des ehrlichen Kampfes" für die Ideen der Romantik „nur ein diplomatisches Scheingefecht" zu erkennen, durch das er „sich selbst vom romantischen Boden exiliert". Das Unrecht, das Heine Friedrich Schlegel tat, wiewohl er ihm Tiefsinn, Seherblick und Ernst mit dem Katholizismus zugestand, mußte seinen treuen Schüler Eichendorff schmerzen und er schlägt wohl auch im bewußten Gegensatz zu Heine die wärmsten Töne bei seiner Schlegel-Charakteristik an. Tieck halten beide für einen großen Dichter und sie begegnen sich in der Hochstellung des „Eckbert" und „Runenberg", aus denen sie die geheimsten Naturstimmen reden hören. Maß- und geschmacklos rennt Heine gegen Görres an, ja er versteigt sich bis zur „tonsurierten Hyäne". Die Poesie des Novalis und Hoffmann ist nach seiner Meinung krank, aber er behandelt beide immerhin mit Achtung. Dafür gießt er über Brentano die volle Schale seines Spottes aus und findet in seinem von gesunder Fröhlichkeit erfüllten „Ponce de Leon" nur geniale Zerrissenheit. Daß Eichendorff den Verkannten und Verhöhnten umso ritterlicher in Schutz nahm, versteht sich von selbst. In der Würdigung Arnims dagegen treffen sie fast ganz zusammen. „Abseits von der Romantik" steht für beide Jean Paul. Sehr interessant erschien schon Max Koch[225]) ein Vergleich von Heines wohlwollendem Urteil über Fouqué mit Eichendorffs Würdigung dieses getreuesten Partisans der Romantik. In Heines Augen ist er „ein wahrer Dichter", auch Eichendorff gilt er als „ein bedeutendes Dichtertalent"; beide rühmen einen Teil seiner Lyrik; aber während Heine ihn als den einzigen Romantiker rühmt, dessen Schriften auch den Geschmack der niederen Klassen trafen, sagt Eichendorff von ihm, er habe am meisten, „freilich wider Willen", die Mißachtung, ja Verachtung der Romantik verschuldet; durch das Vorherrschen seiner reichen, auf einen Punkt gespannten Phantasie, verbunden mit einer ehrlich ritterlichen Intention, über alle anderen Geisteskräfte sei er der Don Quixote der Romantik geworden. Uhlands Lyrik wird von beiden hochgeschätzt und von Heine mit der Eichendorffs verglichen, die sich von jener durch die „grünere Waldesfrische und die kristallhaftere Wahrheit" unterscheide.[226]) Am Schlusse seines Buches ruft Heine pathetisch aus: Die Wirkung, welche die Romantiker auf die große Menge ausüben konnten, „gefährdete die Freiheit und das Glück meines Vaterlandes".

[225]) Deutsche Nationalliteratur 146 II 1, * 81.

Digitized by Google

Mit diesem possierlichen Harlekinssprung endet Heines geistreiches Capriccio. Es zeigt den lebhaft schillernden, pointenreichen Stil seiner besten Prosaschriften. Eichendorff schreibt im allgemeinen ruhiger, ausgeglichener, behaglicher; es ist sein reicher, vollsaftiger, in allen Teilen abgerundeter Altersstil. Witz und Humor, Ironie und Sarkasmus, die Heine nicht zu zügeln weiß, beleben bei Eichendorff die leichte Getragenheit der Darstellung und wirken darum eindringlicher und stilvoller als der förmliche Platzregen, der den Leser bei Heine nur allzu oft unliebsam überrascht. Beide lieben es, ihre Urteile oft in ein dichterisch anschauliches, einprägsames Bild zu kleiden. In der Tendenz und in ihrer Gemütsstellung zur Romantik sind sie völlige Gegenpole. Während Heine mit diabolischem Schmunzeln die nicht eben geringen Menschlichkeiten der Romantiker dreittritt, um so deren christliche Grundrichtung zu Tode zu treffen, streift Eichendorff voll menschlichen Verstehens jene wunden Stellen kaum im Vorübergehen, sondern hebt das Lebensstarke und Gesunde sorgsam ans Licht; auf den einen Grundfehler, um dessentwillen die Romantik ihr eigentliches Ziel verfehlte, weist er freilich immer wieder hin, um eine künftige Neuromantik, deren Keim er in Stifters „Studien" lebensstark sich regen fühlt, vor jenem Irrweg zu schützen.

Die übrigen literarkritischen Werke der Jungdeutschen, in denen die Romantik mehr oder minder eingehend behandelt wird (Ludolf Wienbarg, Aesthetische Feldzüge 1834, Die neueste Literatur 1835; Karl Gutzkow, Beiträge zur Geschichte der neuesten Literatur 1836; Alexander Jung, Briefe über die neueste Literatur 1837, Vorlesungen über die moderne Literatur der Deutschen 1842; Hermann Marggraff, Deutschlands jüngste Literatur- und Kulturepoche 1839; Heinrich Laube, Geschichte der deutschen Literatur 1839 f IV; Ludwig Wihl, Geschichte der deutschen Nationalliteratur 1840; Theodor Mundt, Geschichte der Literatur der Gegenwart 1842; Robert Prutz, Die politische Poesie der Deutschen 1845; Arnold Ruge, Unsere Klassiker und Romantiker seit Lessing 1846), sind nicht in den Kreis dieser vergleichenden Betrachtung gezogen worden.

Da Eichendorff seine Schrift über die Romantik in der zweiten Auflage, die bekanntlich den zweiten Teil der im Jahre 1856 (mit der Jahreszahl 1857) erschienenen „Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands" bildet, nur mit Zusätzen im Schlußteil, der die nachromantische Dichtung umrißmäßig behandelt, versehen, den Hauptteil jedoch unverändert übernommen hat, so hat er sich auch mit Robert Prutz' „Vorlesungen über die deutsche Literatur der Gegenwart" (1847), die sich S. 59—236 mit der Romantik beschäftigen, und mit Hermann Hettners Schrift „Die romantische Schule in ihrem inneren Zusammenhange mit Goethe und Schiller" (1850), mit der die wissenschaftliche Einzelforschung über die Romantik beginnt, nicht mehr auseinandergesetzt.

Im übrigen braucht uns die Frage nach Eichendorffs Kenntnis der kritischen Einzelliteratur nicht näher zu beschäftigen; für die Erforschung des religiösen Charakters der einzelnen Dichter und Literaturperioden flossen damals die Erkenntnisquellen noch nicht allzu reichlich und die Beherrschung der Einzelliteratur ist bei Eichendorffs Art, die eigentlich literarhistorischen Fragen fast völlig aus dem Spiel zu lassen, nicht von wesentlicher Bedeutung. Außerdem ging Eichendorff nach seinem eigenen Geständnis „überhaupt ungern an kritische Lektüre, sie macht mich jedesmal

) Max Koch (ebda 125) irrt mit der Behauptung, Heine habe in der „Romantischen Schule" Eichendorff nicht genannt.

Digitized by Google

unwillkürlich konfus. Es muß doch am Ende ein jeder seinen eigenen, ihm gewiesenen Weg gehen und darf nicht allzuviel nach anderen fragen,"[225]) Sein Ehrgeiz ging eben auch nicht nach den hohen Zielen seiner Vorgänger, da er ja keine eigentliche Literaturgeschichte schreiben, sondern nur die für seinen besonderen Zweck wichtigeren Erscheinungen und Hauptrichtungen verfolgen wollte.[226])

Für die Quellen des „Erlebten" endlich, das wir zu den literarhistorischen Schriften im weiteren Sinne rechnen, hat Wilhelm Kosch[227]) eine kritische Untersuchung von befreundeter Seite in einer Fachzeitschrift in Aussicht gestellt, deren Ergebnissen in dieser nur sehr bedingt erschöpfenden Uebersicht nicht vorgegriffen werden soll.

Ueberblickt man Eichendorffs Verhältnis zu seinen Vorgängern, so wird man zusammenfassend etwa sagen können: Eichendorff ist in den theoretischen Grundlagen ein getreuer Schüler Friedrich Schlegels und folgt ihm auch im Tatsachenbericht in zahlreichen Punkten. Daneben ist er in manchen theoretischen und historischen Belangen auch ein Weggenosse der übrigen Stimmführer der Romantik. Mit der gesamten Romantik teilt er die Vorliebe für das Mittelalter, für die Volkspoesie, die Abneigung gegen die Gelehrtendichtung, gegen alles Philiströse in Leben und Kunst, gegen die anspruchsvolle, den Neigungen des Lesepöbels schmeichelnde Modeliteratur. Im Tatsächlichen ist er am meisten den Darstellungen von Gervinus und Vilmar zu Dank verpflichtet, im Büchlein über das Drama hauptsächlich Wilhelm Schlegel. Von vielen Seiten nimmt Eichendorff demnach die Bausteine, um einen neuen, eigenartigen, selbständigen Bau aufzuführen, nach eigenem Grundriß, schlank aufsteigend, in den Umrißlinien klug überdacht, in edlen Maßen gehalten; die oft klobigen Bausteine müssen von seiner Hand meist erst zierlich zubehauen werden, um sich in die schmächtigen Umrisse seines Planes einfügen zu können. Allerorten hat Eichendorff das reizvolle Zierwerk origineller kulturphilosophischer und ästhetischer Bemerkungen, überraschender kritischer Einfälle, zeitgenössischer Streiflichter aufgesetzt. Auf dem tragfähigen Fundament seiner kraftvoll bestimmten religiösen Ueberzeugung erhebt sich der geschmeidige Bau seiner literarhistorischen Schriften, seltsam abstechend von den großen Dimensionen des Gervinusschen Kolossalwerkes, der breiten umfassenden Anlage des Menzelschen Werkes, dem ragenden Dom der Schlegelschen Weltliteratur; aber er zeugt von einem eigenmächtigen, originellen Baumeister, der einer selbständigen, eigentümlichen Idee darin Form und Gestalt gegeben hat.

Eichendorffs unantastbares Eigentum ist vor allem die auf den ersten Blick freilich etwas befremdliche Einteilung und Gliederung des Stoffes, die unter dem Prinzip der jeweils herrschenden Weltanschauung geschlossene Perioden der Poesie herzustellen strebt und dabei die Individualität bedingungslos dem Typus unterordnet. Sein ist im allgemeinen der ganze kulturphilosophische Gedankengang, sein die Einzelurteile, welche das unverkennbare Gepräge seiner starken Eigenart tragen und von seinem dichterischen Naturell Farbe und Ton erhalten.

So stellen sich Eichendorffs literarhistorische Werke trotz aller weitreichenden, aber, mit Ausnahme von Friedrich Schlegel, nicht allzu tief gehenden Beziehungen zur zeitgenössischen Literaturgeschichtschreibung als stark eigenpersönliche, selbständige Schöpfungen dar, die ihrem ganzen Gehalt und Wesen nach nur im Zusammenhang mit seiner sonstigen dichterischen, menschlichen, religiösen und politischen Tätigkeit erschöpfend erklärt werden können.

[225]) Eichendorff, Sämtliche Werke, hsg. von Kosch und Sauer, XI 157.
[226]) R 124, LG 458.
[227]) Eichendorff, Sämtliche Werke, hsg. von Kosch und Sauer, X *7.

Digitized by Google

Anmerkungen und Mitteilungen.

Die Auffassung des Geistes in „Hamlet".

Unserer Shakespeare-Erläuterung ist es vielfach nicht zum Bewußtsein gekommen, daß die Auffassung des Geistes in „Hamlet" von nicht geringer Bedeutung für das Verständnis von Hamlets Charakter ist. Das muß umso mehr verwundern, als man das Rätsel „Hamlet" ja sozusagen von allen Ecken und Enden aufzulösen begonnen hat. Wie Brandl, Genee, Kellner geht auch Bernhard Münz in seiner eben erschienenen Schrift „Shakespeare als Philosoph (1918), so sehr er auf allerlei Versuche von Türk, Gelber usw. eingeht, fast ganz achtlos on dem Problem vorüber, wie der Geist, der Hamlet erscheint, aufzufassen ist. Gewiß, Shakespeare glaubt an seine Objektivität, die Erscheinung wird als durchaus wirklich, real, objektiv hingestellt, denn nicht nur Hamlet sieht und hört die Erscheinung, sondern mit ihm und vor ihm wird der Geist von den Wachen und Horatio gesehen. Aber darin liegt nicht das Problem; auch nicht darin, ob nicht die dritte, nur von Hamlet wahrgenommene Erscheinung des Geistes als Phantasiegebilde Hamlets aufzufassen ist, wozu viele Erklärer (etwa Vischer, Hudson) neigen, sondern darin, ob wir den im 1. (und eventuell 3. Akt) erscheinenden Geist als einen guten oder bösen aufzufassen haben, als einen Boten des Lichtes oder der Finsternis.

Man vergegenwärtige sich: Ein Geist in Gestalt seines Vaters erscheint Hamlet und fordert ihn auf, seine Ermordung zu rächen. Ist der Geist ein guter, und als solcher muß er auch gelten, wenn er aus dem Fegefeuer kommt, so kann er erstens nur die Wahrheit sagen und zweitens nur zu Gutem auffordern; ist des Geist aber ein Sendling der Hölle, so kann er lügen und wird nur zu Schlechtem raten. Und andrerseits: Je nach der Beschaffenheit der Handlung, zu der er auffordert, verät er sich Hamlet als ein guter oder böser Geist, ja er kann sich in seiner Eigenschaft als guter Geist überhaupt nicht anders als durch die innere Güte seiner Worte, die innere Güte des Zweckes seines Erscheinens legitimieren. Gelber hat ganz recht, wenn er fordert, daß der Geist sich legitimiere; man muß sich aber vor Augen halten, daß er sich nur durch die innere Gutheit seines Rates, seines Besuchszweckes als guter Geist legitimieren kann. Auf die Wahrheit des als Tatsache Mitgeteilten kommt es dagegen viel weniger an; denn wenn auch ein guter Geist seinem Wesen nach nicht lügen kann, so kann doch auch ein böser Geist die Wahrheit sagen, weil sich auch mit der wahren Mitteilung von Tatsachen ein böser Zweck, ein schlechter Rat wirksam verbinden läßt.

Der Geist, der Hamlet als Geist seines ermordeten Vaters erscheint und ihm den Auftrag gibt: „Räch' seinen argen, unnatürlichen Mord" und:

„Hast du Natur in dir, so trag es nicht:
Laß Dänmarks königliches Bett kein Lager
Für Wollust und verdammte Blutschand' sein",

stellt sich als ein aus dem Fegefeuer kommender Geist vor, also als ein guter Geist*) Der Rat an Hamlet, sein Herz nicht zu beflecken und nichts gegen die Mutter zu ersinnen, ist ebenfalls ein guter. Soweit würde sich die

*) Die Behauptung A. Ackermanns, das Wandern des Geistes stehe im Widerspruch zur christlichen Auffassung, ist nicht zuzugeben, weil ja das Wandern als eine Fegefeuerstrafe aufgefaßt werden kann, mag mit J. H. Hudson (Shakespearejahrbuch XXXVII, 290 f.) darin auch eine Uebereinstimmung mit dem Volksglauben oder mit K. Meier (ebda. XLV, 292) der Einfluß heidnischer Anschauung gesehen werden.

Digitized by Google

Erscheinung als guter Geist legitimieren. Schwierigkeit machen nun aber die Worte:

Doch wie du diese Tat auch immer rächst,
Beflecke nicht dein Herz, nicht sinn' die Seele,
Was wider deine Mutter;

Wenn man den Geist als einen guten Geist gelten läßt, ergibt sich eine zweifache Möglichkeit, diese Worte damit in Einklang zu bringen. Da ein guter Geist unmöglich zu einem Morde raten, unmöglich die Blutrache als ethisches Gebot hinstellen kann, mag man mit Mauerhof und Kralik annehmen, der Geist befehle nicht die Ermordung des Königs, sondern fordere nur die Bestrafung des Verbrechens oder die Restauration des ursprünglichen Zustandes. Der Geist würde dann sagen: „Wie immer du für die Bestrafung des Verbrechers, des Königs, Sorge trägst oder die Restauration herbeiführte, beflecke dabei dein Herz nicht. Er würde damit nicht nur nicht zum Morde verpflichten, sondern ausdrücklich vom Morde abraten. Die Uebersetzung der Originalstelle mit „auch ersinne nichts gegen deine Mutter", die schon Vischer verlangt hat (Shakespearevorträge I, 279), würde dann nur umso besser passen. Wird die Erscheinung im 3. Akt als eine reale Erscheinung angesehen, so kann natürlich auch dort der Geist mit den Worten

„Vergiß nicht, diese Heimsuchung
Soll nur den fast gestumpften Vorsatz schärfen".

nicht den Mord empfehlen wollen, sondern es kann sich diese Stelle lediglich auf das frühere Wort: „Nicht sinn' die Seele, was wider deine Mutter" beziehen, das ohnedies im Folgenden variiert wird. Wird so der Geist als ein guter Geist aufgefaßt, dann versündigt sich Hamlet nicht dadurch, wie z. B. Bulthaupt (Dramaturgie III 308), Kellner, Brandl, W. Strunk (Shakespearejahrbuch XLVIII 225) annehmen, daß er mit am Morde zaudert, seiner „Pflicht" nicht schnell genug nachkommt, sondern es ist mit J. Kohler und R. Genee in diesem Zaudern ein ethischer Vorzug zu sehen. Hamlet faßt vielmehr seine Aufgabe von Anfang an falsch auf; statt sich zum Vertreter der sittlichen Weltordnung zu machen, vergreift er sich in der Wahl seiner Mittel und verfehlt sich durch seine Mordpläne gegen die sittliche Weltordnung. Wie weit er sich in seiner Rachegesinnung verfehlt, zeigt wohl am deutlichsten die von Samuel Johnson mit Recht kannibalisch genannte Empfindung seines Monologes in der dritten Szene des dritten Aktes, wo er den König nur ermorden will, wenn er ihn zugleich in seinen Sünden zur Hölle schicken kann. Die Privatrache, der Hamlet sich hingibt, und zwar in ihrer häßlichsten, teuflischesten Form, ist ethisch unmöglich erlaubt; auch der Aesthetiker und Erläuterer hat sich auf diesen Boden der Ethik zu stellen und darf ihn in seiner Erklärung nicht verlassen, wenn er nicht ein Kannibale sein will. Hamlets Schrei nach Rache, nach dem Tode, ja der Verdammnis des Königs ist durchaus unethisch, durchaus unchristlich; ein guter Engel, eine arme Seele aus dem Fegefeuer kann eine solche Empfindung nicht hervorrufen wollen; dem guten Geiste ist es nicht um die Vermehrung der Verdammten, sondern um die Rettung der Menschen aus der Sünde und dem ewigen Verderben zu tun; handelte er anders, wäre er eben kein guter Geist.

Wenn man der vorgebrachten Erklärung die Zustimmung versagt, die Annahme eines guten Geistes aber nicht fallen lassen will, bleibt nur die Auffassung Hamlets als Tyrannenmörder als letztes Asyl übrig. Hamlet würde demnach nicht aus Privatrache handeln, sondern als Richter; nun kommt aber der Ethik nur im Falle des Tyrannenmordes ein derartiges Richteramt zu und selbst in diesem einzigen Falle haben sich nur wenige Moralisten für die Erlaubtheit des Mordes ausgesprochen. Es müßte also der Geist und

Digitized by Google

Shakespeare mit ihm den Tyrannenmord für erlaubt, ja unter Umständen für geboten halten. Aber König Claudius wird von Shakespeare nirgends als Tyrann hingestellt und Hamlet fühlt sich nirgends als Tyrannenmörder; ja nicht einmal als Richter, ganz abgesehen davon, daß keine Ethik ein solches Richteramt kennt. Vischer (Shakespearevorträge I 260) meint zwar, dem König gehöre „ein Dolchstoß mitten in die Brust. Es ist sittlich und rechtlich. Wenn es noch eine Gerechtigkeit gibt, so muß der Mörder bestraft werden mit dem Tode. Vor irgend einen Gerichtshof kann man den König nicht stellen. Er ist ja unverantwortlich und da heißt es eben selbst handeln." Aber diese theatralische Ansicht Vischers ist sehr wenig haltbar, denn mit diesem Prinzip käme die menschliche Gesellschaft ganz gewiß wieder zur Blutrache zurück. Aber Hamlet fühlt sich auch gar nicht als Richter, vielmehr steht überall seine Privatrache im Vordergrund seines Handelns. Sollte Hamlet als Richter erscheinen, so müßten die sachlichen Motive, die Rücksicht auf das Gemeinwohl möglichst herausgearbeitet und seine Privatrache möglichst zurückgedrängt werden. Wie fern Hamlet jeder richterlichen Gesinnung ist, das beweist gerade sein kannibalischer Monolog; der Richter will strafen, aber nicht zur Hölle schicken, weil nicht der Haß gegen den Verbrecher, sondern die Pflicht ihn leitet. Würde ein guter Geist Hamlet zum Richter bestimmen, so müßte das ein Geist von sehr geringer psychologischer Einsicht sein, denn zum Richteramt ist aus psychologischen und moralischen Gründen der Parteimann Hamlet am allerwenigsten geeignet. Der Ansicht Müms, daß „die Einrenkung der aus den Fugen gegangenen Welt" „geradezu mit Notwendigkeit die Blutrache" fordert, kann man sich also aus ethischen Gründen nicht anschließen, mag sie welche Form immer annehmen. Wenn die Annahme eines guten Geistes aufrechterhalten werden soll, ist es unmöglich, den Mord als Auftrag des Geistes aufzufassen, er kann nur als Mißverständnis, eingegeben von Hamlets Leidenschaft, verstanden werden.

Anders stellt sich die Sachlage, wenn man die Geistes-Erscheinung für einen Sendling der Hölle hält, der Hamlet zum Morde verleiten will. Wie anfangs Horatio, so schwankt auch Hamlet (I 4), ob er einen Geist der Hölle oder einen guten Geist vor sich hat. Später (II 2) meint er geradezu:

Der Geist, den ich gesehen,
Ist leicht der Teufel und der Teufel kann
In holde Form sich kleiden usw.

und ihn täuschen. Er traut daher der Wahrheit des Mitgeteilten nicht; er will „sichere Gründe"; er will dem Geist erst dann das Mitgeteilte glauben, und glauben, daß er kein höllischer Geist ist, wenn der König beim Schauspiel sich verrät. Der Zweifel Hamlets ist an und für sich ganz berechtigt; aber er setzt an falscher Stelle ein. Denn nicht das kann ein stichhältiger, eindeutiger Beweis für die Güte des Geistes sein, daß sich die Wahrheit seiner Mitteilung herausstellt, sondern nur das, daß der Rat oder Befehl des Geistes mit dem Sittengesetz nicht im Widerspruch steht. Sein Intellektualismus ließ Hamlet nur die Wahrheit des mitgeteilten, nicht aber auch die Sittlichkeit des Auftrages prüfen. Das wäre umsowichtiger gewesen, als ja Hamlet noch in der zweiten Szene des fünften Aktes sich frägt:

Liegt es, bedenke dich, mir nun nicht ob?
. . . . . ist's nicht Fug und Recht,
Ihm mit dem Arm zu lohnen?

Ist nun der Geist ein böser Geist, so hat er zwar das Tatsächliche wahr berichtet, aber nur um Hamlet zur Rache zu spornen; hat auch deshalb seine Forderung absichtlich dunkel gehalten, weil er der Leidenschaft Hamlets

Digitized by Google

vertraute. Was er von der Schonung der Mutter und dem Fegefeuer erzählt, wäre dagegen nur vorgebracht, um Hamlet als guter Geist erscheinen, um ihn täuschen zu können. Eine Folge dieser Auffassung wäre aber auch die Deutung der dritten Erscheinung des Geistes als Phantasiegebilde Hamlets, wie die Mutter die Erscheinung ja auch auffaßt; denn es kann nicht angenommen werden, daß ein böser Geist Hamlets Leidenschaft gegen die Mutter zu besänftigen sucht.

Man sieht, sowohl die Auffassung des Geistes als guter wie als böser Geist hat seine Schwierigkeiten. Und gerade das bringt auf den Gedanken: muß denn der Geist klassifiziert werden, läßt Shakespeares Objektivität nicht vielleicht absichtlich darüber in Unklaren? Vielleicht um Hamlets aus Wittenberg heimgebrachte Zerrissenheit auch dem Geiste gegenüber um so besser in Erscheinung treten zu lassen? K. Meier (vgl. Shakespearejahrbuch XLV 292) hat darauf aufmerksam gemacht, daß die Wittenberger Orthodoxie die Geistererscheinungen für Teufelsspuk erklärte, während Melanchthon die Meinung vertrat, es könnten auch gute Engel dahinter sein. Kralik (Kulturarbeiten 1917) führt aus, daß die Reformation, die mit dem Humanismus und der Zeitphilosophie an Dämonen glaubte, es für einen nationalistischen Fortschritt hielt, die Erscheinungen Verstorbener als Teufelsspuk zu erklären und daß Hamlet zwischen dieser Modensucht und dem alle Schulweisheit plötzlich verdrängenden alten Väterglauben schwanke und so in Widerspruch mit sich selbst komme. Man kann diese Ansichten mit der Meinung gut in Einklang bringen, daß Shakespeare über den Charakter des Geistes im Unklaren lassen will, weil er nicht will, daß der Zuschauer mehr als Hamlet vom Geiste weiß. Und schließlich: ist der Unterschied in der Beurteilung Hamlets ein derartig gewaltiger, daß über diese Frage Auskunft gegeben werden m u ß? Sowohl wenn ein guter Geist zum Rechte rät und Hamlet aus Mißverständnis auf Abwege kommt, als wenn ein böser Geist Hamlet verführt, auf jeden Fall ist Hamlet von Anfang an auf Abwegen, es handelt sich im besten Falle nur um die Schattierung seiner Schuld. Darum sind von diesem Standpunkt aus beide Auffassungen möglich. Niemals aber ist die dritte Auffassung gestattet, die Gemeingut fast aller Erläuterer ist und die auch bei Münz zu Grunde liegt: daß nämlich ein guter Geist Hamlet den Mord befiehlt oder rät. Denn Shakespeare kann als Christ die Privatrache nicht als berechtigt hinstellen, als Tyrannenmörder aber tritt Hamlet nicht auf, jedenfalls kann aus „Hamlet“ nicht nachgewiesen werden, daß Shakespeare den Tyrannenmord mit den wenigen Moralisten, die als Nachfolger Johannes Parvucs besonders auch im Zeitalter der Reformation dafür eintraten, für erlaubt hielt, sodaß er einen solchen Auftrag einem guten Geist in den Mund legen konnte. Hamlet wird häufig als ein höchst moralisches Wesen aufgefaßt; das ist Hamlet nach diesen Ausführungen nicht. Er ist wohl edel veranlagt, aber er ist ebensowenig eine durchaus moralische Person als seine Nachegedanken und Pläne moralisch sind, oder sein Benehmen gegen die Mutter, die Ermordung Polonius', Rosenkranzs und Güldensterns edel zu nennen ist. Hamlet hat vielmehr wie das intellektuelle so auch das moralische Gleichgewicht verloren. Er ist nicht nur intellektuell, sondern als Folge der intellektuellen Zerrissenheit auch moralisch zersetzt. Gerade darum spiegelt der Zustand der Zerrissenheit seiner Zeit allseits wieder. Oskar Katann.

Eine jüdische Heiligsprechung.

Das Wirken des Geistes, der stets verneint, der nach einem Worte Pius IX. die Begriffe umkehrt, was gut ist, böse, und was böse ist, gut nennt, ist in unserer Zeit so offenbar, daß es kaum noch auffällt, wenn der jüdische „Expressionist“ L u d w i g R u b i n e r dem Vater der Freiden-

Digitized by Google

kerei, dem Franzosen Voltaire den Heiligenschein verleiht. Er nennt ihn „die Gestalt der höchsten Güter“ und fährt fort: „Eine neue Heiligkeit, die erst unsere Epoche wird zu verehren wissen, liegt darin, daß eine begnadete Seele beinahe siebzig Jahre der unglaublichsten Schöpfertätigkeit eines Menschenlebens durch alle Gebiete der Sprache hindurchtreibt, um endlich als Denker und Politiker seiner Jahrhundert die Waffen der Polemik zur geistigen Befreiung hinwerfen zu können.“

Gegen die nationale Selbstüberhebung

wendet sich J. Plotke in der „Frankfurter Zeitung“ (302) mit scharfen Worten:

„Zu unseren brennenden Aufgaben gehört die Auseinandersetzung mit der nationalen Selbstüberhebung, die nichts anderes als eine politische Seelenkrankheit ist, die das gleichmäßige Wachstum des Staatsganzen in all seinen Teilen stört und die Krüppelhaftigkeit einzelner Glieder verursacht. Ein Naturgesetze ehrendes Volksbewußtsein, ein Nationalgefühl, das Grenzen kennt, war und bleibt immer die erste Triebkraft eines gesunden Staates. Die nationale Selbstüberhebung aber ist entwicklungsmörderisch, sowohl in ihrem aggressiven Auftreten als nationalistischer Größenwahn, wie in ihrer Folge als nationale Selbstverachtung. Sie zerstört nicht nur das politische Leben einer Nation, sondern auch ihre höchste Kulturblüte in der Kunst.

Wir haben vor kurzem bei uns eine Periode maßlos gesteigerter nationaler Selbstüberhebung erlebt (die jetzt noch beim Gegner herrscht); ihre Reaktion erblicken wir vornehmlich in der Kunst, in den besten Erscheinungen, namentlich der jüngsten Dichtung, die eine verzweifelte Abwehr nationalistischen Größenwahns bedeuten. Das war gut, denn aus der Hingabe an völkische Selbstüberhebung ist zu keiner Zeit eine große Kunst gewachsen. Wo es sich nicht um ausgesprochene höfische Dichtungen einer für alle Ewigkeit überwundenen feudalistischen Epoche handelt, ist die Kunstblüte überhaupt nur selten mit politischen Glanzzeiten und mit der Aufrichtung imperialistischer Ideen zusammengefallen.“

o o o

Von neuen Büchern.

Hans Franck, Freie Knechte. Drama in drei Akten. München Delphinverlag 1919. 110 S.

Mit einer Auseinandersetzung zwischen Mutter und Vater beginnt das Stück und auf diesem Gegensatz ist es auch ganz aufgebaut. Was immer sich gegen den Krieg sagen läßt, wer das Recht zum Kriege gebe, wo Menschen- und Mutterrecht bleibe, wo das fünfte Gebot, wo die Sprache des Gefühls, all' das bringt in leidenschaftlicher Anklage und Empörung die Mutter vor; und was immer sich darauf erwidern läßt, von Gehorsam, Opfergeist, Vertrauen, all' das entgegnet der Vater. Und inmitten beider steht der letzte, einberufene Sohn, der zwischen den um ihn ringenden Eltern und Standpunkten wählen soll, die seinen eigenen Weg finden will und keine andere Lösung sieht, die alle das gleiche Schicksal erleiden; nicht wissen, warum er kämpfen müsse, nicht glauben und dennoch tun, das ist die Formel für die Schwere seines Handelns, die auch im Titel „Freie Knechte“, im Sinne einer selbstauferlegten Pflicht, Ausdruck gefunden hat. Diese Lösung trägt insoferne den Stempel der Wahrheit, als Tausende und

Digitized by Google

Abertausende so gehandelt haben, sie ist wahr im Sinne des Alltags, des täglich Vorkommenden. Aber wenn wir vom Dichter verlangen, daß er sich nicht begnüge vorzuführen und philosophisch zu entwickeln, *wie* die Menschen vielfach handeln, sondern, daß er uns sage, wie man in solchen Lagen handeln *solle*, so werden wir den Grundgedanken des Dramas sehr unbefriedigend finden. Nun hat Hans Franck seine Lösung allerdings insoferne zu mildern gesucht, als infolge des Wahnsinnsausbruches der Mutter, die den die Staatsgewalt vorstellenden Gendarmen erstickt, zum guten Ende mit dem Sohne auch der Vater einrückt, um für den Ermordeten dem Staate Ersatz zu bieten; aber diese erhabene Gesinnung einer Nebenperson, der im ganzen Stücke durch den Sohn wie durch die Mutter eigentlich die Geltung abgesprochen wurde, vermag die platte Skepsis, die dem Streben des Sohnes, der Masse gleich zu sein, denn doch zu Grunde liegt, nicht zu überwinden, abgesehen von der unbefriedigenden und zwiespältigen Stellung Francks zum Kriege weist das Drama nicht zu leugnende Vorzüge auf; einen einfachen, symmetrischen, leicht überschaubaren Aufbau der personenarmen Handlung, eine die Figur der Wiederholung hebende flüssige Rhetorik voll Dialektik und Leidenschaft, eine trotz des Bauernmilieus gehobene, bühnengerechte Sprache in meist fünffüßigen Jamben, die aber frei gebaut und mit andern vermischt sind.

Dr. Oskar Katann.

Ernst Michel, Der Weg zum Mythos. Zur Wiedergeburt der Kunst aus dem Geiste der Religion. Jena, Eugen Diedrichs 1919. 139 S. Mk. 4.50.

Das Buch Michels ist eines der reizsamsten Bekenntnisse zu den Grundgedanken der Romantik, die in letzter Zeit erschienen sind, obwohl es gegen die Romantiker mehrfach ankämpft. Reizsam vor allem deshalb, weil es einen guten Teil Nietzsche in sich aufgenommen hat und ebenso wie Susanne Schmidt-Wöllersdorfer (Vgl. „Graf" XII 334 ff.) von dort aus zu der Forderung eines Mythos für die Kunst fortschreitet; sodann weil es zeigt, wie der romantische Gedanke eines Richard Benz und Christoph Flaskamp in einem durchaus protestantisch denkenden Kopfe sich bricht. Michel führt in seinem Buche den Gedanken durch, daß die Kunst, um groß zu sein und ihre höchste Aufgabe erfüllen zu können, aus dem Geiste des Mythos wiedergeboren werden muß, um „als Mysterium der Menschenseele das Ewige in vollkommenster Vermittlung darzubieten und die atomisierte Menschheit im gemeinsamen Erlebnis der Wahrheit wieder zur heiligen Gemeinschaft zusammenzuschließen". Benz habe gezeigt, daß uns die Fähigkeit zur Weltanschauung fehle, weil uns das Vermögen der religiösen Ehrfurcht abgehe und diesen Satz nimmt auch Michel an. Wie Benz bewundert er die Gotik, die „ihrem Ursprung nach auf die zeugende Kraft des christlichen Mysteriums" zurückgehe, „auf die zentrale Stelle des Mysteriums vom Gottmenschen und der heiligen Opferfeier", woraus „die große Entbindung der menschlichen Schöpferkräfte" folgte. Er betrachtet es als entscheidend, daß der Protestantismus die katholischen Mysterien verworfen, aber „kein neues Mysterium aus sich zu gebären" vermochte; dadurch verlor die Kunst ihren religiösen Mutterboden. „In dem Bereich des Gefühls verankert, konnte sie jetzt nicht mehr sein, was sie im Mittelalter oder im hellenischen Zeitalter war: Daseins-Deuterin im Lichte einer im Mysterium gehüteten, dort in Andacht erlebten Wahrheit; gestalteter Ausdruck einer Weltanschauung, der Menschheit erlösend dargeboten. Künstler sein heißt nunmehr bestenfalls: sich selbst in Gestalten zu tragen; den Künstler macht die Gabe, zu sagen, was er leidet. Die Kunst erschöpft sich wesentlich im Möglichkeitsbereich der Subjektivität."

Digitized by Google

Und an andrer Stelle heißt es: „Daß aber gerade die religiösen Zeitalter der Menschheit und der Völker es waren, in denen die Kunst zu ihrer höchsten Entfaltung kam, beweist, daß die Intensität ihrer Wirkung aufs engste verknüpft ist mit dem, was sie ausdrückt, mit der Bedeutung der Sphäre, aus der ihre Erlebnisse kommen. Daß die einzelne künstlerische Leistung an sich und sei es die vollkommenste, dem geistigen Menschen letzte Befriedigung zu geben vermöge, das mag sich der Ästhet einreden, wahr ist es nicht. Der moderne Künstler, dessen ästhetische Wilde im Selbstbewußtsein promethidischer Kraft jede Instanz über sich ablehnte und, jenseits von Gut und Böse, in der Kraft der Form unterschiedlos jeden Inhalt zu adeln sich getraute — dieser gott—lose Künstler ist es heute, der nach Höherem, nach dem Glauben, ja nach der Kirche ruft und nach Einordnung unter eine überindividuelle geistige Macht verlangt. Die künstlerische Schöpferkraft vermag nicht dauernd in ihrer Selbstherrlichkeit Genüge zu finden, sie läuft sich in der Beschränkung auf die Gefühlsinhalte des modernen Ich-Menschen, den es bei der Fülle seiner Impressionen hungert und dürstet, trocken." Aber merkwürdig! So sehr sich Michel in solchen Grundauffassungen einer nicht nur ästhetisierenden, sondern wurzelhaften katholischen Romantik nähert, das hindert ihn nicht, gegen die Romantik und den Katholizismus zu protestieren; und so scharf er den Protestantismus wegen seiner chaotischen Zersetzung anfaßt, er steht in seinen theologischen Ansichten doch ganz auf seinen Schultern, er nährt sich als freireligiöser Theologe von den Früchten des Baumes, den er verworfen hat. Was er über Gott, Christus und den Mythus selbst ausführt, ist trotz aller gnostischen Verbrämung eine Frucht echt protestantischen Geistes und seine Wertschätzung Memberts, den er seines Aeönenmythos halber als den Schöpfer eines unserer Zeit entsprechenden Mythos feiert, ist auch nur von diesem mehr oder minder freireligiösen Boden aus denkbar. Selbst zwiespältig, löst Michels Buch zwiespältige Empfindungen aus.

Dr. Oskar Katann.

Hermann Hefele, Die Entsagenden. Novellen. Verlegt bei Eugen Salzer in Heilbronn 1919. 127 S. gbd. Mk. 1.50.

„Die Entsagenden" von Hermann Hefele gehören zu den vollendetsten Novellen, die ich kenne. Zwischen Paul Ernst und Heinrich Federer stehend, vereinigt Hefele die kühle Sachlichkeit des aus weiter Erinnerungsferne schöpfenden Berichterstatters mit der farbigen, anschaulichen Lebenswärme des Süddeutschen. Ein Meister der Novellistik tritt uns in den fünfmal zwanzig Seiten entgegen, die alle das Thema des Entsagens zum Gegenstande haben, das sich im Prisma der Charaktere und Zeiten mannigfaltig bricht. Mit einem durchdringenden Schrei des Entsagens enden „die Kreuzfahrer", die mitten in ihrer Einsamkeit und der Sinnlosigkeit ihrer Kämpfe in schwüler Nacht von namenlosem Heimweh erfaßt werden, das sich langsam aus seiner dumpfen Unterdrückung löst, zum Wachbewußtsein gebracht durch die ihrem Zustand entsprechende Erzählung von einer Nonne, die triebhaft ihrem Sündenleben wieder entgegenflieht, das ihr zur zweiten Heimat geworden ist. Pietro Bembo in der Novelle „Der Herzog" entsagt Lucrezia Borgia, weil er erkennt, daß nicht er, der tatenlose Träumer und rätselige Dichter, die Herzogin in einer schwachen Stunde erobert hat, da doch die Führung ganz in der Hand der Herzogin lag, die ihr Abenteuer bald als einen Irrweg einschätzt und sich just in dem Momente wieder ihrem tatenlustigen Herzog zuwendet, als der Stern des Herzogs im Niedergange ist. Aber Bembo entsagt mit dem Bewußtsein des Renaissancemenschen, daß nur die Schwäche seiner Passivität sein schönheitstrunkenes Genußleben möglich macht. In den „Entzweiten" entsagt eine Nonne den Lockungen der Reformationszeit, die ihr in Gestalt eines freienden Ritters entgegen-

Digitized by Google

treten, obwohl sie erfährt, warum sie von ihrem Vater ins Kloster gesteckt wurde, und bleibt an der Seite ihres Vaters, des verhaßten Bischofs, der in einer großen Beichte seiner sündigen Vergangenheit entsagt, obwohl ihr an seiner Seite der sichere Tod winkt. „Pontanos letzte Liebe" schildert die Liebe des greisen Staatsmannes zu einem einfachen Mädchen, die mit der herbstlichen Entsagung des Alters redet, und verherrlicht die Entsagung, die deshalb so gerne gebracht werde, weil sie nicht sosehr Opfer, als Vollendung unseres Seins sei. (Wir bringen diese Novelle in einem der nächsten Hefte mit gütiger Erlaubnis des Verfassers und Verlegers zum Abdruck.) „Der Tod des Kardinals" endlich schildert ein sacrificium intellectus, das der Neffe des Kardinals, ein junger Prälat, dem toten Kirchenfürsten bringt, der sich noch im Tode als der stärkere Wille erweist und dem widerstrebenden Neffen die Unterwerfung unter ein Urteil der Indexkongregation abringt, um so in seinem Neffen weiterzuleben. Wie wunderschön die Novellen angeordnet sind, — die zweite und vierte sind ausgesprochene Renaissancenovellen, die drei anderen zeigen die Kirche im Kampfe mit ihren zeitgenössischen Gegnern des 13., 16. und 19. Jahrhunderts —, es hat doch auch die letzte in unmittelbarer Vergangenheit spielende Novelle einen Renaissanceeinschlag; Kardinal und Prälat haben Renaissanceblut in ihren Adern, sie sind mehr Politiker als Religiöse. Wäre Hefele nicht der große Künstler, der er ist, so hätte die Novelle fast einen kirchenpolitischen Beigeschmack, aber Hefele interessiert nicht nur die Macht der Kirche über die Geister, sondern weit mehr der Charakter des sterbenden Kardinals, der will, daß sein Werk durch den Neffen weitergeführt werde und der noch über den Tod hinaus zu wirken entschlossen ist. Die Willenskraft eines Kardinals steht ihm hier ebenso im Vordergrunde wie in der Novelle „Der Herzog" die Genußfreudigkeit eines Humanisten. Erinnerte man sich nicht, daß die männliche Herzogin ihren tatenfrohen Gemahl schließlich doch dem flirtenden Bembo vorzieht, so wäre man geneigt, dem seine Schwäche als Tugend betrachtenden Sekretär nicht gerne das letzte Wort zu lassen. Wenn aber Pietro Bembo am Schlusse mit vielsagender Geste voll Behagen den Duft einer Rose trinkt, und in seiner Schwäche „ein Geschenk der allschaffenden Natur" sieht, so hat Hefele darin mit wenigen Strichen das Wesen des Renaissancemenschen mit seinen Schatten- und Lichtseiten wiedergegeben. In solchen Schlüssen ist Hefele Meister; ähnlich sprechend und mimisch ist der Schrei am Schlusse der „Kreuzfahrer", das Unterschreiben des Neffen des Kardinals, die Abfahrt Pontanos; überall wirkt das Motiv der Entsagung, in eine eindrucksvolle, gleichsam den Kern der Novelle ausdrückende Geste zusammengefaßt. Und den prachtvollen Schlüssen entsprechen ebenso schöne Novelleneingänge; scheidet der ernüchterte Pontano auf königlicher Barke auf Baja zurückblickend, so nähert er sich Baja ebenfalls zu Wasser, diesmal auf einem die Annäherung an das Mädchen gestattenden einfachen Schiffe. Mit wenigen Strichen schildern „Die Kreuzfahrer" die Situation der Belagernden am Novellenbeginn, ebenso knapp wird am Schlusse die Lage der Belagerer zum Bewußtsein gebracht. Ein starker Formwille offenbart sich in der wohlgegliederten Gruppierung der Begebenheiten und dem beiwortreichen, den Parallelismus hebenden, sorgsam abgetönten Stil. Aber so knapp und sparsam Hefele durchwegs ist, soviel er der Phantasie des Lesers überläßt, seine Gestalten sind fein durchgearbeitet, über jeder Schablone stehende Individualitäten. Mit wenigen Zügen weiß er ein Bild der Zeit zu entwerfen und in dem speziellen Fall die wesentlichen Tendenzen der Kulturperioden sozusagen auf die kürzeste Formel zu bringen. Kurz sind seine Novellen, aber reich an Inhalt und so könnte man noch vieles sagen; aber schließlich muß auch eine Besprechung ein Ende haben.

Dr. Oskar Katann.

Digitized by Google

Donauland-Almanach 1919. Herausgegeben von Alois Veltzé. Mit sechzehn ganzseitigen Abbildungen und vier Farbendrucken. Wien, J. Roller u. Co., 172 S.

Der Donauland-Almanach ist dem Velhagen-Almanach nachgebildet und gibt wie dieser einen guten Ueberblick über den Autorenkreis der Monatsschrift, der er angegliedert ist, und über das Niveau ihrer Darbietungen. Die Prosabeiträge herrschen in dem Bande bei weitem vor. Mit einem längeren warmherzigen Beitrag Müller-Guttenbrunns „Ferdinands Wandlungen" wetteifern die Erzählungen von Adolf Schwayer und Robert Hohlbaum, die alle gemütvoller und behäbiger angelegt sind, während Ludassy und Oesteren (wie auch Wildgans in seinem skeptisch-unsichern Einakter) sich auf der Kante der üblichen Ehe- und Kokottendialektik bewegen. Eine prächtige Schilderung der Stadt Graz hat Bartsch beigesteuert, sie gehört vielleicht zu seinen besten schriftstellerischen Leistungen, man erkennt, daß hier die Wurzel seiner poetischen Kraft liegt. Die Skizzen von Pick und Schellander sind bei all ihrer Seltsamkeit mehr verwunderlich als packend und Käthe Brauns Legende „Die Sonne von Monte Salore" scheint mir das Wunderbare, statt es in der Realistik zu begründen, mit Phantastik zu verwechseln. Unter den lyrischen Gedichten ist zuerst Clokors „Anrufung" zu nennen; in diesem Gedicht spricht sich ein tiefes religiöses Empfinden aus und es wäre daher besser an den Anfang gestellt worden als Hans Rudorffs „Dies irae", das Glauben und Unglauben, Jesus und Ahasver im Nirwana versöhnen will. Auch Schaukal und Br. Willram haben sich mit schönen Beiträgen eingefunden, aber wir hätten es lieber gesehen, wenn beide ebenso frei mit katholischen Gedichten zu Worte gekommen wären wie Hans Rudorff mit seinem Theismus und Atheismus einander gleichstellenden Gedichte.

O. K.

Jassy Torrund. Hannas Lehrjahre. Erzählung. Erster Band der „Sonnenlandbücherei", geleitet von Maria Domanig. Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck, Wien, München. Oktav, 206 S., geb. *K* 12.60, Mk. 6.30.

Eine aus charakterstarker Kindlichkeit, warmem Familiensinn, echt weiblicher Opferfreudigkeit und deutscher Heimatliebe gewobene Erzählung, deren junge Heldin mit beiden Füßen im ernsten Leben steht und doch mit ihrer ganzen reinen Seele in die Höhen greifbarer Idealität emporwächst. Die Verfasserin geht von der richtigen Voraussetzung aus, daß die eigentlichen Lehrjahre des jungen Mädchens und der werdenden Frau außerhalb der Pensionatszeit liegen, in den Jahren, in denen die Haustochter von der Mutter ins sorgenvolle und heimelige Leben der Familie eingeführt wird und wo nach und nach das Leiden in allen Formen an die junge Seele herantritt und sie kräftigt und läutert. Ganz im Sinne unserer Zeit bereitet sich Hanna auf einen praktischen Beruf vor, und zwar auf eine Lebensstellung, die dem Weibe in ihr etwas gibt und es erfüllt. So vorbereitet tritt sie dann in die Ehe und erfüllt die natürliche und höchste Bestimmung, die Gott der Mehrzahl der Frauen gesetzt hat. Das Buch hält sich bewußt und absichtlich von jeder allzu großen Realistik fern; es will nicht Außen-, sondern Innenleben schildern. Junge Mädchen der Kleinstadt und des Landes werden in ihm ihr eigenes Lebensbild wiederfinden; den Großstadtmädchen weht aus ihm ein würziger und gesunder Hauch entgegen. Die tiefsten Quellen der Mädchenseele sind hier von kundiger Hand erschlossen.

Wilhelm Wiesebach S. J.

Heinrich v. Schullern. Vom Garten des Glaubens. Skizzen. Verlag Tyrolia, Innsbruck, Wien, München. 94 S. Brosch, *K* 4.50, geb. *K* 5.80.

In der Beschränkung zeigt sich der Meister. Heinrich v. Schullern scheint eben überall zu Hause zu sein, sei es im breitangelegten, großzügigen Romane

Digitized by Google

— man denke an „Jungösterreich“ —, oder an das vielgelesene Buch „Aerzte“ usw. Auch im Drama hat er sich als echter Künstler bewiesen und nun überrascht er uns mit ganz schlichten, einfachen Skizzen, betitelt „Vom Garten des Glaubens“. Diese schmucklosen kleinen Erzählungen sind Ausschnitte, ich möchte sagen Momentaufnahmen aus dem Leben, die zwar schließlich jeder erlebt, aber oft nicht sieht und zum allerwenigsten wiedergeben kann. Und daß sie so erzählt werden, ohne jeden Schmuck, ohne jedes überflüssige Wort, das ist eben die Kunst, die trotzdem so mächtige Wirkung erzielt.

Wer denkt nicht beim Lesen dieser herzigen Kindergeschichten an die eigene Kindheit zurück oder an seine Kleinen, die Aehnliches sich leisten. Auch die Erwachsenen, die Schullerns zielsichere Hand zeichnet, sind durchwegs kindliche Gemüter, die im „Garten des Glaubens“ die goldene Wunderblume pflücken und dabei selig und glücklich sind. Unsere heutige gemütsarme Zeit braucht solchen Führer zurück in das Märchenland der Kinderzeit und die stille Einkehr in die Poesie glaubensstarker, kindlichfroher Menschen. Macht nur die Augen auf, dann werdet auch ihr solche Gestalten allüberall finden, Menschen, die sogar in den ärmsten Verhältnissen froh und glücklich sind, weil ihre Seele im Garten des Glaubens Wurzel schlug und sich darin so fest verankerte, daß selbst der größte Sturmwind es nicht vermochte, sie aus dem Gleichgewicht zu bringen. Möge das kleine Buch viel gelesen werden, auch deshalb, um unseren Schullern auch von dieser Seite kennen zu lernen.

Klara Pölt-Nordheim.

Verlag und Druck der Verlagsanstalt Tyrolia, Ges. m. b. H., Innsbruck. — Preßgesetzlich verantwortlicher Redakteur: Peter Kaiser, Innsbruck.

Digitized by Google

Digitized by Google

B 20 1970

AP 30
.G65
v.13

Gral, Der
Literarische Monat-
sschrift

JW Boyer 6676778
5110 S Kenwood

227

AP 30
.G65
v.13

Gral , Der
Literatische
Monatsschrift

THE UNIVERSITY OF CHICAGO LIBRARY

Digitized by Google

UNIVERSITY OF CHICAGO
79 462 070

Digitized by Google